

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1901.

Inhalt.



Berlin, den 6. April 1901.

Alexandriner.

Das Garde-Grenadierregiment, das den Namen des Russenkaisers Alexander trägt, hat eine neue Kaserne bekommen. Wie die Verfassung fordert, wurde das für den Neubau nöthige Geld vom Reichstag erbeten und bewilligt. Das Haus ist also von deutschen Bürgern bezahlt und soll als Wohnung und Uebungplatz einem Theil des Volksheeres dienen, das die Aufgabe hat, die Grenzen des Reiches zu schützen und den Angriff fremder Eindringlinge zurückzuschlagen. Mancher Wanderer, der vom Schloßplatz her über den Kupfergraben kam, hat staunend zu dem Neubau aufgeblickt und sich gefragt, ob hier, im Herzen der Hauptstadt, eine Festung errichtet werde. Das war schließlich aber eine Stilfrage; die Regirungzeit Wilhelms des Zweiten hat uns an architektonische Merkwürdigkeiten gewöhnt: warum sollte sie uns nicht eine Kaserne bescheren, die einer befestigten Ritterburg ähnelt? Einen besonderen Sinn brauchte man in der Wahl dieses Stils nicht zu suchen. Jetzt erst, am achtundzwanzigsten März, haben wir erfahren, daß diese Kaserne mehr sein soll als die Wohnung und der Uebungplatz eines Theiles der wehrfähigen Mannschaft. Der König und Kriegsherr hat seine Absicht mit erfreulicher Deutlichkeit ausgesprochen. Er hat befohlen, die Kaserne dicht beim Schloß zu erbauen, weil er „eine feste Burg" in der Nähe haben will. Das Garde-Grenadierregiment Kaiser Alexander, das gegen Straßenaufstände früher der preußischen und sächsischen Dynastie gute Dienste geleistet hat, betrachtet er als seine persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für

den König ihr Blut zu verspritzen", und diese Leibwache muß ihr Quartier natürlich dicht beim Schloß haben. Der Kaiser, der das Regiment selbst in das neue Haus geführt hat, sagt ihm auch ausdrücklich, für welchen Fall er auf die Leibwache zählt: „Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben." So stimmt Alles zusammen: das Haus und die Einweihungrede haben den selben Stil. Der Kaiser sieht in dem achtundvierziger Aufstand eine Regung unbotmäßiger Frechheit. Er glaubt, dieser Vorgang werde sich wiederholen. Deshalb will er eine feste Burg in der Nähe haben und hat in diese Burg eine Leibwache gelegt, die für die Pflicht vorbereitet werden soll, aufrührerische Bürger mit dem Bajonnett zu verscheuchen.

Der Kaiser hat die Grenadiere in seiner Rede Alexandriner genannt. Die Bezeichnung ist ungewöhnlich, aber sie klingt nicht schlecht und weckt eine Erinnerung, die nützlich werden kann. Die Alexandriner waren sehr brave Leute und — Männer wie Theokrit, Kallimachos und Herondas waren unter ihnen — sehr tüchtige Arbeiter. Doch ihre schöpferisch fortwirkende Kraft war gering. Sie saßen im Museion über Folianten und häuften in emsigem Mühen den Bücherstoß. Als die Ersten in der uns bekannten Geschichte haben sie den Begriff Gelehrsamkeit um sein altes Ansehn gebracht. Weil sie unproduktiv waren, weil ihrer Stubenarbeit die Wirkung versagt blieb, gilt ein Gelehrter, ein Schreiber in der von hellenischer Kultur gedüngten Welt des Westens seitdem als ein dem Leben fremder, zu öffentlichem Wirken untauglicher Mann. Dieser Alexandriner, deren Name warnend an der Spitze der neuesten Rede des Kaisers steht, wollen wir uns erinnern. Wenn wir in der Noth der Stunde nur hundertmal Gesagtes wiederholen, wenn wir uns damit begnügen, Artikel zu schreiben und unserer Unzufriedenheit vorsichtigen Ausdruck zu geben, dann werden auch wir nicht mehr erreichen als die Gelehrten einst in der Hauptstadt der Ptolemäer und werden, wie sie, den Kindern kräftiger Epochen nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Echt alexandrinisch war schon der Versuch, der Stimmung des Kaisers nachzuspüren und den Gedankengang der Rede aus melancholischen Anwandlungen zu erklären. Solche Künste sollte man höfischen Geberdenspähern überlassen und sich nicht wundern, wenn der Monarch darüber lacht. Er hat diesmal ja nicht anders gesprochen als sonst. Ehe das Eisenstück Weilands ihm noch das Nasenbein ritzte, stand das Bild eines Bürgerkrieges

vor seines Geistes Auge. Die Garde rief er auf, ihn vor der „hochverrätherischen Schaar" zu schützen, und schärfte jungen Soldaten die Pflicht ein, wenn es befohlen werde, auf Vater und Mutter zu schießen. In der ganzen Rede ist kein neuer Ton und alles Bemühen, sie aus einer seelischen Depression abzuleiten, muß fruchtlos bleiben.

Gewiß ließe sich leicht Manches erwidern. Als das Geld für die Kaserne gefordert wurde, hat der Kriegsminister mit keiner Silbe angedeutet, hier solle eine kaiserliche Festung, das Quartier einer Leibwache gebaut werden. Natürlich; sonst wäre die Forderung abgelehnt worden. Man könnte also sagen, die Verwendung des Geldes entspreche nicht den im Reichstag vorgebrachten Motiven, und, unter Berufung auf das schöne Lied von den Rossen und Reisigen, hinzufügen, der Kaiser bedürfe keiner Leibwache und zu solchem Dienst seien deutsche Jünglinge nicht verpflichtet, solcher Dienst sei den Organisatoren und Reorganisatoren des deutschen Heeres nie als Ziel ihrer Arbeit erschienen. Dabei wäre über den Unterschied zwischen Prätorianern und einem modernen Volksheer Allerlei zu sagen; zum Beispiel: das Alexander-Regiment sei ja nicht mehr das selbe, das in Berlin und Dresden die Revolution bekämpft hat; eine andere Generation diene in seinen Reihen und es sei von anderem Geist erfüllt, zum großen Theil vielleicht von dem Geist, der in der „hochverrätherischen Schaar" lebt. Auch sei es nicht rathsam, ohne zwingende Veranlassung von der grausen Möglichkeit eines Bürgerkrieges zu sprechen und mit der Spitze der Bajonnette zu drohen. In Berlin, im ganzen Deutschen Reich denke kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Schon der alte Engels hat erklärt, die Zeit des Putschismus sei vorbei. Die Sozialdemokraten hoffen von der Evolution viel mehr als von irgend einer Revolution. Die wirthschaftliche Entwickelung, so rechnen sie, wird des Kapitals Allmacht brechen und eine neue Gesellschaftform schaffen, die gerechter als unsere die Waffen zum Kampf ums Dasein vertheilt. Nie war die Gefahr bewaffneter Aufstände geringer als seit dem Erstarken des Sozialismus; und es ist kein Zufall, daß in den Jahrzehnten, die uns von den Tagen Marxens und Lassalles trennen, trotz den heftigsten Interessenkämpfen kein deutsches Land eine Revolution gesehen hat. Und schließlich wäre zu fragen, ob es nöthig war, die unkluge Verzweiflungthat deutscher Bürger, denen Söhne und Enkel leben, „Frechheit" zu nennen. Da hätte Friedrich Wilhelm der Vierte aufzumarschiren, der vor den Opfern des Märzkonfliktes den Hut zog, die Volkserhebung ein „großes Ereigniß" nannte und den „ausgezeichneten Geist", den „gesunden und edlen Sinn" der Ver-

liner pries. Also eine Fülle brauchbaren Stoffes ... Und dann? Was ist damit erreicht, wem etwas Neues gesagt? Nicht einmal dem Kaiser selbst, der ja zu wissen glaubt, wie das Volk über ihn denkt.

Nein: der Kaiser hat deutlich gesprochen und deutlich muß auch die Antwort sein, so deutlich, daß sie nicht überhört, dem Ohr, an das sie sich wendet, nicht entzogen werden kann. Auf die Berlinische Kommunalvertretung ist nicht zu rechnen. Der Oberbürgermeister von Berlin, der zwar nicht „trotzig", aber auch nicht „tüchtig" ist, steht bei solchen Reden mit der Amtskette unter den Statisten, ist selig, wenn er eines huldvollen Wörtchens gewürdigt wird, und scheint gar nicht zu ahnen, wie ein stolzer Mann in so seltsamer Lage handeln müßte. Der Magistrat wird loyal weiterwinseln und die Stadtverordneten, deren Mehrheit sich doch als die Erbin des achtundvierziger Geistes fühlt, werden mit leisem Gemurr die strenge Rüge einstecken und in der nächsten Adresse wohl noch wärmere Töne als sonst anschlagen. Im Grunde handelt es sich ja auch nicht um eine berlinische, sondern um eine deutsche Angelegenheit, die in den Reichstag gehört. Da ist der Kanzler zu interpelliren. Ob und wann die Verbündeten Regirungen sich von der Nothwendigkeit überzeugt haben, dem Deutschen Kaiser eine Leibwache zu schaffen. Warum diese Absicht beim Militäretat, als das Geld für die Alexander-Kaserne gefordert wurde, verschwiegen blieb. Ob der Kanzler, als der allein verantwortliche Reichsbeamte, dem Kaiser gesagt habe, in Berlin sei ein Aufstand zu erwarten, und auf welche bisher unbekannte Thatsachen sich diese Meinung stütze. Ob die Auffassung der achtundvierziger Ereignisse, die den Worten des Kaisers zu entnehmen war, vom Reichskanzler vertreten wird. Die Form werden parlamentarische Taktiker leicht finden. Am Besten wäre ein Antrag, der zur Abstimmung führt. Kann nicht abgestimmt werden, dann ist jede Partei, insbesondere das süddeutsche Centrum, so lange zu provoziren, bis sie sich ohne Zweideutigkeit über die Sache ausspricht. Pardon ist nicht zu geben; den Heuchlern sind ihre Privatäußerungen vorzuhalten. Weigert der Präsident sich unter nichtigem Vorwand, die Interpellation auf die Tagesordnung zu stellen, so ist ihm die Fortführung der Geschäfte unmöglich zu machen; bei diesem Anlaß wäre mit dem Nothwehrmittel der Obstruktion Größeres zu erreichen als bei der armsäligen Lex Heinze. Im Nothfall kann man auch auf einem Umweg ans Ziel kommen. Interpellation über die auswärtige Politik des Reiches. Im Kreis der Offiziere des Alexander-Regimentes hat der Kaiser auch gesagt, es sei gelungen, das freundschaftliche Verhältniß zu trüben, das so lange zwischen

Deutschland und Rußland bestand; nicht er aber trage daran die Schuld. Er hat ferner von der nahen Möglichkeit eines Kampfes gesprochen, den Deutschland allein, ohne Bundesgenossen, gegen eine Uebermacht auszufechten haben werde: „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war." Solche Worte spricht ein König und Kriegsherr doch gewiß nicht ohne Grund. Das Volk aber hat ein Recht darauf, zu erfahren, wie das Reich in eine so üble Lage gerathen konnte. Graf Bülow hat in seinen Reden eine internationale Gefahr nicht erwähnt und die deutsch-russischen Beziehungen als über jeden Zweifel erhaben geschildert. Aber der Weiße Zar, der Chef des Alexander-Regimentes, hat zu dem Festtage, der den Kaiser zu so auffallenden Betrachtungen stimmte, keinen Gruß geschickt. Die Besprechung so wichtiger Dinge kann selbst der Zweibund Ballestrem-Arenberg in seiner diplomatischen Weisheit nicht hindern.

Diese Besprechung soll nicht etwa den Zweck haben, den Kaiser zu kränken; durchaus nicht: jede Schroffheit kann vermieden werden, denn Verständigung, nicht Zwist, ist das Ziel. Eine Verständigung aber ist nur zwischen Denen möglich, die einander kennen, ihres Wollens Richtung nicht einander verhehlen. Der Kaiser scheint einen Willen zu haben. Ihm ist der mit dem Recht auf den Thron Geborene ein besonderes Wesen, das geweihte Gefäß göttlicher Gnade. Dem Wink des Erleuchteten hat die Menge zu folgen, blind und gläubig, denn er sieht, was dem Auge des niedrig Geborenen noch in Nacht gehüllt ist. Sein Werkzeug ist das Heer, das auf seinen Befehl die „mißleiteten", „unbotmäßigen" Massen bändigen, wenn durchaus nöthig, mit gefälltem Bajonnett niederzwingen muß. Jeder Aufstand des Willens gegen den König war ein freches Verbrechen, das nur mit Feuer und Schwert gesühnt werden kann. Und da der König allein der Vertreter der Staatsgewalt und der einzige Hort der Volkshoffnung ist, hat er Anspruch auf eine Leibwache, die in seiner Person zugleich auch den Staatsgedanken schützt. Diese aus ehrwürdigen Theokratien stammende Anschauung hat den großen Vorzug lückenloser Einheitlichkeit; nur scheint sie leider mit den Wünschen der deutschen Volkesmehrheit kaum zu vereinen. Das ist noch kein Unglück. Erwachsene Menschen, die der selben Kulturzone angehören, sprechen sich aus und finden schließlich einen modus vivendi. Wie aber soll der Kaiser die Volksstimmung kennen lernen? Auf eine Preßstimme, die ihn mit der gebote-

nen Vorsicht angreift, kommen immer zehn, die jedes seiner Worte als eine Titanenthat feiern. Keine Spur einer Einheitlichkeit im Wollen und Trachten. Und die an den Hof geladenen Herren hüten sich ängstlich, durch eine unbequeme Enthüllung Aergerniß zu erregen; von ihnen hört der Monarch sicher stets, das Volk werde in seinem Glück nur von argen Hetzern gestört. Zu Hause aber jammern sie: Wie schade, daß kein Mensch dem Kaiser die Wahrheit sagt! So geht es nun seit zwölf Jahren. Jeder Rede des Kaisers folgen die selben Erscheinungen. Eine Woche lang wird davon gesprochen. In Bureaux, Kontoren, Kneipen, Kasinos ein Gewisper, ein Schütteln der Köpfe. Anspielungen in der Presse, im Parlament. Jubel in England, den eine von der Regirung gemiethete Depeschen-Agentur geschäftig weiterverbreitet. Dann kehrt Alles sacht wieder zur alten Ordnung. Höchstens hört man noch, die Kommentare der ausländischen Presse seien „nicht wiederzugeben".

Diese Kommentare sind für das deutsche Volk noch viel unangenehmer als für den Kaiser. Das also, heißt es da, sind die stolzen Deutschen, die nur Gott fürchten, dem großen Schöpfer ihrer jungen Reichsherrlichkeit Steine in den Weg warfen und jetzt nur verstohlen tuscheln, schelten und Witze reißen, zu einer offenen Auseinandersetzung aber nicht den Muth finden können! Solche Reden sind dem Ansehen neudeutscher Stammesart nicht gerade nützlich; leider dürfen wir sie nicht als unberechtigt ablehnen. So wie bisher kann es nicht weitergehen, wenn wir die Fundamente deutscher Macht uns erhalten wollen. Es muß endlich zu einer Kraftprobe kommen. Spricht die Mehrheit des Reichstages sich für den Kaiser aus, billigt sie seine Weltanschauung, seine impulsiven Versuche, mit dem Einsatz der monarchischen Person auf die Volksstimmung zu wirken, — gut: Dann wohnt Wilhelm der Zweite im Recht des Stärkeren und kein Nadelstich kann ihn, soll ihn verwunden. Lautet das Votum der zur Mitwirkung am politischen Geschäft berufenen Volksvertretung anders, dann wird es nöthig sein, zu den Sitten zurückzukehren, die in der ersten Zeit unserer Reichsgeschichte üblich waren. In jedem Fall haben die Last der Verantwortlichkeit dann die Faktoren zu tragen, denen sie der Sinn der Verfassung zuweist: der Bundesrath und der Reichstag. Nicht ein Plebiszit nach napoleonischem Muster wird also hier empfohlen, sondern die Beschreitung des Weges, den schon der vierte Friedrich Wilhelm „aus ehrlicher und freier Ueberzeugung" wählen wollte. Nur auf diesem Weg ist eine Verständigung möglich; jedes andere Bemühen muß, mag es noch so gut gemeint sein, in unfruchtbarem Alexandrinerthum stecken bleiben.

❧

Das Naturgefühl unserer Zeit.

Mitten zwischen den Frühlingsanfang und die Mittsommerzeit des Kalendermachers, näher zu dieser als zu jenem, fällt bei uns in Deutschland der Beginn der eigentlichen Sonne- und Wärmezeit, der Blüthen- und Reifezeit, die zugleich unsere Wander- und Reisezeit ist. Nach der Mitte des Maimonates halten wir uns für ziemlich gesichert vor Rückfällen in den Winter; die drei Eismänner, die man nicht mehr als fragwürdig behandeln darf, seit die Meteorologen ihre Nothwendigkeit aus einem pannonischen Luftwirbel beweisen, sind ja glücklich überwunden; selbst in rauheren Gegenden, wie auf der bayerischen Hochebene, kommen die leider häufigen Maischneefälle selten in der zweiten Hälfte des Monates vor. Sommerwarme Tage überwinden draußen in der Natur eine gewisse Schüchternheit des Grünens und Blühens, Flieder und Rothdorn bedecken sich in der kurzen Zeit über und über mit Blüthen, die Maiglöckchen öffnen plötzlich wie auf Befehl alle ihre Blüthen. Schade, daß sie bald eben so rasch und gleichzeitig welken. An spät ergrünenden Bäumen, wie den Platanen, sehen wir endlich einen namhaften Fortschritt, nachdem die kleinen, zarten Blättchen die letzte Woche gar nicht vorwärts wollten. Jetzt beeilen sie sich mit der Vollendung des Schattendaches, dessen Nothwendigkeit die kräftigeren Pfeile einleuchtend machen, die die Sonne verschießt. Die an diese erste Wärme gern sich anschließenden Pfingstgewitter sorgen dafür, daß dem Wachsthum nicht die Feuchtigkeit fehle. Alles treibt mit Macht dem Sommer entgegen und schon erscheint an sonnenreichen Stellen der erste röthliche Hauch auf den Früchten früher Kirschen und Erdbeeren.

Da bereitet sich nun auch in der deutschen Menschheit eine merkwürdige Bewegung vor, wie in diesem Maße in keinem anderen Volke. Die winterlang im engen Kreis des Hauses, der Heimath, des Faches, des Amtes bescheiden kreisenden Gedanken beflügeln sich wie die junge Brut der Grasmücken draußen in den Hecken und es regt sich in ihnen Etwas wie vom Wandertrieb der Zugvögel. Nur ist es kein einheitlicher Zug nach dem kühlen Norden oder dem sonnigen Süden; sondern diese wandernden Gedanken streben auseinander; die einen wollen irgend-

wo hinab ans weite Meer und die anderen zieht es hinauf zu den Bergen. Mit der Zeit folgen die Menschen diesen Gedanken, die suchend ins Weite geflogen waren, und je höher die Sonne steigt, desto höher schwellen die Ströme der Reisenden, von denen Die das Meer, Jene die Gebirge aufsuchen. Nicht wenige innere Kämpfe werden da ausgefochten, denn in Vielem ist die Neigung zum „Hinab" eben so stark wie die zum „Hinauf". Aus den täglichen Gesprächen klingt es heraus wie die Losungen zweier Armeen: Ans Meer! Ins Gebirge! Langsam sondern sich die Heerhaufen. Die, die ans Meer gehen, begreifen nicht, wie man immer in die dunklen, umschlossenen Thäler der Gebirge ziehen kann, und die Gebirgswanderer fragen sich, was für eine Anziehung denn die ewig gleiche Horizontale des Meeres und des Strandes üben möge. Die Meisten folgen hier- und dorthin äußeren Antrieben und der Gewohnheit; Einige gehen aber auch mit sich selbst zu Rathe, warum es sie mehr hier- als dorthin zieht, und sie verlieren sicherlich nichts dabei. Der Naturgenuß schließt keine verstandesmäßige Erwägung aus, er gewinnt vielmehr dadurch.

Dabei werden freilich Manche zur Erkenntniß kommen, daß Gebirg und Meer nur Gegensätze innerhalb der einen großen Natur sind. Groß und einsam dem kleinen Menschen und seinen Werken gegenübergestellt zu sein, ist ihr Gemeinsames. Wer zu ihnen strebt, kehrt überhaupt zur Natur zurück. Aber die Natur können wir auch in einfacheren, bescheideneren Formen verehren. Ist nicht die bildende Kunst seit der Zeit, wo nur Alpen- und italienische Landschaft für malenswerth galten, zur Haide, zum Moor, zum Hohlweg, selbst zur Landstraße zurückgekehrt? Wenn man von den Gebirgs- und Strandwanderern Die in Abzug bringt, die der Wunsch treibt, sich am Großen aufzuregen und zugleich in den Strudeln zusammenfließender Menschenströme unterzutauchen, so bleiben sie schon heute hinter den rascher anwachsenden Tausenden zurück, die sich über das flache Land ausbreiten, wo wogende Getreidefelder, grüne Wiesen und dunkle Waldsäume den Gesichtskreis ausfüllen und hinter einer unbedeutenden Bodenwelle die Kirchthurmspitze des Nachbardorfes das Einzige ist, was in den großen, langen Flächen und Wellen des Tieflandbodens den Blick festhält. In dieser bescheidenen Welt, die Ewald Kleists und Vossens Entzücken war, ehe Hallers und Rousseaus Alpen in ihre Zeit hineinzuleuchten begannen und ehe der Sinn für die „edeln Linien" der Apenninen merkwürdiger Weise zugleich mit der Empfindung für

den Zauber niegesehener ossianischer Landschaften erwacht war, kehrt also unser Naturgefühl nach anderthalb Jahrhunderten zurück. Aber wie verändert! Aus dem milden Sehnen nach einem kristallenen Bergquell oder einer schaumgekrönten Woge ist ein lechzender Durst geworden, der aus der nächsten Wiesenrinne mit heißer Hand schöpft. Nicht zu leichter Abwechselung und Anregung zieht man sich in die Stille des Waldes und Feldes zurück, sondern wie einem Druck folgend, der auf den Bewohnern der Städte lastet. Die Natur draußen ist die selbe geblieben, ja, sie hat an manchen Stellen von ihrem Zauber eingebüßt; aber unser Leben und Wohnen drängt uns das Gefühl auf, daß wir uns näher an sie anschließen müssen. Blicken wir in unsere nächste Umgebung. Im Wald und auf der Haide umherzuschweifen, war früher das Vorrecht einiger Jagdfreunde und vielleicht noch einiger Schulknaben, die eben wegen dieser Neigung scheel angesehen wurden; jetzt wird das Recht dazu, das Recht auf Naturgenuß, fast ohne alle Beschränkung anerkannt. Eine Stadt ohne für Alle zugängliche grüne Erholungplätze ist bei uns undenkbar. Welche deutsche Kleinstadtbevölkerung würde sich auf einen allabendlichen Spazirgang um den Springbrunnen des gepflasterten Stadtplatzes beschränken, wie die Bewohner größerer Städte Italiens oder Spaniens? Der grüne Rasenfleck vor dem Vorstadthäuschen, der Vogel im Bauer über der Thür, der Blumenstock im Fenster sprechen uns wie Betheuerungen eines unveräußerlichen Rechtes auf ein Theilchen frischer Natur an. Schon folgt aus dem Recht der Einen die Pflicht der Anderen. Die Schule leitet die Jugend an, sich im Freien zu tummeln, und die Ferienkolonien sind eine der beliebtesten Bethätigungen des Wohlthätigkeitsinnes geworden. Dabei bringen Fußwandern, Radfahren, Rudern und Segeln immer mehr Menschen in enge Berührung mit der Natur. Kann man aber sagen, daß diese Thätigkeiten in entsprechendem Maße das Naturgefühl verbreitet oder gar vertieft haben? Sicherlich ist besonders bei vielen Gebirgswanderern der Sport die Hauptsache; der Naturgenuß wird nur so mitgenommen. Und die Massenergüsse städtischer Bevölkerungen über das Land drohen an vielen Stellen bereits, der Natur gerade die Frische und Ursprünglichkeit zu nehmen, die wir in ihr suchen.

Das ist aber nicht die einzige Stelle, wo wir der Natur so nah gekommen sind, daß wir nicht einmal mehr den vollen Genuß von ihrer Schönheit haben. Wir haben ja auch die naturwissenschaftliche

Bildung, deren Entstehung und deren Pflege ganz eng mit der Entwickelung des Naturgefühls zusammenhängt. Man bewunderte erst die Werke Gottes in der Natur ganz von fern, wie das Kind Sterne anstaunt, dann sah man tiefer in diesen und jenen Theil des Mechanismus hinein, verstand aber nur Einzelnes und das Staunen vertiefte sich noch. Es war die Empfindung, aus der heraus Kant sprach, als er 1755 seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ herausgab, wo er das siebente Hauptstück mit den Worten beginnt: „Das Weltgebäude setzet durch seine unendliche Größe und die unendliche Mannichfaltigkeit und Schönheit, welche aus ihm von allen Seiten hervorleuchtet, in ein stilles Erstaunen. Wenn die Vorstellung aller dieser Vollkommenheit nun die Einbildungskraft rühret, so nimmt den Verstand andererseits eine andere Art der Entzückung ein, wenn er betrachtet, wie so viel Pracht, so viel Größe aus einer einzigen allgemeinen Regel mit einer ewigen und richtigen Ordnung abfließet.“ Wie weit sind seitdem auch die Unweisen über den königsberger Weisen hinausgekommen! Die naturwissenschaftliche Aufklärung hat sich zwar des Naturgefühls bedient, um Eingang zu finden, aber sie hat es dann bald vernachlässigt und vergessen. Die mechanische Naturauffassung und eine von ihr beeinflußte Pädagogik, berauscht von ihrem eignen Wissen und Erkennen, legt jetzt das Hauptgewicht auf das Erklären, was bei dem unvollkommenen Zustand unseres Wissens von der Natur in vielen Fällen nur die Hineintragung der vergänglichsten Hypothesen in die Schule bedeuten konnte. Nicht allen Geistern kann dadurch die Freude an der Natur verdorben werden, aber für viele wurde der Naturgenuß ein Zerpflücken und Auseinanderreißen mit dem Ergebniß: Trümmer, — und dahinter ein Nichts. Recht deutlich zeigen die Reisebeschreibungen der letzten Jahrzehnte den Rückgang des naiven Naturgefühls, das einst, in künstlerisch vollendeten Schilderungen sich ergehend, ihr Reiz und ihre Zierde war. Namen, Thatsachen, Tabellen, Schilderung gleichgiltiger Erlebnisse, zur Noth platte Reflexionen: Das ist die Mischung, aus der sich manches vielgenannte Werk zusammensetzt, in dem man vergebens die Erinnerung an die Schöpfer der neuen deutschen Reiseschilderungskunst, an einen Alexander von Humboldt, einen Eduard Pöppig, sucht. Wie arm ist die riesig angeschwollene Literatur der Alpenreisen an tief empfundenen Naturbildern! Und doch ist sie noch nicht am Aermsten daran. Man sehe unsere Geographie-

bücher an. Der modernen Geographie, die die Landschaften schildern muß — ich möchte sagen: sie ist offiziell verpflichtet dazu —, kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie dem Naturgefühl, ohne das eine Naturschilderung kalt und tot bleibt, viel zu wenig Beachtung schenkt. Sie will den Geographieunterricht in den Schulen aller Stufen beleben. Wie kann sie Das, wenn sie nicht ihre Schilderungen belebt?

Mehr als vor hundertundfünfzig Jahren, wo sich zum ersten Mal ein voller Strom von Beispielen und Anregungen der Naturschilderung aus der schönen Literatur in die Wissenschaft ergoß, kommt die Dichtkunst und die Malerei ihr entgegen. Beide haben den Kreis ihrer Naturstudien ungemein erweitert und Beide treibt der selbe Geist: so wenig wie die Wissenschaft wollen sie sich mit dem Aeußeren den Erscheinungen begnügen; sie suchen den einfachsten und zugleich umfassendsten Ausdruck für den Kern ihres Wesens. Allerdings macht uns dieser Kern, wenn sie ihn endlich herausgeschält haben, allzu häufig den Eindruck eines Werkes der Grübelei und statt der Frische der Natur ist die Mühsal der gequälten Arbeit eines unzulänglichen Geistes darin. Die Photographie und die verbesserte und verbilligte Reproduktionenkunst überschütten uns mit einer Fülle von Ansichten. Es giebt keinen Winkel der Erde, den wir nicht schon im Bild gesehen hätten. Manche Stubenhocker haben sich aus dem Vergleich unzähliger brauner oder grauer Abbildungen die Ueberzeugung gebildet, daß die Natur draußen eigentlich überall die selbe sei. Freilich: die nur leicht verschiedenen Variationen über ein beschränktes Thema liegen im Wesen der Natur. Aber in der Empfindung dieser Verschiedenheiten liegt eben der beste Theil unseres Naturgenusses und wir sollten unsere Seelen darauf stimmen. Die gewöhnlichen Abbildungen zeigen nichts davon, sie wecken nicht das Naturgefühl, sondern stumpfen es ab, — und besonders darum muß man sich gegen die billigen und schlechten Illustrationen natur- und länderschildernder Werke aussprechen, mit denen besonders die Jugend neuerdings überschüttet wird. Hier kann es unbedingt die Masse nicht bringen.

Wenn also sicherlich die Menschheit von heute viel mehr und mannichfachere Beziehungen zur Natur unterhält als in der Zeit der Neuen Heloise und des Werther und besonders viel mehr Mittel und Wege hat, an die Natur heranzukommen, so ist doch unser Naturgefühl nicht mehr das selbe. Es ist bewußter geworden, wir haben

es zergliedern gelernt, es trägt die Züge der Reflexion. Diese Züge tragen wir in die Natur selbst hinaus; denn indem sich die Massen in sie hineinstürzen, verliert sie durch Pflege und Verschönerung und die tausend „Bequemlichkeiten des reisenden Publikums". Die breiten Spuren des Massengenusses treten die Blaue Blume in den Grund. Und dabei steigert die Zusammendrängung der Menschen in den Städten unser Bedürfniß nach Natur ungemein.

Und wie steht es nun um die Natur in den Städten? Ist es nicht so, daß, während wir jeden Berg mit einem Wirthshaus und jeden Thalgrund mit einem Piknikplatz ausstatten und rund um pilzartig emporschießende Luftkurorte Hunderte von Kilometern Straßen und Wege für die Flüchtlinge der Stadt schaffen, viele von unseren Städten an Schönheit zurückgegangen sind? Man kann ja Luft, Licht und Grün draußen so bequem haben. In Wirklichkeit verderben wir uns die Natur innen und außen. Durch Wasserleitungen und Kanalisation mag mancher Feind unseres körperlichen Wohlseins lahmgelegt werden. Die immer dichtere Zusammendrängung der immer höher sich aufthürmenden Häuser streitet dafür ununterbrochen und mit Erfolg mit unserem seelischen Behagen. Licht und Luft werden uns eingeengt. Wie viele Gärten sind inmitten der Städte zerstückelt und verbaut worden! Endlos schnurgerade Straßen mit häßlichen, charakterlosen Miethkasernen auf beiden Seiten dicht besetzt, ersticken jedes Heimathgefühl. Wie kann ich an einer Straße hängen, die keinen individuellen Charakter hat? Die Leichtigkeit, mit der man den Wohnort wechselt, hängt damit zusammen, daß eine Miethwohnung in einem Kasernenhaus überall so ziemlich die selbe geworden ist. Giebt es doch zunehmend mehr Miethwohnungen nach kontinentalem Muster selbst in London, von New-York und Chicago zu schweigen. Viele Straßen unserer Großstädte sind so lärmend geworden, daß die Anwohner nicht mehr die nöthige ungestörte Nachtruhe finden können. Die mit großen Kosten unterhaltenen Gärten und Parkanlagen ersticken in Staub, ihre Wege sind mit Batterien von Kinderwagen besetzt, ihre Ruhebänke mit Vagabunden beiderlei Geschlechtes belegt und überall winken uns zum Ueberfluß Verbote drohend entgegen, damit wir ja zu keinem harmlosen Genuß gelangen. Die Schaffung von öffentlichen Gärten und Parkanlagen ist nicht in dem selben Maße vorangeschritten, wie die Bevölkerung zugenommen hat. Ja, sie sind an manchen Orten zurück-

gegangen, wie in Leipzig, wo man durch ungeschickte Einleitung der städtischen Abwässer die Spazirgänge in dem einst gepriesenen Rosenthal verpestet hat. Für Deutschland ist es ein Glück, daß in den zahlreichen alten Fürsten- und Bischofsresidenzen geräumige Gärten voll alter Bäume übrig geblieben sind, wie sie keine moderne Gartenkunst schaffen könnte. Ueberhaupt hat in den Residenzstädten die höhere Annehmlichkeit des Lebens am Wenigsten gelitten. Das erklärt zum Theil auch ihre unverhältnißmäßige Zunahme.

Aber was helfen alle Gärten und Parke, wenn man zuläßt, daß die Städte an Häusern und Straßen innen und außen ästhetisch verwahrlosen? Schon die einfache Aufgabe der Straßenreinigung wird vielfach in unseren großen Städten unzulänglich gelöst. Der Bau in geschlossenen Hausfronten, wobei die Häuser unmittelbar und mit tiefen Fenstern am Bürgersteig stehen, ist charakteristisch deutsch. In den kleinen Städten halten die Nachbarn ihre Gespräche durchs Fenster, aber in Großstadtstraßen, die nicht zum Aufenthalt, sondern zum Verkehr bestimmt sind, kann uns höchstens ein unvorsichtig geöffneter oder vom Wind aufgerissener Fensterladen die Nase blutig schlagen. Daß die Kinder, die in dem engen Hofraum keinen Spielplatz haben, sich auf dem Bürgersteig und mitten auf der Fahrbahn der elektrischen Linie tummeln, deren Rasseln zwischen den hohen Mauern wiederhallt, trägt dazu bei, daß unsere Großstadtstraßen, so leicht verproletarisiren. Wundert man sich, daß Jeder, der es nur irgend vermag, seine Wohnstätte, die Stätte seiner Thätigkeit, seiner Familie und Freunde verläßt, um sich von so viel Häßlichem und Störendem zu erholen?

Früher suchten die Städter innerhalb ihrer Mauern oder in erreichbarster Nähe die Erholung, die freie Luft und das Grün, denen sie jetzt auf Tage langen unbequemen, kostspieligen Fahrten durch ganz Europa nachjagen. Das war gesünder und billiger und hatte den Vortheil, daß, was der Einzelne für seine Erholung that, der Gesammtheit zu Gute kam. Zu jener Zeit gab es keine deutsche Stadt, die nicht von einem Ring von Gärten und gartenartigen Aeckern umgeben war, in denen die Bürger ihre Häuschen und Lauben hatten, wo sie die Spätnachmittage mit dem Spaten und Rechen arbeiteten und abends ihren Trunk Most oder Bier und ihre Pfeife in frischer Luft, unter Blumen und in dem beglückenden Genuß des Anblickes reifender, selbst gepflanzter Früchte genossen. Die Städte waren nicht groß, der Boden

war billig und so lagen wenige Minuten vor den Thoren Gärten, die auch den kleinen Leuten noch erreichbar waren. Ich denke stets mit Behagen an Sonntagnachmittage, an denen unser Spazirgang vor dem Südthor Karlsruhes uns an dem gartenartigen Gemüseacker mit einfachem, von Bohnen umrankten Holzhäuschen unseres Holzhauers vorüberführte. Der einfache Mann, der jeden Wochentag auf dem Pflaster vor den Häusern Holz sägte und hackte, genoß hier eine Sonntagsruhe, um die heute mancher höhere Beamter ihn beneiden mag. Als Faust seinen Osterspazirgang machte, lagen die Dörfer noch so nah bei der Stadt, daß der Bürger, der Student, der Soldat eine Viertelstunde jenseits ihrer engen Straßen, ihrer dunklen Häuser und dumpfen Gemächer das freundliche Dorf in Licht und Luft fanden, auf seinem Wiesenplan, mit den Schänktischen und der Kegelbahn im Freien und der Linde, unter deren Krone sich der Schäfer und das Bürgermädchen um die Wette im Tanz drehten. Diese Ausflugsdörfer, Bierdörfer, wie der jenaische Student sie taufte, waren die Sommerfrischen von damals; und sie sind es lange geblieben. Sie sind unzertrennlich verbunden mit den Jugenderinnerungen jedes deutschen Städtesohnes aus den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts. Ihre Poesie ist nicht blos in jenen Stellen des „Faust“, sie war echt. Wir haben ja zum Glück noch Reste davon, wiewohl die Verstädtigung dieser Dörfer das Beste weggeschwemmt hat. Dieses Hineinversetzen mitten in ein anderes Leben in neuer Luft, anderen Häusern und Anlagen, unter Menschen von anderen Sitten, Trachten und Beschäftigungen, war eine richtige Ausspannung, an der die ganze Familie theilnahm. Sie wurde noch verschönert, wenn engere Beziehungen die Stadt- und Landbewohner verbanden, wenn etwa Jene dem angestammten Milchmann oder der Eierfrau ihren Gegenbesuch machten oder mit einer aufs Land verheiratheten alten treuen Dienstmagd Erinnerungen auffrischten.

Man mag aus der Ferne meinen, auf dem Land sei es um so behaglicher geworden, je unbehaglicher die Städte als Wohnplätze sich gestaltet haben. Ist es möglich, daß es an Behagen fehlt, wenn auf 360 Einheimische je ein Fremden-Gasthaus oder eine Pension kommt, wie in der Schweiz, wenn die vom Verschönerungverein gestifteten Ruhebänke selbst an den staubigsten Landstraßen stehen und die ärmsten Dörfer sich beeilen, aus ihren Viehweiden Kurpromenaden und aus

den Gemeindewäldchen, die sonst Brennholz lieferten, schattige Parks zu machen? Man kann nicht leugnen, daß die Reisenden Geld unter die Menschen bringen. Wenn die 9000 Gastwirthe der Schweiz ihren Jahresgewinn auf 30 Millionen berechnen, bleibt mindestens eben so viel im Lande an Einnahmen der Eisenbahnen und Posten, der Vermiether von Wagen und Pferden, der Führer und Diener, der Verkäufer jeder Art. Manche Bauernfamilie lebt im Wohlstand, die früher darbte. Wenn man durch ein Gebirgsdorf geht und sieht ein schmuckes neues Häuschen, so gehört es sehr oft einem Führer. Früher ein armer Holzknecht, ist er jetzt auf dem Weg, als Gastwirth die höchste Stufe der dörflichen Gesellschaft zu ersteigen. Die arme Fragnerin hat in ihrem kleinen Ladenfenster Dinge zum Verkauf ausgestellt, von denen sich sonst Niemand träumen ließ: Chokolade, Konserven, billige Putz- und Schmucksachen. Sie verdient mehr als früher, denn ihr Publikum kauft mehr. Der Luxus steigt. Das heißt: die Bedürfnisse wachsen.

Ehe man diese interessante Veränderung mit Beifall begrüßt, muß man erst klar sein über ihre Tragweite. Es sind hauptsächlich die Genüsse, die wachsen, und deren Befriedigung macht den Menschen nur vorübergehend zufrieden. Es werden damit neue Anlässe zur Unzufriedenheit in der Zukunft geschaffen. Der Städter geht aufs Land, um seinen Mißverhältnissen zu entfliehen, er trägt seine Unzufriedenheit mit sich und überträgt sie, wie einen Krankheitkeim, auf die Landbewohner. Was Wunder, wenn er nach wenigen Jahren Veränderungen eintreten sieht, die ihm das Land, das er einst liebte, zu einem anderen machen, woran sein Herz nicht mehr hängen kann? Er hat die Schweiz gemieden, weil er die Fremdenindustrie haßt, aber zur Anpflanzung der selben Industrie in Bayern und Tirol hat er und Seinesgleichen durch gesteigerte Ansprüche selbst beigetragen. Wer ist nicht schon den Flüchtlingen begegnet, den Einsamkeitsuchern, die zuerst den Lärm der Stadt flohen und nun vor dem nachdrängenden Strom der Touristen ihr kaum errichtetes Zelt neuerdings abbrechen? Früher waren sie die Entdecker der verborgenen, stillen Orte in den hintersten Thalhintergründen. Ich kannte Einen, der von Sankt Jodok am Brenner nach Medraz im Stubai und von da nach Gries im Selrainerthal übersiedelte; überallhin folgte ihm die Woge der Sommerreisenden. Heute findet er in ganz Tirol keinen Ort mehr, wo er ungestört leben könnte. In Oberbayern und Tirol, wo man sich noch nicht so recht auf diesen

rasch wachsenden Zufluß eingerichtet hat, sind auch die Störungen des Lebens der Einheimischen noch viel größer. Dort sind noch wenige große Gasthäuser zur Aufnahme der fremden Besucher gegründet worden; in den meisten Dörfern und Städtchen müssen die Wirthshäuser bezogen werden, die sonst dem heimischen Bedarf bestimmt waren. Sie sind aber natürlich einem solchen Zudrang gegenüber in jeder Weise unzureichend, auch wenn sie bis unter die Dachluken sich anfüllten, wie die Regel ist. Viele Gäste wohnen in den Bauernhäusern und es giebt in jenen Gegenden nicht wenige Dörfer, wo jedes Haus im August und September, oft auch den Sommer lang und tief in den Spätherbst von Städtern besetzt ist und wo die Bäuerin, deren Fremdenzimmer unbesetzt bleiben, sich eben so benachtheiligt fühlt wie der Bauer, dem die Ernte mißrathen ist. Das giebt eine sehr enge Berührung zwischen Bauern und Städtern. Die Städter mögen sonst sehr gute Leute sein; sie kommen aber aufs Land zum zweckbewußten Nichtsthun. Aeltere Leute können Das als ihr Recht beanspruchen, aber den Familiensöhnen und -Töchtern steht es schlecht an. Die Lebensauffassung des Bauern wird nicht gehoben, wenn er seine Gäste von früh bis spät herumlungern sieht, noch dazu mit Vorliebe im Wirthshaus. Die Stellungnahme ernster Leute in diesen Gegenden gegen den wachsenden Fremdenverkehr wird uns verständlich, wenn wir sehen, wie eine einzige korrumpirte Städterfamilie in der Ausgelassenheit Dessen, was sie Landleben nennt, Sitte und Anstand auf den Kopf stellt. Die Sommerfrischler, die am Meisten Aufsehen erregen, sind ja nicht einfache Leute, sondern Geld- und Genußmenschen.

Eine förmliche Abschließung von einer Reihe der schönsten Stellen und damit eine Beschränkung der Gelegenheiten zum Naturgenuß bringt die Ausbreitung des Privatbesitzes mit sich. Ganze Berge, Inseln, Uferstrecken gehen in die Hände von Besitzern über, die den Besuch einfach verbieten. In den alpinen Zeitschriften wird gelegentlich immer wieder über die Abschließung ganzer Thäler durch Jagdbesitzer geklagt, die ihre Gemsen nicht stören lassen wollen. Das sind wenigstens nur vorübergehende Sperrungen. Viel schlimmer sind die dauernden. Welche Verwandlung haben die eben so zugänglichen wie anlockenden Gestade unserer Seen erfahren! Durch eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit der Verwaltungen sind manche Seeufer und Inseln in der Schweiz, in Oberbayern, im Salzkammergut schon zum großen Theil in Privatbesitz übergegangen.

Am Genfersee ist es eine alte Sache, daß man auf kilometerlangen Strecken, zum Beispiel ober- und unterhalb von Lausanne, nicht mehr an den See herankann, oder nur auf einem ganz schmalen, stellenweise halsbrechenden Weg, der die Privatbesitzungen vom See trennt. An den deutschen und österreichischen Alpenseen bereitet sich ein solcher Zustand erst vor. Aber der liebliche Starnbergersee bei München ist schon heute an allen schönsten Uferpunkten mit Beschlag belegt und jedes Jahr werden einige neue Uferstrecken mit Villen besetzt, deren Besitzer sich viel längere Landstriche am See entlang aneignen, als sie nöthig haben. Das Land ist dort noch billig; und es ist nicht nur angenehm, sich am See als Besitzer eines Landgutes von einigen Morgen zu fühlen, sondern solche Ankäufe sind auch finanziell sehr lohnend. Die Preise des Bodens können in dieser Lage nur steigen. Große Uferstrecken werden nur erworben, um als Park angelegt und abgeschlossen zu werden. Man behält sich vor, darauf eines Tages eine Villa zu bauen. Einstweilen steigt der Boden ganz von selbst im Preis und man kann ihn ja auch später mit Gewinn verkaufen. Für das nichtkaufende Publikum bedeutet Das nichts Anderes als die Abschließung vom See, der doch an und für sich ein unveräußerlicher Besitz ist, sei es der Krone oder des Staates. Natürlich wählen die Leute, die mit dem Aufwand von ein paar tausend Mark ihren Mitmenschen den Naturgenuß verkürzen und oft genug ganz verderben, nicht die schlechtesten Punkte aus. Es giebt schon jetzt genug Seeorte, wo man den See nur von der Veranda eines Gasthauses oder der Schifferhütte eines Kahnvermiethers oder durch die schmale Thür eines Badhäuschens genießen kann. Ein Glück, daß die fürstlichen Parke von Berg und Possenhofen-Feldafing dem Publikum nicht eben so hermetisch verschlossen sind wie die Seezugänge in den Landgütern der Privatleute! Auch hier zeigt sich die echte Aristokratie der angemaßten und nachgeäfften darin überlegen, daß sie Pflichten gegen die Gesammtheit kennt und anerkennt.

Nur einige Symptome der Ausbreitung des Naturgefühls habe ich genannt und mit Absicht nicht das Gebiet der Aesthetik betreten, wo das Große in der vollkommenen Absichtlosigkeit der Werke der Natur sicherlich nicht mit ein paar Worten abzuthun ist. Es dürfte ohnehin klar sein, daß wir hier vor einer der größten Thatsachen im Geistes- und Seelenleben unseres Volkes stehen. Den falschen Ruhm wollen wir unserer Zeit nicht beilegen, daß das Naturgefühl, so wie

wir es kennen, früheren Geschlechtern fremd gewesen sei; aber unsere Zeit wird sich der Vorzüglichkeit der reinen Quellen des Schönen in der Natur immer bewußter und glaubt mehr als frühere, deren seelischer Heilkraft zu bedürfen. Man zieht Parallelen zwischen Naturschönheit und Kunstschönheit und findet, daß auf Tausende, die jene genießen, nur Wenige kommen, denen diese zugänglich ist. Damit ist es schon klar, daß, wenn von aesthetischer Erziehung gesprochen wird, die Quellen des Schönen in der Natur vor allen anderen in Betracht kommen müssen. Das Naturgefühl unserer Großväter war spielend, sentimental, es stellte einen Luxusgegenstand in der Lebenseinrichtung Einzelner dar; wir nehmen es ernster damit, denn wir brauchen Alle die Erholung an und in der Natur nothwendig. Damit muß aber auch die Reinhaltung dieser Quellen ein öffentliches Interesse werden. Zum Glück kommt ihr die sichlich wachsende Neigung entgegen, die einfachen, bescheidenen Schönheiten der Natur wieder mehr zu schätzen. Sollte nicht gerade sie dazu beitragen, daß in unseren Städten die Forderungen des Schönheitsinnes überhaupt besser berücksichtigt werden? Nicht blos die Gelegenheiten zu körperlicher Ausspannung in öffentlichen Spazirgängen, Spiel- und Turnplätzen sollen vervielfältigt und nicht blos in Kunsttempeln das Schöne gehegt und gepflegt werden. Man könnte sich den Streit gegen den Widersinn, die Orte, wo wir elf Monate wohnen, verwahrlosen zu lassen und die, wo wir einen Sommermonat weilen, bis zur Verderbniß ihrer ursprünglichen Natur „herzurichten", sogar als starken Bundesgenossen in der Bekämpfung des Zuges in die großen Städte denken. Kann doch das Reisen zur Erholung von den Unbilden des Stadtlebens nicht immer so wie heute sich weiter vervielfältigen. Es sind ihm Grenzen in der Zeit- und Geldökonomie, aber auch sittliche und ästhetische Grenzen gezogen; und gerade sie weisen uns auf die Ausbildung eines geläuterten Naturgefühles zurück, das sich auch ohne weite Reisen genugthut, indem es seine näheren Umgebungen liebevoll ausgestaltet oder, was oft noch besser ist, erhält.

Leipzig. Professor Dr. Friedrich Ratzel.



Seneca.

Einer meiner Lehrer in Basel war auch der seltsame und höchst paradoxe, aber dabei geistvolle Franz Dorotheus Gerlach, ein Sohn Thüringens. Es scheint das Fatum dieses Namens zu sein, daß seine Inhaber einen stark reaktionären Duft ausströmen. Unser basler Professor, der Herausgeber des Sallust, hat eine verschollene römische Geschichte geschrieben, die in zwei Bänden bis zu des Tarquinius Superbus Sturz reicht und nicht nur die Geschichtlichkeit aller römischen Könige, sondern auch der Silvier von Alba Longa nachwies. Dann gerieth das Werk ins Stocken, weil der Verleger nicht daran bankerott werden wollte. Es ist übrigens schade, daß das Buch nicht zwanzig Jahre früher erschienen ist. Denn der alte Goethe, der zu Eckermann äußerte: „Wenn die Römer groß genug waren, so Etwas zu erdichten, so sollten wir doch wenigstens groß genug sein, daran zu glauben", hätte des Verfassers gewiß mit besonderem Lobe gedacht, und dabei hätte er nicht einmal, wie sonst wohl, seinen Schutz einer vollendeten Mediokrität angedeihen lassen. Gerlachs Methode taugte nicht viel; aber sein Wissen war groß. Er gehörte nicht zu den Philologen, deren Tagewerk in Konjekturen zu einem Schriftsteller besteht, sondern er beherrschte thatsächlich die gesammte römische Literatur in hohem Grade.

Einst besuchte ihn der Philologe Ernst von Leutsch, der bekannte göttinger Professor, freilich weder eine Zierde noch eine Leuchte der Georgia Augusta. Das Gespräch wandte sich unter den beiden Fachgenossen auf den Philosophen Seneca, den Gerlach sehr hoch schätzte, während Leutsch für ihn nur die landesüblichen Verachtungphrasen hatte. Als sich die Debatte erhitzte und mehr ins Detail ging, stellte sich bald heraus, daß Gerlach seinen Seneca gründlich kannte, während Leutsch ihn gar nie gelesen hatte, also um so unbefangener über ihn urtheilen konnte. In meinem ersten Semester habe ich bei Gerlach Seneca gehört. Es ist wahr: als Dozent strengte er sich für seine Vorlesungen nicht übermäßig an. Wir hatten erst de providentia, dann de constantia sapientis kapitelweise selbst zu übersetzen, wie Schulknaben; allein daran knüpfte er so interessante sittengeschichtliche, ästhetische und sonst erläuternde Bemerkungen, daß ich seit dieser Zeit Seneca liebgewonnen und immer wieder von Zeit zu Zeit darin gelesen habe.

Seneca repräsentirt uns die hohe Bedeutung der popularisirten römischen Stoa. Was bezweckte die antike Philosophie? Dafür ist charakteristisch Epikurs Ausspruch: λόγοις καὶ διαλογισμοῖς τὸν εὐδαίμονα βίον εὑρεῖν, „durch Vernunftschlüsse und Raisonnements das selige Leben zu erwerben." Da zeigt sich der schroffe Gegensatz zum Christenthum, das mit der größten Schärfe diesem aufgeklärten Rationalismus entgegentrat. Seine Heilmittel

sind die Pistis, der Glaube, und die Charismata, die Gnadenmittel der Kirche. Die Antwort auf dieses gänzlich neue Programm war darum auch bei den Gebildeten skeptisches Achselzucken und ausgesprochener Hohn. „Was ist Wahrheit?“ fragt der römische Gouverneur; und vor dem attischen Areopag macht der Apostel Paulus mit seiner Auferstehunglehre entschiedenes Fiasko. Diese Weltanschauung bleibt, bis im dritten Jahrhundert die steigenden Gefahren des Reiches eine furchtbare Angst vor dem drohenden Untergange erzeugen und in Folge Dessen eine starke Gläubigkeit zur Herrschaft kommt, wie bei uns heute lediglich die blasse Furcht vor der Sozialdemokratie die hohen, gebildeten und namentlich reichen Kreise zum Theil wieder fromm macht. Unter den julischen Kaisern herrscht noch die alte Fröhlichkeit. Aber die damaligen Philosophen haben in der That sittigend und läuternd auf weite Kreise gewirkt. In jener glaubensleeren, der alten Frömmigkeit baren Zeit — ich rede natürlich nur von der Schicht der oberen Zehntausend — übernahmen die Philosophen und Rhetoren die Rolle von rationalistisch aufgeklärten Predigern und ersetzten ganz den Priesterstand bei dem mangelnden Gottesglauben der höher Gebildeten. Als Augustus gestorben war, tröstete der Philosoph Areus die Kaiserin Livia durch Gespräche über die Unsterblichkeit. Paetus Thrasea, da er die Nachricht empfängt, Kaiser Nero habe sein Todesurtheil unterzeichnet, unterhält sich „mit Demetrius, dem Lehrer der Cynikersekte, über die Natur der Seele und die Trennung von Körper und Geist.“ Da haben wir den antiken Seelsorger in optima forma, der dem Sterbenden auf seinem schweren Gange die letzten Tröstungen mitgiebt. Seneca, da er gleichfalls auf Neros Befehl sich die Adern öffnen muß, erbaut seine Umgebung durch kurze, auf Freiheit und Unsterblichkeit bezügliche Sprüche, „die letzten Worte Senecas“, die als sein Vermächtniß vervielfältigt wurden und, wie Tacitus berichtet, bald in Aller Mund waren: ein Andachtbüchlein, das so große Verbreitung fand wie später bei den Christen Thomas a Kempis.

Annaeus Seneca war ohne alle Frage der bedeutendste Geist unter diesen aufgeklärten philosophischen Predigern oder predigenden Philosophen. Es ist nun ein bekanntes Gesetz der Erfahrung, daß die meisten Menschen nach dem berühmten Spruche leben: „Was Ihr thun sollt, lehren Euch meine Worte, was Ihr meiden sollt, meine Werke.“ Oder genauer: Leben und Lehre stehen vielfach im Widerspruch. Theoretische Materialisten oder eifrige Bekämpfer einer sittlichen Weltordnung sind in ihrem Leben die idealsten Menschen von oft fast asketischer Einfachheit; man denke an einen Epikur, Lange, den Geschichtschreiber des Materialismus, Nietzsche und Andere. Und wiederum sind Lehrer des entschiedenen Idealismus praktisch oft höchst materiell gesinnt. Niemand hielt früher mehr auf gutes Essen und Trinken als eine gewisse Priesterklasse. Die Domherrenschmäuse waren sprichwörtlich und auch

bei den Visitationreisen Eines Hochwohllöblichen Konsistorii war der Schmaus nicht die Nebensache. Unter den Anhängern der strengsten, exklusivsten, offiziell ganz im Jenseits lebenden Sekten hat man im früheren England nicht selten eifrige Sklavenzüchter oder Kornwucherer gefunden.

Auch bei Seneca klafft ein arger Widerspruch zwischen Theorie und Praxis. Der furchtbare britannische Aufstand unter Nero brach aus wegen der Mißhandlung des Landes durch die römischen Beamten und die Wuchergeschäfte des Hofphilosophen und Erziehers des Kronprinzen Nero. Wem drängt sich da nicht unwillkürlich die Parallele des Krieges von England mit den Afrikanderrepubliken auf? Nur daß wir, gesitteter und kulturell höher stehend, über die Manipulationen von Allem, was dem erhabenen Hause Chamberlain anverwandt und zugethan ist, uns etwas höflicher ausdrücken als die brutalen Alten. Am Hofe hielt sich Seneca so lange durch seine große Schmiegsamkeit, die das sexuell sehr freie Leben des kaiserlichen Zöglings mit nachsichtiger Milde beurtheilte. Es ist nicht zu leugnen, daß der nach der intellektuellen Seite so hochbegabte Seneca nach der ethischen entschieden eine gewisse Verkümmerung zeigt. Aber es ist nicht unsere Sache, einen so reichen und bedeutenden Geist lediglich mit dem beschränkten Maßstab einer Schulmeistermoral zu messen. Diese elastische Kammerherrnseele hat so nachhaltig auf die sittliche Entwickelung des Mittelalters und der späteren Jahrhunderte gewirkt, daß ihn die fromme Naivetät jener Zeiten zum Schüler Christi machte und einen Briefwechsel mit Paulus ihm andichtete. So geniale und vielseitige Menschen kann man nicht in die Schablone zwängen. Zwei Seelen leben in meiner Brust, konnte auch Seneca sagen. Das macht uns ein gerechtes Urtheil schwer, mahnt aber vor Allem zur Vorsicht.

Die Wirkung seiner Werke war ungeheuer und nur der von Ciceros Schriften zu vergleichen. Seneca kannte die Welt und die Menschen. Der Stil, den er schrieb, und zwar meisterhaft schrieb, war ganz der Philosophie angemessen, die er vortrug. Natur war in Beiden nicht. Aber seine Zeit war so wenig eine natürliche wie die unsere; sie war gleich dieser eine kritische und reflektirende und die Kreise, denen er seine Lehre vortrug, waren am Weitesten von der Natur entfernt. Es kommt wenig dabei heraus, wenn man ihn nur aus sich selbst beurtheilt oder mit den Mustern der klassischen Vorzeit vergleicht. Vor Allem muß die Wirkung berücksichtigt werden, die seine Schriften zu jeder Zeit auf Leute in ähnlicher Lage geübt haben. Dante nennt ihn den Moralisten (e Seneca morale), weil die stoische Weltverachtung, die er lehrte, sich leicht mit den asketischen Grundsätzen des Christenthums vereinigen ließ. Dio Cassius dagegen hebt mit einem gewissen Wohlgefallen die Schattenseiten von Senecas mehr als zweideutigem Privatleben geflissentlich hervor. Dio Cassius, hocheinflußreich schon unter Septimius

Severus (193 bis 211) und Premierminister unter Alexander Severus (222 bis 235), war ein etwas beschränkter, aber durchaus wohlgesinnter Offiziöser von jener bekannten Sorte, die an der gestürzten Regirung kein gutes Haar läßt und die gerade herrschende, so lange sie die Macht hat, förmlich in den Himmel erhebt. Kommodus kann er nach seinem Sturze (192) nicht verächtlich genug behandeln; dafür aber empfahl sich dieser loyale Beamte dem kommenden Gestirn durch eine besondere Schrift „über die Träume, durch welche die Herrschaft des Septimius Severus geweissagt wurde“. Die stoischen Philosophen bilden nun die geborene, wenn auch völlig harmlose Oppositionpartei; und einem waschechten, militärfrommen Gouvernementalen, wie Dio Cassius es war, mußte ein stoischer Philosoph auch als Minister nothwendig höchst unsympathisch sein. Das läßt er uns in seinem Geschichtwerk merken. Während also dieser Loyale über Seneca feierlich den Bannfluch ausspricht, haben zwei Männer, die stets die Volksreligion und die moralischen Grundlagen der Familie und des Staates in jeder Weise verhöhnten und verspotteten, doch Seneca sehr energisch vertheidigt: Diderot und Grimm, wie schon Schlosser mit Recht hervorgehoben hat. Es ist sonderbar. Dio Cassius, der von seiner eigenen Feigheit und Kriecherei vor Kaiser Kommodus mit einer gewissen naiven Unverschämtheit (avec une noble impudence, würde der Franzose sagen) ganz wohlgefällig erzählt, kann Seneca nicht scharf genug verurtheilen, weil er in Verbindung mit Burrus das Verderben des römischen Staates durch seinen Einfluß nicht wenigstens aufzuhalten suchte. Die beiden Franzosen aber, denen der feine und brutale Sinnengenuß der höchste und einzige Lebenszweck war, haben sich eines Mannes und einer Lehre angenommen, die das gesund Sinnliche in übertriebener Weise verachtet. Das ist das Paradoxe, das sic et non in der Weltgeschichte. Diderot in seinen Gesprächen zwischen A und B über den Nachtheil, den es bringe, wenn man moralische Vorstellungen an Dinge knüpft, die nichts damit zu thun haben, nennt die eheliche Liebe und Treue un entêtement, un supplice. Er betont überall seinen Atheismus. Aber in seinem Essai Sur les gouvernements des empereurs Claude et Néron vertheidigt er in glänzender Weise den überzeugten Deisten Seneca; und Grimm, der erklärte Adept der Enzyclopädisten, lobt dieses Stück ganz besonders.

Die stoische Philosophie und Dialektik paßte vortrefflich zu dem Stil, den Seneca gewählt hat. Der auffallende Gegensatz der hier gelehrten Grundsätze zu dem gewöhnlichen Betragen der Menschen, zu Senecas eigenem Benehmen und dem ganzen Treiben der vornehmen Welt, für die der philosophische Staatsmann schrieb, ferner die scharfsinnige Einkleidung, die Fülle überraschender Wendungen, das Epigrammatische und Pointirte seines Stiles: das Alles diente dazu, sein verwöhntes und raffinirtes, an stark gewürzte und

gepfefferte Gerichte gewöhntes Lesepublikum in der angenehmsten Weise zu beschäftigen. Die Moral, die er in seinen Briefen entwickelt, die überzeugende Beweisführung, daß die größte Selbstbeherrschung höchste Seligkeit, endlich die Entschiedenheit, mit der er die innere Würde des Menschen und die Verachtung irdischer Güter seinen schlaffen, im Sinnengenuß verstrickten Zeitgenossen empfiehlt, hat stets mächtigen Eindruck auf die Leser gemacht und greifbaren Nutzen geschaffen. Freilich darf man nicht in der Illusion leben, als hätten Alle, die Senecas Schriften mit Entzücken lasen, nun auch danach gelebt. Das thaten sie so wenig wie er selbst. Die vornehmen Damen lasen mit aufrichtigstem Enthusiasmus den Essai „über die Kürze des Lebens“ oder „die Trostschrift an Polybius“ und gingen gleich danach zu einem verabredeten Rendezvous mit einem schönen Pantomimen oder Circusmenschen. Tout comme chez nous. Nirgends findet man schlagendere Parallelen zu dem Rom der Kaiserzeit als in dem high life unserer großstädtischen Aristokratie.

Man hat Seneca zum Vorwurf gemacht, daß er in seiner „Trostschrift an Polybius“ „dem Liebling des Elendesten unter den Menschen, dem unwürdigen und hochmüthigen Günstling“ die Cour gemacht habe. Polybius war nämlich Kabinetssekretär des Kaisers Claudius, des Mannes der eben so geistvollen wie verruchten jüngeren Agrippina und Adoptivvaters der Hoffnung des Reiches, des poetisch so reich veranlagten Kronprinzen Nero. Claudius war, ein Stubengelehrter mit seinen Sonderbarkeiten, allerdings für den Thron und die große Welt nicht geschaffen. Aber er wählte ausgezeichnete Minister und in seiner Studirstube hat er höchst Tüchtiges geleistet. Im Gegensatze zu der chauvinistischen Verachtung alles Fremden und Beweihräucherung der eigenen Nation, die, wie für das heutige England, so für das antike Rom charakteristisch ist, hat Claudius eine Geschichte der Etrusker in zwanzig und eine der Karthager in zwölf Büchern geschrieben. Wir würden gern eine Reihe der philosophischen Dialoge Ciceros daran geben, wenn uns diese unschätzbaren Geschichtquellen erhalten geblieben wären. Sein gelehrter Beirath dabei war Polybius, der selbst eine ganz respektable, von den späteren Christen viel citirte Weltgeschichte verfaßt hat. Daß Seneca zu einem solchen Mann in einem näheren Verhältniß stand, kann ihm Niemand zum Vorwurf machen. Uns aber, die wir eine doppelte Moral besitzen, eine für die Hochmögenden, denen Alles erlaubt ist, und eine mehr prinzipielle für den großen Haufen, uns also steht es schlecht an, über diese Alten zu Gericht zu sitzen.

Man vergesse auch nicht, daß der vielgeschmähte Seneca auf Tacitus und die bedeutendsten Männer seiner Zeit einen außerordentlich starken und nachhaltigen Einfluß geübt hat. Tacitus hat auch durch die ausführliche Darstellung der letzten Szene von Senecas Leben und besonders durch die

erhabene Schilderung seines Todes die Ehre seines Lehrers gerettet und ihn als Märtyrer der Philosophie und der Tugend im Leben wie im Tode dargestellt. Das zeigt uns Senecas Wirkung auf die Besten seiner Zeit wie auf die späteren Geschlechter in glänzendem Licht. Auch von ihm gilt Goethes herrliches Wort, das Röhr so sinnvoll in seine Trauerworte bei des Dichters Bestattung einflocht: „Wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle am Leben. Wer will uns außer Gott zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht, was sie gefehlt und gelitten, sondern, was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugenden gehören Jedem besonders."

Jena. Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.



Betrunken.

Der Fabrikant Frolow, ein schöner, brünetter Mann mit einem rundgeschorenen Bärtchen und sanften sammetnen Augen, und sein Rechtsbeistand, der Advokat Almer, ein Mann in reiferen Jahren mit einem großen kurzgeschorenen Kopf, zechten in einem der öffentlichen Säle eines Vorstadt-Restaurants. Sie waren direkt von einem Ball gekommen und trugen deshalb Frack und weiße Kravatte. Außer ihnen und den Kellnern an der Thür war Niemand im Saal; auf Befehl Frolows wurde auch Niemand eingelassen. Sie begannen damit, daß sie ein ordentliches Gläschen Schnaps tranken und dazu Austern als Sakuska nahmen.

„Vorzüglich!" sagte Almer. „Die Mode, Austern als Sakuska zu nehmen, stammt von mir. Der Schnaps brennt und beißt Einem ordentlich die Kehle, und schluckt man darauf eine Auster, so empfindet man im Halse eine Art Wollust. Nicht?"

Ein stattlicher Kellner mit rasirter Oberlippe und grauem Backenbart stellte eine Sauciere auf den Tisch.

„Was servirst Du da?" fragte Frolow.

„Sauce provençale zum Hering . . ."

„Was? Servirt man so?" schrie der Fabrikant, ohne die Sauciere anzusehen. „Ist Das eine Sauce? Verstehst nicht zu serviren, Schafskopf!"

Die sammetnen Augen Frolows flammten auf. Er wickelte um den Finger ein Ende des Tischtuchs, machte eine leichte Bewegung, — und die Sakuska, die Leuchter und die Flaschen: Alles flog klirrend und krachend auf den Boden.

Die Kellner, die an ähnliche Katastrophen schon lange gewöhnt waren, liefen herbei und begannen ernst und kaltblütig, wie Chirurgen bei einer Operation, die Scherben aufzulesen.

„Wie gut Du Das verstehst", sagte Almer lachend. „Aber . . . etwas weiter vom Tisch zurück, sonst trittst Du in den Kaviar."

„Der Ingenieur soll herkommen!" rief Frolow.

„Ingenieur" wurde ein zusammengesunkener Greis mit saurer Miene genannt, der in der That einmal Ingenieur und ein reicher Mann gewesen war; er hatte sein ganzes Vermögen durchgebracht und war an seinem Lebensabend im Restaurant gestrandet, wo er die Kellner und die Sängerinnen beaufsichtigte und allerlei dunkle, das weibliche Geschlecht betreffende Kommissionen ausführte. Als er auf den Ruf erschienen war, neigte er ehrfurchtvoll den Kopf auf die Seite.

„Hör mal, mein Lieber", mit diesen Worten wandte sich Frolow an ihn, „was ist Das hier für eine Unordnung? Wie serviren sie hier bei Dir? Weißt Du denn nicht, daß ich so was nicht liebe? Hol Euch der Teufel! Ich werde zu Euch nicht mehr kommen!"

„Ich bitte Sie, großmüthigst entschuldigen zu wollen, Alexei Ssemjonitsch!" sagte der Ingenieur, die Hand aufs Herz drückend. „Ich werde sofort die entsprechenden Maßregeln ergreifen und alle Ihre geringsten Wünsche werden auf das Beste und Schnellste erfüllt werden."

„Na, ist gut, kannst gehen . . ."

Der Ingenieur verbeugte sich, zog sich, immer in gebeugter Stellung und mit dem Gesicht nach vorn, zurück und verschwand in der Thür; ein letztes Mal sah man die unechten Brillanten auf seinem Hemd und an den Fingern funkeln.

Der Sakuska-Tisch war wieder gedeckt. Almer trank Rothwein, aß mit Appetit irgend einen getrüffelten Vogel und bestellte sich noch eine Matelote aus Quappen und eine Sterljadj. Frolow trank nur Schnaps und aß Brot dazu. Er knetete mit den Händen sein Gesicht, runzelte die Stirn, keuchte und war offenbar nicht bei Laune. Beide schwiegen. Stille ringsum. Zwei elektrische Kugellampen mit mattgeschliffenem Glase blinkten und flackerten, als ärgerten sie sich. An der Thür gingen, leise vor sich hersingend, die Zigeunerinnen vorüber.

„Man trinkt und hat doch kein Vergnügen davon", sagte Frolow. „Je mehr ich in mich hineingieße, um so nüchterner werde ich. Andere werden vom Schnaps lustig, ich aber bekomme davon nur Wuth, ekelhafte Gedanken und Schlaflosigkeit. Warum können die Menschen, außer dem Saufen und der Lüderlichkeit, kein anderes Vergnügen ersinnen? Das ist zu widerwärtig!"

„Ruf doch die Zigeunerinnen."

„Hol sie der Kukuk!"

In der Thür zeigte sich der Kopf einer alten Zigeunerin.

„Alexei Ssemjonitsch, die Zigeuner bitten um Cognac. Darf man bestellen?"

„Gut", antwortete Frolow. „Du weißt: sie bekommen ja vom Wirth Prozente von Dem, was sie sich von den Gästen ausbetteln. Heutzutage kann man nicht mal Dem trauen, der um ein Trinkgeld bittet. Alles ein niedriges, gemeines, verwöhntes Volk. Nehmen wir diese Kellner zum Beispiel. Physiognomien wie Professoren, grau, verdienen zweihundert Rubel monatlich, haben ihre Familien, schicken ihre Töchter ins Gymnasium, — aber Du kannst sie schimpfen, wie Du willst. Der Ingenieur frißt Dir für einen Rubel eine Büchse Senf auf und kräht wie ein Hahn. Mein Ehrenwort: wenn nur Einer sich mal beleidigt fühlte, ich würde ihm tausend Rubel schenken!"

„Was ist nur heute mit Dir los?“ fragte Almer, ihn erstaunt anblickend. „Woher diese Melancholie? Du bist roth, schaust wie ein wildes Thier drein ... Was fehlt Dir?“

„Scheußlich. Mir sitzt was im Kopf; und wie ich mich quäle: ich kriege es auf keine Weise heraus ...“

In den Saal trat ein kleiner, runder, fetter, alter Mann, vollständig kahlköpfig, in einem zu kurzen Jacket, einer lilafarbigen Weste und mit einer Guitarre unterm Arm. Er machte eine idiotenhafte Grimasse, stand stramm und grüßte militärisch.

„Ah, der Parasit!“ sagte Frolow. „Erlaube, daß ich ihn Dir vorstelle: er hat sich ein Vermögen damit gemacht, daß er wie ein Schwein grunzte ... Komm mal her!“

Der Fabrikant goß in ein Glas Schnaps, Wein und Cognac, schüttete Salz und Pfeffer dazu, rührte das Alles um und reichte es dem Parasiten. Dieser trank es aus und räusperte sich mit forcirter Bravour.

„Er ist so daran gewöhnt, diese Sauerei zu trinken, daß ihm von reinem Wein übel wird“, sagte Frolow. „Na, Parasit, setz Dich und sing!“

Der Parasit setzte sich, fuhr mit den fetten Fingern über die Saiten und begann, zu singen:

Trim-tram-tram. Margarita ...

Als Frolow Champagner getrunken hatte, wurde er berauscht. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Ja, mir sitzt was im Kopf! Nicht einen Augenblick giebt es mir Ruhe!“

„Was ists denn eigentlich?“

„Ich kann es nicht sagen. Ein Geheimniß. Es ist ein Geheimniß, das ich nur im Gebet sagen kann. Uebrigens, wenn Du willst, unter uns ... in aller Freundschaft. Aber daß Dus Niemandem ... kein Wort ... Ich will Dirs sagen, damit mir leichter wird ... Du aber ... um Gottes Willen, höre mich an und vergiß es ...“

Frolow beugte sich zu Almer hinüber und athmete ihm eine halbe Minute lang ins Ohr.

„Ich hasse meine Frau!“ sagte er.

Der Advokat sah ihn erstaunt an.

„Ja, ja, meine Frau, Marja Michailowna“, stammelte Frolow erröthend. Ich hasse sie; und damit Basta!“

„Warum denn?“

„Ich begreife es selbst nicht! Erst zwei Jahre bin ich verheirathet, habe, wie Du selbst weißt, aus Liebe geheirathet, und jetzt hasse ich sie schon wie den schlimmsten Feind, wie, mit Erlaubniß zu sagen, diesen Parasiten. Und ganz ohne Grund, ganz ohne irgend einen Grund! Wenn sie neben mir sitzt, ißt oder spricht, so kocht mir die Seele auf und ich kann mich kaum halten, ihr nicht eine Grobheit zu sagen. Mir wird, daß ichs gar nicht sagen kann. Sie zu verlassen oder ihr die Wahrheit zu sagen, ist unmöglich, denn Das gäbe einen Skandal; und das Leben mit ihr ist mir schlimmer als die Hölle. Ich kann nicht zu Hause sitzen. Den Tag über lauf ich in Geschäften und in den Restaurants herum,

nachts hocke ich in Spelunken. Wie willst Du Dir diesen Haß erklären? Und wenns noch jemand Anderes wäre! Aber sie ist ja schön, klug, still . . ."

Der Parasit stampfte mit dem Fuß und sang:

Die Herren Offiziere,
Die hab ich gern . . .

„Aufrichtig gesagt, ist mirs immer vorgekommen, als ob Marja Michailowna ganz und gar nicht zu Dir paßte", sagte Almer nach ein paar Sekunden des Schweigens; dabei seufzte er.

„Du willst sagen, daß sie zu gebildet ist? Hör mal . . . Ich selbst habe die Handelsschule mit der Goldenen Medaille absolvirt und bin dreimal in Paris gewesen. Ich bin natürlich nicht klüger als Du, aber auch nicht dümmer als meine Frau. Nein, mein Bester, nicht in der Bildung liegt die Sache! Höre nur, womit das Alles angefangen hat. Es fing damit an, daß mirs plötzlich so vorzukommen begann, als habe sie mich nicht aus Liebe, sondern wegen meines Reichthumes geheirathet. Seit dieser Gedanke sich mir mal im Kopf festgesetzt hat, kann ich ihn auf keine Weise mehr herausbekommen. Dazu kam noch, daß meine Frau von der Verschwendungsucht befallen wurde. Aus der Armuth kam sie in den goldenen Sack, — und los... nach allen Seiten das Geld geschleudert! Sie war so betäubt, so von der Sucht ergriffen, daß sie jeden Monat zwanzigtausend Rubel hinauswarf. Und ich bin eine mißtrauische Natur. Niemand traue ich, gegen Alle habe ich einen Verdacht, und je freundlicher Du zu mir bist, um so qualvoller ist es mir. Immer fürchte ich, daß man mir meines Geldes wegen schmeichelt. Niemand glaube ich! Ja, einen unbequemen Charakter habe ich nun mal, mein Bester, einen sehr unbequemen!"

Frolow trank in einem Zuge ein Glas Wein aus und fuhr dann fort:

„Uebrigens ist das Alles ja Unsinn. Darüber sollte man nie sprechen. Dumm. Ich habe mich in der Trunkenheit verplappert und Du starrst mich jetzt mit Deinen Advokatenaugen an . . . bist froh, daß Du ein fremdes Geheimniß erfahren hast. Na . . . lassen wirs. Trinken wir!... Hör mal", rief er einem Kellner zu, „ist Mustafa da? Ruf ihn mal her!"

Nach einiger Zeit trat in den Saal ein kleiner Tatare von etwa zwölf Jahren, in Frack und weißen Handschuhen.

„Komm mal her!" rief ihn Frolow. „Erkläre uns folgendes Faktum. Es hat eine Zeit gegeben, wo Ihr Tataren über uns geherrscht und uns mit Tribut belegt habt, und jetzt dient Ihr bei den Russen als Kellner und handelt mit alten Kleidern. Wie soll man sich diesen Wechsel erklären?"

Mustafa zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte mit einer feinen, singenden Stimme:

„Der Wandel des Schicksals!"

Almer warf einen Blick auf sein ernstes Gesicht und platzte heraus.

„Na, gieb ihm einen Rubel!" sagte Frolow. „Mit diesem Wandel des Schicksals verdient er sich ein Vermögen. Nur wegen dieser drei Worte wird er hier gehalten. Trink, Mustafa! Ein großer Schuft wird aus Dir werden! Was sich doch an Parasiten um einen reichen Menschen herumdrängt! Wie viele solcher friedlichen Räuber und Diebe es giebt . . . man kann kaum durchkommen! Soll man noch die Zigeuner rufen? He? Los, die Zigeuner!"

Die Zigeuner, die in den Korridoren schon lange sehnsüchtig gewartet hatten, stürmten johlend in den Saal; und nun begann ein wildes Gelage.

„Trinkt!“ schrie Frolow. „Trink, Du Pharaonengeschlecht! Singt! Ha-a!“

„Im Winter . . . ha-a! . . saust der Schlitten . . .“

Die Zigeuner sangen, pfiffen und tanzten . . .

In einer Raserei, die zuweilen sehr reiche, verwöhnte und keine Grenze ihrer Macht kennende Menschen befällt, begann Frolow, alle möglichen Ausschreitungen zu begehen. Er befahl, den Zigeunern ein Souper und Champagner zu serviren, zerschlug das Glas der elektrischen Lampen, warf mit Flaschen nach den Bildern und Spiegeln, — und das Alles offenbar ohne jedes Vergnügen, mit gerunzelter Stirn, gereizt die Menschen anschreiend, mit einer Verachtung und mit einem Haß, der aus seinen Augen und aus seinen Geberden sprach. Er zwang den Ingenieur, ein Solo zu singen, gab den Bässen ein Gemisch von Wein, Schnaps und Oel zu trinken . . .

Um sechs Uhr wurde ihm die Rechnung überreicht.

„Neunhundertfünfundzwanzig Rubel fünfundzwanzig Kopeken!“ sagte Almer und zuckte die Achseln. „Wofür denn Das? Nein, warte: Das muß man doch erst mal nachrechnen!“

„Laß!“ murmelte Frolow, während er seine Brieftasche herauszog. „Laß sie stehlen . . . Dazu bin ich ja reich, daß man mich bestiehlt . . . Ohne Parasiten . . . gehts nicht . . . Du bist mein Rechtsbeistand . . . nimmst sechstausend Rubel jährlich und . . . und wofür? Uebrigens verzeih . . . ich weiß selbst nicht, was ich rede“

Als er nach Hause fuhr, murmelte Frolow:

„Nach Hause fahren . . . schrecklich! Ja . . . ich habe keinen Menschen, dem ich mein Herz so recht öffnen könnte . . . Alles Räuber . . . Verräther . . . Wozu habe ich Dir zum Beispiel mein Geheimniß erzählt? Wo . . . wozu? Sag selbst: wozu?“

Vor seiner Hausthür umarmte er Almer und küßte ihn auf die Lippen, nach der alten moskauer Manier, ohne Auswahl bei jeder Gelegenheit einander zu küssen.

„Lebewohl . . . Ein unbequemer, ein gemeiner Mensch bin ich“, sagte er. „Ein schlechtes, schamloses, betrunkenes Leben führe ich. Du bist ein gebildeter, kluger Mensch und lachst nur und trinkst mit mir; kei . . . keine Hilfe von Euch Allen . . . Und doch müßtest Du, wenn Du mein Freund, wenn Du ein ehrlicher Mensch wärst, mir eigentlich sagen: ‚Ein gemeiner, ein niedriger Mensch bist Du! Ein Scheusal!‘“

„Na, na . . .“ stammelte Almer. „Geh schlafen.“

„Keine Hilfe von Euch. Nur die eine Hoffnung: wenn ich im Sommer auf dem Lande sein werde, gehe ich aufs Feld hinaus, ein Gewitter zieht auf . . . der Donner . . . und ich werde auf der Stelle erschlagen . . . Ad . . . Adieu . . .“

Frolow küßte Almer noch einmal. Dann, halb schon im Schlaf und unverständliche Laute lallend, schickte er sich an, mit zweier herbeigeeilten Diener Hilfe die Treppe hinaufzuklettern.

Petersburg. Anton Tschechow.

♣

Die drei Weltreiche.

Neulich wurde hier die Theorie von den drei Weltreichen beleuchtet. Von den Schriften, in denen diese Theorie entwickelt wird, habe ich keine gelesen, muß aber gestehen, daß mir der Ausdruck „Theorie“ oder „Lehre“ von den drei Weltreichen wunderlich vorkommt. Daß heute drei Reiche vorhanden sind, mit denen verglichen alle früheren sogenannten Weltreiche als Zwerge erscheinen, ist ja Thatsache. Und wenn man durch eine Wahrscheinlichkeitrechnung zu ermitteln sucht, welches der drei Reiche die beiden anderen zu überflügeln Aussicht hat, oder ob sich vielleicht alle drei in einem Gleichgewichtszustande gegen einander behaupten werden, so ist auch Das noch keine Theorie, sondern nur eine Konjektur. Erst wenn man die Ansicht, daß nur ein Weltreich möglich sei, zum Lehrsatz erhebt, nähern sich solche Betrachtungen dem Begriff der Theorie. Herr Weill scheint dieser Ansicht zuzuneigen; abgesehen davon, daß sie anfechtbar ist, bedürfen seine Ausführungen schon deshalb einer Ergänzung, weil er zu ausschließlich die Thatsache ins Auge faßt, daß einander die italienischen Städte, Spanien, Holland und England im Reichthum und in dem Einfluß, den der Reichthum verleiht, abgelöst haben, während doch Reichthum, er mag aus der Urproduktion, aus Gewerbe und Handel oder aus Handel allein quellen, keineswegs der einzige Machtfaktor ist. Nur schwer und zeitweilig vermochten die italienischen Städte (außer Venedig) in ihrer Blüthezeit ihre Unabhängigkeit zu behaupten; und politisch waren die Staaten, von denen sie bedroht wurden, zuerst das Deutsche Reich, dann das mit dem Papst verbündete Frankreich, Riesen gegen sie. Holland blieb ein Kleinstaat auch in der Zeit, wo ihm seine Rührigkeit und sein Geld zusammen mit dem jämmerlichen Zustande Deutschlands einen ungebührlich großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten verschafften, und Englands Macht steht, wie jetzt auch der Blinde sehen muß, auf so schwachen Füßen, daß, wenn der ernsthafte Wille, sie zu stürzen, vorhanden wäre, eine Koalition der Großstaaten sie ganz gewiß stürzen würde. Reichthum, Produktionkraft, Handelssuprematie, Autarkie, Kriegstüchtigkeit, Größe des Gebietes sind Machtelemente, die bald jedes allein, bald in verschiedenen Kombinationen vorkommen; zwei davon, die Handelssuprematie und die Autarkie, schließen einander eigentlich aus, was nicht bewiesen zu werden braucht, da es Jeder auf den ersten Blick sieht.

Während die Rassen Wesen von einer wunderbaren Beharrlichkeit sind, die manchmal fast an Unveränderlichkeit zu grenzen scheint, giebt es nichts

Unbeständigeres als die Staaten. Kaum ist ein gewisser Gleichgewichtszustand erreicht, den die Völker als Grundlage und Bürgschaft des ewigen Friedens preisen, so entbrennt schon wieder ein Streit, der mit Grenzverschiebungen endet. Diese Veränderlichkeit rührt zunächst daher, daß jeder Bevölkerungzuwachs die Ernährung erschwert und man ihn daher durch Gebietserweiterung auszugleichen strebt. Freilich bedeutet der Volkszuwachs, da er die Arbeitstheilung fördert, bis zu einem gewissen Grade sogar eine Erleichterung der Existenz; aber diese Erfahrung macht man immer erst, nachdem die Unmöglichkeit der Expansion zur intensivsten Arbeit gezwungen hat, die von den Meisten nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet wird. Bis dahin, wo die Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung einer dicht zusammengedrängten Bevölkerung Reichthum schafft, schlägt, mit Werner Sombart zu sprechen, der Kampf um den auswärtigen Futterplatz in den inländischen Kampf ums Futter um; ist aber der Reichthum da, so bewirkt seine ungleiche Vertheilung, daß dieser Kampf erst recht entbrennt. Und mit dem im Inlande erzeugten Reichthum begnügt sich die Habsucht nicht; im Handel, durch die Geldleihe und durch industrielle Gründungen sucht sie die fremden Staaten auszubeuten, die sie mit den Waffen zu unterjochen sich zu schwach fühlt. Aus dem selben Grunde, weil die einmal erwachte Habsucht schlechthin unersättlich ist, beschränken sich erobernde Völker nicht darauf, den Nahrungspielraum im Verhältniß zum wirklichen Bedürfniß zu erweitern. Auch finden sie es bequemer, unterjochte Völker für sich arbeiten zu lassen, statt selbst zu arbeiten; und endlich erzeugt jeder siegreiche Krieg neue Kriege, weil er mit den neuen Grenzen neue Grenzstreitigkeiten schafft, so daß sich jedes erobernde Volk durch ein unabänderliches Verhängniß vorwärts getrieben fühlt, bis ihm das Meer oder die Wüste oder ein stärkerer Nachbar zuruft: Bis hierher und nicht weiter!

In welchen Dimensionen sich dieser ewige Kampf bewegen sollte, Das hing vor den Zeiten der modernen Technik von der Bodengestalt ab. Als ein 3000 Fuß hohes Waldgebirge noch ein ernstliches Verkehrshinderniß bildete, da zersplitterte sich die Bewohnerschaft gebirgiger Gegenden in so viele Völkchen, wie das Land Thäler und kleine Hochebenen hatte, während es in großen Flußebenen erobernden Heerführern leicht gelang, die ganze Ebene zu unterjochen. Deshalb sehen wir im Euphratgebiet Staaten, in Griechenland und Italien Stätchen mit einander ringen. In Griechenland waren diese Stätchen annähernd gleich tüchtig, so daß keins alle anderen zu unterjochen vermochte und erst der hellenisirte Makedonier sie zu einem Staatswesen einte; in Italien vermochte die eine kleine Römerrepublik aller übrigen und zuletzt aller Mittelmeerländer Herr zu werden. Im mittelalterlichen Europa wiederholte sich der selbe Prozeß; nur besaß es in der Kirche und in der

Idee des Kaiserthums zwei einigende Kräfte, die ihn beschleunigten. Freilich hielt diesen beiden einigenden Kräften eine trennende das Gegengewicht: die germanische Mannentreue, die den Freibeuter an den Führer des Zuges, später, als man seßhafter geworden war, den Lehnsmann an seinen Lehnsherrn fesselte und so das Territorialfürstenthum begründete. Im eigentlichen Germanien begünstigten Bodengestalt und germanischer Geist die Zersplitterung am Meisten und die spätere Großstaatbildung ging von den beiden großen Kolonialgebieten im slavischen Osten aus, die als Provinzen zu behandeln dem Kaiser bei der nun einmal bestehenden Reichsverfassung und den damaligen Kommunikationmitteln nicht einfallen konnte. In den beiden Flügeln des kolonialen Deutschlands begünstigte die Bodengestalt größere politische Bildungen: der nördliche ist eine große, von Elbe und Oder durchströmte Ebene, der südliche besteht aus dem ansehnlichen Flußthal der mittleren Donau, den beiden Kesselländern Böhmen und Mähren und dem noch viel größeren ungarischen Kessel. Diese Länder nebst den Landschaften der Ostalpen zusammenzuleimen, gelang der felix Austria, weil die eingewanderten Schwaben und Bayern durch die Aufnahme eines bedeutenden Quantums von Slavenblut von ihrer ursprünglichen Hartköpfigkeit viel verloren hatten. In der ungeheuren russischen Ebene verhielten sich die Menschen wie die Gewässer: sie verbreiteten sich gleichmäßig über die ganze Fläche. Die schwachen Bodenerhebungen, die das Land durchziehen, sind zwar hoch genug, um die Verwandlung der ganzen Ebene in einen einzigen seichten See zu verhindern, aber nicht hoch genug, um die Menschen von einander zu trennen, Charakterverschiedenheiten zu erzeugen und Kleinstaaten zu begründen. Die selbe Erscheinung wiederholt sich im gewaltigen Flußgebiet des Mississippi, das die Eingewanderten verschiedenster Abstammung zu einer neuen, gleichartigen Rasse verschmilzt.

Die moderne Technik hat nun den Gebirgen und kleinen Flußthälern die staatenbildende Kraft genommen. Was heute die Völker des westlichen und mittleren Europas am Verschmelzen hindert, sind nicht Verkehrsschwierigkeiten, sondern die in früherer Zeit durch die Verkehrsschwierigkeiten geschaffenen verschiedenen Nationalcharaktere und die auf der nationalen Grundlage errichteten Staaten mit ihren vielfach trennenden Einrichtungen. So lange nun die Völker des europäischen Festlandes unter sich blieben und nur England und das halbasiatische Rußland außereuropäische Interessen zu haben schienen, konnte man, wenn man der Volksvermehrung als ewig treibender Kraft vergaß, sich in der Hoffnung wiegen, das Gleichgewicht der fünf oder sechs Großmächte werde hundert Jahre lang den Frieden sichern. Das hat sich aber durch die rasche Volksvermehrung in Deutschland, durch die Schwäche der romanischen Staaten und Oesterreichs und durch andere bekannte Umstände

gründlich geändert und an die Stelle des europäischen, ohnehin sehr labilen Gleichgewichtes sehen wir das auch nicht besonders stabile Gleichgewicht der Weltmächte treten, wie ich lieber statt Weltreiche sagen will, weil man unter dem Wort Weltreich eigentlich an ein alle fünf Erdtheile umfassendes Reich denken müßte. Zu der Zeit, als „die Welt" im Westen von den Säulen des Herkules, im Osten von den indischen Gebirgen, südwärts von der afrikanischen Wüste und im Norden von der Nordsee begrenzt wurde, hatte das Wort einen Sinn, heute nicht mehr. Aber daß an die Stelle der europäischen Mächte die Weltmächte getreten sind: daran ist gar nicht zu zweifeln.

Nun sehe ich nicht ein, warum von diesen dreien durchaus die eine die Uebermacht erlangen soll und warum sie nicht neben einander im Gleichgewicht bestehen könnten. Ferner verstehe ich nicht, wie die bewußte Theorie lehren kann, die genannten Reiche suchten sich zu dem Zweck zu vergrößern, alle Güter ihrer Konsumtion selbst produziren zu können. Die Vereinigten Staaten erfreuen sich ja schon dieses Vortheils. Bis auf einige Produkte von untergeordneter Bedeutung, wie die nordischen Pelzthiere und vielleicht einige tropische Früchte, haben sie Alles, was sie brauchen, in Hülle und Fülle. Mag sich ihre Bevölkerung auf 200 Millionen erhöhen, so wird sie ohne übermäßige Intensität des Betriebes Brotfrüchte, Vieh, Obst, Wein, Holz, Kohlen, Metalle, Südfrüchte, subtropische und Tropenfrüchte, Fasergewächse genug haben, vorausgesetzt natürlich, daß sie dem bis jetzt üblichen Raubbau und der Waldverwüstung ein Ende macht. Daß sie aber alle gewerblichen Erzeugnisse selbst herzustellen im Stande ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Eroberung der spanischen Antillen läßt sich ja einigermaßen rechtfertigen, da der große Staat bis dahin nicht über den Wendekreis reichte. Aber wenn die Yankees damit noch nicht zufrieden sind, so ist Das reiner Uebermuth. Streng genommen, bedarf daher das Volk der Vereinigten Staaten des Exporthandels gar nicht. Aber freilich: weil es bei seinem natürlichen Reichthum in der Lage ist, wohlfeil zu produziren, kann die Habsucht der Versuchung nicht widerstehen, sich durch Export noch mehr zu bereichern. Deshalb wäre es für England ein großer Vortheil, wenn es sich unabhängig machen und auf Import verzichten könnte, was zugleich den Verzicht auf Export bedeuten würde. Es ist auch möglich, daß die Engländer, wenigstens einige ihrer Staatsmänner, dieses Ziel ins Auge gefaßt haben. Hat doch jüngst ein Kapitän Murray die Versorgung Englands mit Nahrungsmitteln in einem Kriege ein gigantisches Problem genannt; und wenn Nordamerika und Deutschland den englischen Export mehr und mehr einschränken, so wird das Problem gar bald auch im Frieden gigantisch werden, weil dann die Mittel zur Bezahlung der Lebensmittel fehlen werden. Rußland endlich würde sich jetzt schon eines hohen Grades von Selbstgenügen erfreuen,

wenn sein Volk tüchtig wäre und seine Regirung nicht blos aus schlauen Diplomaten, sondern aus genialen und ehrlichen Staatsmännern bestünde. Aber freilich würde auch in diesem Falle zur vollen Autarkie der Erwerb südlicher Gebiete gehören; und nach denen strebte es ja seit zweihundert Jahren. Rußland ist also das einzige von den drei Reichen, auf das die Theorie paßt, die aber eben darum in diesem Falle keine Theorie mehr ist, sondern eine Thatsache; wenn der Zar in nicht gar ferner Zeit den Sohn des Himmels entthront, wird Rußland haben, was es begehrt. Den Engländern dürfte die Erreichung des Zieles, falls sie es wirklich erstreben, so schwer fallen, daß man sie einfach als unmöglich bezeichnen kann. Es wäre dazu erforderlich, daß sie die zum Körnerbau geeigneten Landstriche Südafrikas kultivirten; woher aber die Ackerbaukolonisten nehmen, da sie selbst kein Bauernvolk mehr sind? Ferner, daß ihnen alle Kolonien treu blieben und auf Zollschranken dem Mutterlande gegenüber verzichteten, worauf nicht zu rechnen ist. Und mit Alledem wäre noch nicht einmal die Nothwendigkeit beseitigt, das zur Ernährung des Mutterlandes nöthige Getreide übers Weltmeer zu transportiren; dieser Zustand kann aber unmöglich Autarkie genannt werden. Es giebt eben sehr verschiedene Arten politischer Macht; die der Engländer beruht auf Waarenexport und Kolonialausbeutung und hat gerade den Zustand, daß dem Volk sein Brot nicht daheim wächst, zur Voraussetzung; denn womit sollen die kaufenden Völker die Exportwaaren bezahlen, wenn nicht mit Rohprodukten und Lebensmitteln? Diese Grundlage der Macht und Größe ist und bleibt aber die allerunsicherste, so daß selbst Rußland mit seinem untüchtigen und blutarmen Volk weit ruhiger in die Zukunft sehen kann.

Demnach hat zwar ein Uebergewicht der Vereinigten Staaten die Wahrscheinlichkeit für sich, aber nicht deshalb, weil drei gleich starke und große Weltmächte nicht neben einander zu bestehen vermöchten, sondern, weil den anderen beiden zwei unentbehrliche Machtfaktoren fehlen: den Engländern das zusammenhängende Gebiet, den Russen die persönliche Tüchtigkeit. Aber — Das ist doch wohl die Frage, die uns am Nächsten liegt — was soll aus uns Deutschen werden neben den drei Riesen? Es wäre doch wohl ein Uebermaß von Bescheidenheit, wenn wir bei unserer Volkszahl und unserer Tüchtigkeit auf einen Platz im ersten Range des Völkertheaters verzichten wollten. Nun, wie ich darüber denke, habe ich so oft gesagt, daß ich es nicht wagen darf, die Leser noch einmal damit zu belästigen.

Neisse. Karl Jentsch.



Meine Meerfahrt.

So schnell ist mir noch kein voller Tag vergangen wie diese vierundzwanzig Stunden auf der Adria. Und keine Fahrt hat mich bisher zu einem solchen Ziel geführt. Von Triest bis Ragusa! Das bedeutet: von Europa nach Asien. „Graf Wurmbrand", ein bewährter Schnelldampfer des Oesterreichischen Lloyd, erreicht in vier Katzensprüngen die südlichen Berge der Herzegowina, deren äußerster Rand die Küste von Dalmatien heißt.

Ich könnte ihn zeichnen, den kurzen, grellen Pfiff, den der abdampfende „Wurmbrand" ausstößt; ein krummer Pfiff mit dickdumpfem Anlauf und scharfer, kurzgebrochener Endspitze. Wie ein Pulverhorn, das explodirt, emporschmetternd, stechend in die Lüfte gegen die Höhen des Karstes. Dann setzt die Maschine ein, das Plätschern im Hafen wird bald zum Rauschen, zum Brausen auf hoher See, im Zweikampf des schwarzen Panzers mit dem Meere. Jeder Augenblick zerschlägt die eherne Tafel in tausend Scherben, deren schnurgerade, weiß schäumende Linie den Lauf des Dampfers bezeichnet, bis weit hinten sich wieder Alles eint und glättet. Trotz den Millionen spiegelbrechender Fahrzeuge liegt das Meer so glatt und ungebrochen da wie am Tage der Schöpfung.

Triest ist verschwunden. Die Häuserkolosse sind in der Dunstbläue des Gesichtskreises ein blasser, unbestimmter Streifen geworden, wie ihn die modernen Landschaftmaler ziehen, wenn sie Etwas andeuten wollen, das sie selbst nicht kennen. Die istrische Küste steht in einem Dunstschleier, giebt sich den Anschein, als wäre sie gar fern und als wären ihre Berge sehr hoch. Wir wollen einmal unser Haus besehen, sagte mein Sohn Hans. Wir stiegen hinab. Die Kabine mit den runden Fensterluken und dem wässerigen Lichte, das die Wellen spiegelnd auf den flimmernden Plafond warfen. Durch die Fürsorge des Lloydpräsidenten ist uns ein bequemes Gemach eingeräumt worden. Wir packen unsere Sachen aus; auf das Tischchen legen wir die Karte des Adriatischen Meeres, damit wir gleich einem umsichtigen Admiral über unseren Lauf, die Seehöhe, die vorüberziehenden Inseln u. s. w. stets Bescheid wissen. Leise zittert das Gemach; draußen rollt das Wasser. Wir beschauen uns den nahen Salon; er ist geräumig, ist Speisesaal, Konzertsaal, Spiel-, Musik- und Lesezimmer. Ein Pianino harrt kundiger Finger und klanglustiger Ohren. Eiserne Säulen stützen die niedere Decke, durch deren mittleren Aufbau Glasmalereien buntes Oberlicht hereinlassen. An den Wänden die Rundfenster mit den schweren, drehbaren Eisenrahmen, gegen alle Zufälle fest verschließbar. In Gruppen und auch einzeln sitzen die Reisenden herum, meist wienerische und reichsdeutsche Ausflügler nach Dalmatien. Noch achten sie des ihnen seltsamen Geräusches, horchen dem dumpfen Rollen der Fluthen. Der Ankömmling auf einem großen Schiff ist ruhelos; immer ist er auf Entdeckungreisen aus, um seine neue ambulante Heimath kennen zu lernen. Bald schwärmte ich also wieder auf dem Deck umher, schaute durch das Glasdach hinab in den Maschinenraum, wo ein Weltall von Stahl und Eisen knarrend und stampfend lebendig ist und heißer Dunst aufsteigt; besuchte die Warte, wo der Steuermann die Hebel des Rades dreht, die Kapitänszelle, wo in zahlreichen Instrumenten die Wissenschaft waltet. Uhren, Kompaß, Fernrohr, Strecken-

messer, Seekarten. Maschinenraum und Steuerstand sind wie Herz und Kopf. Dann hinaus auf den Vorderbug, wo der Wind pfeift, den der Neuling für einen Sturm hält, während er nur die Folge des raschen Schiffes ist. Ferner suchte ich lauschige Plätzchen auf Deck, wo man allein und beschaulich hinausblicken kann auf das hohe Meer. Dieses war früher wassergrau gewesen; jetzt war es braun wie Moor, nur immer belebt von den wechselnden Silberplatten der Wellen, die gelassen und ziellos wallten. In ruhiger Luft wissen sie nicht, wohin, und schwanken immer nur auf und nieder, in sachten Gruben und leichten Kanten hin und her. Der hastig hinrauschende Dampfer allein bringt das Gewässer in Aufruhr; weiter in der Ferne wird Alles glatt und die schnurgerade Linie zwischen Meer und Himmel ist ein Ruhen in der Ewigkeit.

Jetzt schellt ein Glöcklein durch das Haus. Betenszeit? Nein, es mangelt an Noth. Essenszeit; denn die feuchte Seeluft athmet sich wonnig und giebt sogar dem Börsenjobber dort, was er sonst nie hat, Hunger. Table d'hote. An der langen Tafel oben sitzt der Kapitän als Hausvater. Mir wird der Platz an seiner Seite angewiesen. Die Tafel ist geschmückt mit Obstständern und Blumensträußen und unterscheidet sich nicht von den Speisetischen der feinen Stadthotels. Frei stehen alle Gläser und Flaschen, keine Vorrichtung für stürmische Zeiten. Kaum merklich zittert der Saal unter dem ewigen Dröhnen draußen. Man glaubt, in einem Salon auf dem Lande zu sitzen, und irgendwo draußen wäre ein Gewerk, dessen unbestimmtes Geräusch man hören kann. Um endlich unter Speise und Trank ganz zu vergessen, daß man auf dem Meere ist. Die reichliche und wohlschmeckende Mahlzeit löst bald Herz und Zunge, und wenn die aus aller Herren Ländern zusammengeschwemmten Passagiere auch nicht sofort Brüder und Schwestern werden, so nähern sie sich einander doch im heiteren Gespräch. Während Neulinge natürlich nur von Seefahrt und Seeleben sprechen, plaudern die gewohnheit- oder berufsmäßigen Reisenden von Politik, Geschäft und Unterhaltung wie überall. Der schwarze Kaffee wird im Rauchzimmer genommen, einen Stock höher, im Stiegenhaus. Der Weg von den Kabinen, dem Gesellschaft- und Speisesaal führt durch dieses Rauchzimmer, wo den ganzen Tag die ältern Herren Bier trinken, rauchen, Schach oder Karten spielen. Die jüngeren treiben sich auf Deck herum, drehen Cigaretten, betrachten die Schiffsthätigkeit oder flirten mit hübschen Damen. Aus dem Salon hervor klingen straußische Walzer. Alles geht so lustig zu, so ungezwungen lustig. Und ein behäbiger älterer Herr behauptet, nichts sei für den gehetzten Menschen geeigneter zur Erholung als eine Seefahrt. Man nehme ein Fahrbillet, gleite aufs Meer, wohin: Das ist gleich. Hauptsache komfortables Schiff, gutes Essen und Trinken, Seeluft und Natur und völlige Abschließung von allen Geschäften, Briefträgern, Telegraphen, Telephonen und Besuchern. Wenn dann schlechtes Wetter einmal auch die Seele ein Bischen aufrüttelt aus den Regionen des Kurszettels, so schadet Das gar nicht. Ich denke, so wirds noch kommen. Ambulante Kurorte, Sommerfrischen auf dem Ozean.

Unser Wurmbrand rauscht weiter und weiter. Inzwischen sind links und rechts Gelände erschienen, von deren Höhen gewaltige Forts niederschauen. Wir fahren in den Hafen von Pola ein. Hier ist Alles großartig: die Befestigung, die Kriegsschiffe, die Arena. Die Stadt dehnt sich lieblich in die grüne Land-

schaft hinan. Alles ist auf Deck, um das Ein- und Aussteigen, Ab- und Aufladen zu beobachten. Im Schiff ist es still, als ob die Uhr stehen geblieben wäre. Aber ganz sacht schwankt der Boden. Das bringt für Augenblicke ein leichtes Unbehagen. Ein Geruch von Theer und faulen Fischen legt sich widerlich in den Nerv.

Nach halbstündigem Aufenthalt beginnt der Dampfer seinen weiteren Lauf. Zur Rechten die Insel Brioni, wo eine neue Ansiedelung im Entstehen ist, ein Kurort. Josef Stradner, der gründliche Kenner von Land und Leuten an der Adria, sagte mir einmal, daß diese Insel Brioni zu dem Allerschönsten gehört, was Istrien und Dalmatien aufzuweisen hat. Früher habe die Malaria diese Inseln unsicher gemacht, aber sie weiche vor der menschlichen Kultur rasch zurück und die schönen Eilande würden eine glänzende Zukunft haben. Von unserem Schiffe aus sahen wir nur den bewaldeten Streifen, dessen Höhen kaum über hundert Meter aus dem Meere hervorragen. Bald sind wir am Südkap von Istrien und jetzt gehts über den Quarnero ins hohe Meer, das sich nun auch links scheinbar ins Unermeßliche dehnt. Bei klarem Wetter wird man aus der Gegend von Abbazia herüber wohl den Monte Maggiore leuchten sehen; unser Himmel senkte in diesen Tagen fortwährend seine Schleier und schenkte uns die Stimmung einer Seefahrt über den Ozean. Und gerade diese Stimmung liebe ich. Im Salon werden die Geräthe unruhig; auch die Insassen. Ich lehne mich auf dem Deck an die Wand und schaue der rückwärtigen Schiffsspitze zu, die langsam mehrere Meter hoch auf- und niederwallt. Das Schiff stampft. Das Meer ist blau geworden und hebt sich wie eine schwere, dickflüssige Masse ab von der Himmelsglocke. Die Linie des Horizontes ringsum erscheint uns nicht in Form eines Kreises, etwa, als ob man mitten auf einer dunklen ungeheuren Scheibe stände, nein: sie zeigt sich wie ein schnurgrader Streifen, an dem gar nirgends eine Kurve zu erkennen ist; und doch zieht sie sich rund um uns. Jetzt wird das Element gierig. In langen und hohen Wellen springt es heran und immer wieder heran. Das Schiff durchschneidet diese rollenden Riegel, wird aber doch gehoben von jedem Wall. Draußen ringen unter sich die Wogen, prallen an einander, daß hoch die Gischten springen, Wuthschäume über ein rasendes Kämpfen, das keinen Zweck zu haben scheint. Nicht leicht ein bezeichnenderes Bild des ewigen zweck- und ziellosen Kampfes auf Erden, des Kampfes mit sich selbst, als das wilde Meer. Es ist, könnte man sagen, ein ethischer Kampf, ein Kampf ums Gleichgewicht. Aber in diesem inneren Widerstreit kommt ein Fremdes, ein winziger Körper, heran und erdreistet sich, mit scharfem Eisen die See zu durchschneiden. Darob neue Empörung der Wellen; einen Augenblick weichen sie vom Schiff zurück, um dann wie ein lebendiges Gebirge gegen Himmel zu springen, an die Schiffswand zu prallen und das Deck mit seinem Gischt zu bespeien. Aber Maschinenlärm und Menschenlaut erstickten in dem Tosen und Branden, im endlosen Schrei des Meeres über ein endloses Leid, das wir ahnen und nicht kennen. Ja: nun sind wir Dir anheimgegeben, Du erdumwallende Fluth, jetzt ist es Ernst, jetzt muß es sich weisen, ob der armsälige Menschenbau den Streit mit Dir besteht!

Auf dem Zwischendeck, über das ich hinblicke, ist allerlei Volk; sie torkeln und lachen, sie taumeln und halten sich an Brüstungen und Tauen fest. Sie

verschwinden, um der Noth zu gehorchen. Slavische Soldaten, die aus dem Böhmerlande nach dem Süden Oesterreichs versetzt wurden, singen in weichen, flehenden Tönen ein Lied von der Heiligen Maria. Darunter ein junger schöner Bursche, die blauen Augen voll Wasser, in diesen fremden, wilden, ungeheuren Elementen wohl gedenkend der fernen, fernen Heimath. Unter den Füßen der Leute ein scheckig Hündlein, das früher zum Ergötzen der Offiziere noch allerlei Künste getrieben hat, jetzt auf dem Boden kauernd, mit den Pranken sich an den Dielen festhaltend, mitunter winselnd und stöhnend. Und ringsum das hohle Tosen, das Heranspringen der Wellen bis an die Brüstung, wie nimmermüde Feinde, die eine Festung erstürmen wollen. Der Dampfer hebt und senkt sich vorn und hinten haushoch. „Santa Madonna!“ ruft ein Matrose und taumelt an den Mast hin. Ich stand fest an die Wand gespreizt und sah es und empfand jenes unbeschreibliche Wohlbehagen, das an Wollust grenzt und das mich bei allen Stürmen zu erfassen pflegt. Nie und nirgends fühle ich mich geborgener als im Unwetter, weil mir nichts geschehen kann, weil ich gerade in solchen Momenten bereit und gerüstet bin, in die ewige, göttliche Einheit unterzutauchen.

Seit dem Leuchtthurm am Kap von Istrien hatte ich eine Möwe beobachtet, die in nimmermüdem Fluge, einmal auf und einmal nieder, unserem Schiffe folgte. Sie blieb nicht zurück und kam auch nie ganz nah; mit ihren langen, spitzen Flügeln segelte sie immerfort heran. Man sagte mir, daß die Matrosen solchen Vögeln Brosamen in die Luft streuten und daß die Thiere niederschößen, um die Leckerbissen aufzufangen. Jetzt freilich hatten die Männer nicht Zeit zu solchem Spiel; mit aller Kraft arbeiteten sie an Raaen, Tauen und Masten, um der drohenden Gewalt vorzubeugen. Mein junger Böhme umklammerte einen Pfahl, blickte betrübt auf das wilde, weißzackige Meer hinaus und sang mit im elegischen Liede; zu seinen Füßen kauerte der scheckige Hund und that, als wolle er seinen Kopf in die Dielen vergraben ... Ich wollte nun einmal den vorderen Schiffstheil betreten. Die Bordbrüstung als Handhabe: so wollte ich vordringen, da goßen mir die Gischten ins Gesicht und meine Stirn schlug an den Balken. Es war aber kein Balken, sondern der Wind, der mir mit harter Gewalt ans Haupt schlug und Alles, was sich an diese Deckseite gewagt hatte, zu Boden fegte. Der Steuermann hoch oben stand in seiner Glaslaterne, drehte die Balken des Rades und spähte hinaus auf die dunkle Fluth, auf das Gewoge mit den weißen Riffen. Und der stampfende Dampfer nahm durch die Wasserwildniß seinen schnurgraden Lauf. Als ich wieder meinen geschützten Platz aufsuche, höre ich rufen: „Er hat sich ins Wasser gestürzt!“ Alles schaut über Bord, ins Wirbeln der Wellen. Ein Mann über Bord? Nein: „Der Hund, der scheckige Hund hat sich hinabgestürzt!“ Eine Frau wollte es gesehen haben. Ein Offizier hatte das Thier für einen Freund in Zara mitgenommen. „Er ringt noch“, sagten wir; dann, nach fünf Minuten: „Jetzt sinkt er und die Seethiere halten ein Mahl.“ Wir wissen nicht, ob es ein Selbstmord war oder ob der Hund in einem Moment des Vergessens über das Geländer gesprungen ist.

Schon waren langgestreckte, theils gebirgige Inseln aufgetaucht, links Lussin, Asinello, Selve, rechts Sarsago, Premuda, Melada. Da beruhigten sich die Wasser mählich. Das Auf- und Niederschnappen des Schiffes ging in ein sanfteres Wallen über. Durch westliches Gewölk blinkte die Sonne, und bevor sie ge-

brochen ins Meer sank, röthete sie noch die Küste und die Wellen. Aber wo war mein Sohn Hans? Der lag in der Kabine zusammengekauert, nun im Halbschlummer. Es sei schon besser, sagte er. Während ich auf schwankendem Sofa neben ihm saß, da kams, als wäre ich auf einer Schaukel. Es drehte sich der Kasten quer nieder, aber statt zu fallen, kam er immer wieder hinten nach. Ein Hitzen ging mir durch den Körper; auf der Stirn kalte Tropfen. Das kreisende Rad im Kopf mußte eine Transmission haben mit dem Magen. Es hebt an, — und noch fünfzehn Stunden bis ans Ziel! Es hebt nicht an, rief ich, sprang empor, taumelte aufs Deck und stand wieder an meine Wand gelehnt. Ein Frösteln durch den Körper; dann wars gut. Das Meer war immer dunkler geworden, eine schwarzblaue Fläche, wie ein in den Himmel gespanntes Tuch. Ein Landmensch, der nie Meer gesehen, würde bestreiten, daß es Wasser ist. So war es Abend geworden; immer rauschte das Schiff dahin in den Einsamkeiten. Kein Fahrzeug begegnete uns, nur manchmal tauchte ein Leuchtfeuer warnend vor Klippen oder Untiefen auf. Nach zehnstündiger Fahrt vor uns die Lichter von Zara.

Als der Dampfer den Hafen der dalmatinischen Hauptstadt verlassen hatte, versammelte man sich zum Nachtmahl. Die von kurzer Seekrankheit Erstandenen waren doppelt lustig, wie ja jeder Herschwung seinen Hinschwung hat. Der rothe dalmatiner Wein war der Stimmung auch nicht abträglich; und so sind wir in unsere Kabine etwas spät zurückgekommen. Mein Genosse schlief nach drei Minuten fest. Ich verbrachte die Nacht im Halbschlummer; immer hatte ich das dumpfe Brausen des Wassers im Ohr und manchmal auch das abscheuliche Rasseln einer Kette, die über der Kabine ihr Unwesen trieb; sie ist gewiß für das Schiff sehr nothwendig, für ein Schlafgemach aber höchst überflüssig. Der kurze, krumme Pfiff unseres „Wurmbrand“, das Stillstehen der Maschine zeigt um Mitternacht den Hafen von Spalata an. Im Kanal von Brazza schlugen durch die Fensterluken grelle Blitze herein, über den Bergen der nahen Küste stand ein Gewitter. Bald darauf begann das Schiff, zu rollen, die hohe See schlägt in die Flanke und schaukelt das Fahrzeug von Seite zu Seite wie eine Wiege. Ich glitt im Bett von Wand zu Kant' und von Kant' zu Wand; Alles, was an den Nägeln hing, hub zu klappen an, die Wogen brausten in schweren Stößen, die Maschine keuchte in harter Arbeit, allein trotz diesem Wiegen und Wiegengesang schlief ich nicht ein. Es grauten die Fenster, es hellte der Tag, es brausten die Wasser fort und immerfort, im Kopf begann das Rad wieder zu kreisen, mit der Magentransmission. Rasch ging ich auf Deck. Der Dampfer fuhr zwischen den Inseln Sabbioncello, Curzola und Melada. Wildes Buschgebiet oder karstiges Gebirge, ohne Ortschaft, ohne Menschenwohnung; Stunden lang kein Fahrzeug. Uröde in diesem paradiesischen Himmelsstrich. Endlich rückt die Küste links näher; wir erblicken spitze Vorberge mit senkrecht ins Meer stürzenden Wänden, wir sehen in tiefe Buchten hinein, hoch im Gebirge kleben Dörfer in südlicher Bauart. Tropische Vegetation. Weiter hinauf karstig kahl und wüst.

Nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt legte das Schiff in Gravosa an. Das ist der Hafen von Ragusa. Wir stiegen aus, während der „Wurmbrand“ weiter fuhr bis Cattaro, um am Abend wieder von dort zurückzukommen und uns mit heimwärts zu nehmen.

Ragusa! Die wenigen Stunden dort sind mir unvergeßlich. Einen so ab-

sonderlichen Ort hatte ich bisher noch nicht gesehen. Doch beschreiben will ich nichts, nur ein paar Kennzeichen markiren. Die Axe des Fremden ist das neue Hotel Imperial, dessen Errichtung besonders dem energischen Bemühen des Lloyd-Präsidenten Freiherrn von Kalchberg zu verdanken ist, der mit diesem Hotel den Reisenden eine wahre Wohlthat erwiesen hat und täglich erweist. Die Herbergen der alten Stadt mögen ethnographisch interessanter sein als dieser moderne Gasthof mit seiner zwar einfachen, aber vornehmen Eleganz: so behaglich und heimlich sind sie gewiß nicht. Auf den ersten Blick meint man, das Hotel in der nördlichen Vorstadt, etwas dem Meere entrückt, stehe nicht auf dem richtigen Platz. Man betrete nur erst die Terrasse, die hoch oben den Bau umgiebt. Von da aus ein Bild zum Jauchzen oder zum andächtigen Schweigen. Dort am Berge lehnt Ragusa, die alte viereckige Stadt, über deren röthliche Festungmauern und gewaltige runde Thürme man hinein sieht auf ihre Dächer und Kuppeln. Sie ruht in dieser Ummauerung wie in einem Korbe zwischen dem Berghang und den Felsriesen am Strande Draußen leuchtet das Meer. Worte machen nichts, Bilder machen Etwas, Selbersehen macht Alles. Die Terrasse des Hotels wird noch einen europäischen Ruf bekommen. Wenn wir nun erst auf den Berg steigen, zwischen Cypressen, Pinien, Kakteen, Palmen und Orangenbäumen hinan zur Blasius-Kapelle! Es ist ein völlig tropisches Bild; aber man wundert sich über nichts mehr. Es ist so einheitlich, so selbstverständlich; man ist einfach durchdrungen von dieser Natur und selbst ein Südländer geworden. Ich bin einmal auf ähnlichem Aussichtpunkt gestanden, zu Calmaldoli bei Neapel, aber malerischer noch ist dieser. Statt des Vesuvs die steilen hohen Berge, an denen sich weiße Straßen hinüberschwängeln in die Herzegowina, die hinter dem Gebirgskamm liegt, nach Montenegro, dessen schwarze Berge in einzelnen Spitzen herüberragen. Und zunächst steigt der karstige Monte Sergio auf mit dem malerischen Fort Imperial, das die Franzosen erbauten, die unter Napoleon das Gebiet besetzt hatten. Wie eine weiße Krone ragt diese Festung über Ragusa. Dann zieht sich die Küste mit dem steilen Bergzug südostwärts; in der Ferne die blauen Höhen der Bucht von Cattaro, die den Vierwaldstädtersee des Südens in sich birgt. Gegenüber der Stadt Ragusa, ganz nah, liegt die Insel Cramona. Die Sage geht, Richard Löwenherz habe sich auf der Kreuzfahrt verirrt in diesen Gewässern und gelobt, dort, wo er Fuß fassen könne, Kirche und Kloster zu bauen. Das ist geschehen. In neuer Zeit hatte der unglückliche Erzherzog Max, der spätere Kaiser von Mexiko, die Insel erworben, dann war sie in den Händen der unglücklichen Kaiserin Sophie gewesen, endlich war sie in den Besitz des unglücklichen Kronprinzen Rudolf gekommen. Eine Welt von Leid liegt über diesem kleinen, paradiesischen Eilande; der Kaiser von Oesterreich hat es den Dominikanern geschenkt, daß sie beten . . . Von diesem Schatten fliegt unser berauschter Blick hinaus über das Adriatische Meer im Sonnensilber. Ungern steigen wir herab von der bezaubernden Höhe der Blasius-Kapelle; aber endlich müssen wir doch einen Blick in die Stadt werfen. Wo sind wir denn? In Oesterreich? Nicht in Asien? Die Stadt mit ihren rostbraunen Quadernbauten und flachen Dächern, mit ihren engen, vielfach bergansteigenden Gassen hat ein orientalisches Aussehen und sie ist von Türken bewohnt. Frauen mit reichgestickten Blousen und weiten Hosen, Männer in Turban oder Fez, mit

Waffen im rothen Wollengürtel, mit kurzen Jacken und weiten Kniehosen. Und wenn man fragt, welchem Volk sie angehörten, den Osmanen, den Slaven, den Romanen, so sagen sie stolz, aber nicht in deutscher Sprache, sie seien Ragusaner. Sie träumen noch von der Republik Ragusa, die im Mittelalter eine hohe Herrlichkeit gewesen ist. Was sagen sie zu den Fremden, die herbeikommen, von Jahr zu Jahr reichlicher? „Die bringen Geld her und nehmen unsere Seelen mit." Im Hafen zu Gravosa wird der Bahnhof gebaut. In kurzer Zeit wird man von Berlin und Wien über Bosnien und die Herzegowina auf der Eisenbahn nach Ragusa fahren und auf der See zurück; dann wird in dieser ehrwürdigen Stadt der Turban sacht dem Cylinder Platz machen, — und das Land ist gerettet. In der Gegend giebt es zwar lange schon Banditen, aber die Kulturagenten werden höflicher sein und das Volk um so sicherer unterkriegen. Na, da hilft Alles nichts. Mir ists doch lieber im Hotel Imperial als in einem alten Albergo der morgenländischen Seestadt.

Ragusa ist in der Tageszeit den Triestern um eine halbe Stunde voraus. In der sonnigen Ferne dort steht schon das Pünktchen „Wurmbrand"; er kommt aus Cattaro zurück. Also keine Zeit mehr zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Schönheiten, an denen die Stadt und Umgebung so reich ist. Meinem Sohn Hans aber kann ichs nicht verdenken, wenn er einige Tage bleiben will. Die Osterferien sind ja da, die Matura steht bevor: da heißts, frische Kraft schöpfen. Schöpfe sie Dir in den balsamischen Lüften an der Küste des Adriatischen Meeres im leuchtenden Ragusa!

Und ich habe sie nach wenigen Stunden verlassen, die Perle des Adriatischen Meeres. Und der brave Dampfer hat mich wieder unter seine Hut genommen. Auf der Rückfahrt unendlicher Regen. Es ist nur noch des Waldbauernbuben Seefestigkeit zu vermelden. Zum Abendbrot versammelte sich eine muntere Gesellschaft von Damen, Offizieren und Kaufleuten. In heiterem Gespräch erzählten sie Reiseerlebnisse und rühmten sich mit lauter Stimme ihrer Immunität. Als jedoch in der Nähe der Insel Brazza das Schiff zu stampfen anhub, da wollte der Oberlieutenant doch einmal nachsehen gehen, ob es noch regne. Von den Damen hatte manche Etwas in der Kabine vergessen, andere fanden, daß man so interessante Fahrten nicht im Salon versitzen soll, — kurz: als es so weit kam, daß Messer und Gabel von den Tellern rollten und die Teller vom Tisch, und als die Trinkgläser hinabflogen auf den bunten Fußteppich, da saßen wir zwischen den hin- und herstürzenden, Sachen rettenden Aufwärtern allein bei Tische, der Kapitän und ich. Das war noch zu verbuchen. Wenns einmal auf die Berge nicht mehr gehen will, steht mir der Weg noch offen über die Meere. Und wenn ich auf weiter Fahrt wieder einmal nach Ragusa komme, will ich mich nicht blos acht Stunden dort aufhalten, sondern mindestens einen ganzen Tag. Dann aber, nach so anhaltenden und gründlichen Studien, schreibe ich sofort ein großes Werk über die Perle des Adriatischen Meeres.

Graz. Peter Rosegger.



Selbstanzeigen.

Gefesselte Kunst. Berlin 1901. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly). Preis 2 Mark.

Nur einzelne der hier veröffentlichten Aufsätze stehen — noch dazu meist indirekt — mit den Kämpfen um die Lex Heinze in Verbindung. Aber sie sind zum Theil aus ihnen hervorgegangen, gleichsam als eine Art Anti-Polemik gegen die Auffassung Derer, die vorgeblich die Kunst vertheidigen, aber in Wirklichkeit ihre gefährlichsten Feinde sind. Die deutsche Kunst braucht gar keine Lex Heinze mehr, höchstens das Bücher-, Bilder- und Theatergeschäft; sie ist auch so ohnmächtig genug. Die neun Arbeiten dieses Buches, wiewohl sie unabhängig von einander und auch zu verschiedenen Zeiten entstanden sind (beinahe ein Jahrzehnt umspannt sie), bilden gleichwohl ein Ganzes, haben sich gewissermaßen zu einem Ganzen zusammengewachsen oder doch zusammengruppirt. Sie beschreiben so ungefähr das Kapitel: Unfreiheit der modernen Kunst, Knechtung der deutschen Kunst; und die einzelnen Abhandlungen haben je eine ihrer Fesseln zum besonderen Gegenstande der Untersuchung: das Publikum, die Institutionen, die wirthschaftlichen Verhältnisse, Presse, Beruf, gesellschaftliche Stellung, Moral und Aesthetik, die aber alle zusammengeschmiedet sind durch die dickste Fessel: die unerträgliche Philistrosität der modernen Gesellschaft. Seit die Politik, nicht der große Kampf um die Befreiung des äußeren und inneren Menschen, sondern die Kannegießerei am Biertisch, das Parteigezänk, Neid und Krämergeist, das Interesse für die großen Fragen der Menschheit verdrängt hat, zu denen immer noch in erster Reihe die Kunst gehört, und seit eine einseitige und bornirte Geschichtauffassung die Lehre verbreitet, die Straßenreiniger seien es eigentlich gewesen, die die Weltgeschichte gemacht haben, seitdem ist Europa, ist namentlich Deutschland in ständigem Rückgange begriffen. Denn seit jener Zeit scheint die Welt alle Organe für die großen Fragen verloren zu haben. Nur in diesen klassischen Zeiten des Stumpfsinns kann ein großer Kampf um die paar elenden Rechte entstehen, die man der Kunst noch als Bettelpfennige läßt. Einem Volk, dem die Frühjahrstoilette einer Prinzessin wichtiger geworden ist als das größte Kunstwerk, das den Sportschampion höher schätzt und leidenschaftlicher verehrt als den Künstler, einem Volk endlich, das, obwohl es sich herzlich wenig um seine Rechte und Freiheiten kümmert und indifferent ist, wenn es sie vertheidigen soll, dennoch unendliche Wichtigkeit der Frage beilegt, wie der gerade ernannte Minister heißt, welche Orden er hat, was seine Frau Gemahlin für eine Geborene ist, — einem solchen Volk kann am Ende eine Lex Heinze auch nichts mehr anhaben. Thatsächlich aber ist es sehr viel wichtiger, was in den höheren Kulturregionen der Kunst und Wissenschaft vorgeht, als das Gehen und Kommen von sechs Dutzend Ministern und die jeweilige Beschaffenheit des Reichstages, der längst aufgehört hat, irgend welche Bedeutung zu haben. Wie ganze Parteien nicht einen Mann aufwiegen, so ganze Zeitgeschichten nicht ein Kunstwerk. Das weiß man, scheint es, heute überall eher als in Deutschland, wo fast nie Künstler und Schriftsteller eine Rolle spielten wie ein Tolstoi in Rußland, ein Zola in Frankreich,

ein Ibsen und Björnson in Norwegen. Bei uns glaubt man schon, sehr liberal zu sein, wenn man dem Künstler das Recht läßt, frei zu verhungern. Man hat andere Götter, denen man sich beugt, vor denen man sich im Staube windet, denen man folgt. Nicht einmal die historischen Größen des Geistes verehrt man bei uns. Man thut wohl so, aber man schämt sich ja nicht vor ihnen ... Mein Buch verfolgt, wie Alles, was ich schreibe, die Tendenz, gegen die Schmach der Sklaverei, die unserer Zeit tief in die Stirn ihr Mal gebrannt hat, die Geister zu entfesseln und Andere zu ermuthigen, Desgleichen zu thun.

Leo Berg.

❦

Meer und Küste, Internationale Zeitschrift für die Interessen der See- und Küstenbevölkerung, Schiffahrt, Reise- und Fremdenverkehr, Hebung der Seebäder u. s. w. Unter Mitwirkung von Fachleuten herausgegeben von Erwin Volckmann, Rostock. Verlag von C. J. E. Volckmann. Jährlich 18 Nummern. Preis jährlich 5 Mark.

Nicht Flottenpropaganda oder moderne Wasserekstase waren Beweggründe zur Herausgabe dieser Zeitschrift, sondern das Fehlen eines Organs, das die Gesammtinteressen der See- und Küstenbevölkerung sachlich und unparteiisch vertritt, das, frei von byzantinischen Anwandlungen, sich bestrebt, einen innigeren Zusammenhang zwischen Binnenland und Meeresstrand zu schaffen und Verständniß und Liebe zu See und Küste auch in jene Schichten zu tragen, die bisher Allem, was auf oder an den Länder verbindenden Meeren vorgeht, fremd oder theilnahmelos gegenüberstehen. Als ein selbständiges Organ wendet sich die Zeitschrift — ohne Ansehung der Nationalität — an Alle, die an den praktischen, wirthschaftlichen und sozialen Lebensfragen der See- und Küstenbevölkerung interessirt sind, und hofft, Freunde und Mitarbeiter überall zu finden, wo sich gesunder Sinn und Urtheilskraft unverkümmert erhalten haben.

Rostock. Erwin Volckmann.

❦

Wurzeln, eine Jugend in Gedichten. Schuster & Loeffler, Berlin, 1900.

Statt jeder Vorrede:

Mein Leben krankt an meiner Lebensehnsucht
Und meine Sehnsucht stirbt an ihrer Qual,
Denn jede Qual ist ihre eigne Wollust
Und jede Wollust wird ein Mörderstahl:

Sie hat den Grund mir grausam aufgerissen —
Mich schaudert nicht, was dort gebettet ist,
Ich will den ganzen Mutterboden wissen,
An den mein Lebensbaum gekettet ist:
Da liegen zuckend seine feinsten Enden
Und bluten aus und meine Wollust wühlt
Durch all den Gram mit sterbenswelken Händen —

Bis purpurfrisches Blut die Fasern spült.
Dann will ich erst mein Späherauge heben,
Wenn alle Wurzeln nach Befreiung beben,
Wenn sich das Wirrsal in einander renkt;
Den Wurzelast, der sich zum Tiefsten senkt,
Den zieh ich groß: der will, der muß zum Leben!

Amberg. Josef Schanderl.

Studien zur Alkoholfrage. Erstes Heft: Das gothenburgische System in Schweden, 32 S. Zweites Heft: Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika, 40 S. Weimar, W. Bodes Verlag 1901.

Mit der wissenschaftlichen Betrachtung der Alkoholfrage sieht es in Deutschland noch arg aus; nur in den medizinischen Fakultäten studirt man die Wirkungen der Getränke eifrig, sonst leisten die Gelehrten als solche, also als vorurtheillose Sucher von Wahrheiten, auf diesem Gebiet sehr wenig. Um so eifriger sind die Männer am Werk, die eine gewisse Anschauung von der Bekämpfung des Alkoholismus angenommen haben und nun die Richtigkeit ihrer Anschauung nach allen Seiten schneidig vertreten. Wir haben in unserem an Vereinen so reichen Lande noch nicht einmal eine Organisation zum Studium der Alkoholfrage, wir bleiben auf diesem Felde hinter England, den Vereinigten Staaten und Rußland zurück. In dem vorliegenden Unternehmen bemühe ich mich nun, nachdem ich selbst viele populäre und zum Theil agitatorische Schriften über den Alkohol geschrieben habe, die einzelnen Kapitel der weitschichtigen Frage wissenschaftlich darzustellen.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.



Zollsorgen.

In England scheinen sich wunderbare Dinge vorzubereiten. Mit geheimnißvollen Umschreibungen kündet der Schatzkanzler sein Budget an und man darf sich daher nicht wundern, daß in London alle möglichen Gerüchte über die Deckung des ungeheuren englischen Geldbedarfs umgehen. Mit kurzen Worten: es sieht so aus, als ob England zum Schutzzoll umkehren wolle.

Diese Aussicht wird auf unsere kontinentalen Philister wie ein Donnerschlag wirken. Es schlief sich doch gar zu schön bei dem Gedanken, daß jenseits des Kanals dem Freihandel ein Bollwerk aufgerichtet sei, und nichts war bequemer, als zur Vertheidigung der orthodoxen Manchesterlehre auf das wirthschaftliche Gedeihen des britischen Reiches zu verweisen.

Das soll nun anders werden, obwohl die Philister einstweilen noch ungläubig lächelnd auf die so sonderbare Form deuten, in der uns die Nachricht von jener Umkehr zuerst übermittelt wurde. Der Korrespondent eines Börsenblattes meldete in einem Stimmungbericht aus der City, daß man dort allgemein protektionistische Maßnahmen erwarte. In erster Linie sollte ein Exportzoll auf Kohlen und ein Getreidezoll eingeführt werden.

Nun wäre ein Kohlenexportzoll gar nicht so unvernünftig und seine Einführung liegt, wie es scheint, durchaus in dem Bereich der Möglichkeit. Allein das Märchen vom Getreidezoll stempelt den ganzen Bericht jenes Zeitungschreibers zum Wahnwitz. Ein Volk, das, wie das englische, nach langen heftigen Kämpfen das System der Getreidezölle niedergerungen hat, wird nie zu ihm zurückkehren. Selbst der Einführung ganz niedriger Finanzzölle auf Brot würde man widerstreben, um kein Präjudiz zu schaffen. Aber davon abgesehen, ist es unsinnig, anzunehmen, daß gerade im jetzigen Augenblick das Ministerium Chamberlain wagen würde, einen Getreidezoll in Vorschlag zu bringen, da die Deckung der durch den Transvaalkrieg verursachten Kosten durch einen die Nahrung der Aermsten vertheuernden Zoll das Ministerium höchst unpopulär machen würde. Deshalb hat der Philister Recht, wenn er über jene londoner Schwindelmär lächelt.

Aber ich möchte dem deutschen Freihandelsphilister doch nicht rathen, sich zum Weiterschlafen ruhig wieder auf die andere Seite zu legen. Denn daß in England die Tage des absoluten Freihandels gezählt sind, scheint sicher. Ich will damit nicht sagen, daß wir nun wirklich schon morgen oder übermorgen vor englischen Zollschranken stehen werden, aber der Geist der Zeit ist starren volkswirthschaftlichen Prinzipien nicht günstig. Denn mehr und mehr verbreitet sich die Erkenntniß, daß Zollfragen nicht dogmatisch zu behandeln seien, daß vielmehr der vernünftige Zollpolitiker eklektisch verfahren müsse. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt"; es kann kein Staat dauernd freihändlerisch bleiben, wenn die Welt um ihn herum in Zollwaffen starrt. Diese Erkenntniß gewinnt in England täglich an Boden, wenn auch die Diskussion über solche Fragen noch sonderbare Blüthen treibt. Wer die angstvollen Auslassungen der englischen Industriepresse — und welche englische Zeitung gehörte nicht zu ihr? — über die drohende amerikanische Gefahr verfolgt, stößt Schritt vor Schritt auf den Ruf nach Zollschutz. Der kühle Sinn der leitenden Köpfe wird sich nun zwar vor thörichten Experimenten nach dieser Richtung vermuthlich hüten, aber ganz unverkennbar lassen die wirthschaftlichen Bestrebungen Englands in den letzten Jahren eine tiefgehende Veränderung in den Anschauungen, einen bis in Einzelheiten hinab fein ausgesponnenen Plan für das politische Handeln erkennen. Der Plan zu einem Greater Britain beruht lediglich auf diesen veränderten Anschauungen. Auch für England führt die Logik der Thatsachen mehr und mehr die Nothwendigkeit herbei, nicht länger Gewehr bei Fuß den ausländischen Raubhändlern die Beute zu lassen. Freilich sind die englischen Wirthschaftpolitiker klüger als die kontinentalen Parlamentarier. Sie wissen, daß man ungestraft sich nicht durch Zölle abschließen darf, und erkennen sehr genau, daß Amerikas Zollautokratie nur möglich ist, weil die Amerikaner über ein geschlossenes Wirthschaftgebiet verfügen. Auch bleibt ihnen nicht verborgen, daß England sich nicht abschließen darf, weil die Ernährung seiner Bürger von der Lebensmitteleinfuhr

abhängt. Aber das Mutterland mit seinen Kolonien ist ein geschlossenes Wirthschaftgebiet dar, in dessen Grenzen jedes zollpolitische Experiment Erfolg verspricht. Und wenn, wie es scheint, die handelspolitischen Verhandlungen zwischen London und den verschiedenen Kolonialreichen augenblicklich ins Stocken gerathen oder gar abgebrochen sind, so handelt es sich sicherlich nur um eine Ruhepause. Die Wiederaufnahme dieser Verhandlungen ist für England einfach unabweisbar. „Greater Britain“ ist schon deshalb nothwendig, um England wirthschaftlich gegen die Nachbarn zu schützen; es scheint mir aber auch politisch durchaus nothwendig. Denn nichts kettet Staaten wie Einzelne so an einander wie gemeinsame Geschäftsinteressen; und darum kann England die Unabhängigkeitbestrebungen, die augenblicklich stärker als je zuvor in den einzelnen Kolonien sich geltend machen, gar nicht wirksamer bekämpfen als durch den wirthschaftlichen Zusammenschluß des vielgliedrigen Kolonialreichs. Diese politischen Rücksichten, die in die Frage mit hineinspielen, werden das Entstehen des gewaltigen Wirthschaftbundes noch ein Wenig hinausschieben, da die mißtrauischen kolonialen Parlamente zu glauben scheinen, durch die Aufgabe ihrer unumschränkten Wirthschaftgewalt möglicher Weise auch ihre politische Selbständigkeit zu verlieren; aber auf die Dauer vermag nichts das Gelingen des großen Planes zu hindern.

Englands Abkehr vom unbedingten Freihandel ist nichts Willkürliches: sie ist ein Symptom der Zeitströmung. Diese drängt unwiderstehlich, worauf ich in diesen Blättern schon wiederholt hingewiesen habe, zur Bildung geschlossener Wirthschaftstaaten. Eine moderne Zolltheorie, wenn man sie überhaupt schaffen will, wird an die Lehren Friedrichs List anknüpfen müssen, der, ohne ein fanatischer Schutzzöllner zu sein, mit Recht den Freihandel nur innerhalb großer wirthschaftlicher Verbände gelten ließ, diese Verbände aber nach außen durch Zölle schützen wollte. List, der von den Freihandelsaposteln früher Verlachte, hat sich als Propheten erwiesen. Die Monroedoktrin ist, in ihrer ökonomischen Anwendung, nichts weiter als die Rezeption listischer Ideen in Amerika. Ist auch das jetzige Schutzzollsystem der Vereinigten Staaten als Auswuchs verbissener Zollpraktiken aufzufassen: die Hoffnung, die amerikanischen Schutzzölle je wieder ganz verschwinden zu sehen, lasse man bei uns nur getrost fahren. Amerika wird, selbst wenn es durch die Einführung einer Einkommensteuer in den Stand gesetzt wird, Zolleinnahmen in Zukunft völlig entbehren zu können, zum Freihandel nicht mehr zurückkehren. Ermäßigungen der jetzigen übertrieben hohen Sätze werden eintreten, doch das Prinzip wird für die nächsten Jahrzehnte unangetastet bleiben.

Diese Wandlung der Zollanschauungen, die sich augenblicklich von Amerika nach England hinüberzieht, muß auf unsere deutschen Verhältnisse zurückwirken. Dem starken amerikanischen Wirthschaftbund und dem Größer-Britannien wird auch Europa einen starken Zollkörper gegenüberstellen müssen. In dieser Richtung haben sich für die nächsten Jahre unsere wirthschaftlichen Bestrebungen zu bewegen. Und deshalb muß gerade, wer die verbohrte ostelbische Zollpolitik in Deutschland bekämpfen will, sich hüten, ihr nur unfruchtbare Freihandelsphrasen gegenüberzustellen. Wie wir einst für ein von Zollschranken nicht zerrissenes Deutschland unerbittlich kämpften, gilt es jetzt, die Zollmauern einzureißen, die Deutschland von seinen nächsten Nachbarn trennen. Holland und Oesterreich sind unsere natürlichen Zollgenossen, ihre Angliederung an Deutschland muß der erste Schritt

zu einer europäischen Zollunion sein. Es wäre vermessen, heute schon sagen zu wollen, ob der Weg zu einer großdeutschen, mitteleuropäischen, westeuropäischen oder europäischen Zollunion führt. Das Ziel können wir getrost der Zukunft überlassen, aber über die Richtung müssen wir uns heute schon klar sein. Plutus.



Notizbuch.

Dem Reichskanzler wurde im vorigen Heft gerathen, sich bis zum Herbst ausschließlich mit preußischen Angelegenheiten zu beschäftigen und besonders dem bedrängten Osten der Monarchie seine Fürsorge zuzuwenden. Wie eine Antwort auf diesen unerbetenen Rath klang, was zwei Tage später die Offiziösen von sich gaben. „Der bedenkliche Rückgang des deutschen Volksthums in den Ostmarken bilde fortgesetzt den Gegenstand ernstester Sorge der leitenden Kreise". Der Oberpräsident der Provinz Posen sei vom Kanzler empfangen worden. Der Oberpräsident der Provinz Westpreußen werde auf der Durchreise mit dem Minister des Innern eine Besprechung haben. Deutsche Vereinshäuser sollen gegründet, ein paar Städte mit Garnisonen belegt werden. „Das besondere Interesse, das der Ministerpräsident den schwierigen Verhältnissen der Landestheile mit polnischer Bevölkerung zuwendet, wird hoffentlich dazu beitragen, daß diese und andere Fragen bald in deutsch-nationalem Sinn gelöst werden. Das klingt sehr schön und verräth ein beträchtliches Selbstgefühl. Nur sollte man nicht vergessen, daß Fragen nicht gelöst, sondern beantwortet werden. Und nach den offiziösen Andeutungen sieht es nicht so aus, als wüßte Graf Bülow schon, in welcher Richtung den drängenden Fragen die Antwort zu suchen ist. Vereinshäuser, Garnisonen, Bibliotheken, Theater: ganz gut; es kann nicht schaden, wenn die löbliche Regirung, die für China und andere Luxusartikel ja immer Geld hat, für diese Zwecke mal gehörig den Beutel aufthut. Die wichtigste Arbeit aber ist auf einem anderen Gebiet zu leisten. Mit einer Molestirung der Polen wird gar nichts, mit bureaukratisch militärischen Maßregeln wenig erreicht. Eine Polengefahr giebt es in dem Augenblick nicht mehr, wo die Deutschen wirthschaftlich die Stärkeren sind. Das niedrige Niveau ostdeutscher Lebenshaltung muß erhöht werden. Oestlich von der Elbe leben selbst die verhaßten Junker so, wie kein besserer berliner Kaufmann es ertragen würde; die paar Flaschen Sekt thun es allein doch nicht. Höhere Getreidepreise können nützen; aber wir sind schon viel zu weit in die Exportpolitik hineingerathen, als daß es noch möglich wäre, den Ackerbau zur dauernden Basis des Wohlstandes zu machen. Dem Osten kann nur eine Industrialisirung großen Stils helfen. Das haben in Danzig, Königsberg, Posen gescheite Leute längst erkannt; nur können sie die Millionen nicht aus der Erde stampfen, einstweilen auch das gouvernementale Vorurtheil leider nicht überwinden. Die Regirung scheint noch immer zu glauben, der Industrie gehöre der Westen, der Osten möge Bodenfrüchte und Soldaten liefern und geduldig warten, bis ein berliner Genie die Fragen „in deutsch-nationalem Sinn löst". Die Geduld geht den geplagten Deutschen nachgerade aber aus und sie suchen, sobald sie irgend können, aus der östlichen Wüste fortzukommen. Eine kluge Regirung sollte sich zur Regel machen: kein Auftrag, der im Osten ausgeführt werden kann,

darf in den Westen vergeben werden. Westfalen und das Rheinland haben Arbeit und Verdienst genug und sind durch die Privilegien ihrer Lage und durch die ältere Industriekultur ausreichend geschützt. Auch sollten die „leitenden Kreise" Kapitalisten ermuntern, ihr Geld in den preußischen Osten zu tragen, der als Anlageplatz so sicher wie der asiatische am Ende noch ist. Die Bankleute werden aber fern bleiben, wenn sie nicht sicher sind, daß die Regirung die entstehende Industrie Ostelbiens systematisch mit Aufträgen unterstützt. Graf Bülow sollte sich die „schwierigen Verhältnisse" selbst ansehen oder mindestens außer den Beamten auch Industrielle und Kaufleute hören. In kurzen Ministerialkonferenzen wird nichts Ernsthaftes zu erreichen sein. Und die Sache hat Eile. Scheitern die ersten Versuche, den Ostprovinzen neue Einnahmequellen aufzugraben, an der Unzulänglichkeit des altmodischen Verwaltungapparates, dann werden sie zum zweiten Mal in absehbarer Zeit nicht unternommen werden und damit ist, mag man die Polen noch so sehr ärgern, der Osten dem deutschen Volksthum verloren.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Der Artikel über die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist, so weit er uns betrifft, nach jeder Richtung hin unzutreffend; wir haben weder an der Gründung dieser Gesellschaft theilgenommen noch sind wir in deren Verwaltung vertreten oder vertreten gewesen. Wir sind auch sonst in keiner Weise an diesem Institut betheiligt und haben keinerlei Transaktionen irgend welcher Art, wie Sie solche in dem Artikel kennzeichnen, vorgenommen. Wir ersuchen Sie, gefälligst die Angaben des Artikels ‚Sammelgründungen' Dem entsprechend berichtigen zu wollen.

Hochachtungvoll

Direktion der Nationalbank für Deutschland."

Dem Verfasser des Artikels wird Gelegenheit zur Gegenäußerung gegeben werden, um seinen Standpunkt zu vertreten.

* * *

Tolstoi ist vom Heiligen Synod exkommunizirt worden. So würden die Römer die Sache nennen; die slavischen Katholiken haben keinen besonderen Namen dafür. Tolstoi lacht; und Europa scheint über die Brutalität der russischen Kirche empört. Mit Recht? Der große Anarchist von Jasnaja Poljana hat seit Jahren Alles verhöhnt, was dem russischen Islam heilig ist, und zur Vernichtung aller staatlich geschützten Institutionen aufgefordert, — zur Vernichtung durch passiven Widerstand freilich, nicht durch Gewalt. Wer ihm gehorcht, muß den Popen verachten, die Kirche wie eine Unzuchtstätte meiden, den Waffendienst weigern, das Friedensmanifest des Zaren für eine Heuchlerposse halten. Die Schriften, in denen der geniale Epiker Solches sagt, läßt er zwar im Auslande drucken, wirft sie aber zu billigem Preis unter das kritiklose Volk. Was sollten die Mächtigen schließlich machen? Tolstois Wunsch, in hohem Greisenalter noch der erste Märtyrer seiner Lehre zu werden, wollten sie nicht erfüllen. Und sahen sie ruhig zu, dann glaubte am Ende die Menge, der Graf stehe unter amtlichem Schutz. So haben sie ihn aus der Kirche gestoßen, die er haßt und längst freiwillig verlassen hat. Ihm schadets nicht und der Schein ist gewahrt. Die guten Menschen, die sich darob entrüsten, sollten überlegen, ob ein Mann, der gegen unsere Institutionen halb so heftig gesprochen hätte wie Tolstoi gegen die des Zarenreiches, auf so gelinde Behandlung rechnen dürfte.

* * *

Berlin ist die Hauptstadt des Deutschen Reiches, eine sehr wohlhabende, mit Treibhausgeschwindigkeit aufblühende Stadt. In dieser Stadt ist der Posten eines zweiten Bürgermeisters zu besetzen. Ein gut bezahlter Posten, dessen Inhaber zwar nicht selbständig, sondern der erste Gehilfe des Oberbürgermeisters ist, aber an großen sozialen und kommunalen Aufgaben seine Kraft erproben kann. Da Herrn Kirschner die Fülle der Gedanken offenbar nicht drückt, hätte der zweite Bürgermeister sogar die Möglichkeit der Initiative, wenn er klug genug wäre, dem Stadthaupt die äußeren Ehren zu gönnen. Man sollte glauben, ein solcher Posten, der bei reichlicher Besoldung der Thatkraft ein weites Feld öffnet, müsse gesucht, von ausgezeichneten, schon bewährten Männern umworben sein. Das wäre ein Irrthum: keine einzige Persönlichkeit von Belang hat sich für die Stelle gemeldet und wahrscheinlich wird ein liberaler Rechtsanwalt sie bekommen. Dann führen zwei Advokaten, die von der Welt wenig gesehen haben, die Geschäfte der größten deutschen Kommune. Der Skandal wird in der Presse vertuscht. Natürlich; wie dürfte man zugeben, der Ruf der berliner Kommunalverwaltung sei so übel geworden, daß selbst ihre einträglichsten Stellen kaum noch zu besetzen sind? Als ein Sympton des Niederganges muß die Sache aber erwähnt werden. So jämmerlich unfruchtbar, so völlig steril ist in der Hauptstadt des Deutschen Reiches die einst so gerühmte Kommunalpolitik geworden, daß tüchtige Männer, trotzdem sie mit hohem Lohn lockt, sich ihr versagen.

* * *

Die Italiener möchten mit guter Manier vom Dreibund loskommen. Längst haben sies geflüstert; jetzt schreien sies laut über die Dächer und ihr neuer Ministerpräsident schüttet sein Herz einem amerikanischen Reporter aus. Der höchste Beamte des Deutschen Reiches aber erklärt lächelnden Mundes: Der Dreibund ist fester denn je! Eine angenehme Situation. Freilich überrascht sie den Sehenden nicht. Und es ist thöricht, den Italienern beweisen zu wollen, welche Vortheile ihnen das Bündniß mit Deutschland bringt. Sie wissen es besser: gar keine. Italien ist von Frankreich heute nicht bedroht, hat aber erfahren, wie es durch die Entfremdung von Frankreich wirthschaftlich geschädigt werden kann. Jeder verständige italienische Politiker muß ein gutes Verhältniß zu dem romanischen Nachbarreich wünschen, das auch geistig dem Italiener näher liegt als die germanische Welt. Gewiß hat die Unstetheit der deutschen Politik, die schon lange nicht mehr ein deutlich bestimmbarer Faktor ist, zur Lockerung des Bundes beigetragen. Früher oder später — Das wußte auch Bismarck — wäre es aber doch so gekommen, wie es nun kommt; denn dauerhaft sind heutzutage nur noch die Bündnisse, die auf der Gemeinsamkeit wirthschaftlicher Interessen beruhen. Man sollte das Unvermeidliche bei uns mit Würde tragen und dem annoch Verbündeten in dem neuen Handelsvertrag nicht den allerkleinsten Tribut gewähren. Eine offene Absage Italiens wäre wirklich kein Unglück. Der Dreibund hat seinen Zweck erfüllt und würde jetzt, wenn er noch einmal erneuert werden sollte, bei der ersten ernsten Probe versagen. Daran zweifelt in Paris und Petersburg kein Mensch. Und die Deutschen, die immer noch glauben, in dem vom Bündnißvertrag vorgesehenen Kriegsfall könnten italienische Gewehre uns Hilfe bringen, sind wohl nur noch in den Kinderstuben zu finden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 13. April 1901.

Ministerreisen.

Als die Osterglocken von fleißigen Küstern gestimmt wurden und die Redakteure seufzend wieder einmal von dem asiatischen Gott und den Heidengöttern Germaniens, von Auferstehung und Weltfrieden zu schreiben begannen, lasen wir, Preußens Minister und des Reiches Ressortsekretäre seien fast sämmtlich verreist, um „sich während der parlamentarischen Ferien zu erholen". Das kann man den Herren gönnen. Sie habens heutzutage nicht leicht, verbrauchen, in der ewigen Unsicherheit aller Verhältnisse, ihr Nervenkapital schnell und werden, wenn sie nicht Privatvermögen ererbt, erworben oder erheirathet haben, bei der thörichten Sitte, Unsummen für die leidige „Repräsentation" ausgeben zu müssen, in ihren unwohnlichen Palästen von mancher Sorge heimgesucht. Ihnen und uns kann es nur nützlich sein, wenn sie für ein Weilchen wenigstens von der Schreibstube scheiden und andere Gesichter sehen als die des Dezernenten und der Vortragenden Räthe. Sie sollten es öfter thun. Diese Ferienreisen sind ja ganz hübsch und gewiß erquickend, aber sie bringen nicht die Erlebnisse und Erfahrungen, die wir den Herren wünschten, die sie selbst sich ersehnen sollten. Sie setzen sich ins reservirte Coupé, werden von allen Bahnbeamten devot umdienert und fahren im Frühling nach Oberitalien, im Sommer an die See oder ins Gebirge. Da sitzen sie im Hotel oder in einem feinen Logirhaus. Die Badeliste oder das Fremdenbuch verzeichnet ihre Namen und Titel, das Ortsblättchen meldet ihr Eintreffen, vielleicht folgt auch ein flinker Reporter

ohne Erröthen ihrer Spur. Jeder kennt sie, also behandelt Jeder sie gut. Ein paar Bekanntschaften am Brunnen, auf einer Bergspitze, an der Table d'Hôte; aber mit Auswahl: eine Excellenz kann sich doch nicht mit der Roture einlassen. Professoren oder Kommerzienräthe müssens mindestens sein; wer weiß, was man sonst zu hören bekäme, wenn der Wein erst die Zungen gelöst hat! So vergeht die Zeit angenehm, und der Minister nimmt die Zuversicht heimwärts, daß er ein allgemein bekannter und anerkannter, ein im wahrsten Wortsinn prominenter Mann ist und daß die Deutschen, so weit sie eben nicht den Umsturzparteien angehören, im Grunde doch recht zufriedene, glückliche Leute sind. Keiner hat zu dem hohen Herrn anders gesprochen, Keiner den Ton angeschlagen, der manchmal jetzt durch die Blätter rauscht. Allenfalls ist Einer nicht von der Walderseefahrt, ein Anderer nicht von der Aussicht auf höhere Kornzölle entzückt. Das muß man ihnen dann erklären, die Erwägungen andeuten, von denen die Staatsregirung sich leiten läßt, die beinahe schon wieder caprivische Zwangslage, in die sie gerathen ist: Dann kommen die Leute schnell zur Einsicht, danken für die huldreiche Aufklärung und erbitten Entschuldigung; sie seien den Ereignissen doch zu fern; und die Demagogen, die heutige Verhetzung; und so weiter. Der Minister nickt wohlwollend und sagt, seine Thür sei jedem guten Bürger stets offen, er verlange ja gar nichts Anderes als die Möglichkeit, sich bei tüchtigen Männern informiren zu können, und wenn der Weg sie nach Berlin führe, sollten sie nicht versäumen... Verbeugungen. Badekommissar, Gastwirth und Kellner neigen die Häupter bis zur Erde. Der Gattin des Ministers werden Blumensträuße überreicht und der Mann spricht zu ihr, während er sich in die rothen Polster sinken läßt: „Siehst Du, Kind, die eigentliche Bevölkerung denkt doch anders als die kleine Schaar der Schreier. Noch ist, Gott sei Dank, unser Volk kerngesund. Es ist nöthig, sich mitunter in die Menge zu mischen."

Gesehen, erlebt hat der excellente Herr nichts und keinen neuen, seines Wesens Willensrichtung bestimmenden Eindruck bringt er nach Hause. Nur ein Bischen frischer ist er, nicht mehr ganz so nervös, und kann nun wieder von früh bis spät Vorträge hören, Petenten empfangen und Verfügungen unterschreiben. Was er verfügt, weiß er noch ungefähr; das Meiste hält er selbst für überflüssig: aber es war immer so und wird verlangt. Die Ausführung kann er nicht überwachen und das Gebiet, wo die Verfügung wirken soll, kennt er fast nie; wenigstens nicht die lebendige Fülle der Einzelheiten. Die Anschauung fehlt; woher sollte sie kommen? Er ist, langsam oder

geschwind, die hierarchische Leiter hinaufgeklettert, war Referendar, Assessor, Rath, Präsident einer Provinzialregirung. Vielleicht auch Offizier oder Grundbesitzer. Dann kennt er doch einen Beruf. Sonst hat er, im Lande der Kastenscheidung, nur im Bannkreis der Bureaukratie gelebt und weiß zwar, wie man bei Diners die Gäste nach der Kleiderordnung zu setzen hat, was jede „Spitze" fordern darf, wann man berechtigt ist, beim Kommandirenden eingeladen zu werden, aber nicht, wie der Fabrikant, der Techniker, Kaufmann, Handwerker, Arbeiter sich und die Seinen durchbringt. Der Kampf ums Dasein bleibt ihm erspart und die Fähigkeiten, die dieser Kampf in der höchsten wie in der niedersten Thiergattung entwickelt, sind ihm deshalb auch nie gewachsen oder allzu früh wieder verkümmert. Noch immer giebt es ja, trotz Robespierre und Bonaparte, eine Oberschicht der Privilegirten, die im Wesentlichen ganz wie früher fortlebt und in deren von der sozialen Gemeinschaft geschiedenes Herrenreich der Luftstrom der Zeit kaum je einen Hauch hineinweht. Aus dieser Schicht aber, der seinen Auffassungen nächsten, vom Lichte der Majestät bestrahlten, pflegt der König seine Berather zu wählen, — und sehr oft gerade aus den Reihen der Bequemsten, die durch starken Willen nicht lästig fallen und sich mit der Rolle des im gestickten Frack aufwartenden Hofdieners begnügen. Ohne Auslese keine Entwickelung; erst der Kampf ums Dasein entscheidet, wer für ein Amt, einen Beruf der Passendste ist. Nicht darauf kommt es an, ob die Regirenden konservativ oder liberal, adelig oder bürgerlich sind; schon Lagarde — das Wort kann nicht zu oft citirt werden — hat gesagt, als Führer einer Lokomotive habe Niemand konservativ oder liberal zu sein, sondern sachverständig, und es ist die mindeste Forderung, daß ein Regirender seinen Stand, seine Kaste, im Sinnen für das Volkswohl vergißt. Das geschieht auch fast immer. Aber die Besten und Passendsten rücken nicht in die wichtigsten Stellen vor. Die bleiben den Privilegirten. Und wie, nach Weismanns Lehre, den im Dunkel lebenden Thieren das Auge allmählich erlischt, weil es für diese Art keinen Werth mehr hat und also die Sehkraft nicht auf ihrer Höhe erhalten wird, so schwinden auch den Privilegirten nach und nach die Eigenschaften, mit denen die Natur den Menschen ausgerüstet und für den Lebenskampf tüchtig gemacht hat. Das haben die politischen Metaphysiker, die an ewig unveränderliche Gesetze glauben, nicht gemerkt; eins von diesen Gesetzen schien ihnen zu heischen, daß, ohne Rücksicht auf ihre Tauglichkeit, die Träger der glänzendsten Namen auf die sichtbarsten Plätze berufen werden. Da sitzt nun ein solcher Mann, möchte Nützliches leisten

und ist erstaunt, wenn er getadelt, sein Wirken als schädlich verdammt wird. Was soll er machen? Die Geschäftslast ist so drückend, der Apparat so schwerfällig geworden, daß der Chef froh sein muß, wenn er seine Nummern erledigt, mit den Parlamenten leidlich auskommt und im Civilkabinet als ein bequemer Mann gilt, der zu brauchen ist. Die Folgen sind nicht zu verkennen. Der alte Ruf deutscher Verwaltung ist im Norden längst dahin. Fast überall ist man zufrieden, wenn die Behörden ihren Thatendrang zügeln; Gutes ist von ihnen doch nicht zu erwarten. Die Reichsten im Land wissen sich zu helfen; das Band gesellschaftlicher Beziehungen lenkt Manchen, der sich für maßgebend hält, nach dem Willen eines industriellen Feudalherrn. Aber die Anderen, die nicht in Berlin einen Rückhalt haben, seufzen. Am Ende hat Herr Professor Riedler, der Mann des Kaisers, doch Recht, denkt Mancher, und die Mängel der Verwaltung stammen vom humanistischen Gymnasium und von der Juristerei.

Das ist ein Kinderglaube. Wo Einer bis zum Assessorexamen lernt, ist gleichgiltig, macht mindestens nicht den Mann; die Gesetze muß ein Beamter kennen, und wenn er als Knabe in die hellen Vorhöfe antiker Kultur geführt worden ist, kanns ihm für später nur nützen. Die wirklich wichtige Menschenbildung beginnt nicht so früh, wie Herr Riedler wähnt. Auch Herr Miquel hat ein Gymnasium alten Stils besucht und Jura studirt. Nachher aber ist er ins Leben getreten, in den Lebenskreis, wo Intelligenzen heute Etwas vor sich bringen können. Ein Verwaltungstalent war er nie, auch kein vorragender Bankier und Herr von Hansemann sparte dem „parlamentarischen Direktor" die Glossen nicht. Dennoch ist der Finanzminister allen Kollegen überlegen, — nicht an exaktem Wissen nur und allgemeiner Kultur, nein, besonders an Erfahrung, Menschenverstand und geschmeidiger Kunst rascher Assoziation. Er weiß, wie eine Bilanz gemacht, disponirt und spekulirt wird, und hat alle Winkel der Welt großer Geschäfte mit Nutzen durchstöbert. Selbst Bismarcks Genie versagte da den Dienst, wo die Anschauung fehlte; den modernen Industriearbeiter hatte der Altmärker nie gesehen, die Analogieschlüsse, die er aus seiner agrarischen Erfahrung zog, halfen nicht weiter, und er lernte niemals die wirthschaftliche Grundlage erkennen, auf der die proletarische Bewegung entstanden ist. Viel Kleinere hat die Alltagserfahrung vorwärts gebracht. Bei uns wird über französische und namentlich über österreichische Minister hochmüthig gelächelt. Wer aber die Reden der Herren Waldeck-Rousseau und Millerand liest, merkt bald, daß diese Männer im Leben erwachsen sind und aus ihrem Advokaten-

beruf eine Summe von Eindrücken mitgenommen haben, die der auf dem gewöhnlichen deutschen Wege bis zum Ministerstuhl Gelangte nicht erwirbt. Herr von Böhm-Bawerk, Oesterreichs Finanzminister, hat ernste volkswirthschaftliche Studien gemacht, den Großbetrieb der Produktion und die feinen Zusammenhänge des heutigen Handelswesens in der Nähe gesehen und Herr von Wittek, der Eisenbahnminister, verräth wenigstens, daß er Allerlei gelesen hat. Joseph Chamberlain ist in Europa sacht zum Schwarzen Mann geworden; daß er sein Handwerk versteht, kann man aber nicht leugnen. Sicher haben die im birminghamer Hause Nettlefold & Chamberlain verbrachten Jahre ihm genützt, seinen Gesichtskreis erweitert, die Fähigkeit zu schnellem Entschluß in ihm gesteigert. Würde irgend eine Bank, eine Aktiengesellschaft Herrn Brefeld oder Herrn Thielen in hohen Lohn nehmen, wenn diese Herren titellos wären? Man frage einmal bei Siemens & Halske, welche Erfahrungen die Firma mit Herrn Boediker gemacht habe, der doch einer unserer besten Bureaukraten war. Nur die Offiziere bewähren sich meist, bei Krupp wie bei Loewe. Auch unsere Kriegsminister sind in ihrem Fach fast stets tüchtig; natürlich: weil sie es kennen, das ganze Ressort überblicken und nicht nur auf Akten und Vorträge angewiesen sind. Sonst aber sollen wir lieber nicht hochmüthig sein; unsere Verwaltung ist so rückständig, daß ihr Wirken der Monarchie nachgerade gefährlich zu werden droht. Dem Gesetz der Umwandlung ist auch die monarchische Staatsform unterworfen; auch sie muß, wenn sie nicht absterben soll, in einer Art von mimicry den entstehenden Gebilden sich anpassen und ihre Hauptsorge auf die Wahl der geeignetsten Helfer richten.

Es sieht im Deutschen Reich nicht so aus, als sollten wir nächstens Männer anderen Schlages bekommen. Aber könnten die Herren, die wir nun einmal haben, sich nicht Mühe geben, das Land und die Leute kennen zu lernen, deren res publica ihnen anvertraut ist? Der Bureaudienst läßt ihnen höchstens noch znr Erfüllung der Repräsentationpflicht Zeit. Wenn sie aber verreisen: muß das Ziel immer Meran oder Sylt, Venedig oder Interlaken sein? Venedig ist ja sehr reizend; und da der Kanzler nicht alle guten Bilder aus dem berliner Museum in seine Empfangsräume tragen lassen kann — ein paar hat er schon in die Wilhelmstraße gerettet —, muß er in der alten Dogenstadt vielleicht Gegenstände suchen, mit denen er sein Heim schmücken kann. Es macht sich auch gut, wenn der Bürger liest, wie fleißig dieser Kanzler ist, der sogar in den Ferien arbeitet und auf einer Klingelbahnstation rasch den wackelnden Dreibund auf festere Füße stellt! Das Alles aber gehört in den Bereich der dekorativen Politik. Ob zwei Minister sich am Waggonfenster

küssen und die Russen dem Hafen von Toulon fern bleiben, weil sie die neue, den Wünschen Rudinis entsprechende Gruppirung der Neugier noch nicht enthüllen wollen: an der inneren Entwickelung der Dinge wird dadurch nichts geändert. Und unwillkürlich drängt sich beim Lesen solcher Reiseberichte die Frage auf, wie oft der Kanzler eine Fabrik, ein Hüttenwerk gesehen haben mag. Die Herren reisen ja nicht etwa nur zur Erholung; auch von „informatorischen" Reisen liest man oft. Das dauert dann einen Tag. Feierlicher Empfang, opulentes Frühstück, Spazirfahrt durch das sauber geputzte Gelände, Besichtigung der frisch lackirten Mustereinrichtung, Konferenz mit den städtischen und provinzialen Spitzen, Diner, Ehrengeleit bis zum Bahnsteig. So ungefähr ist das Programm; und damit ist die Sache für lange erledigt. Kann man mehr von ihnen verlangen? Ja, verehrliche Excellenzen, wir verlangen noch mehr. Wir meinen, daß Ihr auf Euren Reisen nichts seht, nichts hört, die Bedürfnisse des Volkes nicht kennen, nicht erkennen lernt. Wir möchten wissen, ob Ihr wirklich nur da athmen könnt, wo jeder Kutscher und Kellner Euch mit dem vollen Titel anredet. Warum setzen sich die Herren nicht mal in irgend eine Provinzstadt, verbitten jeden Empfang, jede offizielle Belästigung und probiren, wie sichs da lebt, was zu verbessern, was neu zu schaffen wäre? Freilich müßten sie mindestens eine Woche lang bleiben und ihr Verkehr dürfte sich nicht auf die Honoratioren beschränken. Und geht Einer in die Stadt, so mag der Andere aufs Land gehen; acht Tage auf einem Rittergut, acht unter Bauern im Dorf. Dann werden sie nach der Rückkehr einander Etwas zu erzählen haben und eine Sitzung des Staatsministeriums wird mehr sein als eine leere Förmlichkeit, die nur dem Spießer noch imponirt. Die laufenden Nummern werden die Geheimräthe schon nach dem Schema aufarbeiten. Auch da wird viel Kraft vergeudet. Der Geschäftsgang ist voll alexandrinischer Umständlichkeiten, darauf angelegt, dem Talent die Lust an der Arbeit zu rauben. Muß es so bleiben? Soll ein Reich, das auf den Gebieten der Technik, der Industrie und des Handels mit Briten und Yankees den Konkurrenzkampf wagen will, immer regirt werden wie ein Patriarchalstaat der Soldatenkönigszeit? . . . Die Excellenzen sollten öfter auf Reisen gehen, aber auf solche, die ihnen wirklich brauchbare Informationen einbringen. Dann würden sie manche bittere Wahrheit hören und doch, wenn sie mit der lieben Gattin wieder am Theetisch sitzen, sagen können: „Die eigentliche Bevölkerung denkt ganz anders als die kleine Schaar der Schreier. Es ist nöthig und nützlich, sich mitunter in die Menge zu mischen."

❧

Herodes und Mariamne.

Soll das für unmöglich Gehaltene zur Wahrheit werden? Bereitet sich zweihundert Jahre, nachdem Otway die klassische Tradition des Elisabeth-Zeitalters vorübergehend belebt hatte, eine neue Blüthe des englischen Dramas vor? Die merkwürdige Erscheinung, die darauf hindeutet, zeigt uns, daß England heute eine Reihe von Dramatikern besitzt, deren Stücke nicht nur aufgeführt, sondern auch gedruckt und — wenn auch schwerlich viel gelesen, doch — gekauft werden. Bisher schied man dort streng zwei Sorten von Dramen. Wurde ein Drama gedruckt, so sah man darin ein Zeichen, daß der Verfasser auf dessen Aufführung kein Gewicht legte: Swinburnes Dramen brachte Niemand auf die Bühne; und die Ausnahme, die Henry Irving mit Tennyson machte, bestätigt die Regel. Niemand aber dachte daran, Stücke, die während einer oder höchstens zwei Saisons über eine bestimmte Bühne gingen, drucken zu lassen. Sie waren vorwiegend Handwerkerarbeit, von den Bühnenleitern, die in England gewöhnlich einseitige Virtuosen sind, bestellt und nach dem Maß ihrer künstlerischen Dimensionen gefertigt. Ich glaube, der dramatische Handwerksgeselle selbst würde sich geschämt haben, seine Flick- und Fetzenarbeit den Blicken des großen Publikums auszustellen. Daneben gab es dann — zum Grauen des gebildeteren Festländers! — eine alte, aber immer von Neuem ins Treffen geführte Garde von Rühr- und Schauer-dramen, die allerdings in Bühnenausgaben (acting editions) existiren, aber wohl nur im Parterre von deutschen Studenten gelesen werden, die sich des Englischen befleißen.

Daß Bühnendramen auch — sozusagen — lesedicht und des Druckes werth sein könnten: Das hat, wenn mich nicht Alles täuscht, Pinero den Engländern begreiflich gemacht, der als Charakteristiker unseren Hauptmann erreicht und in seinen legitimen, ungekünstelten, nicht mit Hebeln und Schrauben aus dem Handlungstoff herausgepreßten Bühneneffekten Sudermann weit übertrifft. Henry Arthur Jones hat sich ihm angeschlossen; obgleich er weniger bedeutend als Pinero ist, halten doch manche seiner Dramen, besonders „Judah“ (1890), die Leseprobe aus. Im vorigen Jahr hat Mrs. W. K. Clifford ihr erstes Drama, „Das nächtige Bild“ (The Likeness of the Night), eine wenig sympathische, aber jedenfalls nicht unbedeutende Dichtung, drucken lassen, nachdem es in Liverpool aufgeführt war.

Und neben diesen Dramen modernen Stoffes sehen wir solche hohen Stiles. Skrines ‚Joan the Maid‘ (1895), eine englische „Jungfrau von Orleans“, war ein Bühnendrama, an das sich die englischen Theater leider

nicht herangewagt haben. Dawsons „Savonarola“ vom vorigen Jahr ist eine vielversprechende Erstlingsleistung, die vom Verfasser für die Bühne berechnet war, aber meines Wissens nicht aufgeführt worden ist. Das selbe Schicksal hatte Stephen Phillips' Erstlingsdichtung „Paolo und Francesca“ (1899). Ueber all diesen ernsthaften Leistungen steht mit seinem gewaltigen Erfolg Phillips' „Herodes“, der von Ende Oktober 1900 bis Ende Januar 1901 mit Beerboom-Tree in der Titelrolle in Her Majesty's fortgesetzt aufgeführt und zugleich gedruckt worden ist. Ein ernstes Drama, das weder sensationell noch sentimental ist, drei Monate hindurch gegeben vor dem londoner Publikum, das im Theater eine oberflächliche Unterhaltung zu suchen gewöhnt ist! Das ist in der That unerhört. Dazu die überschwänglichen, zum Theil wiederholten Besprechungen in den Journalen und Tagesblättern: Das ist seit Menschengedenken nicht dagewesen. Ein solcher Erfolg scheint einen Vergleich des Dramas mit der deutschen Behandlung des selben Stoffes zu rechtfertigen, wenn er auch dem englischen Anfänger gegenüber einem Dramatiker von der Stellung, die man Hebbel heutzutage zuzuweisen bemüht ist, auf den ersten Blick ungünstige Chancen zu bieten scheint.

Was für ein Mensch ist Hebbels Herodes? Im Beginn der Handlung ist er von seiner Schwiegermutter Alexandra bei Antonius verklagt, weil er ihren jungen Sohn, seinen Schwager, ertränken ließ. Aristobulus ist zwar ein Nonplusultra von Harmlosigkeit gewesen, dessen „Seligkeit“ „bunte Röcke“ waren, die „die Blicke schöner Mädchen anzogen“; aber da die Gegenpartei der Pharisäer dem zum Hohenpriester erhobenen Jüngling als dem Nachkommen des großen Makkabäergeschlechts besondere Ehre erwiesen hat, so ist er Herodes dennoch gefährlich vorgekommen. In dem ersten Gespräch mit seiner Gattin Mariamne, die ihn der That verdächtigt, giebt er sich keine Mühe, das Verbrechen zu verbergen, sondern nennt ihr in aller Seelenruhe die Gründe, die ihn zur Tötung ihres Bruders veranlaßt haben. Da er dem Befehl des Antonius, vor ihm in Alexandria zu erscheinen, Folge leisten muß, also den Tod erwarten kann, bittet er seine Frau um das Versprechen, sich das Leben zu nehmen, falls er nicht zurückkehre; denn seinem naiven Egoismus, dem mächtigsten Triebe in ihm, ist der Gedanke unerträglich, daß sein theuerstes Erdengut in andere Hände fallen könnte. Da sie sich weigert, ein solches Versprechen zu geben, gebietet er Joseph, dem Mann seiner Schwester Salome, den er zum Stellvertreter in seiner Abwesenheit einsetzt, die Exekution an Mariamne zu vollstrecken, sobald ihres Gatten Tod gemeldet würde. Er droht ihm mit dem Tode für den Fall, daß er diesen Befehl verrathen sollte. Auch dem Boten, der ihm die schlimme Nachricht aus Alexandria gebracht hat, verspricht Herodes, ihn ans Kreuz zu heften, wenn er es wagen sollte, irgend einem Menschen davon Kunde zu geben. Einem

Mann aus seiner Leibwache, den er für einen von seiner Schwiegermutter gedungenen Spion hält, läßt er vor seiner Abreise noch schnell den Kopf abschlagen und Jener als warnendes Andenken überreichen.

In des Herodes Abwesenheit macht eine unbedachte Rede Josephs Mariamne argwöhnisch und sie entlockt dem sehr beschränkten Manne das Geheimniß des Todesbefehls; Herodes hat sein Werkzeug eben recht unverständig gewählt. Und als nun Mariamne dem rückkehrenden Gemahl schwere Vorwürfe wegen seiner ihm offenbar angeborenen Grausamkeit macht, läßt Dieser sofort auch seinen zweiten Schwager hinrichten, ohne Rücksicht auf das Jammergeschrei seiner Schwester. Er gesteht uns sogar, daß Joseph auch ohne den Verrath seines Befehles „daran gemußt" hätte.

Kaum ist Herodes zurückgekehrt, so trifft von Antonius der Befehl ein, ihn im Kampf gegen Oktavius zu unterstützen. Der König glaubt, an seiner Gemahlin Zeichen der Freude zu bemerken, deren Ursache er irrthümlich in seiner neuen Entfernung sieht. Er glaubt ferner fälschlich, daß die durch Josephs Verrath und Salomes verleumderische Reden in ihm erweckte Eifersucht Grund haben könnte, und verlangt von Mariamne die Versicherung, daß Joseph ihr nicht näher getreten sei; welches Ansinnen sie mit Entrüstung zurückweist. Der König scheidet von Mariamne im Zorn, nachdem er seinem Vertrauten Soemus einen neuen eventuellen Hinrichtungbefehl für sie hinterlassen hat. Wieder hat er den falschen Mann gewählt: Soemus, empört über den ihm gewordenen mörderischen Auftrag, erzählt Mariamne von selbst, welches Schicksal ihr Gatte im Fall seines Todes ihr zugedacht hat. Als Herodes ungemeldet zurückkehrt, findet er seine Frau mit Soemus auf einem Freudenfeste tanzend, das sie, wie er erfährt, zur Feier der Niederlage des Antonius und ihres ihm verbündeten Gemahls veranstaltet hat. Auf seine Frage gesteht Soemus, daß er den Mordbefehl an Mariamne verrathen hat; der König läßt ihn hinrichten und verurtheilt auch seine Frau, an deren Untreue er jetzt nicht mehr zweifelt, zum Tode.

Wenn wir diesen Mann nach seinen Handlungen charakterisiren wollen, so müssen wir sagen: Er läßt nicht nur Jeden, der ihm in den Weg getreten ist, sondern Jeden, dem er feindsälige Absicht zutraut, ins Gras beißen. Die Grausamkeit als solche könnte immer noch, wenn auch nicht unsere Sympathie, doch unser Interesse erregen, wenn sie mit bewußter Energie und fein berechnendem Verstande ausgeübt würde, wie in Shakespeares Richard. Herodes aber schießt in seinem Handeln weit über das verständliche Ziel der Sicherung seiner Macht hinaus; er ermordet mehr Menschen, als es sein Nutzen gebietet, und manche ohne jeden Zweck und Sinn. Er handelt überhaupt weder nach einem bestimmten Plan noch nach Ueberlegung, sondern nach seinen plötzlichen Willensimpulsen, Blasen, die aus dem trüben Grunde

seines verworrenen Denkens und leidenschaftlichen Empfindens unmotivirt aufsteigen. Der Verstand ist keine herrschende Macht in ihm: nur durch eine Kette von lauter psychologischen Irrthümern und praktisch falschen Maßnahmen gelangt er schließlich dahin, seine eigene Frau zu töten. Sein Handeln ist einfach wild und erregt nicht ein leises Achselzucken des Mitleids, sondern nur den Ekel des Intellekts. Er ist ein machttrunkener orientalischer Tyrann und kann nur Menschen imponiren, die so tief von unserer Kulturhöhe herabgesunken sind, daß ihnen Nietzsches Uebermensch groß erscheint. Der Tod Mariamnes ist denn auch nicht tragisch; sie geht zu Grunde an dem gräßlichen Leichtsinn, mit dem sie in den Löwenkäfig dieser Ehe getreten ist: wer seiner thierischen Majestät zu nah tritt, ist eben keinen Augenblick seines Lebens sicher ... Aber seine Liebe zu Mariamne: ist sie nicht eine menschlich schöne Empfindung?

> Du bist so schön, daß Jeder, der Dich sieht,
> An die Unsterblichkeit fast glauben muß,
> Mit welcher sich die Pharisäer schmeicheln,
> Weil Keiner faßt, daß je in ihm Dein Bild
> Erlöschen kann; so schön, daß ich mich nicht
> Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich
> Ein edleres Metall als Gold und Silber
> Mir lieferten, um Dich damit zu schmücken,
> Das sie zurückgehalten, bis Du kamst;
> So schön, daß ...

Nun weiß er wieder nicht weiter. O diese Aposiopesen, mit denen Hebbel seine Figuren so reichlich ausstattet, wie es dem ärmsten „Modernen" seine Armuth zur Pflicht macht! Die Aposiopese stellt sich bei Herodes ein, wenn er von Empfindungen und anderen Dingen spricht, die er nicht kennt, eben so wie bei dem Helden von „Einsame Menschen", wenn er von der Wissenschaft und dem großen naturwissenschaftlichen Werk spricht, das er nicht schreibt. Welch ein psychologischer Vorgang spielt sich nun in jenen Versen ab? Herodes steigt auf die Stelzen, um nach einer Empfindung zu greifen, die er gern haben möchte; er reckt sich auf den Stelzen auch noch in die Höhe und überschlägt sich natürlich; denn Empfindungen, die man nicht hat, lassen sich überhaupt nicht greifen. Sein Handeln wird bestimmt von Sinnlichkeit und anderen verherenden Leidenschaften; tiefe und zarte Empfindung bewegt ihn nicht. Sein Herz ist genau so hart wie das seines Schöpfers.

Die Heldin des Dramas besitzt eine beträchtliche Familienähnlichkeit mit Herodes. Mariamne liebt ihre Mutter nicht und wird nicht von ihr geliebt. Das mag an der Mutter liegen. Aber auch für ihren Bruder Aristobulus hat sie keine innige Zuneigung: ihr Schmerz über seinen Mord tritt nicht in die Erscheinung, und wenn er vorhanden ist, so ist er durch die

Gründe des Herodes bald beruhigt; jedenfalls verzeiht sie ihrem Manne die Blutthat. Ihr Gesinnung stimmt mit der des Königs nahezu überein:

> Wozu einen Szepter,
> Wenn nicht, um Haß und Liebe zu befriedigen?

So hofft sie, bei der Rückkunft ihres Gatten dessen Schwester, die ihr verhaßte Salome, um ihren Kopf zu bringen; bei einer späteren Gelegenheit hofft sie, deren Gatten Josef in den Tod zu senden. Als sie dann von Herodes wegen Untreue angeklagt wird, verweigert sie jedes Zeugniß; sie will, daß er selbst sie verurtheilen und nach ihrem Tod erst erfahren soll, er habe eine Unschuldige getötet. Wenn dieses Handeln überhaupt einen Sinn hat, so ist es der, daß die Freude über das ihrem Manne bereitete Leid noch größer ist als der Kummer über ihren frühen, unverschuldeten Tod. Man fragt: was knüpft Mariamne an Herodes? Liebe ist es nicht, denn sie erklärt, daß sie ihren Gatten sich nicht selbst gewählt, sondern nur ihren Eltern gehorcht habe. Von Sinnlichkeit merken wir bei ihr nichts. Also scheint es wohl bei Abwesenheit jeder tieferen Empfindung die selbe tyrannische Neigung, die selbe Menschenverachtung und die selbe Selbstanbetung zu sein.

Aus diesem Komplex von barbarischen Anschauungen und Trieben schießt nun plötzlich — man begreift nicht, woher sie kommt — eine civilisirte Empfindung hervor. Es ist die tiefe sittliche Entrüstung Mariamnes über den zweimaligen Befehl des Herodes, sie im Falle seines Todes zu ermorden. Wie kommt sie zu dieser Empfindung, wenn sie im Löwenkäfig lebt, — als Löwin? Sie achtet ja selbst ein Menschenleben für nichts und würde jedes beliebige opfern, um ihren Haß zu befriedigen. In des Herodes Handlungweise liegt denn doch ein edlerer Grund vor, der zugleich etwas Schmeichelhaftes für die Macht ihrer Schönheit in sich schließt: die Leidenschaft ihres Gatten für sie ist so groß, daß ihm der Gedanke, sie könnte nach ihm einem anderen Manne gehören, unerträglich ist. Und wenn ihre wie ihres Gatten Handlungen niemals von Liebe oder Rücksicht auf irgend welche Mitmenschen, sondern nur von der Selbstsucht bestimmt werden: wie kann sie sich dann entrüsten über eine einzelne That des Egoismus, die relativ, in Anbetracht der natürlichen Wildheit des Herodes, verzeihlich ist?

Der englische Dichter hat die Einsicht gehabt, daß orientalische Despoten, in natürlicher Wildheit vorgeführt, eben so wenig wie Indianer oder Neger dem Kulturmenschen ein tragisches Interesse erregen können. Er hat also dem Despotismus seines Herodes allerlei humane Anschauungen beigemischt, leicht vibrirende, tiefe Empfindungen und einen vornehmen Geist, der noch im Wahnsinn durch seine Größe imponirt. Sein Herodes ist einer von jenen Uebermenschen, wie sie die Renaissance vielfach erzeugt hat, ein edler, hochkultivirter Rassemensch. Hebbels Herodes betrachtet das Menschenleben als

ein Spielzeug in der Hand seiner Laune, Philipps' König kann nur durch Selbstüberwindung dahin gelangen, es anzutasten. Er bezieht die von Mund zu Mund gehenden Weissagungen von einem neuen König der Juden und Friedensfürsten, die die erwartete Geburt des Heilandes erweckt hat, auf Aristobulus; er sieht, wie das Volk diesen knabenhaften Oberpriester vor seinen Augen vergöttert; die Räthe dringen in ihn, die Gefahr, die dem Emporkömmling in diesem letzten Sprossen des herrlichen Makkabäergeschlechtes droht, aus dem Wege zu räumen. Er will es nicht. Jener ist seiner Mariamne Bruder und er gleicht ihr so sehr. Dann trifft die Nachricht ein, daß sein Bundesgenosse Antonius von Oktavian geschlagen ist; nun muß er hin, um sich dem Imperator auf Gnade und Ungnade zu Füßen zu werfen; die Nachricht verbreitet sich in der Stadt und die pharisäische Partei ruft Aristobulus zum König aus. Da endlich weicht Herodes der Ueberredung, — um sofort seine Nachgiebigkeit zu bereuen.

Als er sieht, daß er die verlorene Liebe der Mariamne nicht durch Wüthen, Jammern, Flehen wiedergewinnen kann, wird er halb wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung. Er denkt nicht daran, sie zu ermorden; auch nicht, als seine Mutter und Schwester sich alle erdenkliche Mühe geben, seine Eifersucht zu erregen; nicht, als sie durch einen Betrug ihm die Ueberzeugung beibringen, daß Mariamne ihn durch Gift beseitigen will; nicht, als eine offene Empörung zu Gunsten der letzten Makkabäerin ausbricht. Erst als sein Vertrauter Sohemus, der ihn an Mariamne verrathen hat, sterbend ihn um Verzeihung bittet, packt ihn die Eifersucht; und: „Tötet sie!" ruft er, um gleich darauf, aber doch schon zu spät, den Mördern nachzuschreien: „Sie soll nicht sterben!"

Und welche gewaltige Kraft der Empfindung wohnt in diesem Herodes Hören wir ihn, wie er nach siegreicher Rückkehr sich zu den Füßen des geliebten Weibes windet:

Wo ist die Ruhmesred', wo ist sie jetzt?
Wozu errang ich den Triumph, als nur
Um Dir ihn zu erzählen? Was soll der Sieg,
Wenn ich in Dein Ohr ihn nicht gießen darf?
An jede Art des Wiedersehns hab' ich
Gedacht, — doch diese sah ich nicht voraus.
Hier jag' ich die Legionen auseinander;
Erhebe mich und schütt' hier auf die Erde
Des Ruhmes Wein; mein Antlitz wend' ich zu
Der Nacht. Und doch! . . . Weshalb denn beug' ich mich?
Bin ich denn nicht Herodes? Komm' hierher!
In meine Arme fassen will ich Dich.
Die Lippen will ich küssen mit Gewalt
Und ketten Deinen Körper an den meinen;

Versagst Du mir die Seele, soll Dein Fleisch
Den Durst mir löschen und trinken will ich Deine
Schönheit, tief, tief!

Der diese Verse schuf, hat gefühlt, was Liebe ist. Sinnlichkeit, gewiß; doch auch Aufgehen des ganzen eigenen Lebens in dem anderen Selbst. Das selbe verzehrende Feuer jugendlicher Liebe flammt in der herrlichen Abschiedsszene vor der Abreise des Königs. Und es ist nur der natürliche Verlauf der Dinge, wenn dieser Herodes, nachdem er die Geliebte hat töten lassen, wahnsinnig wird.

Die englische Mariamne hat auch ein königliches Selbstbewußtsein: sie straft ihren vom Mord befleckten Gatten mit ruhiger Verachtung. Vor Allem aber ist sie Weib, ein echtes, einfaches Weib. Als solches kann sie nicht vernarrt sein in des Herodes Stärke und Macht; sie liebt seine glänzende Männlichkeit, die ihr halbes Leben zum ganzen vervollständigt hat, eben so tief, wie Herodes das Weib in ihr verehrt. So bilden Beide, körperlich und seelisch, eine in sich harmonische Einheit. In dem edlen Weibe ist neben der Fähigkeit zu geschlechtlicher Hingebung der mütterliche Sinn entwickelt: schon vor ihrer Ehe ist Mariamne Mutter gewesen, ihrem kleinen Bruder Aristobulus, der unter ihrer Obhut aufgewachsen ist; ihn liebt sie mit grenzenloser Zärtlichkeit; und wohl mag sich Herodes bedenken, diesen Knaben von ihr zu reißen. Als er dennoch das für sie unfaßbare Verbrechen begeht, ist das Götterbild, das sie in Herodes gesehen, für sie zertrümmert; es wäre nichtswürdiger Verrath an dem toten Bruder, wenn sie dessen Mörder ferner noch als Gatten anerkennte. Lieber zieht sie ernst und gelassen das Todeslos.

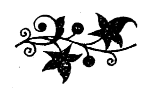
Phillips hat den Kunstverstand gehabt, die verwirrende Menge von Nebenpersonen mit den entsprechenden Nebenmotiven der Handlung, die ihm die Geschichte bot, auszumerzen. Seine Tragoedie behandelt nichts als die Liebe zwischen Herodes und Mariamne; und was auf sie bestimmend einwirkt, sind nur zwei Motive: die Ermordung des Aristobulus und die Eifersucht des Herodes. Der englische Dichter hat die Handlung mit kraftvoller Herausarbeitung der sicher erkannten dramatischen Wirkungen zusammengedrängt. Kein Wort ist in dem Drama zu viel, eher sind einige zu wenig. So mußte Mariamne in ausgeführter Szene von Sohemus erfahren, daß Aristobulus von Herodes ermordet worden ist; und das Motiv der eventualen Ermordung Mariamnes kommt so flüchtig zum Vorschein, daß es für die Handlung eigentlich verloren ist.

Der Vers des englischen Dramas vereint gedrungene Kraft mit temperamentvoller Beweglichkeit. Englischen Kritikern erscheint er zu frei. Gott sei Dank: Das ist er, aber zugleich von einer allen Schwingungen der Empfindung sich anschmiegenden Rhythmik, wie der dramatische Vers des reifen

Shakespeare und unseres Kleist. Und welche Wirkungen weiß Phillips zu erzielen! Nur die tiefsten seien genannt. Am Schluß des ersten Aktes, während von den in der Ferne sichtbaren Bergen die fröhlich schmetternden Trompeten ihr den letzten Abschiedsgruß des ausziehenden Herodes senden, bricht die Königin vor unseren Augen über den Trümmern ihres Mannesideals in Schrecken und Gram zusammen. Als Herodes den Befehl zur Tötung Mariamnes gegeben hat, erscheinen die Boten Oktavians, die ihn zum Herrscher über neue, weite Länderstrecken ernennen. Wie wird Mariamne sich darüber freuen, ist sein erster Gedanke; und mit diesen wie abwesend ausgesprochenen Worten schreitet er die Treppe hinauf zu dem Gemach, in dem er, wie der Zuschauer weiß, ihren Leichnam finden wird. Und schließlich das furchtbare Wahnsinnsgemälde im dritten Akt: Herodes kehrt aus der Einsamkeit des Toten Meeres, in der er einige Zeit verbracht hat, nach Jerusalem zurück, in einem Zustande wie Grillparzers gedehmüthigter Otokar. Er will Mariamne sehen; in seinem Wahnsinn spielen zwei Vorstellungen wundervoll realistisch durcheinander: das Bewußtsein, das ihn in diesen Zustand versetzt hat, daß sie tot ist, und — wie eine darüber geworfene Hülle, durch die jenes immer hindurchschimmert — die Ueberzeugung, daß sie nicht tot sein kann. Er sendet Boten nach seiner Königin aus, und wenn sie verlegen zurückkehren, findet er selbst den Vorwand, der ihn über ihr Ausbleiben beruhigen soll. Von Zeit zu Zeit flammt aus der Asche seiner Lebenskraft die Erinnerung an sein früheres Selbst hervor als Größenwahn, der in herrlichen Versen sich an unausführbaren Projekten berauscht. Die Hofleute klammern sich an diese Phantasien, um ihn von Neuem für Pläne zu interessiren, die er in vernünftigen Tagen gefaßt hat: unmöglich; sie suchen ihn durch Gesang, Musik, Tanz von seiner Monomanie abzulenken: er will Mariamne sehen. Endlich stürzt er von seinem Thron in hellem Zorn unter die Tanzenden und schreit, man solle ihm augenblicklich sein Weib holen. Da setzt man den einbalsamirten Körper der schönen Toten vor ihn hin. Er legt die Hand auf ihre Stirn ... Sie scheint festzufrieren an dem Eis dieser Stirn, das durch die Hand in die Adern seines Körpers einzieht. Er richtet sich auf und wird starr, die Augen festgenietet auf dem geliebten Antlitz. Ein Bote kommt vom Caesar, der ihm das Königreich Arabien schenkt; er hört es nicht. Die Höflinge weichen entsetzt vor dem grausigen Bilde zurück. Als Herodes mit Mariamne allein ist, sinkt der Vorhang über der durch den Tod versteinerten Gruppe. Ich bedenke mich keinen Augenblick, auszusprechen, daß der Wahnsinn auf der Bühne nie realistischer dargestellt, nie tragischer verwendet wurde. Und nach dem Eindruck der bloßen Lecture kann ich mir, was die englische Kritik versichert, wohl vorstellen: daß die Erschütterung, die von diesem Akt, zumal in der tiefsinnig feinen Ausarbeitung Beerbooms, ausgeht, fast unerträglich ist.

Nach dem englischen Kürschner (Who's who?) bereitete sich Stephen Phillips in seiner Jugend auf die höhere Beamtenlaufbahn vor, wurde aber Schauspieler, hierauf Lehrer und war dann lange Zeit ohne Stellung. Nun —: hier ist sein Beruf.

Groß-Lichterfelde. Professor Dr. Hermann Conrad.



Tippelschicksen.

Schwer nur kann man sich ein solches Weib vorstellen: immer auf der Wanderschaft, ohne Sehnsucht nach einem geregelten Hausstand, ohne Sehnsucht nach den kleinen, geringfügigen Freuden eines seßhaften Lebens. Es giebt viele Frauen, die, gezwungen durch Veranlagung oder Belastung, unter dem Druck verkehrter Erziehung oder wirthschaftlicher Verhältnisse, sich dem ruhelosen Leben der Straßenmädchen hingeben. Aber dann sind sie doch immer noch von einer berechnenden Leidenschaft beherrscht: so viel Luxus wie nur möglich mit ihren gefälligen Leistungen einzuheimsen. Alle streben nach den Genüssen, die allgemein begehrt sind, die besonders hoch im Preise stehen. Warum aber wird ein Weib Landstreicherin? Mangel an körperlichem Reiz kann der Grund nicht sein; denn so groß ist auf dem Fleischmarkt die Nachfrage, daß selbst die Häßlichsten Käufer finden. Auch nicht ein feineres Sittlichkeitgefühl. Wenn die Landstreicherin zwar nicht in jeder Nacht mehreren Männern angehört, wenn sie auch mit einem Mann oft Wochen und Monate lang zusammenbleibt: ist Der eingesperrt, hat sie einen anderen Scheeks. Und allzu spröde ist sie wohl nie ...

Also der Ekel vor dem Dirnenthum hat sie nicht auf die Landstraße getrieben. Eher könnte man bei mancher Tippelschickse — so heißen die wandernden Weiber in ihren Kreisen — annehmen, sie sei wegen ihrer Unfähigkeit, aus ihrem Geschlecht Kapital zu schlagen, in die Tippelei gerathen. Das kennzeichnet die meisten Tippelschicksen: sie geben sich ohne Entgelt hin. Ja, sie betrachten es sogar als eine That, die eines ausreichenden Dankes bedarf, wenn sich ein Mann ihnen widmet. Sie gehen für ihn betteln, sie theilen Alles mit ihm, was sie mit List und mit Aufbietung aller Kräfte, allen Scharfsinns zusammengefochten haben. Nicht einmal zu gleichen Theilen zerlegen sie die Beute: das Beste, die fettesten Bissen, die größten Wurststücken und das ganze Geld, bekommt der Scheeks. Das mag in den Besonderheiten allen weiblichen Wesens begründet sein. So graß wie bei den wandernden Leuten tritt es aber selten hervor. Freilich: kein Handwerksbursche will gern von solcher Bettlerin ausgehalten sein. Nicht etwa, weil er zu stolz ist, sich von deren Gaben zu mästen. Es giebt genug

Landstreicher, die gern eine Frau für sich sorgen lassen würden, — wenn es nur nicht mit großen Gefahren verknüpft wäre.

Wie sehr selbst alte, erfahrene „Kunden" sich vor Schicksen hüten, erfuhr ich einst in einer duisburger Herberge. In dem mäßig großen Zimmer saßen an einem Herbstnachmittag außer mir noch fünf Kunden um den eisernen Ofen. Unter ihnen war ein kräftig gewachsener Mann, der, weil ihm ein Arm fehlte, schon lange auf der Landstraße lebte. Sie hatten einander ihr Leid geklagt. Den nächsten Gesprächsstoff gaben die Tippelschicksen. Der Einarmige erzählte, daß er am vorhergehenden Abend sechs dieser Weiber in der krefelder Herberge getroffen habe. Noch ziemlich frische, junge Dinger. Eine, ein helles blondes Mädel, habe ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm zusammen zu gehen. Er sei aber nicht darauf eingegangen: „Na ja, wenn man mit so'n Weib geht, hat man gleich für Zwei aufzupassen. Die machen Einem blos Scherereien. Wenn der Spitzkopp (Gendarm) Die sieht, hat er Witterung und man ist geliefert. Was Unsereins schon nach den Frauenzimmern fragt! War ja 'n ganz hübsches Mädel, aber ... ach!" Er bewegte heftig seinen Armstumpf auf und nieder und nahm mit der linken Hand eine Priese, die ihm ein ehemaliger Bäckermeister als Zeichen der Zustimmung reichte. Keiner widersprach. Alle sanken in dumpfes Brüten, wie es oft vorkommt, wenn Landstreicher von dem „Landdragoner" sprechen.

Neben dieser Furcht vor dem „Verschüttgehen", wie die Landstreicher die Verhaftung nennen, warnen aber noch andere Dinge vor dem Wandern mit einer Tippelschickse. Besonders die Gewißheit, daß sie nie wieder von der Landstraße fortkommen, wenn sie sich einer weiblichen Kundin angeschlossen, sich mit ihr „verheirathet" haben. Die Kunden fühlen und wissen ganz genau, wie diese Weiber sie herabziehen; sie kennen deren grenzenlose Verkommenheit.

Was ein Kunde nie thun würde: eine Tippelschickse verräth ihren Kameraden aus Rache. Diese Rachsucht ist natürlich aus schlechter Behandlung entstanden, die sie vom Scheeks zu erdulden hatte. Aber man muß wissen, wie ein Verhältniß zwischen Landstreicherin und Landstreicher aussieht, um solchen Verrath in seiner ganzen Niedrigkeit zu begreifen.

Gewöhnlich werden die Landstreicherehen in Schicksenpennen geschlossen. Irgend ein Kunde, der des ewigen, nicht recht erfolgreichen Fechtens überdrüssig ist, sucht die Schicksenpenne auf. Ein Freund vermittelt die Bekanntschaft zwischen ihm und einer Schickse, die gerade keinen Mann hat. Der Vorige mußte vielleicht ins Krankenhaus; oder er ist aufgegriffen worden; oder sie haben einander am bestimmten Stelldichein verfehlt, — sie ist eben Wittwe. Und hat die Braut ein paar Kinder, so ist sie um so begehrenswerther. Denn Kinder erleichtern das schwierige und kunstvolle Geschäft des Fechtens ganz wesentlich.

Standesamt oder ähnliche Formalitäten verachten die Landstreicher. Auch kennen brauchen sie einander nicht erst lange zu lernen. Die Landstreicherliebe ist meist auf den ersten Blick da. Die Hochzeit wird sofort gefeiert. Die Braut fragt nicht nach den Einkünften des Gatten, nach Rang oder Stellung. Häufiger erkundigt sich der Ehemann nach den Vermögensverhältnissen seiner Frau, — ganz wie in den besten Kreisen.

Es kommt natürlich auch vor, daß eine Schickse ihrem Gatten mit einem Anderen, ihr begehrenswerther Erscheinenden durchbrennt. Manchmal werden die

Ehen auch im Chausseegraben geschlossen, wo der Eine die Andere rastend fand, als er vorüberziehen wollte.

Wie der Mann häufig, wenn er von der Frau abhängig ist, sich durch brutale Behandlung sein Uebergewicht zu erobern und zu erhalten strebt, so auch der Scheeks. Schläge sollen die Treue sichern, Schläge reizen auch die Sinne der Schickse. Doch findet man auch hier zarte Verhältnisse. Der Mann ist dankbar für weibliche Fürsorge und erfüllt eifrig die Pflicht, vor den von der bettelnden Tippelschickse betretenen Dörfern nach der vielleicht nahenden Gendarmen-Streifwache auszuspähen. Die Schickse ist selig, einen solchen tüchtigen, ruhigen und anhänglichen Mann zu besitzen, einen Mann, auf dessen Treue sie bauen darf.

Ein solches zufriedenes Paar traf ich vor Jahren an der mecklenburgischen Grenze bei Perleberg. Sie hatten ihr ganzes Besitzthum in einer Kiste bei sich, die sie abwechselnd trugen. Das etwa sechsundzwanzigjährige Frauenzimmer erzählte mir, sie sei aus Westpreußen nach Berlin gekommen und habe sich als Packerin ernährt, dann sei sie krank geworden. Als sie aus dem Krankenhaus kam, habe sie so unansehnlich ausgesehen, daß Niemand sie ins Geschäft nehmen wollte. Schließlich mußte sie ins Asyl gehen und in dessen Nähe habe sie ihren Mann kennen gelernt. Auf seinen Rath hatten sich Beide dann auf die Strümpfe gemacht: „Vielleicht haben wir unterwegs mehr Glück!" Sie wollten nach Mecklenburg hinein. Der erfahrene Kunde leitete sie ganz gut. Sie hatte sich in ihre Laufbahn schon so eingelebt, daß sie trieb, nach dem gesegneten, für Tippelschicksen ergiebigen Obotritenland zu kommen. Der Scheeks, ein Tapezirer, hatte sie wegen seines stillen, alle Schliche kennenden Wesens ganz in seiner Gewalt.

Sie hatte sich manche gute Eigenschaft aus früherer Zeit bewahrt. Den Mann und sich selbst hielt sie sauber. Ihre Kleidung war vielfach geflickt, aber nirgends zerrissen. Nur durch Unglück schien sie zu diesem elenden Wanderleben genöthigt, während alle anderen Tippelschicksen, die ich sonst kennen lernte, die ausgeprägteste Faulheit und Unfähigkeit, die Furcht vor der Sittenpolizei und die nicht zu bezwingende Leidenschaft zum Wandern auf die Landstraße getrieben hatte. Es war auch die einzige, die aus dem Großstadtleben hinaus auf die Wanderschaft gekommen war. Die meisten Tippelschicksen sind ehemalige Dienstmädchen, die dem Bauern wegen zu schlechter Behandlung und zu dürftiger Kost weggelaufen sind; natürlich kamen dann Faulheit und Lüderlichkeit hinzu. Manches entlaufene Dienstmädchen gerieth in die Tippelei, weil es auf dem Wege zur nächsten Stadt, wo vielleicht ein anständiges Unterkommen zu finden war, einem schlechten Kerl in die Hände fiel. In der Umgegend von Halle stieß ich auf zwei Tippelbrüder, die sichs mit einem jungen Frauenzimmer hinter einem Buschwerk bequem gemacht hatten. Heimlich erzählten sie mir, sie hätten das Mädchen in der Nähe von Brandenburg getroffen. Sie seien drei Kunden. Während Einer die nothwendige Pickelei (Essen) heranschaffte, hielten sie das Mädel fest. Später, in Frankfurt an der Oder, kam der Eine dieser Tippelbrüder morgens in die Herberge zur Heimath. Er hatte plattgemacht (im Freien geschlafen) und erzählte, während er sich aufwärmte, mit Behagen: „Ja, die Kleine! . . . Bis Berlin haben wir se mitgeschleift. Es war 'ne feine Kiste, — wir so zu Vieren. Aber dann, in Berlin, haben wir se verloren!" In

seinem verschmitzt lächelnden Gesicht las ich, daß sie das Mädchen mit Absicht in der großen Stadt verloren hatten.

Dieses Mädchen schien aus einer sächsischen Industriegegend zu stammen. Im Allgemeinen gehen Fabrikarbeiterinnen selten auf die Walze. Wo aber die Prostitution nichts Rechtes einbringt, im Erzgebirge, in den Weberdistrikten des Eulengebirges und ähnlichen armen Bezirken, kann man oft größere Gruppen wandernder Mädchen finden. Solche weibliche „Kunden" schließen sich besonders gern Leiermännern an. Von diesen hausirenden Musikern werden sie auch gern mitgenommen, da sich ein Paar oft besser steht als ein einzelner Drehorgelspieler. Während der Mann vor den Häusern und Gehöften, auf den Märkten und an den Wegen spielt, kann seine Gefährtin leicht das Doppelte und Dreifache von Dem, was ihm zugeworfen würde, durch ihr persönliches Bitten ersammeln.

Hinter Schwerin ging ich mit einem solchen Paar. Der alte Leiermann gab die Begleiterin für sein Pflegekind aus. Das stimmte nicht. Sie lebten mit einander wie Mann und Frau. Und nur, um dem Mädchen die Gefälligkeiten, die sie bereitwillig in den Gasthöfen und Herbergen dem männlichen Dienstpersonal erwies, zu erleichtern, nannten sie sich Vater und Tochter.

In Mittel-, Süd- und Westdeutschland trifft man häufig wandernde Mädchenbanden, die singend und musizirend oder auch wahrsagend Messen und Märkte bereisen. Sie sind für Jeden, der ihnen befehlen kann oder ein paar Pfennige zahlt, zu haben. Und gewöhnlich schleppen sie Alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Darin unterscheidet sich die Tippelschickse streng von den Landstreichern: sie stiehlt bei Gelegenheit. Aber nicht alle Tippelschicksen sind in der Beziehung unzuverlässig. Das wandernde Volk ist zum Stehlen meist nicht geschickt; sonst würde es sich nicht mühsam Pfennig für Pfennig und Brotstück für Brotstück zusammenfechten, sondern mit einem kühnen Griff die Mittel für Wochen oder doch mindestens Tage erraffen.

Manchmal traf ich frühere Komoediantinnen. Sie hatten wohl einmal kein Engagement bekommen; ihre Wäsche und ihre Garderobe war nach und nach verkauft; die Wirthin wies sie hinaus. In ihrem Elend, ihrer Niedergeschlagenheit suchten sie ihr Heil auf der Landstraße. Und dann kam die große Gleichgiltigkeit über sie, die Einem so oft in den Herbergen und in den Pennen begegnet: „I was, es hat ja doch keinen Zweck mehr!" Diese Stumpfheit ist nicht immer ein Produkt äußerer Noth. Auch seelische Erlebnisse haben manche Frau gebrochen. Die geschiedene Gattin eines Geheimraths, die ich hinter Schneidemühl traf, schwelgte zügellos in Fusel und sinnlichem Genuß. Das letzte Schamgefühl hatte sie verloren. Selbst die Gegenwart von Kindern genirte sie nicht. Sie war wegen Ehebruchs auf Antrag verurtheilt worden. Als sie das Gefängniß verlassen hatte, wollte sie ihr Geliebter nicht mehr kennen.

Entwurzelt aus ihrem besten Empfinden, war sie verweht worden ... Solche Fälle sind selten. Wie viele Landstreicherinnen aber wollen ihrem Unglück entwandern und schleppen es doch mit sich von Dorf zu Dorf! Wie viele von Denen auch, die zu Tippelschicksen geboren scheinen!

Hans Ostwald.



Deutsch-Amerika.

Karl Schurz, der klassische Deutsch-Amerikaner, hat öfter die Wendung gebraucht, den Deutschen in Amerika solle Germania immer die geliebte Mutter, Kolumbia die Braut sein. Mir hat dieser Vergleich nie recht zusagen wollen. Ein ewiger Brautstand gilt Bräutigam und Braut zugleich als schrecklich und die Heirath erscheint Beiden als das Bessere. Es wäre richtiger, Kolumbia nicht als die Braut, sondern als zweite Mutter, die Adoptivmutter des deutschen Einwanderers, zu bezeichnen. Aber ob Braut oder Mutter: es läßt sich nicht leugnen, daß durch die ungewöhnliche Liebe zu zwei Müttern ein Dualismus geschaffen wird, der den Deutsch-Amerikaner in eine ungemein schwierige und heikle Stellung den Eingeborenen gegenüber bringt. Die richtige Mutter kann von einer fremden nie völlig ersetzt werden. Michel merkt Das nur zu bald, nachdem er den Tausch vorgenommen hat. Die neue Mutter, die ihm aus der Ferne so ideal vorkam, unendlich idealer als die gestrenge Frau Germania, entwickelt bei näherer Bekanntschaft eine Reihe für einen Deutschen höchst fataler Eigenschaften. Wie die meisten Stiefmütter, läßt sie den Michel deutlich fühlen, daß ihr der eigene Sprößling unendlich besser und werthvoller scheint als der angenommene. Sie zieht ihn dem Michel bei jeder Gelegenheit vor; und während sie für alle Untugenden des eigenen Bengels nur ein nachsichtiges oder eitles Lächeln hat, hält sie dem Stiefsohn von früh bis spät seine angeblich häßlichen Eigenschaften vor. Sie verlangt, daß er Alles ablege, was deutsch ist. Er soll nicht deutsch sprechen, nicht Bier oder Wein trinken, nicht Schweinsknöchel und Sauerkraut oder Limburger essen, er soll am Sonntag sich keinen Vergnügungen hingeben, sondern stumpfsinnig zu Hause bleiben oder fromm in die Kirche gehen. Dem Michel paßt Das gar nicht, um so weniger, als ihm Schurz und andere Führer hundertmal bestätigt haben, er thue seiner neuen Mutter kein Unrecht, wenn er deutsche Gepflogenheiten und deutsche Sprache beibehalte. Er findet ferner, daß die gepriesene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit meist glitzernde Phrasen sind, die eine Probe auf die nüchterne Wirklichkeit nicht ausgehalten haben, eben so wenig wie in Frankreich, dem sie entlehnt wurden. Und dabei sieht er, wie seine neuen amerikanischen Brüder, die am Sonntag in die Kirche gehen und nur Wasser auf dem Tisch haben, heimlich den Schnaps literweise trinken und um kein Haar besser sind als er selbst oder andere Menschen. Im Gegentheil: er wird Zeuge einer politischen Korruption, wie er sie in solchem unheimlichen Umfange daheim nicht gesehen hat. Seine deutsche Ehrlichkeit empört sich darüber. Aber man lacht ihm ins Gesicht und sagt ihm: „Du bist eben der richtige dumme deutsche Michel! Das ist nicht Korruption, sondern Geschäft; verstehst Du?

Geschäft wie alles Andere!" Am Meisten wurmt ihn aber das Gefühl, daß man ihn überall als eine Art Bürger zweiter Klasse ansieht, — nur, weil er nicht Kolumbias eigener Sprößling ist. Das verbittert ihm den Genuß des amerikanischen Bürgerthums ganz bedeutend. Er findet bei dem Stiefbruder zu viel Angelsächsisches, das ihm unsympathisch ist, vor Allem so gar nichts Gemüthliches. Er sucht daher lieber die Gesellschaft seiner mit ihm aus Deutschland herüber gekommenen Brüder auf. Da fühlt er sich zu Hause. Da herrscht nicht die angelsächsische Steifheit. Da kann er deutsch singen, deutsch reden, Bier trinken, kann Frankfurter und Sauerkraut essen und sogar Limburger, ohne daß er deshalb für einen Barbaren angesehen wird.

So wird der Deutsch-Amerikaner, ob er will oder nicht, von Anfang an zu einem Zwitter. Er mag noch so gern amerikanischer Bürger und keinem Menschen unterthan sein, er mag lieber in Amerika leben als in Deutschland, weil er es in Amerika zu Etwas gebracht hat und durch Kinder und Kindeskinder an das Land gefesselt ist: er will doch kein angelsächsischer Amerikaner sein, sondern ein deutscher Amerikaner. Deshalb ist er auch in der inneren Politik stets seine eigenen Wege gegangen, deutsche Wege, und stimmt noch heute in New-York und sonstwo fast regelmäßig gegen die anglo-amerikanischen Mucker und Augenverdreher, die ihm ihren mittelalterlichen Puritanismus aufzwingen wollen, und für die korrupteren Irländer, die ihm nicht ins Bier spucken und ihm mehr persönliche Freiheit lassen. Auch hierin steht er also dem angelsächsischen Amerikaner als Widersacher gegenüber, als ein Unamerikaner nach dessen Auffassung, als ein Zwitter. Lasse man sich nicht täuschen durch einige schlechte Deutsch-Amerikaner, deren höchste Wonne es ist, für waschechte Yankees mit all deren angelsächsischen Untugenden gehalten zu werden! Man braucht sie nur zu kratzen —: und der gute Michel kommt sofort zum Vorschein. So leicht wie einen alten Regenschirm kann man eben sein Volksthum nicht fortwerfen. Man liebt es, dem Deutschen in der Fremde besondere Neigung zu dieser bedauerlichen Charakterschwäche vorzuwerfen. Aber der Deutsch-Amerikaner von heute ist seines Volksthums sich viel bewußter als der früherer Zeit. Das ist erklärlich. Zunächst ist die deutsche Einwanderung von heute anders als die von früher. Damals waren unter den Deutsch-Amerikanern nicht Wenige, die mit den deutschen Verhältnissen, den politischen insbesondere, unzufrieden waren. Sie trugen gegen die alte Heimath einen Groll im Herzen und Amerika erschien ihnen als das zweite Schlaraffenland, wo die Freiheit und der Dollar gebraten in der Luft herumflogen. Das ist anders geworden. Man weiß heute, daß auch der schöne amerikanische Apfel seine Würmer hat. In Deutschland hat sich Vieles verbessert, in Amerika Vieles verschlechtert. Die Zeit rückt immer näher, wo die Worte Monarchie und Republik die einzigen Unterschiede

zwischen den beiden Ländern sein werden. Wer heute aus Deutschland auswandert, thut es fast nur noch aus rein pekuniären, wirthschaftlichen Gründen, weil die Uebervölkerung zu groß ist und es in Amerika immer noch Raum für Einwanderer und damit gute Verdienstgelegenheit giebt. Er scheidet mit Wehmuth von der alten Heimath und nicht selten mit dem Gedanken, einst seine alten Tage daheim zu beschließen. Auch ist mehr oder minder die Stellung des Ausgewanderten in der Fremde von der Stellung des Mutterlandes abhängig. Im Familienleben ist es ja eben so. Auf den Sohn eines erfolgreichen und hochgeachteten Vaters fällt stets von dessen Würde und Ansehen ein Abglanz, der dem Sohne als unschätzbarer Empfehlungbrief dient, ihm überall Thor und Thür öffnet. Als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, wie Metternich frech an Prokesch schrieb, spielte auch der Deutsche in Amerika keine sonderlich hervorragende Rolle. Er verkroch sich und war ängstlich bemüht, nur ja nicht durch irgend ein selbstbewußtes Auftreten bei den Eingeborenen Anstoß zu erregen. Das änderte sich mit dem glücklichen Ausbau der altmodischen deutschen Kleinstaaten zu dem modernen Prunkbau des geeinten Deutschlands unter Preußens Leitung. Die geschichtlich nothwendigen Vorarbeiten zu diesem Ausbau, die Besiegung Dänemarks, Oesterreichs und Frankreichs, weckten auch im fernen Amerika ein gewaltiges Echo. Wer hätte Das gedacht? Dieser lammfromme Deutsche, dem man ungestraft stets den Hut eintreiben durfte, war ja ein Mordskerl und konnte die fürchterlichsten Hiebe austheilen! Und der Amerikaner sah Michel plötzlich mit ganz anderen Augen an; und Michel wieder hob den Kopf höher und verkroch sich nicht mehr. Bismarck hatte ihn aus einem beschränkten Kleinstädter zu einem Deutschen gemacht. Der Deutsch-Amerikaner hatte sich auch vor 1870 schon große Verdienste um die neue Heimath erworben, auf jedem nur denkbaren Gebiet. Den Respekt seiner amerikanischen Mitbürger gewann er aber erst durch die blutigen Heldenthaten seines Volkes auf dem Schlachtfelde. Und bald darauf entpuppte er sich nun auch noch als einen Geschäftsmann erster Klasse. Er schlug den bis dahin als unerreicht betrachteten englischen Geschäftsmann auf allen Gebieten und baute Schiffe, denen John Bull nichts Aehnliches an die Seite stellen konnte. Und da er nun schon einmal dabei war, eine Weltrolle zu spielen, ging Michel hin und begann, Kolonialpolitik im großen Stil zu treiben, und etablirte sich sogar als Seemacht. Das Alles sah der Amerikaner mit einer Mischung von Neid und Bewunderung; und der Deutsch-Amerikaner hätte ein völlig Entarteter sein müssen, wenn er sich darüber nicht unbändig gefreut hätte. Nun trat er zum ersten Mal auch in die Arena der äußeren Politik und sprach ein kräftiges Wort zu Gunsten seiner alten Heimath und zugleich der neuen. Er verlangte Frieden zwischen Beiden mit Rücksicht auf die nahezu drei millionen

Deutschen und die ungezählten Millionen deutscher Abstammung in Amerika. Die Jingos sahen in dieser Haltung eine Unverschämtheit. Sie nannten sie unamerikanisch, denn nach ihrer Ansicht hätte der Deutsch-Amerikaner gegen seine eigenen Stammesgenossen mitschimpfen und mithetzen sollen: dann wäre er ein wahrer Amerikaner gewesen. Ja, sie spöttelten sogar über die Bezeichnung Deutsch-Amerikaner, als kennzeichnend für ein politisches und soziales Zwitterthum, sprachen höhnisch von dem Amerikaner mit dem Bindestrich und behaupteten, es gebe nur Amerikaner, nichts weiter. Doch der Deutsch-Amerikaner behielt seinen Bindestrich und damit sein Zwitterthum und blieb auf seiner Wacht am Hudson und Mississippi gegen die Deutschenfeinde in Amerika und England. Dann kam der Burenkrieg, der den Deutsch-Amerikaner abermals Hand in Hand mit seinen Stammesgenossen in Deutschland fand. Die Schmeicheleien Englands hatten den Yankee so bethört, daß die Welt das schmachvolle Schauspiel erlebte, wie das amerikanische Volk, das sich so gern als den berufenen Schutzengel der Unterdrückten rühmen läßt, als einziges unter allen Völkern zu dem englischen Raubkrieg Bravo rief. Der Deutsch-Amerikaner allein klatschte nicht mit, sondern zischte.

Bezeichnend für das starke Pulsiren des Volksbewußtseins im Deutsch-Amerikaner ist auch sein selbstbewußteres Auftreten in inneren Fragen. Ein ungemein bedeutsames Beispiel dafür liefert der im Oktober 1900 in Philadelphia, Staat Pennsylvania, ins Leben gerufene „Deutsch-Amerikanische National-Bund", der eine Vereinigung aller deutschen Vereine zu einem großen Ganzen anregt. Der Zweck des Bundes ist, nach der von ihm erlassenen Erklärung, das Einheitgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs zu wecken und zu fördern zum gemeinsamen, energischen Schutz solcher berechtigten Wünsche und Interessen, die dem Gesammtwohl des Landes und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind, zur Abwehr nativistischer Uebergriffe und zur Pflege und Sicherung freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zum alten deutschen Vaterland. Der Bund beabsichtigt keine Gründung eines Staates im Staat, aber er verlangt deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen, Gründung von Fortbildungvereinen als Pflegestätten deutscher Sprache und Literatur, führt überhaupt eine stolze Sprache. Die war aber nöthig, wenn dem hochmüthigen Anglo-Amerikaner endlich klar werden sollte, daß der Deutsche in Amerika mehr ist als bloßer Völkerdünger.

In dem selben Pennsylvania, wo sie ihr Deutschthum so kräftig betonen, hat sogar eine Frau, Lucy Forney-Bittinger, jetzt ein Buch geschrieben, das sich mit der Geschichte der Deutschen aus der Zeit Washingtons und mit ihren Verdiensten um das Land beschäftigt. Sie wäscht dabei den Anglo-Amerikanern, besonders dem Geschichtschreiber Francis Parkman, gehörig den Kopf, weil sie die deutschen Verdienste um das Land geflissentlich über-

sehen. Hatte doch dieser Parkman die Frechheit, zu schreiben, die deutschen Pioniere in Pensylvania seien dumme Bauern gewesen, deren Dummheit und Unwissenheit noch bei ihren Nachkommen zu finden sei. Frau Lucy leitet ihren Namen von deutschen Vorfahren ab, deren einer der bekannte deutsche Arzt Dr. Fahrney in Maryland war und der andere der lutherische Geistliche Bittinger in Pennsylvania. Eine Amerikanerin, die auf ihre deutschen Vorfahren stolz ist: welche Wandlung der Dinge!

New-York. Henry F. Urban.



Das Verbrechen.*)

Man hat sich in den letzten Jahren vielfach bemüht, den Begriff des Verbrechers genau zu erklären, dabei aber den des Verbrechens, der doch zuerst erklärt werden müßte, im Unklaren gelassen. Vielleicht glaubte man, die Kriminalisten der alten Schulen hätten sich zu ausschließlich um die zweite Frage gekümmert. Doch Das ist kein Grund, ins andere Extrem zu verfallen. Den älteren Kriminalisten stand der Delinquent nicht nur außerhalb seiner sozialen Gruppe — eine erste sehr schädliche Abstraktion —, sondern sie studirten auch sein Vergehen, ohne ihn selbst anzusehen. Das führte sie zum Beispiel beim Rückfall dahin, daß sie die Nothwendigkeit einer höheren Strafe für einen zweiten — dem ersten ähnlichen — Diebstahl nicht einsahen. Die modernen Kriminalisten haben die Handlung mit dem sie Ausführenden und den sie Ausführenden mit seiner sozialen Gruppe verbunden; ein hoch zu veranschlagendes Doppelverdienst. Doch ist das erste Verdienst weniger neu, als sie glauben, und gerade in den barbarischsten Gesetzbüchern finden wir schon jene stärkere Beachtung des Verbrechers als des Verbrechens. So zum Beispiel ganz klar im russischen Kodex von 1648. Der charakteristische Zug dieses Gesetzes liegt nach der „Vergleichenden Gesetzgebung" von Liszt darin, daß nicht die That, sondern der Thäter gefährlich erscheint; es ist der erste Versuch, die Verbrecher nach ihren persönlichen Verbrecheranlagen zu unterscheiden. Das Schicksal des notorischen Missethäters ist von dem des gerichtlich unbescholtenen durchaus verschieden. Man bestraft den zweiten Diebstahl mit dem Tode.

Der Fehler der älteren Autoren bestand darin, daß sie das Verbrechen in scholastischen Ausdrücken definirten; jetzt handelt es sich darum, es in möglichst positiven Ausdrücken zu erklären. Da es eine solche Erklärung nicht gab, haben die Anthropologen sich der Sache bemächtigt, sie bis ins Unendliche varirt und

*) Die Analysirung des Verbrechen-Begriffes durch den berühmten französischen Kriminalisten wird deutschen Lesern im Gedankengange manches Fremdartige bieten; aber gerade dadurch wird dieses Fragment seiner Arbeit vielleicht zu erneuter Prüfung des Problems anregen und seine Lösung fördern.

sich über die Klassifizirung der Verbrecher nie verständigen können; sie haben den Begriff des Verbrechens implicite bald sehr weit, bald sehr eng begrenzt und sich oft so falsch ausgedrückt, als ob es sich um die Kriminalität der Thiere oder der fleischfressenden Pflanzen gehandelt hätte. Leider ist das Problem sehr schwierig; und wenn man nur die Veränderungen des Verbrechens und des Begriffs des Verbrechens im Lauf der Geschichte betrachtet, erscheint es unlösbar. Von einer Epoche zur anderen hat das sogenannte „schwere" Verbrechen unendliche Wandlungen durchgemacht: Gotteslästerung, Zauberei, Majestätbeleidigung, Ehebruch, Ketzerei, Diebstahl, Mord. Ein einfacher Zufall, eine nicht gewollte Thatsache ist manchmal als Verbrechen ausgelegt worden. Trotzdem tritt aus diesen Wandlungen ein Begriff hervor, der sich nach und nach aus dem unreinen Gemisch loslöst und den man im Keim schon in den ältesten Zeiten überall vorfindet, wenigstens, wenn man die „inneren" Verbrechen, die allein als solche empfunden werden, in Betracht zieht. Was die nach außen gerichteten Verbrechen betrifft, so erschienen sie zuerst nur als Jagd- oder Kriegsthaten; denn außerhalb des Clans oder der Stadt, der Familie oder Kaste war Alles nur menschliches Wild, das man töten oder sich dienstbar machen konnte. Doch hat das nach außen gerichtete Verbrechen oft auf den Begriff des „inneren" Verbrechens reflektirt, um ihn zu verfälschen. Aber die Civilisation reinigt ihn; und in diesem Zustande der Reinigung müssen wir mit unserer Analyse einsetzen.

Vergebens hat man sich bemüht, die gesuchte Erklärung „wissenschaftlich" zu gestalten. Man hat mit Unrecht geglaubt, „positiv" müsse hier „physisch" oder „physiologisch" heißen und jede psychologische Auffassung müsse verbannt werden. Der merkwürdigste Versuch, diese Tendenz bis zur letzten Konsequenz zu treiben, wurde auf einem Kriminalanthropologen-Kongreß gemacht. Zwar hat man dort sehr wenig Erfolg gehabt und weislich einen Schleier darüber gedeckt. Dennoch sind die gefundenen Resultate originell; und sie liefern ausgezeichnete Muster für die Seltsamkeiten, zu denen sich Naturforscher hinreißen lassen, wenn sie sich auf ein ihren geistigen Gewohnheiten fremdes Gebiet begeben. Nach der Ansicht einzelner Forscher hätten das Verbrechen und das Unglück Das gemeinsam, daß sie unbeständige physikalisch-chemische Kräfte des Universums schließlich in stabile umwandeln, während die Tugend und das Glück die entgegengesetzte Wirkung haben. Und zwar sei das Unglück eine zufällig eingetretene Stabilisirung dieser Kräfte. Dagegen liege jedesmal ein Verbrechen vor, wenn ein Mensch mit einer geistigen Verfassung, die den Attributen der Dinge entspricht, von den Dingen zu seinem persönlichen Nutzen abweicht, was ihm nur gelinge, wenn er die nützlichen Lebenskräfte verringere. Trotz der Ungelenkigkeit und dem Schwulst dieser gewundenen Sprache erräth man, was der Autor sagen — oder vielmehr: was er nicht sagen — wollte, was er aber trotzdem sagt, nämlich: Das Verbrechen ist ein gewolltes Unglück, während das Unglück nicht gewollt ist. Ein Verbrechen ist seiner Ansicht nach um so größer, je größer der Verlust der Lebenskraft ist. Darum ist der Mord ein größeres Verbrechen als die Brandstiftung. Trotzdem liegt in dem Fall des Schiffbruchs der „Mignonette", wo englische Matrosen einen Kameraden opferten, um ihn zu verspeisen, und in Folge dieses Mordes am Leben blieben, kein Verbrechen vor, denn der Verlust der Lebenskraft eines Menschen hatte gerade die Wirkung, daß die Lebenskraft der fünf bis sechs anderen

nicht verloren ging. So hauen die Aerzte den gordischen Knoten des Strafrechts durch! Dabei machen sie aber Einschränkungen. Ein Schurke überfällt und schwängert ein Mädchen. Bedeutet nun die Geburt des Kindes nicht eine Vermehrung der Lebenskraft? Gewiß! Demnach wäre die gewaltsame Schwängerung ein lobenswerther Akt? Das wagen sie nicht auszusprechen. Sie sagen vielmehr, die Straflosigkeit solcher Handlungen würde die bösesten Folgen haben. Warum denn aber, wenn doch die Gesammtsumme der Lebenskräfte dadurch vermehrt wird? Ich möchte sie auch fragen, weshalb der Diebstahl einer Geldsumme ein Delikt ist, wenn er an einem Greise begangen wird, der außer Stande ist, sein Geld zu genießen, zumal, wenn der Dieb ein junger Mensch ist, der sie mit seiner ganzen Freundeschaar in für Andere einträglichen Orgien nutzbar machen würde? Doch ich will keine weiteren Fragen stellen.

Anscheinend weniger paradox, aber eben so wenig wahr sind die physiologischen Erklärungen des Verbrechensbegriffes. In einem Bericht von Dallemagne las ich die folgenden Zeilen, in denen die Gedankenverwirrung der Physiologen, die durchaus Soziologie treiben wollen, zum Ausdruck gelangt. Der Grundgedanke, von dem aus dieser ausgezeichnete Gelehrte dort den Begriff des Verbrechens definirt, lautet: „Die Erhaltung der ‚Gesellschaft‘ wird durch zwei wichtige Lebenshandlungen des Individuums gesichert: seine Ernährung und seine Fortpflanzung. Der Fortschritt (der Gesellschaft) beruht auf der Entwickelung und Vervollkommnung seiner Intelligenz.“ Ja, wird denn die Gesellschaft so erhalten, entwickelt sie sich so? Das gilt nur von dem individuellen oder dem spezifischen Leben. Angenommen, alle Franzosen von heute essen gut, pflanzen sich fort und bleiben sogar sehr intelligent, vergessen aber alle französischen Gewohnheiten und Traditionen, die französischen Ideen, die französische Sprache: wird sich die französische Gesellschaft dann erhalten und entwickeln? Man beachte, wie hier der Charakter neben der Intelligenz vergessen wird. Doch der Autor fährt fort und definirt nach diesen einleitenden Betrachtungen, die den Gesetzgebern ein sicheres, auf jedem anderen Wege vergeblich gesuchtes „Kriterium“ liefern, das Verbrechen so: „Das Verbrechen, das in erster Reihe der sozialen Pathologie einzureihen ist, ist nur die Ausströmung einer funktionellen Störung, deren Ausgangspunkt auf einer bestimmten organischen Veränderung beruht. Aber ich frage mich: wieso soll der Diebstahl, dessen Ertrag der Dieb zu seiner guten Ernährung verwendet, der guten Wirkung der Ernährung im Gesammtkörper der Gesellschaft zuwider sein? Inwiefern schadet die Ermordung des impotenten Gatten durch den zeugungskräftigen Geliebten der guten Wirkung der Fortpflanzung? Wieso schädigen die großen Betrügereien von der Art des Panamaschwindels, da sie doch die Intelligenz Einzelner auf ihrer Höhe zeigen, die geistige Entwickelung? Oder sind Das etwa keine Verbrechen oder Delikte?

Die psychologischen Definitionen sind eben so irrig oder ungenügend, wenn man nur die sogenannte rein individuelle „intra-cerebrale“ und nicht die „Inter-Psychologie“ in Betracht zieht, diese noch ziemlich junge Wissenschaft, die die psychischen Beziehungen von Person zu Person studirt. Dieser Vorwurf trifft Bentham weniger als Andere, aber er muß in gewissem Maße auch auf ihn angewendet werden. Das Verbrechen ist seiner Meinung nach eine Handlung, die die Gesammtsumme der Lustempfindungen verringert und die der Unlustempfindungen

in der sozialen Masse vermehrt, entweder durch das direkte Uebel, das die Handlung hervorruft, oder durch das Uebel der Aufregung, die ihr folgt. Hier bedarf es schon einer Einschränkung; denn nach dieser Anschauung wäre ein Eisenbahnunfall ein schweres Verbrechen, auch wenn der Beamte, der es verursachte, es nicht gewollt, ja, vielleicht nicht einmal fahrlässig gehandelt hat. Es giebt keine Handlung, die größere Uebel unmittelbar oder mehr Aufregung mittelbar hervorriefe. Fügen wir also gleich hinzu, daß nur von absichtlichem Handeln die Rede sein kann. Das weiß Bentham recht wohl. Weshalb? Die zufälligen Ereignisse können sich eben so wie die gewollten wiederholen und deshalb erregend wirken, doch können sich die zufälligen nicht durch Nachahmung wiederholen. Durch absichtliches Handeln hervorgerufene Erregung, zum Beispiel bei einer aus Rache von einem verabschiedeten Angestellten verursachten Eisenbahnkatastrophe, muß demnach bei gleichem Grade des direkten Uebels größer sein als die aus einem einfachen Unfall entstandene Aufregung. Thatsächlich scheint sich die absichtliche Handlung nicht nur spontan, sondern auch ansteckend, imitativ fortpflanzen zu können; und gerade dadurch wird die Erregung kräftig und allgemein, da die imitative Erregung, wenn man ihr nicht Einhalt gebietet, eine unendliche Ausdehnung annehmen kann, während die spontane Wiederholung diese Tendenz nicht hat. Zwischen diesen beiden Arten aufregender Thatsachen besteht ferner der Hauptunterschied, daß wir die Ausdehnung der einen dadurch aufhalten können, daß wir ihrem Urheber ein dem von ihm hervorgebrachten Uebel mehr oder weniger symmetrisch entgegengesetztes Uebel auferlegen, während man hierdurch die spontane Fortpflanzung nicht hindern kann.

Doch auf die wichtige Rolle, die die Nachahmung in der Definition des Verbrechens spielt, ist von Bentham nur mangelhaft hingewiesen worden; auch erklärt er nicht deutlich genug ein besonderes, sehr charakteristisches Gefühl des sozialen Lebens, die Entrüstung, die der aus einer vorsätzlich begangenen schädlichen Handlung entstandenen Erregung erst ihre Farbe giebt. Garofalo scheint diese Frage beantwortet zu haben, da er das Verbrechen als eine Handlung erklärte, die das Durchschnittsgefühl des Mitleids und der Rechtschaffenheit (warum nicht auch der Scham?), das in einer bestimmten Epoche in einem Volk verbreitet ist, gröblich verletzt. Doch diese rein sentimentale Erklärung giebt zu unwiderlegbaren Einwänden Anlaß. Erstens werden viele tückische und erbarmunglose, grausame und auf Erpressung zielende Handlungen großer Männer erhaben genannt. Warum? Weil sie gegen den Fremden, den Feind gerichtet sind. Man muß also unterscheiden, ob das Opfer der Handlung, die eine Durchschnittsredlichkeit oder ein Durchschnittsmitleid der Gesellschaft verletzt, in den sozialen Kreis des Verletzenden gehört oder nicht. Deshalb muß man anerkannte, als solche empfundene Grenzen des sozialen Kreises in jedem Volk und in jeder Epoche berücksichtigen. Zweitens ist nicht das verletzte Gefühl an sich in Betracht zu ziehen, sondern das Urtheil des Tadels, der Mißbilligung, das von dieser Verletzung des Durchschnittsgefühls hervorgerufen wird. Dieses Urtheil richtet sich nach der mehr oder weniger kühnen oder heuchlerischen Verletzung anerkannter Rechte und Pflichten. Die Rechte und Pflichten spiegeln sich in jenen Gefühlen, erhalten von ihnen ihre exekutive Kraft, ihre Weihe, sind aber nicht durch sie geschaffen. Vielmehr sind sie auf eine Kombination religiöser und politischer Be-

dürfnisse und Glaubensanschauungen ursprünglich gegründet, durch konventionelle Interessen, durch die Gesetzgebung oder die Moral — den Ausdruck einer herrschenden Minorität oder einer beherrschten Majorität — entwickelt und zum Ausdruck gebracht. Einmal zugelassen und angenommen, formen sie das Durchschnittsgefühl des Mitleids, der Rechtschaffenheit oder der Scham, die ihre Wirkung, aber nicht ihre Ursache sind, nach ihrem Bilde. Die Funktion des Gesetzgebers ist nicht, sich diesem Gefühl anzupassen, sondern, es nach dem sozialen Ideal, das er zu verwirklichen sucht, umzugestalten.

Man hat versucht, den verbrecherischen Akt durch die antisoziale Natur der Beweggründe, die ihn hervorgerufen haben, zu charakterisiren. Dabei vergißt man, daß die Beweggründe der Verbrechen und ihre Ziele in den meisten Fällen, wenn nicht in allen, nichts Antisoziales haben. Der Verbrecher verfolgt die Befriedigung seines Hungers, seines geschlechtlichen Triebes, seiner Eifersucht, seiner Geldgier, seines Ehrgeizes, seiner Rache oder auch — denn es giebt ästhetische und wissenschaftliche Verbrechen — seiner gelehrten Wißbegierde oder seiner Leidenschaft für die Kunst. Man hat Vésale angeklagt, die Vivisektion bei Menschen angewendet zu haben, und wir haben einen „ästhetischen" Mörder erlebt. Aber alle diese Beweggründe sind an sich berechtigt und im höchsten Grade sozial; keine Gesellschaft könnte sie entbehren. Antisozial sind nur die zur Erreichung dieser Ziele angewandten Mittel. Wie soll man den verbrecherischen Charakter dieser Mittel nun anders definiren als dadurch, daß man sie für den bewußten und gewollten Bruch wichtiger Rechte eines Anderen erklärt?

Auch Colajanni, der tief eindringende italienische Kriminalist, liefert, trotz seinem Bemühen, den Gegenstand von verschiedenen Seiten anzufassen, keine genügende Erklärung. Das Verbrechen ist seiner Meinung nach eine „von individuellen und antisozialen Motiven bestimmte Handlung, geeignet, die Existenzbedingungen eines Volkes zu stören und seine Durchschnittsmoral in einem gegebenen Moment zu verletzen." Aber wie können diese Motive unmoralisch sein, wenn man den freiwilligen Charakter der von ihnen verletzten Rechte ausschließt? Eben so wenig kann ich mich mit der Auffassung Dürkheims begnügen, in dessen Augen Alles Verbrechen heißt, was von dem „Kollektivgewissen" einstimmig verworfen wird. Daraus würde folgen, daß das größte Verbrechen mehr als tausend Jahre lang die Hexerei gewesen sein müßte. Zugegeben; aber ich möchte wissen, wie dieses Kollektivgewissen entstanden ist, wie sich bestimmte Urtheile in einem bestimmten Moment in allen Seelen bilden und die selben Handlungen verwerfen, die in einer anderen Epoche mit der selben Einstimmigkeit entschuldigt werden: die Hexerei, den Selbstmord, den Ehebruch, den Kindesmord u. s. w. Will man etwa behaupten, jene verwerfenden Urtheile seien durch die Einwirkung gleicher Existenzbedingungen — übrigens ein recht unklarer und ungenauer Ausdruck — in millionen Gehirnen, ohne jede Nachahmung, erzeugt worden? Waren Millionen von Menschen eines schönes Tages spontan überzeugt, gewisse Individuen hätten einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und besäßen allein durch ihren bösen Willen die magische Gewalt, kleinen Kindern konvulsivische Zuckungen beizubringen, Viehheerden und Menschen umzubringen und jungen Männern Impotenz anzuhexen? Wenn sie solche Dinge einstimmig glaubten, so muß sie Jemand ersonnen haben, der sie, dank seinem geistlichen oder profanen Prestige,

durch imitative Ansteckung weiter verbreitet hat. Jedes Kollektivgewissen hat sich durch individuelle Ideen gebildet, die sich dann fortpflanzten und verallgemeinerten und durch Tradition, durch ererbte Nachahmung weiterverbreitet wurden. Ist Dem aber so, dann können wir über die Urtheile des Kollektivgewissens nur diskutiren, wenn wir zu ihren Quellen, ihren Motiven, den Wahrheiten und Irrthümern, auf die sie sich, oft unbewußt, gründen, zurückgehen; wir brauchen jene Urtheile nicht blos sklavisch zu verzeichnen. Ferner können wir das Kollektivgewissen durch die selben Faktoren, die es bildeten, durch die Verbreitung neuer Bedürfnisse verändern, verbessern und es veranlassen, nicht mehr die Hexen auf Scheiterhaufen zu verbrennen.

Ich ließ meine eigene Anschauung schon durchblicken. Was ist das Verbrechen? Es ist eine Handlung, die von der sozialen Gruppe als ein Angriff und eine Störung empfunden wird, während man die Strafe als eine Vertheidigung und Beruhigung empfindet. Doch welche Art von Angriff und Störung? Das Werfen einer Granate in eine belagerte Stadt ist aggressiv und störend, aber nicht verbrecherisch. Man muß unterscheiden zwischen dem Angriff eines ausländischen Feindes und dem eines Mitbürgers.

Im Verbrechen erhebt sich ein Wille gegen einen anderen, höheren Willen (göttlicher, königlicher, Volkswille); und das Verbrechen besteht in einer Verletzung der von diesem legislativen Willen statuirten Recht. Doch nicht jede Verletzung, selbst nicht jede vorsätzliche Verletzung eines Rechtes wird als kriminell betrachtet. Sie gilt als rein civilrechtlich, wenn sie Rechte von nur individueller Bedeutung angreift. Diese Scheidung zwischen dem civilen und dem kriminellen Unrecht ist nicht ganz korrekt. Alles bewußte und gewollte Unrecht gehört, so gering auch das verletzte Recht sein mag, im Grunde zur zweiten Kategorie; denn auch dieses Unrecht würde das Publikum erregen oder entrüsten, wenn es genügend aufgeklärt würde. Daher empört die mala voluntas der Kläger im Civilprozeß das Rechtsgefühl manchmal eben so wie das Verhalten der Angeklagten oder Beschuldigten im Strafprozeß. Ja, wenn der Kläger oder der Beklagte in einem Civilprozeß mit Wissen und Willen das Gesetz verletzt hat, so wünschte ich, der Richter könnte ihn zu einer Geldstrafe oder zu Gefängniß verurtheilen. Doch praktisch ist die Sache unmöglich, erstens, weil der gute Glaube, in Anbetracht der Komplexität der Gesetze, stets präsumirt wird, und zweitens, weil der Richter, selbst wenn eine Partei offensichtlich bewußt Unbilliges verlangt, ihr oft wider Willen Recht geben muß. Wie kann eine illoyale, aber in der Benutzung der Gesetze geschickte Partei zugleich den Civilprozeß gewinnen und zur Strafe verurtheilt werden? Viele Leute würden darin einen Widerspruch finden; meine persönliche Logik würde dadurch, wie ich offen gestehe, durchaus nicht verletzt werden.

Für den Gesetzgeber und den Kriminalisten ist es sehr schwer, a priori zu entscheiden, welche vorsätzliche Rechtsverletzungen inkriminirt zu werden verdienen und nach welchem Maßstab Das geschehen soll. Soll man die vorsätzliche Verletzung eines Rechtes dann strafbar machen, wenn sie zugleich Verletzung der sozialen Ordnung ist? Und ist jene um so strafbarer, je ernster die soziale Ordnung bedroht erscheint? Aber dann wären ja gerade die größten Verbrechen nicht als strafbar anzusehen; denn die schrecklichsten und ungeheuerlichsten sind zum Glück

die am Wenigsten ansteckenden, selbst im Falle der Straflosigkeit. Man darf nicht vergessen, daß eine gute Hälfte — wenn nicht gar drei Viertel — der sogenannten Verbrechen und Vergehen unverfolgt bleiben. Wenn man an die fast allgemeine Straflosigkeit gerade der für die soziale Ordnung schädlichsten Verbrechen denkt, wie der Finanzschwindeleien, der journalistischen Beutezüge, der Nahrungmittelverfälschungen, der Massenausschreitungen und der politischen Delikte, wenn man sieht, daß sich die Gesellschaft trotz Alledem hält, so zeigt sich die Unmöglichkeit, die Pönalisirung einer That an die soziale Gefahr zu knüpfen, die aus ihrer Straflosigkeit folgen würde. Die soziale Gefahr des Verbrechens besteht in der Möglichkeit seiner Nachahmung. Doch diese Gefahr hält sich, selbst wenn es unbestraft bleibt, in ziemlich engen Grenzen; denn das durch die verbrecherische Handlung gegebene Vorbild wird von den vielfachen und entgegengesetzten Vorbildern ehrenhafter Handlungen bekämpft, die in jeder gesunden Gesellschaft im Ueberfluß vorhanden sind, und in diesem Kampf der Vorbilder wird das verbrecherische sehr häufig geschlagen werden. Deshalb darf man die Kriminalität eines Aktes nicht danach bemessen, ob er, von Jedermann wiederholt, der sozialen Ordnung schaden könnte. Sonst gäbe es keine noch so geringe Uebertretung — zum Beispiel: wenn Einer nachts seinen Wagen oder sein Fahrrad nicht beleuchtet —, die nicht zur Höhe eines wirklich kriminellen Delikts erhoben werden könnte. Aus dem selben Grunde kann ich mich nicht mit Kants Formel befreunden, nach der man so handeln muß, daß die begangene Handlung geeignet sei, mit dem höchsten allgemeinen Maßstab gemessen zu werden. Wie wenige löbliche Handlungen, wie wenige Heldenthaten (man denke an den Selbstmord des Curtius) wären geeignet, verallgemeinert oder auch nur ohne ernste Unzuträglichkeit Allen als Beispiel vorgeführt zu werden! Es kann also immer nur von einer beschränkten Nachahmung die Rede sein; und sie muß wahrscheinlich, nicht blos möglich sein. In welchem Grade wahrscheinlich, ist schwer zu entscheiden.

Ist hiernach die mehr oder weniger große Nachahmungsgefahr bei einer vorsätzlichen Rechtsverletzung immerhin erheblich für die Frage der Pönalisirung, so treten doch auch andere erhebliche Momente hinzu. Analysiren wir einmal genau, was man die von einem Verbrechen verursachte „Emotion“ nennt. In dieser Emotion liegt nicht allein Aufregung, die Furcht, es wiederholt zu sehen, es liegt darin oft auch physischer, von gewissen abstoßenden Einzelheiten erzeugter Ekel (in Stücke geschnittene Frau, Verbrennen eines Leichnams, ungesundes Gelüsten nach pornographischen Details), Neugier, Anziehungskraft des aufregenden Geheimnisses in gewissen räthselhaften Fällen, die, besonders wenn sich die Politik hineinmischt, das Privilegium besitzen, das Publikum in zwei Parteien zu scheiden (Dreyfus-Affaire); und endlich tritt dazu noch die sittliche Entrüstung.

Allerdings hängen mehrere dieser Mischelemente nur indirekt mit unserem Gegenstande zusammen. Man kann die Kriminalisirung gewisser Handlungen nicht von der erotischen oder romantischen Neugier oder von dem physischen Widerwillen, den sie erregen, abhängig machen; auch ihre politische Natur hat die Blicke des Gesetzgebers nur zu oft auf sich gelenkt. Trotzdem muß man diese nicht eigentlich kriminellen Elemente gewisser Verbrechen berücksichtigen, denn sie tragen dazu bei, die wirklich kriminellen Elemente hervortreten zu lassen oder im Gegentheil zu verdecken. Unter mehreren Verbrechen, die gleich geeignet erscheinen, zu erregen

und zu entrüsten, erregt oder entrüstet das eine fast Keinen, weil es kein pikantes Detail, keine unsaubere Seite, nichts bietet, was den politischen Leidenschaften zum Thema dienen könnte. Ein anderes erregt und entrüstet unendlich mehr Leute, als nöthig wäre, weil es geeignet ist, das Interesse der Journalisten zu wecken. Die Mitwirkung der Presse pflegt die Werthung der Verbrechen recht ungleich zu gestalten; sie trübt den sittlichen Sinn des Publikums, weil sie es gewöhnt, sich für die Kriminalprozesse wie für realistische Theaterstücke zu interessiren. Sie bietet den eitlen Verbrechern die Aussicht auf weite und schnelle Berühmtheit und treibt sie, dem Publikum die Szenen vorzuführen, die es liebt.

In der Erregung und Entrüstung, die vorsätzliche Rechtsverletzungen mehr oder weniger hervorrufen, unterscheiden wir Dreierlei: 1. ihre Kraft, 2. ihre Ausdehnung, 3. ihre Daseinsberechtigung. Was die Erregung betrifft, so steht ihre Stärke häufig im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Verbreitung. Ein Brigant gilt in einem Bezirk oder in einer Provinz als besonders gefährlich, ist aber anderswo unbekannt. Dagegen hat sich die von den Vitrioleusen verursachte Erregung sehr weit und schnell verbreitet, ohne irgendwo sehr tief zu gehen. Dieselbe That wird, je nachdem das Publikum muthig oder furchtsam ist, je nachdem es von der Presse überreizt ist oder nicht, eine ungeheure Erregung wecken oder unbeachtet bleiben. Der Gesetzgeber muß, besonders, wo er eine Handlung inkriminirt, sich darum kümmern, in welchem Maße dadurch Erregung in dem betreffenden Lande verursacht werden kann.

Man muß aber auch den Grad der Entrüstung, des Widerwillens berücksichtigen, den die Motive gewisser Handlungen einflößen und der dem Thäter eine Art sozialer Aechtung zuzieht. Wie von der Erregung, so werden wir auch von der Entrüstung sagen müssen, daß die kräftigste nicht immer die ausgedehnteste ist; und eben so wenig ist die kräftigste und ausgedehnteste die verständigste. Die Entrüstung ist — und war von ihren ersten religiösen Anfängen an — der ungenaue, aber energische soziale Ausdruck des tiefern Zwiespalts zwischen dem Thäter und der Gesellschaft. Die Entrüstung ist eine Art sozialen Widerwillens.

Bezieht sich der Zwiespalt zwischen einem Menschen und seiner Gruppe auf einen gleichgiltigen Punkt, so erregt er Lachen, Lächeln oder höchstens stumme Verachtung. Handelt es sich um eine Empfindung- oder Handlungweise, die der anderer Menschen nicht gerade zuwiderläuft, aber von ihr verschieden, ihr überlegen ist, in einem ihnen unerreichbaren Maße ein Ideal der Güte, des Genies, des Muthes verwirklicht, das sie gleichsam von unten nach oben betrachten, so entsteht auf intellektuellem oder moralischen Gebiet Bewunderung. Verachtung, Entrüstung, Bewunderung sind die drei Gefühle, die die individuellen Abweichungen von der Allgemeinheit erwecken. Die Entrüstung drückt das gebieterische Verlangen nach Einstimmigkeit aus, das die Gesellschaft, das jede Gesellschaft in gewissen als grundlegend betrachteten Fragen empfindet. Die Kriminalisirung einer That, der Begriff des Verbrechens, involvirt also wesentlich einen gewissen Grad von Unduldsamkeit, von „obligatorischem Konformismus“. Der bis zum Aeußersten getriebene individualistische Liberalismus müßte logisch den Begriff des Verbrechens in den des Unglücks oder Zufalls umwandeln. Das allein würde genügen, um solchen Liberalismus als absurd zu verwerfen.

Man könnte nun von diesem Standpunkt aus zwei Arten von Verbrechen

unterscheiden: solche, die mehr erregen als entrüsten (oder wenigstens mehr erregen als entrüsten sollten), und andere, die mehr entrüsten als erregen (oder wenigstens mehr entrüsten als erregen sollten), denn die Entrüstung steht sehr selten in entsprechendem Verhältniß zur Erregung. Die anarchistischen Attentate, die Dynamitexplosionen haben sicherlich mehr erregt als entrüstet, weil viele Leute ihnen aus Parteigeist eine politische Färbung verliehen. Das ist ein Vorwand, der Alles entschuldigt. Dagegen hat die Handlung, wegen der Dreyfus verurtheilt wurde (ob mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleich), weit mehr Entrüstung als Erregung geweckt; denn in der That ist die Gefahr der Nachahmung des militärischen Verraths durch andere Offiziere sehr gering. Aber der moralische Zwiespalt, der zwischen ihrem Urheber und der Gesammtheit der Nation zu Tage trat, ist außerordentlich groß. Ob der verrätherische Offizier dem Feinde nur unbedeutende Dokumente überliefert hat, thut wenig zur Sache; so schwach dann auch die Erregung sein mag: die Entrüstung ist deshalb nicht weniger stark.

Ein unter schrecklichen Nebenumständen begangener Mord wird stets, selbst wenn er nicht bestraft wird, Ausnahme bleiben; doch er verräth eine sittliche Anomalie von seltener Tiefe. Deshalb weckt er geringe Erregung, aber starke Entrüstung, und zwar durchaus berechtigter Weise. Dagegen ist eine Reihe vorsätzlicher, von habgierigen Grundeigenthümern vorgenommener Brandstiftungen mehr geeignet, zu erregen, als zu entrüsten. Die „Hexerei“ hatte früher das klägliche Privilegium, zugleich Erregung und Entrüstung im höchsten Grade zu wecken. Beides war anscheinend durchaus gerechtfertigt. Denn die den Zauberern zugeschriebenen und von ihnen gestandenen Handlungen schienen, abgesehen von ihrer großen Schädlichkeit, geeignet, sich mit der größten Leichtigkeit fortzupflanzen, wenn man ihre Quellen nicht verstopfte. Daher die entsetzliche Strenge bei der Unterdrückung dieses eingebildeten Verbrechens. Dagegen entrüstete die Ketzerei mehr, als sie erregte; oder sie entrüstete vielmehr sehr stark und erregte fast Niemand in den unauflöslich an den Glauben ihrer Väter geschmiedeten Völkern, die wenig geneigt waren, auf Neuerer zu hören.

Es giebt Handlungen, die im Allgemeinen beim Publikum weder Erregung noch Entrüstung wecken, deshalb als „fiktive“ oder „konventionelle“ Verbrechen erscheinen, aber eigentlich doch entrüsten oder erregen sollten. Zum Beispiel sollte die Abtreibung in einem Lande mit niedriger Geburtenziffer erregen, weil sie sehr leicht nachzuahmen ist; in Wirklichkeit aber erregt sich Niemand darüber und man entrüstet sich deshalb auch nicht übermäßig. Fast das Selbe behaupte ich vom Kindesmord. Ein anderes, noch wichtigeres Beispiel: die Verleumdung durch die Presse erregt die ehrlichen Leute durchaus nicht so, wie sie es sollte; sie erregt das große Publikum absolut nicht, obwohl ihre rasche, unbegrenzte, in Frankreich von der Straflosigkeit begünstigte Verbreitung eine der größten Gefahren für unsere soziale Wohlfahrt bildet. Auch bewirkt sie kaum Entrüstung, weil sie der Schmähsucht des Publikums schmeichelt. Noch ein anderes Beispiel: die Pornographie ist vielleicht das am Leichtesten nachzuahmende und ansteckendste Vergehen; trotzdem erregt es nicht und reizt sogar die meisten Familienväter, die es doch empören sollte, eher zum Lachen als zur Entrüstung.

Nach Alledem ist das Verbrechen die Verletzung eines Rechtes und damit eines als höher angesehenen Willens (göttlicher, königlicher, Kollektivwille), dem

sich ein anderer, rebellischer und feindlicher Wille gegenüberstellt. Diese Verletzung muß den Charakter einer sozialen Gefahr tragen. Sie erregt um so mehr, je mehr sie zur Nachahmung reizt; sie entrüstet um so mehr, je stärker bei ihrem Urheber die Abweichung von der Sitte seines Milieus ist.

Giebt es nun Handlungen, die zu jeder Zeit und in jedem Lande entrüsten und erregen? Ich kenne nur zwei: die vorsätzliche, nicht von der berechtigten Vertheidigung oder der berechtigten Rache entschuldigte Tötung und den zum Nachtheil eines Mitgliedes der selben sozialen Gruppe ausgeführten Diebstahl. Bei den Sittlichkeitverbrechen schwankt die Werthung; nur, wo der Ehebruch oder die Schändung als ein an dem Gatten oder den Eltern begangener Diebstahl erscheint, sind sie stets strafbar. Man könnte ein drittes Verbrechen hinzufügen: die schwere, einem Mitgliede der selben Gruppe angethane Beleidigung, insbesondere gegenüber einem als höher geltenden Mitgliede, wie dem Familienvater, Häuptling, König und namentlich dem Gott der Gruppe (daher der Begriff der Gotteslästerung). Aber die Anschauung von Dem, was beleidigend ist, wechselt von Land zu Land und von Jahrhundert zu Jahrhundert so sehr, daß es schwierig sein dürfte, genau zu erklären, was man unter Beleidigung versteht, und Etwas zu finden, das in jedem Lande und zu jeder Zeit als beleidigend gegolten hat. Welches die größte Beleidigung ist, die man einem Mann oder einem Weibe anthun kann: Das ist eine Frage, deren Beantwortung höchst veränderlich ist, je nach der Verschiedenheit der Völker und der Klassen. So war im Mittelalter „Spitzbube" und „Gauner" oder „Hexe" und „Ketzer" die schlimmste Beleidigung; „Räuber, Bandit, Pirat" ist keine Beleidigung in einem Lande, wo das Brigantenwesen und die Seeräuberei als ehrenhafte Berufe gelten, namentlich wenn sie gegen den Fremden ausgeübt werden. „Krämer" war eine schwere Beleidigung, wenn man das Wort einem Adeligen des ancien régime gegenüber gebrauchte, wäre es heute aber nicht mehr.

Dabei vollzieht sich aber in der Geschichte eine fortschreitende Ausbreitung der sozialen Gruppe, des sozialen Kreises, von der Familiengruppe (Familie, Clan, Stamm) bis zur Stadt, zum Staate, zur internationalen Vereinigung. Man kann die Etappen dieser Ausbreitung leicht verfolgen. 1. Die prähistorische Epoche, von der nur Legenden übrig geblieben sind und in der es nur „häusliche" Verbrechen geben konnte; daher hören wir anfangs von einem Brudermord (Kain und Abel). 2. Die erste antike Epoche: Da wurde die Ermordung eines Griechen durch einen Griechen aus einer anderen Stadt nicht als Verbrechen empfunden, sie entrüstete weder noch erregte sie. Thukydides berichtet, daß jede griechische Stadt gegen die andere Räuberei trieb. 3. Kurz vor den medischen Kriegen wurde die zuerst patriarchalisch gewesene Moral, die dann Stammes- und später Stadt-Moral geworden war, in Folge des verallgemeinerten Gefühls der griechischen Einheit zu einer national-hellenischen. Jetzt wurde die Ermordung eines Griechen durch einen anderen Griechen, selbst aus einer anderen Stadt, als ein Verbrechen empfunden. 4. Der Unterschied des Griechen von den Barbaren erzeugte auch eine Verschiedenheit in der Moral. 5. Die Eroberungen Alexanders, namentlich die Verschmelzung Griechenlands und Asiens, bewirken das Verschwinden dieses Unterschiedes. Zum ersten Mal wird die Entnationalisirung der Moral erkannt und formulirt. Der sittliche Kosmopolitismus taucht

auf. Nun war die Welt reif für das Aufblühen des Stoizismus, der die neue humanitäre Auffassung der Moral und dadurch auch der Kriminalität zum Ausdruck brachte. Der Weise Zeno gehört nicht seiner Stadt, sondern „der universellen Republik der Götter und Menschen" an. Nun wurden die Ermordung eines Menschen und der Diebstahl allgemein als verbrecherische Akte angesehen. Doch nach Alexander kam es zu einem Rückschritt der Moral, die eben so zerbröckelte wie sein Reich. Daher hörte die Blüthe des Stoizismus auf; er schlief ein und erwachte erst wieder unter dem römischen Kaiserreich, das vom Standpunkte der moralischen Entwickelung aus als die vervollkommnete und vergrößerte Wiederholung des Reiches Alexanders betrachtet werden kann. Jetzt erschien das Christenthum mit seiner Idee der „Gottesstadt" und der allgemeinen Brüderlichkeit. Dann folgte ein neuer Rückschritt im Mittelalter. Endlich, in den modernen Zeiten, volle Universalisirung der Moral, die sich auf die ganze Menschheit ausdehnt, nicht nur auf den Bruchtheil der Menschheit, den Alexander und die römischen Kaiser kannten, auch nicht blos auf die Christenheit des Mittelalters, sondern sogar auf die Rothhäute und Neger. Mit dem Unterschiede der Städte, der Nationalitäten schwindet auch die Scheidung der Moral nach sozialen Klassen und Geschlechtern. Erst nach und nach entstand das Gefühl für die Bedingtheit von Rechten und Pflichten und der allgemeinere Begriff der Kriminalität. Wenn dieses Gefühl erstarkt ist, spricht man von einer Gleichheit vor dem Gesetz. Vorher wurde die Ermordung des Sohnes durch den Vater, der Frau durch den Gatten weniger ernst angesehen als der umgekehrte Fall. Heute behaupten wir, daß die That ohne Rücksicht auf die geschichtliche und soziale Stellung des Thäters gerichtet wird. Das gilt für die internationalen wie für die sozialen Beziehungen in einer Volksgemeinschaft. Den Anfang bildet eine Aera, wo der Beherrschte sich dem Herrschenden, der Unterthan dem Monarchen, die unteren Klassen den oberen gegenüber ohne Gegenleistung verpflichtet fühlen; dann geht man zu einer anderen Aera über, in der auch der Herrschende sich verpflichtet fühlt. Endlich kommt man zu einer Epoche, wo den höheren Klassen mehr Verpflichtungen gegen die unteren Klassen als diesen jenen gegenüber zugemuthet werden. Auf diesem Punkte stehen wir jetzt: die Arbeitergesetze, die Vorschriften über die Verantwortlichkeit der Unternehmer, über die dem Arbeiter zu gewährende Unterstützung, der unentgeltliche Unterricht sind aus dieser einseitigen Ausdehnung der Moral entstanden. Von uns verlangt man jetzt, wir sollten in den Kriminalstatistiken hervorheben, ob ein Mord, eine Gewaltthat von einem Unternehmer zum Nachtheil seiner Angestellten begangen sei, weil eine solche Handlung viel verbrecherischer sei als die vom wirthschaftlich Schwachen gegen den Starken verübte.

Die Moral hat sich ausgebreitet, aber wenig verwandelt. Eben so ist es mit der Kriminalität; das Gebiet des Verbrechens hat sich viel mehr erweitert, als die Natur des Verbrechens sich gewandelt hat. Darin ist die moralische von der wissenschaftlichen oder künstlerischen Entwickelung durchaus verschieden. Der Fortschritt der Wissenschaft bedeutet uns Erweiterungen und Vervollkommnung des Wissens, nicht Vulgarisirung der Kenntnisse.

Paris. Professor Gabriel Tarde.



Die neue Anleihe.

Unsere Reichsrechenkünstler haben allen Grund zu behaglicher Selbstzufriedenheit: anscheinend hat man sich um die neue dreiprozentige Anleihe, die sie dem Kapitalistenpublikum angeboten haben, gerissen, denn auf die 300 zur Subskription gestellten Millionen Mark sind über 4½ Milliarden gezeichnet worden. Das darf als ein um so größerer Erfolg ausgelegt werden, als der Emissionkurs so ziemlich der höchste ist, der in Deutschland für eine dreiprozentige Anleihe jemals verlangt wurde. Allerdings sind bei der Emission vom Februar 1899 noch 92 Prozent, bei der vom vierundzwanzigsten April 1894 87,70 Prozent gefordert worden; aber sonst war der Emissionkurs stets weit niedriger, in dem doch auch verhältnißmäßig guten Jahr 1890 stellte er sich auf sogar nur 87 Prozent. Im Lichte der pessimistischen Voraussagungen, die behaupteten, das deutsche Kapital sei zu schwach, um all diese neuen Werthe aufzunehmen, erscheint dieser Erfolg noch bedeutsamer. Aber trotz den Schmeichelreden des offiziösen Skribententhums, die ihn zum Ruhm der neusten deutschen Finanzpolitik aufzublähen suchen, ist er in Wahrheit nichts als eine schöne Coulisse. Seien wir uns ganz klar: unsere Reichs-Finanzpolitik wandelt die selben gefährlichen Wege wie unsere hohe Reichspolitik. Nicht nur durch große Worte, denen keine Thaten folgen, zeichnet sich unser Finanzgebahren aus, sondern auch durch die leichtfertige Methode, um eines momentanen Erfolges willen die Gefahren für die Zukunft aus dem Auge zu verlieren. Denn thatsächlich haben die Schwarzseher mit ihren Prophezeiungen doch Recht gehabt. Das deutsche Volk hat weder die Kraft noch die Lust besessen, die Menge der neuen Anleihen aufzunehmen. Vor Allem fehlt die Kapitalkraft: unserem Publikum ist es ganz unmöglich, heute schon große Kapitalien zu einem dreiprozentigen Zinsfuß festzulegen. Ohne diese neuste Emission befinden sich an dreiprozentigen Reichsanleihen $1\frac{1}{16}$ Milliarden, an dreiprozentigen preußischen Konsols ungefähr 960 Millionen Mark im Umlauf. Dazu muß man dann auch noch die anderen in der letzten Zeit geschaffenen dreiprozentigen Werthe der Bundesstaaten und Landschaften rechnen, so daß die dreiprozentigen Werthe einen Gesammtbetrag erreichen, für den das deutsche Kapital noch durchaus nicht reif ist.

Das wird erst recht deutlich, wenn man das Zeichnungresultat etwas genauer unter die Lupe nimmt. Natürlich sind die in Deutschland gezeichneten Beträge sehr groß. In Frankfurt am Main ist ja allein schon der ganze Anleihebetrag gezeichnet worden. Aber wer hat gezeichnet? Zur richtigen Würdigung des Resultates muß man sich vor Augen halten, daß die Zeichner auch bei der Reichsanleihe, wie bei allen Industriepapieren, in zwei Kategorien zerfallen. Da von den emittirenden Banken für gut befunden wurde, eine Spekulationbewegung in dreiprozentigen Anleihen ins Leben zu rufen, so betheiligte sich an der Zeichnung eine ganze Menge von Leuten, die hoffen, möglichst bald nach der Zutheilung mit etwa 1 Prozent Nutzen die Papiere wieder verkaufen zu können. Diese sogenannten Konzertzeichner spielten diesmal gewiß eine große Rolle. Wer aber, um 1 Prozent zu verdienen, ein Papier zeichnet, begnügt sich natürlich nicht mit kleinen Beträgen, sondern wird, damit der Verdienst sich lohne, möglichst viel davon zu erhaschen suchen, übrigens genau so wie die soliden Zeichner,

die in Folge des angeblich vorhandenen sehr großen Interesses, an das sie, dank den Jobbermaßnahmen der Banken glaubten, von Dem, was sie in Wirklichkeit beziehen wollten und konnten, doppelte und dreifache Beträge subkribirt haben.

Wer aber sind nun diese „soliden“ Zeichner? Es wird von allen Seiten zugestanden, daß das kleine Sparkapital diesmal weit zurückhaltender gewesen ist als früher bei ähnlichen Gelegenheiten: Das ist der schlagendste Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung über die Kapitalkraft unserer Volksmasse. Demnach entfällt der weitaus größte Theil der Anmeldungen in Deutschland wahrscheinlich auf Stiftungen, Versicherunggesellschaften und einige ganz reiche Privatkapitalisten. Der neuen Anleihe fehlt also die breite Basis, die eine Erfolg versprechende Unterbringung verbürgt. In Folge dessen werden vermuthlich schon ganz kurze Zeit nach der Emission die Kurse zurückgehen, weil die Banken die zurückströmenden Werthe nicht so ohne Weiteres aufnehmen können. Verhängnißvoller ist der Umstand, daß die Mehrzahl der reellen Zeichnungen auf das Ausland entfallen zu sein scheint. Englisches und amerikanisches, ja auch italienisches Kapital ist in beträchtlichem Umfange betheiligt gewesen. Doch ist diesmal noch eine ganz neue Kraft in Aktion getreten, die sich bisher von deutschen Anleihen fern zu halten pflegte: nämlich französisch-belgisches Kapital. Es wird behauptet, daß die französischen Kapitalisten besonders durch die nahe Gefahr der französischen Rentenkonversion zu dieser Betheiligung bewogen worden seien.

Allein es bleibt doch höchst auffällig, daß trotz dem gerade jetzt sich wieder bedenklich regenden Chauvinismus, der in der toulоner Flottenparade seine Spitze deutlich gegen Deutschland kehrt, die französische Kapitalistenwelt sich für die deutsche Anleihe so lebhaft ins Zeug legt. Ich fühle mich ganz frei von chauvinistischen Anwandlungen und würde kein Ereigniß mit größerer Freude begrüßen als den Tag, wo der alte politische Groll zwischen Gallien und Germanien endlich einmal für immer begraben würde. Aber diese Art der Annäherung flößt mir geheimes Grauen ein. Die Herren aus dem Reich des Grafen Bülow freilich werden angesichts dieser „wirthschaftlichen Annäherung Frankreichs an Deutschland“ den Mund wahrscheinlich wieder nicht voll genug nehmen können.

Gewiß pflegt der politische Friede nicht ohne Rückwirkung auf das wirthschaftliche Verhältniß zu sein. Aber muß denn wirklich diese wirthschaftliche Beziehung gerade darin bestehen, daß Deutschland sich in finanzielle Abhängigkeit von Frankreich begiebt? Und in diese finanzielle Abhängigkeit gerathen wir; darüber ist kein Zweifel möglich. Das Wort, daß die Schlachtfelder der Zukunft die Börsen sein werden, klingt den Banausen zwar schrecklich, aber es ist so unberechtigt nicht. Einen großen Theil seiner Anleihen hat Deutschland bekanntlich bereits in England und Amerika untergebracht: jetzt tritt nun auch Frankreich in die Reihe seiner Gläubiger. Wie stellt man sich denn eigentlich den Zustand vor, der eintreten muß, wenn im Fall einer politischen Reibung Frankreich unsere Anleihen über die Grenze zurückweist? Ich will damit nicht etwa der abenteuerlichen Behauptung Ausdruck geben, bei den Franzosen habe sich plötzlich die Erkenntniß Bahn gebrochen, sie müßten als die politisch und namentlich militärisch Schwächeren durch finanzielle Operationen uns gegenüber die Oberhand zu gewinnen suchen. Ich halte es für zum Mindesten unbeweisbar, daß aus solcher Ueberlegung heraus ihr thatkräftiges Interesse an unserer Anleihe entstanden sein könnte. Aber selbst

wenn wir annehmen, daß wirklich nur die nahe Gefahr einer Rentenkonversion die Franzosen zur Zeichnung angeregt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch diese Betheiligung eine gewisse Abhängigkeit des deutschen vom französischen Wirthschaftleben geschaffen wird. Dazu kommt, daß uns nicht einmal der Augenblickserfolg trösten kann, durch die französische Betheiligung große Beträge fremden Geldes ins Land zu bekommen. Wenigstens zeigt sich vorläufig noch keine Einwirkung auf den pariser Wechselkurs und es verlautet auch, daß die gezeichneten Beträge hauptsächlich aus den großen Guthaben gedeckt werden, die Frankreich in Deutschland unterhält. Mit diesem Trost ists also auch nichts.

Man wird fragen, ob und wie eine so bedenkliche Folge der Anleihe hätte verhütet werden können. Die „Reichsregirung" ist diesmal wenigstens so vernünftig gewesen, nicht wieder direkt an das Ausland zu appelliren, und wahrscheinlich wird von ihrer Seite nun angeführt werden, daß man das Ausland ja niemals hindern könne, sich nach Gutdünken an unseren Anleihen zu betheiligen, ja, daß gerade die großen Auslandszeichnungen dem gefestigten Kredit Deutschlands das schönste Zeugniß ausstellen. Das Alles mag man gelten lassen. Aber der Fehler, der vermieden werden mußte und konnte, liegt darin, daß man den deutschen Kapitalmarkt zu einer Zeit in Anspruch genommen hat, wo seine soliden Elemente zu schwach waren, um die Anleihe dauernd übernehmen zu können. Weltmachtpolitik läßt sich ins Blaue hinein eben nicht treiben. Man durfte nicht unbesonnen Anleihen auf Anleihen thürmen und hätte sich sagen sollen, daß die Vermehrung der Reichsschulden mit der Kräftigung unseres Nationalvermögens gleichen Schritt halten müsse. Das ist in den letzten Jahren versehen worden. Eben erst wurde eine große Anleihe emittirt, aber schon droht für die allernächste Zeit ein neuer Pump, der uns beglücken soll. Wohin Das schließlich führen wird, weiß heute kein Mensch. Wenn wir dem krankhaften Bestreben, unter allen Umständen die erste Geige in der Welt spielen zu wollen, nicht Einhalt thun, dann können wir zwar eine politische Scheingröße erkämpfen, dafür aber zu unseren Gegnern in ein Verhältniß wirthschaftlicher Hörigkeit gerathen, die eines Tages viel schwerere Folgen hervorrufen kann, als alle Flotten und Heere der Welt wettzumachen im Stande wären.

Plutus.

* * *

Für Herrn Johannes Schlaf hat der Verlag der Zukunft noch die folgenden Beträge erhalten: Paul Lainé 10, G. D. 10, J. H. 3, Dr. G. 20, Dr. Fr. 20, Dr. Gr. 10, Redaktion des „Lotsen" 10, Dr. K. 20, G. B. 20, K. 5, Obertertia der breslauer Oberrealschule 3, aus München 10, von einer Frankfurterin 50, G. Eckert 13, Literarische Anstalt München 100, Kommerzienrath Spemann 20, Benz & Schroeder 10, J. Rusch 2, Kuntze 5, Pinner 14,50, Numa Praetorius 20, Zollmann 6 Mark. Im Ganzen sind bis zum vierten April 1144 Mark und neunzig Pfennige eingegangen und dem Rechtsanwalt des erkrankten Dichters überwiesen worden. Den freundlichen Helfern danke ich im Namen des Herrn Schlaf, dessen Zustand sich nach dem Zeugniß seines Arztes gebessert haben soll und der die Heilanstalt schon verlassen hat.

Notizbuch.

In den Schreibstuben unserer Zeitungen beginnt Arthur James Balfour wieder eine Rolle zu spielen. Freilich keine rühmliche. Es ist lange her, daß man dieser eigenartigen Intelligenz bei uns die ihr schuldige Aufmerksamkeit zollte. Joseph Chamberlains pöbelhaft schwitzender Bethätigungdrang schob den feingebildeten, der Wissenschaft und Philosophie ergebenen Aristokratensprößling bei Seite und er mußte sichs gefallen lassen, als Handlanger seiner Scheusäligkeiten neben Rhodes, Robertson, Beit, Harris und Genossen genannt zu werden. Wer den Mann kannte, mußte es tief bedauern, daß die Zeitumstände ihm keine Gelegenheit gaben, sein starkes Talent für Verwaltungpolitik, seine an den besten Quellen unserer Kultur genährte Beredsamkeit, seine mit den feinen Spitzen weltmännischer Skepsis verbrämte Debattirkunst zur Geltung zu bringen, und ich habe mich herzlich gefreut, zu lesen, daß der von hungrigen Soldschreibern einst als dekadenter Sybarit verschriene Staatsmann noch so kräftig wie zur Zeit seines dubliner Obersekretariates die ungezügelte irische Schwatzsucht zu stopfen versteht. Nun spricht man wieder vom Junkerübermuth dieses ehemaligen Torydemokraten, weil er sich erlaubt, unter Freiheit etwas Anderes zu verstehen als der Stab der von Rudolf Mosse oder Isidor Landau Erleuchteten. Ob es jüngst gerathen war, die Iren durch einen Schlußantrag zu hindern, sich über eine auch die grüne Insel betreffende, im Grunde ganz belanglose Vorlage zu äußern, wage ich von hier aus nicht zu entscheiden; wohl aber weiß ich, daß das brutal beleidigte Recht ein eindrucksvolleres Protestverfahren zu ersinnen pflegt als die laute und lümmelhafte Ungeberdigkeit der Kehle und Glieder, wie sie unter den Barbaren aller Nationalitäten im österreichischen Parlament praktizirt wird. Statt ausschließlich von den Anstandspflichten der Mehrheit, sollte man endlich auch anfangen, von denen der Minderheit zu reden, und sich darauf besinnen, daß selbst der große Freiheitapostel Gladstone, um nur zu positiver Arbeit zu gelangen, sie mehr als einmal durch ähnliche Maßnahmen an die höheren Aufgaben ihres Daseins hat erinnern müssen. Was im Uebrigen die letzten Sitzungen des englischen Parlamentes beschäftigt hat, gab Balfour wiederholt Anlaß, zu zeigen, daß er weder seine Theorien noch seine Art, sie zu vertreten, geändert hat; ich denke besonders an die Colvile-Debatte. Die Amateur-Strategen in Presse und Parlament hatten sich in so auffälliger Weise dieses in der Ausführung eiligster Rückzüge und in der kindlichen Auffassung erhaltener Ordres unübertroffenen Generals angenommen, daß es Balfours Witz nicht schwer fallen konnte, die Maßregelung dieses „Feldherrn", als zur Kompetenz des Höchstkommandirenden gehörig, zu rechtfertigen. Oder soll die wahre Freiheit in unseren zukünftigen Demokratien darin bestehen, zu verhindern, daß in hierarchischer Ordnung vereinte Fachleute sich gegenseitig nach ihrem Fachgewissen be- und aburtheilen? Diesen Unbegriff der Freiheit lehnt Balfour ab, mir scheint: mit Recht. Die Verfallssymptome am Körper des britischen Weltreichs mehren sich. Seine verantwortlichen Leiter liegen sich, ganz wie in Republiken, in den Haaren und suchen die Schuld für mißliche Vorfälle auf einander abzuwälzen. Das Parlament, der entweihte Schauplatz so unwürdiger Zänkereien, ohne rechtes Vertrauen auf die Geschicklichkeit des herrschenden Kabinetes, aber noch immer zum

Gehorsam gebändigt durch die Rücksicht auf die drohend sich häufenden Schwierigkeiten der äußeren Lage, mischt sich ins offizielle Gezänk und will wenigstens durch Worte den Schein seiner Mitherrschaft retten: es ist grausam, daß Balfour, als Führer des Unterhauses, ihm diesen Schein raubt. Grausam, aber ehrlich. Er war stets ein Feind parlamentarischer Anarchie und darf sich in seinem Bestreben, das Unterhaus vor ihren Unsitten zu schützen, auf die freimüthigsten Engländer berufen. Vielleicht wird sein Verhalten den Patrioten zum Troste gereichen, die auf dieses, wie mir scheint, noch unausgeschöpften Mannes politische Wirksamkeit ihre Zukunfthoffnungen setzen. S.

* * *

Ueber den Kanonenkrieg Ehrhardt contra Krupp schrieb mir ein Offizier:

„Was ist Ehrhardt? Ehrhardt ist ein Versuch, eine Nothwendigkeit, ein Tietz gegen ein Wertheim-Monopol. Ehrhardt ist des Deutschen Reiches zweiter Kanonenfabrikant, ist die Seele jenes großartigen Unternehmens, das den Muth und die Mittel hat, in Wettbewerb mit Friedrich Krupp zu treten, ist in Firma: Rheinische Metallwaaren- und Maschinenfabrik-Düsseldorf.

Ist der Schiffe bauende Krupp kanonenmüde? Ziehen dunkle Wetterwolken am politischen Himmel auf oder ist es nur prickelnder Ehrgeiz, der die Finanzleute Ehrhardts in Bewegung hält? Nein. Aber der Kreis wird eng. Ehrhardt ist bescheiden; er will nicht Alles. Auf Schiffs- und schwere Belagerungartillerie verzichtet er noch, aber Eins will er mit Gewalt: Feldgeschütze absetzen. Doch wie ist Das möglich? Hat nicht Krupp erst vor wenigen Jahren seinem besten Abnehmer, Deutschland, eine neue Garnitur Feldgeschütze geliefert? Will Ehrhardt hinausgehen in alle Welt und lehren alle Völker? Will er die Segnungen des bewaffneten Friedens hinaustragen auch in das dunkle Land der Heiden? Ist Ehrhardt international? Nicht mehr als Krupp! Wenn Massenkräfte von der Bedeutung solcher Finanzgruppen aufeinanderstoßen, stehen große Ereignisse vor der Thür. Ich will den Versuch wagen, das Räthsel zu lösen.

Seit bei der Infanterie das Magazingewehr eingeführt ist, giebt es bei der Artillerie eine Feldgeschützfrage. Eine Summe von Plänen und Projekten treibt seit einem Jahrzehnt ihr Wesen unter dem Namen ‚Feldgeschütz der Zukunft‘. Heute sieht man klar. Man verlangt mindestens die selben ballistischen Leistungen wie bisher, aber eine wesentlich größere Feuergeschwindigkeit. In keinem Fall dürfen die neuen Geschütze schwerer sein und sie müssen — Das ist der Angelpunkt — beim Schuß so fest stehen bleiben, daß ein Vorbringen oder Nachrichten im Schnellfeuer wegfallen kann. Diese letzte Forderung wurde bei den alten Systemen nur unvollkommen oder gar nicht erfüllt. Das Geschütz wurde verankert und stark gebremst. Es gab drei Möglichkeiten: entweder war es sehr schwer und blieb stehen; oder es war leicht und brach; oder — das deutsche Kompromiß — es war nicht sehr schwer und doch widerstandsfähig, sprang in die Höhe und ging ein verhältnißmäßig kleines Stück zurück.

Das Feldgeschütz der Zukunft bringt eine andere Lösung, die theoretisch allein richtige. Die Rückstoßkraft wird in Arbeit umgesetzt, die nicht zwecklos — wie bisher — die Lafette zu zerbrechen und zurückzuschleudern sucht, sondern sie wird aufgespeichert und läßt saugend das Rohr allein in einem Schlitten zurückgleiten, um es dann selbstthätig wieder vorzuführen. Bei festmontirten Geschützen auf Schiffen

oder in Vertheidigunganlagen haben sich solche Einrichtungen seit Jahren bewährt. Die Schwierigkeit liegt im Einbau in die Feldlafette, die nicht schwerer werden darf und nur relativ einfache Konstruktionelemente gestattet.

Frankreich acceptirte den neuen Typ zuerst. Dadurch hat es den anderen Staaten einen wichtigen Dienst erwiesen, denn es zeigte in großem Stil, wie man es nicht machen dürfe. Dann kam Ehrhardt mit einer neuen Lafette, während Krupp beharrlich an der Verbesserung des alten, beinahe rückständigen Systems arbeitete. Ehrhardt, ein Kind seiner Zeit, glaubte, auf die modernen Kampfmittel nicht verzichten zu dürfen. Ein geordneter Nachrichtendienst wurde geschaffen. Leute mit mehr oder weniger bekannten Namen weissagten, daß die neuen Ehrhardt-Geschütze bahnbrechend seien und daß sie sich in die Armeen aller Nationen Eingang verschaffen würden. Diese Propaganda war nicht gerade glücklich. Auch dem Laien mußten die vielen Superlative, die stereotyp wiederkehrende Redensart „im Belieben der Besteller" verdächtig klingen. Sachverständige Gegner hatten es leicht; und sie fällten eine harte, scheinbar nicht immer unparteiische Kritik. Ziemlich zur selben Zeit ging die erste — offenbar entstellte — Hiobspost über die nach England gelieferten Geschütze ein. Die Abneigung des deutschen Volkes gegen burenfeindliche Waffenlieferungen und die zur Zeit aufs Aeußerste gestiegene Mißstimmung gegen England schufen Konjunkturen, die für Ehrhardt wenig günstig waren und von seinen Gegnern ausgenutzt wurden. Ehrhardts helltönende Behauptungen waren anfechtbar und unbewiesen. Sie wurden angegriffen und hatten von vorn herein die öffentliche Meinung gegen sich. Wie mir scheint, mit Unrecht.

Im Grunde sind es zwei eigene Ideen, die Ehrhardt verwerthen will. Erstens benutzt er zum Bau in ausgedehntem Maße stählerne, niet- und nahtlose Hohlkörper, die mit verhältnißmäßig geringen Kosten nach dem ihm patentirten Preßlochverfahren hergestellt werden und die mit hoher Stabilität relativ geringes Gewicht verbinden. Zweitens soll das lästige Aufbäumen des festgestellten Geschützes durch eine sinnreiche Verkleinerung des Lafettenwinkels vermieden werden. Darunter versteht man den Winkel, unter dem der Lafettenschwanz den Boden berührt. Lager- und Achsenhöhe auf der einen, Länge des Lafettenschwanzes auf der anderen Seite sind die Winkel bestimmenden Faktoren. Ehrhardt hatte — vermuthlich an dem neuen französischen Feldgeschütz — richtig erkannt, daß die Feuerhöhe und damit der Abstand vom Boden unter ein gewisses Maß nicht herabgemindert werden dürfe. Die Uebersichtlichkeit und die Möglichkeit, ungehindert richten zu können, werden sonst merklich beeinträchtigt; ganz davon abgesehen, daß das zu tief gelagerte Rohr beim Schuß solche Wolken von Sand und Staubpartikelchen aufwirbelt, daß die Hauptvorzüge des rauchlosen Pulvers illusorisch werden. Ehrhardt suchte deshalb den Lafettenschwanz zu verlängern. Sollte das Feldgeschütz nichts an Fahrbarkeit und Anpassungvermögen in schwierigem Gelände einbüßen, so konnte nur ein bewegliches Verlängerungstück Erfolg bringen. Ehrhardt entschied sich für ein am Lafettenschwanz angebrachtes Einschieberohr, das teleskopartig einmal vor dem ersten Schuß ausgezogen wird und am Ende einen eigenartig geformten Sporn trägt, der die Lafette auch auf festem Boden unbeweglich feststellen soll. Mangelhaft oder absichtlich falsch unterrichtete Blätter haben darauf hingewiesen, daß eine französische Versuchslafette System Canet die Unbrauchbarkeit solcher Einrichtungen gezeigt habe. Das trifft nicht zu, denn dort handelte es sich um eine sogenannte Rauchlafette, die bei jedem Schuß teleskop-

artig zusammengedrückt wurde, also um ein absolut anderes Prinzip. Im Uebrigen hat Ehrhardts Schnellfeuer-Feldkanone C/1900 viel Aehnlichkeit mit dem in Frankreich eingeführten Feldgeschütz Modell 97. Allerdings beweist das erheblich geringere Gesammtgewicht und der sehr viel einfachere Bremsmechanismus der deutschen Kanone, welche gewaltigen Fortschritte die Technik auf diesem Gebiet während der letzten Jahre gemacht haben muß.

Dadurch, daß einzelne Staaten ihm Probelieferungen auf Versuchsgeschütze in Bestellung gegeben haben, ist die Leistungfähigkeit Ehrhardts noch nicht erwiesen. Eins aber steht fest: es handelt sich um eine wichtige Neuerung von großer Bedeutung, die die weitere Entwickelung der Feldgeschütze beschleunigen muß. Auch für die heutige hochentwickelte Technik werden schwer erfüllbare Aufgaben gestellt. Sie sind nothwendig; und Karl Marx sagt, ‚daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind'. Höchste Zeit ist es, daß unser Volk und namentlich Alle, die da hungert und dürstet nach Weltmachtstellung, endlich aus den Kinderschuhen thörichter Gefühlsduselei herauswachsen. Eine leistungfähige Firma deshalb ausschließen wollen, weil sie ins Ausland liefert, ist eben so lächerlich wie der Glaube an selbstlose Aufopferung industrieller Unternehmungen des Großkapitals. Frei machen müssen wir uns von dem Kultus, der in letzter Zeit vielfach mit Eisen-Excellenzen betrieben worden ist. Sie haben trotz scheinbarer Freigebigkeit dem Vaterlande noch keinen Groschen geschenkt; sie werden und sie sollen es auch in Zukunft nicht thun. Aber das Volk hat für sein gutes Geld das Recht auf angemessene Bedienung; es darf nicht dem verfluchten Hunger nach Gold zum Opfer fallen. Gerade bei den Lieferungen für Heer und Flotte darf es kein Monopol geben. Jeder an seiner Stelle sollte mithelfen, daß Manöver wie die Preistreibereien der Panzerplatten-Patrioten sich nicht wiederholen. Deshalb ist der Kampf Ehrhardts gegen Krupp freudig zu begrüßen. Die Regirung und in letzter Linie das deutsche Volk muß dabei ein tertium gaudens werden; dazu helfe uns eine gesegnete Konkurrenz.

* * *

Der Kaiser soll neulich gesagt haben: „Ehe sie nicht den Kanal schlucken, unterschreibe ich den Zolltarif nicht; und auch dann unterschreibe ich nur die Zölle, die ich will." Der Satz klingt durchaus echt und alle Versuche, ihn für erfunden auszugeben, werden keinen Erfolg haben. Nun könnte man zwar fragen, was der Kruppkanal mit dem neuen Zolltarif zu thun habe und ob im Ernst daran gedacht werde, die agrarischen Kanalgegner, wenn sie nicht rechtzeitig noch einschwenken, durch Tarifsätze zu strafen, die einem ganzen großen Gewerbe verhängnißvoll werden müssen, — dem Gewerbe, das man in Deutschland bisher für das wichtigste hielt. Doch wozu der cant? Im Grunde weiß Jeder ja längst, wie die Dinge liegen; und es ist nur nützlich, daß der Kaiser auch diesmal wieder der Katze die Schelle angehängt hat. Die protestantischen und katholischen Vertreter deutscher Bauern haben gegen den Kanalplan ein ganze Reihe ernster sachlicher Bedenken vorgebracht. Fallen sie nun um, dann muß selbst das blödeste Auge sehen, daß sie ihre Ueberzeugung einfach gegen höhere Zollsätze verschachert haben. Und wenn Politiker, die dazu im Stande sind, um den Rest ihres Ansehens kommen, wird im Deutschen Reich kein unbefangener Mensch eine so erfreuliche Entwickelung beklagen.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 20. April 1901.

Dialog.

Der kleine Herr war furchtbar aufgeregt. Sein röthlicher Schnurrbart, der sich vorher auf der Mittellinie zwischen dem Franzenheinrich und Haby hielt, schien in Wuth jetzt gesträubt und die Hand klapperte nervös mit dem Kaffeelöffel. Ein kleines Töpfchen, das leicht überkocht. Ich hatte es schon bemerkt, als die erste Blase aufstieg. Ganz begeistert von den wiener Nachrichten über den Empfang unseres Kronprinzen. Da sehe mans doch! Diese Ehrungen: sogar die Garnisonwache müsse im besseren Rock aufziehen. Toulon sei für die Franzosen eine Enttäuschung gewesen und nächstens komme der Italienerkönig selbst nach Berlin. Alle Intriguen haben ihr Ziel verfehlt; nie war der Dreibund fester. Rußland? Pleite; nicht vier Wochen könne es seine Armee ernähren. Auch steht es ja unmittelbar vor der Revolution und Herr Delcassé wird Augen machen, wenn er in Petersburg angelangt ist. So gings eine halbe Stunde. Mein Schweigen ärgerte den Kleinen sichtlich. Und als ich, um nicht unhöflich zu sein, ein paar Worte fallen ließ und die modische Reisepolitik werthlos nannte, gerieth er aus dem Häuschen. Was? Diese Ereignisse, von denen alle Zeitungen voll sind, hätten nichts zu bedeuten? Er kenne doch auch die Welt, reise seit vierundzwanzig Jahren (für ein Wäsche- und Kravattengeschäft) und müsse offen gestehen, ähnliche Ansichten seien ihm noch nie vorgekommen. Man konnte sich in Berlin glauben, im Kundenkreis der von Lessings Erben ge-

pflegten Tante. Nett, daß es im Reich der Bräus und Generalanzeiger noch politische Fanatiker giebt. In lustloser Einsamkeit muß man solche Zufallsbegegnungen ausnützen. Ich sah mir den Kleinen genau an. Freisinnige Volkspartei? Nein; dann würden die Schnurrbartspitzen nicht so nach oben stehen, würde die „schlanke Jünglingsgestalt" eines Prinzen im Wortgesprudel nicht solchen Raum einnehmen. Also Freisinnige Vereinigung. Ich warf Etwas über die Handelsverträge hin; nun mußte das Wetter losbrechen. Es brach los. Ja, die innere Politik Bülows! Die selbe Sache wie bei Bismarck: draußen großartig, drinnen skandalös. Ganz und gar von den Agrariern umgarnt. Er habe gewiß nichts gegen die Landwirthschaft — der Kleine nämlich, nicht etwa der große Bülow —, kenne ihre Lage sehr gut, denn sein Bruder gehe seit vierzig Jahren auf die Getreidebörse. Der Landwirthschaft aber werde mit Zöllen nicht geholfen. Und nun die ganze Leier, bis zum letzten Ton. Der Getreide zukaufende Bauer, dem der Zoll das Leben erschwert. Die Latifundien, die Rom ruinirt haben und deren ostelbische Besitzer bekanntlich schlemmen und die Steuer defraudiren. Feindschaft mit allen Staaten, auf die wir angewiesen sind. Die bedrohte Kultur. Das gewaltsam rückwärts gedrehte Rad der Zeit. Brotwucher die einzige Kraftquelle der Sozialdemokratie, die sonst längst verschwunden wäre. Sind wir auf der Welt, um ein paar Dutzend Junkern, die zu theuer gekauft haben und nicht rationell wirthschaften können, die Taschen zu füllen? Wohin diese Leute wollen, zeige doch der Kanalkampf deutlich. Aber sie sind und bleiben die Herren, bekommen alle wichtigen und einträglichen Stellen und diktiren uns die Gesetze. Natürlich. Der Fuchs im Kastanienwald; und die Kamarilla! So sei die beispiellose Verwirrung in der inneren Politik zu erklären. Offenbar müsse es erst noch schlimmer werden. Wenn die verrückten Agrarier, deren Begehrlichkeit keine Grenze mehr kennt, uns in unabsehbare Zollkriege gestürzt haben, dann werden dem Volk die Augen aufgehen und es wird merken, daß die ganze Kultur auf dem Spiel steht. Leider wird gerade der schaffende Mittelstand die Kosten der Lehrzeit zu tragen haben.

Kurze Athempause: „Und das Centrum opfert seine demokratischen Ueberlieferungen und unterstützt den Verrath am Volk. Das hätte Windhorst erleben sollen!"

Die Sache wurde bunt. Wenn man so lange kein Wort über Politik geredet hat, wird man leicht unvorsichtig.

Glauben Sie wirklich, Windhorst hätte es anders gemacht? Anders, nicht nur geschickter?

„Ob ich glaube? Gewiß wollte er auch die Jesuiten zurück haben. Aber auf einen Brotwucher dieser Art hätte er sich nicht eingelassen.“

„Ach, die Jesuiten! An Denen liegt ja keinem was. Die sind in genügender Anzahl vorhanden. Deren Pein wird nur noch zu dekorativen Zwecken vorgeführt. Das Centrum will herrschen, wie jede vernünftige Partei, wird, wie jede Partei, in seinem Wollen von wirthschaftlichen Erwägungen bestimmt. Das demokratische Ideal ist eine schöne Sache, so lange man selbst zum Demos gehört; nachher giebt mans billiger. Wer Windhorst für einen Demokraten kaufte, hat ein schlechtes Geschäft gemacht. Und seitdem ist viel Wasser durch das Rheinland und Westfalen gelaufen; auch durch Bayern und Schlesien. Je näher das Centrum dem Herrschaftziel kommt, desto näher rückt auch die Gefahr der Zersplitterung. Warten Sies ab. Sie reden von ‚Brotwucher dieser Art‘. Was denken Sie sich eigentlich darunter?“

„Was ich mir denke? Sie haben doch gelesen, welche Zollsätze gefordert werden. Und das Centrum macht mit. Ein Theil hilft ja im Landtag sogar den Kanalfeinden.“

„Lassen wir mal den Kanal. Das ist im Wesentlichen eine technische Sorge, über die eigentlich nichts mehr zu sagen ist. Soll man lieber neue Schienenwege schaffen, das Eisenbahnnetz erweitern, das Wagenmaterial endlich so vervollständigen, daß es dem Bedürfniß genügt, oder soll man Kanalbetten graben? Kein Mensch hätte vor fünf Jahren die Frage auch nur gestellt. Da kam die Erinnerung an den Großen Kurfürsten, kam Krupp, kam der Wunsch des Kaisers, — und nun ist die Geschichte zu einer Haupt- und Staatsaktion geworden, von der plötzlich unser Wohl oder Weh abhängen soll. Im Grunde ungefähr eben so wichtig wie die Frage, ob Ihr Chef für Rumänien von den alten, bei uns aus der Mode gekommenen Plastrons einen großen Posten behalten soll. Der Fabrikant, dem die Bestellung zufällt, wird dafür sein. So ist auch der größte Theil unserer Industrie für den Kanal, weil daran in schlechter Zeit zu verdienen ist. Kommt er nicht, dann kriegen wir noch niedrigere Eisenpreise. Das hat mit Politik und Parteistellung nichts zu thun. Würden Ostagrarier und Hansestädter sonst gemeinsam marschiren, hätte Stumm sich sonst von Krupp getrennt? Die Ansichten über Nutzen und Nachtheil des Kanals sind eben verschieden. Wunderlich ist nur, daß es ein Verbrechen sein soll, wenn ein Volk selbst bestimmen will, wie es sein Geld auszugeben gedenkt. Aber ich wollte ja nicht vom Kanal sprechen. Noch einer, meinetwegen, wenn die zwischen Nord- und Ostsee gemachten Erfahrungen nicht reichen. Wird wieder viel Lärm

um nichts ... Doch auch bei den Zöllen echauffiren Sie sich ohne Noth. Kommt auch nur zum Kompromiß. Die Lage ist freilich schwierig; weichende Konjunktur, Arbeitlosigkeit, die Gewerkschaften in Sorge: schlechte Zeit für jede Brotzollerhöhung, der die Demagogie natürlich die ganze Schuld an dem Elend aufpackt. Damit rechnet auch das Centrum, das im Irrgarten sitzt und nicht weiß, welchen Ausweg es wählen soll. Es hat viele Bauern und muß sich namentlich im Süden vor den Agrarierbünden hüten, die ihm höllisch auf den Leib rücken. Aber es hat auch viele Industriekreise; und — um nur ein Beispiel anzuführen — Oberschlesien mit seinem Riesenexport nach Rußland geht vor die Hunde, wenn Witte die Grenze sperrt. Denken Sie nun noch an die katholischen Gewerkschaften, die — am Rhein hat sichs schon gezeigt — von höheren Kornzöllen nichts wissen wollen. Es wird nicht leicht sein, diese einander entgegengesetzten Interessen unter einen Hut zu bringen, und wir werden noch ein sehr lustiges Laviren der schwarzen Marine erleben."

„Interessen! Das ist es ja eben. Jeder vertritt heute seine Interessen und Keiner denkt an die Gesammtheit. Früher wars anders. Da stand auch das Parlament in anderem Ansehen. Wer spricht heute noch vom Konsumenten? Der hat den Mund zu halten und zu bezahlen. Agrarier und Antisemiten führen das Wort. Und wer hat uns diesen ganzen Hexensabbath der Interessenpolitik gebracht? Doch nur Bismarck. Ich war übrigens nie sans phrase für ihn. Ein Gewaltmensch ..."

„Sehr schön; aber er ist ja tot und hat auf Das, was heute in Deutschland geschieht, wirklich nicht mehr den geringsten Einfluß. Die Erscheinungen, über die Sie klagen, sind sehr viel älter, als Ihr Groll träumt. Lesen Sie Mommsen. Lassen Sie sich von Darwin belehren. Blättern Sie in den Büchern, in denen Englands Geschichte im neunzehnten Jahrhundert aufgezeichnet ist. Immer das Selbe; nur die Fassade wird von Zeit zu Zeit frisch angestrichen und mit neuem Stuck geschmückt. Die Ernsthaftesten haben sich nie darüber getäuscht und das ‚allgemeine Interesse' immer den Phraseuren zu bequemem Gebrauch überlassen. Konsumenten sind wir Alle, der Artikelschreiber so gut wie der Bauer. Daneben aber hat Jeder noch andere Interessen. Sie wollen möglichst viele Hemden, Kragen, Shlipse verkaufen. Das können Sie nur, wenn viele Leute da sind, die Geld genug für solche Käufe haben. Sonst nützt Ihnen das berühmte billige Brot wenig. Ihr Interesse ist also: möglichst ausgedehnte Absatzgelegenheit. Deshalb macht der Gedanke an Grenzsperren Sie nervös; die darbende

Arbeiterfamilie von fünf Köpfen würde Sie nicht in Aufregung bringen. Weshalb sollen Andere anders denken? Handelsverträge schließt man doch nicht in trunkener Feststimmung. Es giebt keine nüchternere Sache und ich wüßte nicht, wie mans machen sollte, ohne vorher alle Interessenten reden oder, wenns ihnen lieber ist, schreien zu lassen. Uebrigens brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Viel wirds nicht. Die Stimmung ist oben nicht agrarisch."

„Noch nicht? Ich danke. Halten Sie Miquel und Posadowsky für Freihändler? Sechs Mark Roggenzoll bedeutet einfach den Krieg. Sie haben doch auch gelesen, was die Russen schon sagen. Die lassen kein Stück mehr hinein, keine kleinste Maschine. Und sie können uns auch sonst noch ärgern, einen hohen Holzzoll einführen und ..."

„Das können sie; sicher. Nur wirds nicht so heiß gegessen. Herr Timirjasew lebt lange genug in Berlin und weiß, was die Glocke geschlagen hat. Für allzu standhaft hält man unsere Regirung draußen nicht; wird von allen Seiten geschrien, dann giebt sie gewöhnlich nach. Das ist, wie Sie einräumen werden, wenigstens kein Vermächtniß Bismarcks. Die Russen haben scharfe Waffen. Die schärfste hat unsere überhastete Weltpolitik ihnen geliefert. Wirthschaftliche Differenzen sind schwer auszutragen, wenn das politische Verhältniß unfreundlich geworden ist. In Petersburg wird man natürlich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sich den deutschen Roggenmarkt zu erhalten. Wir würdens auch so machen. Aber wir brauchen uns nicht einschüchtern zu lassen, denn ganz wehrlos sind wir noch nicht. Den wichtigsten Bundesgenossen hat Rußland an unseren Exporteuren. Wir sind zu weit gegangen, als daß wir plötzlich in den Agrarstaat den Weg zurückfinden könnten."

„Das sage ich doch jeden Tag! Aber reden Sie mal mit einem Junker Vernunft! Die Leute kennen die Welt nicht, haben nichts gelernt und sind wüthend, weil modernere Elemente auch mitsprechen wollen. Nur sie! Dabei haben sie schon Alles."

„Na ... Alles?"

„Gewiß! Kämmerer, Generäle, Oberpräsidenten; und fertig. Unsereins wird nicht einmal Reserveoffizier."

„Wir wollen uns nicht weich machen. Wenn Sie wieder nach Berlin kommen, sehen Sie sich, bitte, recht genau um. Wer hat die schönsten Häuser, die besten Bilder, die modernsten Möbel? Wer kauft die theuersten Theatermädchen und den feinsten Rauenthaler? Wer sitzt in den Orchesterlogen und ißt im März bei Adlon Kiebitzeier? Junker sinds selten. Was

Die heute haben, ist meist nur noch der Ehre Kleid und Zier. Ein Bischen Geduld: dann ists auch damit aus. In Preußen dauert Alles lange, Alles, wenn es auch plötzlich hereinzubrechen scheint. Immerhin sind schon Veränderungen sichtbar. Der hohe Adel späht nach Aufsichtrathspfründen und die nächste Generation liefert vielleicht schon den Mittelbanken die Direktoren. Podbielskis Abendgesellschaften, wo der alte Schwertadel die haute finance beriecht, sind eine Etappe. Uebergangsstimmung. Wer das Geld hat, ist obenauf und kann Aermeren für ein Weilchen ruhig noch den Schein der Macht gönnen. Das Wesentliche wird längst in den Bankhäusern gemacht und der Riesen-Aufschwung, vor dem England jetzt steht, wird unendlich bedeutsamere Folgen haben als alle Monarchenküsse und Ministerreisen. Und da wir gerade bei England sind: erinnern Sie sich der langwierigen Kornzollkämpfe bis zu Peels Tag von Damaskus? Auch damals wurde an dem Strick gezerrt, hinüber und herüber, bis er endlich riß; dann kam der ‚reine‘ Freihandel. Heute erleben wirs. Wird ein agrarischer Tarif wider Erwarten durchgehalten — an sechs Mark glaube ich nicht —, dann ists der letzte. Das wissen die Auguren ganz gut. Der Blinde fühlt es ja mit der Krücke. Ein Land mit dem Klima und der Bodenbeschaffenheit des Deutschen Reiches, das seine Sache so ganz, so bedenkenlos auf Industrie, zum großen Theil auf Exportindustrie, gestellt hat, kann nicht mehr zurück. Das sagt man nicht offen, sondern wispert nur leise: Wir müssen Uebergänge finden, müssen den großen Grundbesitzern den Abstieg erleichtern. Also etwas höheren Zoll; sieht nach was aus, beruhigt die Leute und ist anodin. Wer große Politik oder gar, wie man jetzt schon in Bezirksvereinen sagt, Weltanschauung dahinter sucht, ist ein Kindergemüth".

„Meinetwegen Uebergänge! Mag man den Herren die drei-, vierhundert Millionen jährlich in den Rachen werfen! Aber baar. Wir können doch nicht zu Grunde gehen, um ihnen einen Gefallen zu thun!"

„Warten wirs doch erst ab. Der Bundesrath kann den Tarif nicht Hals über Kopf berathen; er muß jede Position genau prüfen und die Bayern werden ihren Hopfen sicher eben so eifrig vertheidigen wie die Ostpreußen ihren Roggen. Dann kommt die Sache an den Reichstag, wo manche Parteien wahrscheinlich im eigenen Lager Ueberraschungen erleben werden, und danach kann man erst von einem Objekt reden, über das mit dem Ausland verhandelt werden soll. Der Weg ist also noch weit; wozu sich jetzt schon erhitzen? Dilettanten denken sich solche Dinge immer sehr leicht: Die Agrarier sind verstimmt, also muß man ihnen Konzessionen machen. Doch hart

im Raume stoßen sich die Sachen. Der auf großen Flächen betriebene Körnerbau wird nie mehr so einträglich werden, wie er unter anderen Verhältnissen war, und die hellsten Köpfe werden sich bald lohnenderen Berufen zuwenden. Bauern wirds immer geben; die Latifundien aber gehen in den Besitz von Millionären über, die da nach englischem Muster wirthschaften und mit geringer Rente zufrieden sein. Das ist der Lauf der industrialisirten Welt. Und ists einmal so weit, dann bröckeln auch die Standesprivilegien, die stets einen gewissen Aufwand erfordern. Dem alten Preußen können Sie heute getrost schon die Totenglocke läuten, und wenn Sie alt werden, können Sie Kämmerer sehen, deren Väter Bonapartes der Arbitrage waren. Diese Entwickelung ist unvermeidlich und deshalb sollte man sich über kurze Oszillationen nicht gar so sehr aufregen. Die ganze ‚Verworrenheit der Lage', die jetzt durch die Zeitungen spukt, stammt nur daher, daß man kein Ding vorher beim Namen nennt. Alles wird in den Phrasenschleier gewickelt. Was ist denn so fürchterlich ‚verworren'? Zwei Klassen streiten um den besten Platz im Staat und die zu Besitz, also zur Macht gelangte Bourgeoisie heischt endlich auch die äußeren Attribute der Herrschaft. Die Gefühle Derer, die diesem Kampf zusehen, sind verschieden; über den Ausgang aber kann es unter Verständigen nur eine Meinung geben."

„Sie hassen also die Junker auch? Ich war schon ganz irr geworden. Ich sage Ihnen: ehe wir die Macht dieser Leute — ich kenne sie — nicht für immer gebrochen haben, wird es nicht besser, wird Deutschland kein wahrer Rechtsstaat, kommt nicht der Tag, wo . . ."

Wieder eine halbe Stunde. Das andere Register: Zukunftmusik. Alles war vergebens gewesen. Das Auge des Kleinen leuchtete; er sah in mir einen Gesinnungsgenossen. Si tacuissem! So gehts Einem, der an einem Nachmittag ausjäten zu können wähnt, was Jahrzehnte lang früh und spät in die Hirne gepflanzt worden ist.



Wilhelm von Humboldt.

Im Vorwort zum Tagebuch Wilhelms von Humboldt von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 stellt Albert Leitzmann eine Art sozialpädagogischen Programms auf, wenn er sagt: „Die Persönlichkeit Wilhelms von Humboldt mit ihrer gleich warmen Begeisterung für Deutschthum und Griechenthum, ihrer kräftig und selbständig ausgestalteten, doch immer innig in den Tiefen der Gefühle wurzelnden Gedankenfülle wird, wenn mich nicht Alles täuscht, für uns Deutsche noch zu einer großen idealen Führerrolle bei einer Wiedergeburt unseres Geistes berufen sein, die wir sehnlichst erhoffen und erstreben." Obwohl ich das zu erstrebende deutsche Bildungideal nicht, wie Leitzmann es thut, in dem Weltanschauung- und Gedankenkreise der vor hundert Jahren führenden Geister, eines Goethe, F. H. Jacobi, Georg Forster, suche, sondern die „Begeisterung für Griechenthum" auf das Mindestmaß beschränkt wissen möchte, unterschreibe ich jenen Satz in seinem zweiten Theil mit voller Ueberzeugung. Und ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade die „Zukunft" der rechte Ort ist, wo nachdrücklich daran erinnert und immer wieder darauf hingewiesen werden darf, daß der Deutsche von heute nicht darin allein seinen Beruf sehen soll, in dem Studium materieller Daseinsbedingungen, in der wirthschaftlichen Interessensphäre förmlich unterzugehen, sondern daß es auch für ihn in der That noch Ideale giebt, ohne deren Berücksichtigung das geistige Leben des Einzelnen wie das seines Volks bald auf ein sehr niedriges Niveau hinabsinken müßte. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein: dies keineswegs banale Wort bewährt sich auch heute, wo Führer und Masse, wie es manchmal scheinen will, für nichts Anderes Sinn haben als für Handelsverträge, Kanalvorlagen, Flottenvergrößerung, Kabellegung, Kornhäuser, Differentialzölle. Insofern darf eine Erinnerung an die ideellen, kulturellen Leistungen von Denkern, wie Wilhelm von Humboldt einer war, von vorn herein ein gewisses Verdienst für sich beanspruchen.

Noch in einer zweiten Hinsicht wird das Heraufbeschwören seines Geistes von Nutzen sein können: wenn wir uns die Persönlichkeit Wilhelms von Humboldt in ihrem Kern vergegenwärtigen, so wird uns als Haupteigenschaft — absichtlich sage ich noch nicht: Hauptvorzug — dieses Mannes seine Staunen und Bewunderung erweckende Vielseitigkeit, seine Universalität erscheinen. Namentlich wenn man ihn seinem Bruder Alexander nicht gegenüberstellt, sondern einen der edelsten Bruderbünde, den die Welt je gesehen hat, als eine geistige Einheit würdigt, dann versteht man die Mahnung, die die Herausgeber der Briefe Alexanders an seinen Bruder Wilhelm in den durchaus nicht zu schroffen, sondern vielmehr zur Ein- und Umkehr auffor-

dernden Worten niedergelegt haben: „Mit den Humboldt ist die Universalität des Wissens zu Grabe gegangen. Heute (geschrieben 1880; stehts etwa 1901 besser damit?) hat die nothwendige Arbeitstheilung den Stempel des Spezialfaches fest auf die Stirn und auch auf den Stil des Gelehrten gedrückt; und mit hochmüthiger Einseitigkeit verachtet er meist das humane Talent, das über das Fach hinausstrebt.“ Dieser Vorwurf ist, wie eben angedeutet, nur zu sehr berechtigt. Wir sind schon so weit gekommen, daß einer der Wenigen, die heutzutage auf Grund einer seltenen Belesenheit es wagen, die ohne Wahl und Ziel überall hin zerstreuten Splitter und Splissen geschichtlichen Forschens zu einem harmonischen Bilde zusammenzufassen, daß Houston S. Chamberlain das bloße Dasein seiner (in dieser Zeitschrift bereits mehrfach gewürdigten) „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ mit dem charakteristischen Satze sozusagen entschuldigt, er zähle sich nicht zur Wissenschaft, er wolle vielmehr nur als Laie gelten. Dem gegenüber muß mit allem Nachdrucke betont werden: es gehört wahrhaftig weit, weit mehr dazu, ein beinahe auf jeder Seite originales Werk zu schaffen, das neben manchem lapsus eine Fülle von Anregung bietet, als etwa dazu: eine fehlerlose, schwer gelehrte und ungeheuer fleißige Urkundensammlung zu veröffentlichen; denn die Vorbedingung zu jener Leistung ist eine gehörige, nicht ganz gewöhnliche Dosis Geist, während man Urkunden herausgeben kann, wenn man nur über den nöthigen Auftraggeber im Hintergrunde und außerdem über das nöthige Quantum Sitzfleisch, über Geduld, Konzentrationgabe und engen Horizont verfügt.

Allerdings habe ich bei dieser Gegenüberstellung, die in gewissen Kreisen als schwere Ketzerei empfunden werden wird, Eins zu erwähnen unterlassen: zum originalen Schaffen gehört auch die in unseren Zeiten nicht allzu häufig anzutreffende Bewegungfreiheit. Gerade vor Chamberlains Buch ist in mir oft das bedrückende Gefühl aufgestiegen: da arbeitet man nun und ringt und müht sich Jahre lang ab, um sich eine selbständige Weltanschauung zu erobern; schon glaubt man, dem heiß ersehnten Ziele nahe zu sein, — da erscheint urplötzlich ein so grundstürzendes, alle Errungenschaften über den Haufen werfendes, mit den schwierigsten Problemen förmlich spielendes Werk, daß man sich recht, recht klein vorkommt. Aber dann tröstet Einen doch auch wieder der Gedanke: es giebt eben nicht alle Augenblicke einen Leibniz, einen Bayle, einen Winckelmann, ein Humboldt-Brüderpaar, einen Chamberlain. Und statt sich darüber zu grämen, daß Einem nur vergönnt ist, die Höhen, die solche außerordentlichen Geister mühelos erklimmen, in dämmernder Ferne zu ahnen, ist man vielmehr dankbar dafür, ein Zeitgenosse zu sein, dem jene Höhenmenschen zu Führern dienen. Und fragt man weiterhin nach den Vorbedingungen solcher befreienden Werke, so stößt man in vielen Fällen auf die nicht zu unterschätzende Gunst äußerer Verhältnisse.

Wie Mancher plagt sich in Verborgenheit sein Leben lang ab, ohne es jemals zu einer führenden Stellung zu bringen; „man“ kennt ihn nicht, wird auf ihn nicht aufmerksam gemacht, vertraut ihm deshalb auch keinen Posten an, wo er erst zeigen könnte, welche Kräfte in ihm eigentlich wohnen.

In diesem Zusammenhang wird man mirs nicht als Wiederheraufholen einer von unserem demokratischen Zeitalter ja längst überwundenen Anschauung auslegen, wenn ich angesichts eines noch näher zu beleuchtenden Abschnitts im Leben Wilhelms von Humboldt die Behauptung wage: Hochgeborene werden leichter bedeutende Menschen, gelangen müheloser in Stellungen, wo sie im höchsten Sinne segensreich wirken können, als gewöhnliche Sterbliche. Männer wie die Humboldts brauchen sich gar nicht um untergeordnete Fragen zu kümmern: der Ruf, der am fünfzehnten Dezember 1808 vom König Friedrich Wilhelm an den älteren Bruder ergeht: das Amt eines königlich preußischen Kultus- und Unterrichts-Direktors zu übernehmen, trifft einen Widerstrebenden; und schon die bloße Nachricht davon, daß „man im Mai 1829 ihn zum Direktor des neuen Museums haben wolle, macht den jüngeren Bruder schlaflos“: „Das wäre eine zu starke Erniedrigung“! Wilhelm hat allerdings nach kurzem Sträuben doch angenommen; dann aber war er auch der Mann dazu, die Aufgaben, vor die er sich nicht selbst gestellt hatte, glänzend zu lösen: Wilhelm von Humboldt ist, um nur Eins hervorzuheben, einer der Begründer der Universität Berlin und gewiß keiner der einflußlosesten gewesen. Und als er in den Anfangsjahren der Reaktion, im Jahre 1819, merkte, daß man seiner überdrüssig ward, da besann er sich nicht lange und ging. Bei seiner Vielseitigkeit, seiner Fähigkeit, Wissensgebiete der verschiedensten Art in sich zu vereinigen, war er ja zu jeder Zeit in der Lage, auch auf einem anderen Felde zu ernten: bald nach seiner Entlassung ist die Abhandlung „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“ entstanden, eine Arbeit, deren Werth man immerhin auch an der sonst gleichgiltigen Thatsache ermessen kann, daß sie neuerdings von Karl Lamprecht in den Uebungen seines historischen Seminars ausführlich durchgenommen worden ist. Kurz darauf erschienen die baskischen Untersuchungen und schließlich das Werk über die Kawi-Sprache. Durch seine Unterscheidung von Stoff- und Formelementen der Sprache hat Humboldt den ersten Anstoß zur Entwickelung des Gedankens gegeben, man müsse die begrifflichen Eigenschaften als der inneren, die formalen als der äußeren Sprachform zugehörig betrachten: die äußere und innere Sprachform entsprächen einander etwa wie Leib und Seele. Obgleich nun diese später namentlich von Steinthal ausgebaute Lehre seit den eindringenden Forschungen der Psychologie Wundts nicht mehr zu halten ist, hat sie doch für ihre Zeit einen großen Fortschritt bedeutet. Sind solche allumfassenden Geister nicht zu beneiden? Der niederdrückenden Sorge ums tägliche Brot überhoben, schaffen

sie, weil sie nicht anders können; das Ideale ist ihnen Selbstzweck. Adelige Menschen haben adelige Gedanken; diese Beobachtung ist zu allen Zeiten und in allen Ländern gemacht worden. Daß Adelige im Staat und in der Verwaltung insbesondere hohe Stellungen — keine Sinekuren! — einnehmen, beruht durchaus nicht immer auf unberechtigter Bevorzugung, auf Byzantinismus oder Verwandteninzucht. Betrübend muß vielmehr nur die Erscheinung genannt werden, daß es der deutsche Adel verlernt hat, auch in der Wissenschaft (und der Literatur) die erste Rolle zu spielen; sollte der Nothstand des Großgrundbesitzers bereits das ideale Streben unmöglich gemacht, ertötet haben? Wenn er nur innerlich tüchtig geblieben ist und sonst etwas Ordentliches gelernt hat, wird ein Adeliger von vorn herein und ungewollt ein gewisses Etwas mitbringen, das ihm vor den Anderen einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung verschafft. Deshalb habe ich es immer als Vorzug empfunden, mit Edlen verkehren zu dürfen; doch möchte ich einfließen lassen, daß es mir hierbei eben so wenig auf das „von" selbst oder auf das Alter des Adelstitels ankam wie etwa darauf, daß der Edle persönlich mit mir verkehrte: auch in die Briefe des toten Humboldt mich zu versenken, ist mir eine Ehre, eine ethischer Genuß. Das Alles klingt wohl einigermaßen reaktionär, stimmt aber mit der modernsten aller Weltanschauungen, der des Aristokraten Nietzsche (die ich im Uebrigen nicht theile), sehr wohl überein.

Es ist ein schöner Zufall, daß den Anlaß zu den vorstehenden Betrachtungen zwei Bücher geboten haben, von denen das eine ohne das andere nur einen Bruchtheil vom Wesen Wilhelms von Humboldt verkörpern würde, die aber zusammen sich zu einem harmonischen Ganzen ergänzen, weil sie das Fehlende ahnen lassen. Zwar handelt es sich bei dem ersten Werk, der von Albert Leitzmann besorgten dritten vermehrten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, um die ausgehende Jugendzeit, während das zweite, Bruno Gebhardts Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, die Jahre des kräftigsten Mannesalters, Wilhelm von Humboldt auf der Höhe seines reichen Lebens schildert. Aber wie die Keime des späteren Staatsmannes von Gebhardt ganz richtig in den politischen Schriften der Jahre 1791/92 („Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt" und „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen"), also in Aufsätzen gefunden werden, von denen der zweite den Hauptgegenstand von fünf Briefen Humboldts an Schiller abgeben konnte, wie sich also schon rein äußerlich von dem einen zum anderen ein festes Band schlingen läßt, so ist auch innerlich — und darauf kommts vor Allem an — keine klaffende Lücke bemerkbar. Im Einzelnen wie am Gesammtbilde läßt sich darlegen, daß Humboldts Persönlichkeit das in jenen eben genannten Schriften — also vor Hugo, Eichhorn,

Savigny — erwiesene Gesetz der historischen Kontinuität gewissermaßen verkörpert: nirgends ein plötzliches Abreißen, sondern ein stetiges Fortschreiten, Erstarken auf dem soliden Grunde des vorher Erworbenen. Seine tiefe Kenntniß der Antike befähigte ihn zu einem klaren Verständniß seiner eigenen Zeit. Die innerliche Kontinuität im Werdegang Humboldts — aus der Einleitung zur „Kawisprache“ läßt sich genau die selbe Geschichtphilosophie herauslösen wie aus dem dreißig Jahre vorher geschriebenen Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit — wäre ein Wunder zu nennen, wäre er ein Genie gewesen; in diesem Sinne schöpferisch war Wilhelm nie. Aber was sich vor einem Jahrhundert durch Sammeln, Forschen, Erkennen, durch ästhetisches Beurtheilen, durch das einfache, ungekünstelte Arbeiten eines Geistes mit grenzenlosem Horizont auf den Gebieten der Aesthetik, Philologie, Philosophie und Politik überhaupt erreichen ließ, Das hat er geleistet; und das naturwissenschaftliche Komplement dazu liefert der Lebens- und Schaffensgang Alexanders von Humboldt.

Die Klarheit, die uns aus Humboldts späteren Werken, den politischen wie den literarischen, entgegenstrahlt, läßt sich zum guten Theil aus der Thatsache erklären, daß sich noch vor hundert Jahren gerade die hervorragendsten Denker die Muße nahmen, Alles, was ihren Geist bewegte, gleich oder ähnlich Gesinnten in ausführlichen Briefen zu schildern; es ist keine Frage, daß sie sich selbst den größten Dienst damit erwiesen haben, weil sie eben durch dies schriftliche Darlegen direkt genöthigt wurden, sich über ihr eigenes Wollen und Forschen klar zu werden. In gewissem Sinn gehört hierher auch die schöne (namentlich von Gervinus hoch geschätzte) Charakteristik Schillers, die Humboldt ein Vierteljahrhundert nach dessen Heimgange dem ersten Druck ihres Briefwechsels vorausschickte. Wer nimmt sich heute noch die Zeit, mehr als das Allernothwendigste zu schreiben? Wie oft haben wir vielmehr gerade in den letzten Jahren erleben müssen, daß sich selbst hochangesehene Gelehrte nicht scheuten, Unfertiges zu verkünden! Nur heraus damit! Das ist die Losung in unserem Zeitalter, wo sich der Einzelne rücksichtlos mit Ellbogenstößen vorwärts — nicht immer aufwärts — arbeitet; ihn treibt die bange Sorge, ein Anderer könne ihm zuvorkommen. Nonum prematur in annum: ein überwundener Standpunkt; Feilen und Ausreifenlassen: wie überflüssig! Und doch thäte gerade hier Einsicht, Umkehr dringend noth. Will man sich aber diese Tugend, die unsere hastende Gegenwart nicht kennt, aneignen, so greife man einmal zu Humboldts Briefwechsel mit Schiller! Diese Beiden, das Genie und der Weitblick, haben es verstanden, das Schöne auszukosten, zu genießen. „Wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus“, so denkt Humboldt noch als Greis: für manchen Pessimisten ein beherzigenswerthes Bekenntniß! Wer die herrliche,

1794 von Dannecker modellirte Büste Schillers, deren Züge jedem Besucher der großherzoglichen Bibliothek in Weimar in der Erinnerung haften, und Klauers Reliefmedaillon des jugendlichen Humboldt, dessen gelungene Wiedergabe Leitzmanns Ausgabe schmückt, auf sich wirken läßt, wird sich in eine andere Welt versetzt fühlen, in die Welt der Ideale, die uns Menschen von heute abhanden gekommen ist wie ein verlorenes Paradies.

Dabei sind diese ästhetischen Genußmenschen durchaus nicht, wie man am Ende glauben könnte, in Gefühlen sozusagen zerflossen: sie sind trotz ihrem Künstlerthum Männer geblieben, die zu arbeiten gewußt haben. Und nicht nur Das: Männer sind sie geblieben im erhabensten Sinn, Charaktere. Für Wilhelm von Humboldt lernen wir dies Stück seines Wesens, das sich vom Ganzen gar nicht trennen läßt, besonders gut aus der trefflichen Arbeit Gebhardts kennen. Der selbe Mann, von dem der Ausspruch stammt, die Poesie vermöge das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen, tritt uns hier als der gereifte Politiker entgegen, der den viel mißbrauchten und entstellten Begriff „liberal" oder „nationalliberal" in einer der denkbar besten Formen dauernd verkörpert hat. Möge Bernhard von Bülow immer eingedenk sein, daß er der Großneffe einer Tochter dieses echt liberalen Staatsmannes ist! Während man Hardenberg selbst dann, wenn man nicht gerade Humboldt zum Gegenstand einer umfangreichen Studie gemacht hat, nicht vor dem Vorwurf schützen kann, daß er sich bald nach dem Wiener Kongreß auf die Seite der Reaktion geschlagen habe, ist sein Mitarbeiter sich und seinem freien Denkerthum treu geblieben; Das verträgt sich sehr gut mit der Wärme, womit er noch im August 1814 für die Erhaltung des Kirchenstaates eingetreten ist: er war durch und durch überzeugt vom Gesetz der historischen Kontinuität, dem sich zum Beispiel auch der brave, knorrige Westfale J. C. B. Stüve für die ganze Dauer seines politischen Wirkens verschrieben hat. Mit Gebhardt können wir „tief bedauern, daß Humboldts staatsmännische Laufbahn abbrach, als er noch in voller Lebenskraft wirken und schaffen konnte"; noch bedauerlicher wäre es aber, wenn wir ihn länger an der Seite Derer um Metternich sehen müßten, die nach Aachen und Karlsbad noch Troppau, Laibach und Verona auf dem Gewissen haben.

Wenn auch Humboldt selbst zur Zeit der Dotation-Angelegenheit, um Hardenbergs Empfindlichkeit zu schonen, seine Geschäftsführung von der Sendung des Obersten von dem Knesebeck nach Wien (Januar 1813) bis zum Ende des Prager Kongresses (August 1813) als den verdienstvollsten Abschnitt seines staatsmännischen Wirkens hingestellt hat, so darf man doch die Zeit des Wiener Kongresses als den „Höhepunkt seiner staatsmännischen Wirksamkeit" (Gebhardt) bezeichnen. Es giebt ein berühmtes Bild von Jean Baptiste Isabey, das eine Sitzung von dreiundzwanzig Bevollmächtigten der

acht (am Pariser Frieden betheiligten) Mächte zu Wien darstellt. Es fesselt weniger durch die Charakteristik der einzelnen Personen (man denke nur zum Beispiel an Isabeys Bildniß des Konsuls Bonaparte in Malmaison) als durch die Gruppirung. Als hätte er die künftige Entzweiung der beiden preußischen Vertreter geahnt, hat der Maler den Fürsten Hardenberg in die linke Ecke (vom Beschauer aus) postirt, während Humboldt ein bescheidenerer Platz — er war ja nur der Gehilfe des Kanzlers — in der rechten Ecke hinter seinem nicht ungefährlichen und in manchen Punkten siegreichen Feinde Talleyrand, zwischen Friedrich von Gentz und dem Grafen Cathcart, angewiesen ist. Trotz dieser fast untergeordneten und nur durch Hardenbergs Schwerhörigkeit gehobenen Stellung, worin sich Humboldt während der wichtigen wiener Zusammenkunft befand, ist sein namentlich von dem französischen Staatschef bekämpfter Einfluß auf die Gestaltung der Dinge nach der Ueberwindung der napoleonischen Episode unverkennbar. Hatte Humboldt schon 1812 in Wien Oesterreich aufgefordert, die unheilvolle Verbindung mit Napoleon zu lösen, oder war er 1813 für ein gemeinsames, die souverainen Einzelstaaten umschlingendes gemeindeutsches Band gewesen, hatte er im Juli 1815 tapfer für die Wiedergewinnung von Metz und Straßburg gestritten oder war er während der wiener Tagung eifrig für die Ausbildung einer landständischen Verfassung im Geiste der Boyen, Gneisenau, Hardenberg und Stein eingetreten: in allen diesen Bethätigungen erblicken wir den kühnen und freien Denker, den preußischen Patrioten. Doch allmählich fühlt er sich mit Boyen und Beyme nicht mehr im Besitz der „Ohren des Königs“. 1817 sah sich Humboldt veranlaßt, an Bülows Steuerentwurf herbe Kritik zu üben, ohne freilich selbst Positives vorzuschlagen; bald erstreckt sich des abtrünnig gewordenen Hardenbergs Widerstand gegen humboldtische Ansichten auch auf andere Punkte. Die Annahme der „schändlichen, antinationalen, ein denkendes Volk beleidigenden“ Karlsbader Beschlüsse brachte den latenten Zwist zwischen Boyen und Grolmann, Beyme und Humboldt auf der einen und dem Fürsten Hardenberg auf der anderen Seite Ende 1819 zum offenen Bruch. Hardenberg (genauer genommen: Metternich) hatte gesiegt; doch sollte er sich nicht lange des Sieges freuen: er starb schon im November 1822. Wilhelm von Humboldt aber war es vergönnt, noch lange Jahre hindurch einem Zeitalter, das, angeregt durch Goethes und seiner Genossen reiche Begabung, mit geistigen Dingen förmlich Luxus trieb, anzugehören. Immerdar wird er zu den machtvollsten Vertretern deutscher Wissenschaft, menschlicher Denkerkraft gezählt werden. Wer die hehren Namen eines Hegel, Schleiermacher, Alexander von Humboldt, Niebuhr, Savigny nennt, wird den Wilhelms von Humboldt nicht vergessen dürfen; er mahnt uns, unabhängig und wahr zu denken, an unserer Bildung unablässig zu arbeiten, adelig gesinnt zu sein.

Leipzig. Hans F. Helmolt.

♣

Faust II. in der Kunst.

Von der großen Menge dichterischer Werke, die unsere deutsche National-literatur bilden, hat nur ein ganz kleiner Theil eine Verherrlichung durch die bildende Kunst erfahren. Noch viel weniger Dichtungen sind dieser Ehre mehr als einmal theilhaftig geworden. Ob sich ein literarisches Erzeugniß als Gegenstand der bildenden Kunst zu behaupten vermag: Das hängt immer in der Hauptsache davon ab, ob es Menschengestalten geschaffen hat, die für die Einbildungskraft der Massen des Volkes feste Mittelpunkte bilden, ob es Auftritte enthält, die so volksthümlich geworden sind, daß Jeder sie, auch ohne einen Namen zu lesen, wiedererkennt, und ob sein Denkgehalt reich genug ist, um über den flüchtigen Schimmer einer glänzenden Außenseite hinaus anzuziehen. Vielleicht steht der zweite Theil von Goethes Faust allzu sehr in dem Ruf philosophischer Tiefe. Wenigstens verdankt er diesen Ruf in der Hauptsache den beiden Phantasiemummereien, die er enthält, der Maskerade am Kaiserhof und der klassischen Walpurgisnacht. Erst die modernen Aufführungen mit allem Glanz neuzeitlicher Bühnenherrlichkeit haben gezeigt, welche Fülle von Szenen berückender Schönheit die Dichtung außerhalb jener beiden Zwischenspiele enthält; und wenn der Operneffekt auch an zahlreichen Stellen den dramatischen Effekt ersetzt, so hat sich doch der zweite Theil Faust in mehreren Bearbeitungen als ein Glanzstück der größten Schaubühnen erwiesen und zieht als Fest- und Feiertagsstück dauernd große Mengen in das Schauhaus. Wo Faust und Mephistopheles zusammen erscheinen, da wird sie schwerlich Jemand auf einem Bilde nicht erkennen. Faust, der mittelalterliche Ritter, und Helena, die Schönste der Griechinnen, in trautem Vereine, geben eben so wenig die Möglichkeit einer Verkennung.

Es hat eines Bühnenleiters wie Karl Gutzkow und der Feier von Goethes hundertstem Geburtstage bedurft, um das erste Bruchstück des zweiten Faust-Theiles auf die Bretter zu bringen. Aber die bildende Kunst hatte sich die Hauptgestalten und die wichtigsten Auftritte des Gedichtes schon ein halbes Menschenalter früher erobert. Die moderne Faustgestalt der Bühne wie der Bildkunst verdankt dem zweiten Theil mehr, als man gewöhnlich annimmt. Welcher Schauspieler, welcher Zeichner konnte je darauf verfallen, den einsamen Philosophen Faust, der dem Totenschädel in die leeren Augen starrt, und den liebeheißen Jüngling Faust, der nachts zu seinem Gretchen schleicht, als eine ritterliche Erscheinung mit ragendem Heldenkörper darzustellen? Erst nachdem der dritte Aufzug des zweiten Theiles, die klassisch romantische Phantasmagorie „Helena“, gegeben war, die uns Faust als Fürsten auf hochragendem Schloß und als Gatten der schönsten Königin von Althellas zeigt, erst nachdem sich Faust in das Schlachtengetümmel gestürzt hatte und ein Lehns-

fürst des Deutschen Reiches geworden war, — erst dann war diese Hebung der Faustgestalt möglich, von der die frühen Bilder zum Faust noch nichts wissen. Es ist kein Zufall, daß es erst Wilhelm von Kaulbach war, der diesen neuen, ritterlichen Fausttypus schuf. Man braucht nur seine Faustgestalt mit der seines Lehrers Cornelius zu vergleichen, um zu sehen, wie groß die Kluft ist, die zwischen beiden gähnt. Dort der Pedant mit dem altrathsherrlichen Gesicht des fünfzehnten Jahrhunderts, hier der in die lichte Farbe des germanischen Heldentypus getauchte geistige Recke, dessen Hand nur all zu leicht nach dem Schwerte an seiner Linken fährt.

Im Jahre 1827 war das Zwischenspiel „Helena“ erschienen, das dann der dritte Aufzug des zweiten Theiles ward. Im nächsten Jahr waren die ersten anderthalbtausend Verse des zweiten Theiles gefolgt mit der Bemerkung: „Ist fortzusetzen.“ Aber aus diesen Bruchstücken hätte Niemand auf den Charakter des Ganzen schließen können, zu dessen Bausteinen sie bestimmt waren. Als Goethe es vollendet hatte, konnte er sich nicht entschließen, damit noch jenseits der Achtzig in die Oeffentlichkeit zu treten. Er siegelte es vielmehr ein und betrachtete es als sein Vermächtniß an die Nachwelt. Als solches erschien es denn auch 1832: als erster Band seiner nachgelassenen Werke. Damals harrte schon ein Künstler sehnsüchtig des Werkes, um sofort seinen Bildergehalt mit dem Stift zu verkörpern. Es war Moritz Retzsch in Dresden. Mit sechsundzwanzig Jahren hatte er 1816 seine sechsundzwanzig Umrißzeichnungen zum ersten Theil erscheinen lassen, die Goethe hochschätzte und mehrfach zu Geschenken an Bekannte benutzte. Sie waren bei Goethes eigenem Verleger Cotta erschienen und haben nicht nur den Namen ihres Schöpfers, sondern auch das Interesse an Goethes Faust über weite Theile der gebildeten Welt getragen, die bisher davon unberührt geblieben waren. Der klassizistische Zeichner, der noch unter dem Bann von Mengs und Tischbein stand, aber mit Vorliebe romantische Stoffe sich zu Gegenständen erkor, mußte an der Mischung von Klassizismus und Romantik, wie sie im zweiten Faust-Theil vorlag, Wohlgefallen finden. Kein Wunder, daß er sich schon unmittelbar nach dem Erscheinen der Tragoedie an ihre künstlerische Bewältigung machte. Aber die Aufgabe war groß und schwer. Hier hatte Retzsch Alles zu sein, Bahnbrecher, Szenenwähler, Gestalter. Hier galt es, die Hochpunkte der Handlung herauszuheben und zugleich darstellbare Auftritte zu gewinnen. War Das schon beim ersten Theil nicht leicht gewesen, wo der Raum, den die Gretchentragoedie einnimmt, nur allzu leicht verführt, den gedankenschweren Anfang zu vernachlässigen und die dankbaren Aufgaben zu übersehen, die der Kunst dort harren, so mußte es beim zweiten noch schwerer sein. Hier nimmt das Wunderbare einen noch breiteren Raum ein. Hier reiht Mögliches sich noch dichter an Unmögliches. Hier gilt es,

eine ganze Phantasiewelt zu verkörpern, die zwar seit den Tagen der Renaissance künstlich zu neuem Leben erweckt worden war, aber doch immer um etwa dreitausend Jahre hinter der Gegenwart zurücklag. Nun spotten freilich solche Wundergestalten und Wunderereignisse nicht in dem selben Maß des Pinsels und Stiftes, wie sie des Regisseurs spotten, aber dafür fehlt ihnen auch das Glaubhafte, das ihnen auf den Brettern ihre Beweglichkeit giebt. Natürlich kann die Hand des Künstlers Hunderte von Geistern von einer Zimmerdecke niederschweben lassen, kann Menschen auf Wolken tragen, kann selbst Momentbilder festhalten, die auf der Bühne wie Lichtblitze vorbei flackern würden, aber wir werden durch sie allein nie eine Erichtho, eine Arimaspe, einen Peneios, einen Daktylos, eine Oreas und einen Anaxagoras kennen lernen, denn mit diesen Namen verbindet unsere anschauende Phantasie kein Bild. Und ohne die Möglichkeit, das vom Künstler Gebotene mit dem Inhalt unseres Bewußtseins zu vergleichen, ist ein Erkennen des Gebotenen unmöglich. Damit verliert aber die künstlerische Darstellung nicht nur ihren Hauptreiz, sondern überhaupt ihren Boden.

Seit den Tagen, da Retzsch seine Umrißbilder zum ersten Theil zeichnete, hatte er technisch viel gelernt. Namentlich konnte er jetzt das Laubwerk durch Umrißstriche bemeistern und dadurch seinen dünnlinigen Bildern einen reicheren Hintergrund geben. Seine Linien waren runder, schwungvoller, schärfer geworden. Der englische Nachstich seiner Bilder zum ersten Theil von Henry Moser hatte ihm die Radirung in einer Vollendung vorgeführt, in der er sie selbst früher nicht beherrscht hatte. Die neue, höhere Welt, in die Faust im zweiten Theil eintrat, wurde naturgemäß auch seiner Auffassung der Faustgestalt förderlich. Er hatte den Helden des Dramas niemals auf die Stufe des entsetzten Philisters sinken lassen, wie er aus den Bildern eines Nauwerck und Nehrlich blickt und selbst bei Cornelius zu finden ist. Jetzt aber reckte er seinen Faust noch ein Wenig höher und gab ihm eine noch edlere Männlichkeit. Hatte er ihn vorher als bärtigen Fünfziger und als zwanzigjährigen Milchbart dargestellt, so ward ihm jetzt die Möglichkeit, ihn in seinen besten Mannesjahren und bis zum hohen Greisenalter zu zeigen, als Ritter und Fürsten obendrein. Auch den Mephisto vertiefte und erhöhte er in ähnlicher Weise, obwohl Der im zweiten Theil kaum noch als Gegenstück Fausts dienen kann, sondern zur Rolle seines unbedingten Dieners hinabsinkt. Er ist der magere, rothhaarige, stolzirende Geselle mit den zusammengezogenen Brauen und dem feuerrothen Mantel, der sich in der Verhöhnung alles Dessen, was dem Menschen heilig ist, unendlich wohl fühlt.

Während Goethe beim Schaffen des ersten Theiles nicht an eine Bühnenaufführung dachte, hatte er beim zweiten eine solche von vorn herein im Auge gehabt, — wie oft ers auch bei der Ausarbeitung vergessen haben mag.

Sagte er doch über die Helena zu Eckermann, Alles sei sinnlich und werde, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen; die nicht Eingeweihten, denen der höhere Sinn verschlossen bleibe, würden wenigstens an der Erscheinung ihre Freude haben. Auf der Bühne ist die Helena-Episode des dritten Aktes denn auch thatsächlich der Mittelpunkt der Theilnahme. Hatte doch schon Gutzkow 1849 aus dem zweiten Theil ein eigenes Stück „Der Raub der Helena" herausgeschnitten, in dem er die verschiedenen Helena-Bruchstücke des ersten, zweiten und dritten Aufzuges zu einem Ganzen vereinigt hatte. Doch nimmt die Helena-Episode im zweiten Theil nicht die Stelle ein wie die Gretchen-Episode im ersten. Schon deshalb nicht, weil sie nicht am Ende steht und weil sie immer nur auf einer Bühne auf der Bühne spielt. So ist sie auch trotz der reichen Möglichkeit der Verwendung griechisch-klassischer Reminiszenzen, die sie bietet, niemals auf den Bildern alles Andere erdrückend hervorgetreten; sie blieb immer Episode.

Retzschs Bilder sind nicht Bilder zum zweiten Theil, sondern nur Bilder zu einzelnen, willkürlich herausgegriffenen Stellen. Mit den Höhepunkten der Handlung fallen sie nur hie und da wie zufällig einmal zusammen. In der Mitte erlahmt dem Künstler die Lust. Fausts Schaffen am Meeresstrande, das Dämmebauen und Kanälegraben, die Schöpfung eines Gartenparadieses auf dem ehemaligen Meeresboden, sein Widerwille gegen den Glockenklang des kleinen Kirchleins, seine Gewaltsamkeit gegen das alte Ehepaar Philemon und Baucis, das Eindringen der Sorge und sein Ausdruck der Befriedigung über die Aussichten, die er kommenden Geschlechtern eröffnet hat, haben keine Spur in Retzschs Faustbildern zurückgelassen. Dafür zeigt er uns, wie Lemuren Faust ins Grab legen, wie Engel und Teufel um Fausts Seele kämpfen und wie Fausts Unsterbliches zum Himmel aufsteigt. Das sind Gegenstände, die sich in Umrißzeichnungen eben so wenig bewältigen lassen wie der Prolog im Himmel, mit dem er seine Bilderreihe im ersten Theil begonnen hatte. Von den geplanten zwölf Bildern zum zweiten Theil sind nur elf ausgeführt worden. Vor diesen schwierigen Aufgaben versagte des Künstlers Gestaltungskraft. Er ergänzte lieber seine Zeichnungen zum ersten Theil, um die Zahl von vierzig Platten zu Faust zu erreichen.

Moritz Retzsch war kein Künstler vom Range eines Cornelius, wenn seine Faustbilder auch weit volksthümlicher geworden sind als die des größeren Meisters. Ein Schüler von Cornelius, Wilhelm von Kaulbach, aber hat mit seinen vier Faustbildern an Volksthümlichkeit wieder Retzsch geschlagen. Darunter ist auch ein Bild zum zweiten Theil, das von allen Faustbildern das schönste genannt werden könnte. Es behandelt den Höhepunkt der Helena-Episode: Faust, Helena und Euphorion. Es ward erst als Stich und dann

als Oelbild ausgeführt. Es ist das erste Gemälde zum zweiten Theil; Kaulbachs Faustgemälde sind überhaupt die ersten Oelbilder zum Faust. Goethes Helena ist ein schönes Weib auf der Mittagshöhe ihrer Reize, die Vertreterin griechischer Schönheit. Sie ist ein Gegenstück zu Gretchen, ein höheres, edleres, großartigeres Weib als das schüchterne, gegen den Geliebten demüthige Mädchen. Und fließt auch von ihrer Lippe nicht die Sprache der Liebe, so rollt ihr das Blut doch so viel heißer durch die Adern, blitzt aus ihren Augen doch so viel sengender die Leidenschaft. Kaulbach hat diesen Zug glücklich hervorgehoben. Das keusche Mädchen, das mit dem Brevier in der Hand in die Kirche geht, und diese schwellende Schönheit, die in heißem Drang, zu genießen, ihre weißen Arme um den Nacken des fürstlichen Geliebten schlingt und ihn an ihre volle Brust preßt: Das sind zwei Bilder, deren Gegensatz man so leicht nicht vergißt. Auch das verzweifelte Mädchen vor der Mater Dolorosa, das Kaulbach gemalt hat, schlägt keine Brücke zwischen ihnen. Eine Helena wird so wenig Reue darüber empfinden, daß sie sich einem Faust hingab, wie sie einst bedauert hatte, zehn Jahre im Arm des Paris geruht zu haben, nachdem sie vorher des Menelaos Minne genossen hatte. Es ist eine ganz andere Welt als die Welt der Gelehrtenstube und der Kleinbürgerstochter mit ihrem Philisterthum und ihrer Wohlanständigkeit. Es ist eine Welt jenseits von Gut und Böse, aber auch eine Welt jenseits der physischen Möglichkeit. Hier herrscht nur der Drang nach Genuß. Kein Tröpflein Moralin fällt als Wermuth in seine Süße. Die Ausschöpfung der Genußfähigkeit ist Alles, woran er seine Schranke findet. Aber auch diese Schranke scheint es kaum zu geben. Auch aus Goethes Faust brüllt ein Löwe von Unersättlichkeit.

Unter den fünf Einzelgestalten zum Faust, die Friedrich Pecht in seiner Goethegalerie in feinen Stahlstichen gegeben hat, finden wir wieder Helena. Theilt diese marmorschöne Helena auch mit dem Marmor die Kälte, so ist sie doch unstreitig in den griechischen Ebenmaßen ihrer Formen die schönste Gestalt des kleinen Faustkreises und ragt thurmhoch über dessen unbedeutendes Gretchen empor, von der Faustgestalt ganz zu schweigen. Es ist kein Mädchen, das der Liebe nur erst ahnend, träumend gegenüber steht, sondern ein berauschendes Weib, das als Königin schon in den Armen von Königen geschlummert hat und dabei doch die Königin der Herzen geblieben ist. Der Kronenreif um ihre Stirn steht ihr nur allzu natürlich; es ist, als ob sie mit ihm geboren wäre. Aber auch ohne ihn würde sie die Männerbeherrscherin bleiben. Wohl muthet sie uns in ihrem griechischen Gewand fremd an, kaum wie eine Gestalt aus der deutschen Nationalliteratur, aber diese Literatur hat eben zur Zeit ihrer letzten und höchsten Blüthe unter dem Bann des klassischen Alterthums gestanden; und der zweite Faust-Theil ist selbst außer-

halb der klassisch-romantischen Phantasmagorie ein Denkmal der Vermählung dieser Strömung mit der heimischen dichterischen Ueberlieferung.

So hoch nun Engelbert Seibertz Moritz Retzsch an philosophischer Einsicht überlegen war, so sehr war ers auch an Geschmack in der Stoffwahl und in dem Gefühl der künstlerischen Harmonie. Seinen dreizehn Bildern zum ersten Theil hat er zwölf zum zweiten gegenübergestellt, so daß jede übermäßige Betonung des ersten Theiles wegfällt. Einen eigenen Reiz giebt er seinen Stahlstichen ferner durch ihre Einkleidung in einen Arabeskenrahmen, in dem nun einmal die Phantasie ihre Schwingen freier regen zu können scheint und der wohl gestattet, besondere Beziehungen zwischen mehreren Bildern hervortreten zu lassen. Gerade beim zweiten Theil mit seiner stärkeren Betonung des Phantastischen ist Das ein großer Vortheil. Kaulbach und Seibertz, die mit ihren Faustbildern eng zusammen gehören, bilden in der Faustillustration den Uebergang von der älteren Kunst zu der modernen. Beide haben gemeinsam der modernen Illustration und der modernen Bühne die neuere Faustgestalt erobert, zu der schon Retzschs Bilder in gewissem Sinne die Wege gebahnt hatten. Ein halbes Menschenalter war seit dem Erscheinen der Bilder Retzschs zum zweiten Theil vergangen, als Seibertz die seinen 1850 bis 1851 schuf. Zwischen beiden Werken lag die Ausbildung der modernen Vervielfältigungtechnik; so stehen Seibertzens Stahlstiche natürlich auf einer viel höheren Stufe technischer Vollkommenheit. Auch Seibertz zeigt uns den schlafenden Faust, Paris und Helena auf der Bühne, die Entstehung des Homunkulus und die Luftfahrt nach der griechischen Welt. Dann aber folgt der Empfang Helenas im Zauberpalast Fausts. „Faust, Helena und Euphorion" ist ein Seitenstück zu Kaulbachs Bilde. Nur hat Seibertz das Ganze griechischer aufgefaßt. Nicht die romantische Leidenschaft ist der Hauptzug des Griechenthums, sondern die grandiose, die harmonische Ruhe. Helena sitzt, ein leichtes Gewand über ihre Schenkel geworfen, auf Fausts Knien und auf ihren Knien steht ihr kleiner Sohn Euphorion in kindlicher Schönheit.

Mephistopheles hat Faust aufs Hochgebirge getragen, von dem aus sich die Vorbereitungen zur Schlacht zwischen Kaiser und Gegenkaiser überschauen lassen. Faust fühlt sich noch immer dem Kaiser geneigt. Auf dem arkadischen Zauberschloß hat er die Wonne kennen gelernt, sich als Fürsten zu fühlen. Jetzt braucht Mephisto nur leise an diese Stimmungen zu rühren, um ihn leicht zu bestimmen, dem Kaiser beizustehen. Es kommt zur Schlacht. Vor dem Zelt des Gegenkaisers wird er mit dem Meeresstrande des Reiches belehnt und in die Zahl der Reichsfürsten aufgenommen. Unter diesen Auftritten ist keiner, der Faust thätig bei einer bedeutenden Handlung zeigte. Mephisto handelt und Faust bekommt den Lohn; daher fallen auch die in halber Größe ausgeführten Bilder ab.

Faust herrscht in seinem eigenen Lande. Er dämmt das Meer ab und schafft an der Seeküste blühende Fluren. Was in Holland ein zähes Volk in Jahrhunderte langer Arbeit that, vollbringt er mit Mephisto im Lauf eines halben Menschenalters. Bei dieser Arbeit altert er, wird er ein Greis. Auf der Höhe seines Schaffens steht er mit den drei Gewaltigen, die ihm Mephisto gegeben, am Meeresufer. Der Wächter Lynkeus singt von ihm:

„Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stehn bereit,
In Dir preist sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit."

Aber das Glöckchen der Kapelle auf der Düne stört ihn. Es erinnert ihn schmerzlich daran, daß sein Reich sich noch nicht dehnt, so weit sein Auge reicht. Die Hütte von Philemon und Baucis lodert in Flammen auf. Aber auch diese Ausdehnung seines Reiches macht ihn nicht glücklicher. Es ist Mitternacht. Vier graue Weiber suchen bei ihm Eingang. Mangel, Schuld, Sorge und Noth sind ihre Namen. Die Sorge schleicht sich durchs Schlüsselloch ein. Faust weist sie weg, aber sie entgegnet ihm, sie sei am rechten Ort, und fragt, ob er die Sorge nie gekannt habe. Dabei haucht sie ihn an und er erblindet.

So wenig wie im Forschen und Streben zu persönlichen Zwecken, so wenig wie in dem wilden Leben und in der Minne Helenas hat Faust in der Kolonisirung Befriedigung gefunden. Erst der Gedanke, daß er sie im Dienst eines Ideales, im Volksdienst, leistet, hat sie ihm geadelt. Der Gedanke, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß es mehr ist, für die Zukunft zu arbeiten als für die Gegenwart, hat ihm ein Glücksgefühl gegeben, wie er es früher nicht gekannt hatte. Als sich jetzt das freundliche Zukunftbild eines rüstigen Volksgewimmels vor seine Seele drängt, da kann er sich selbst nicht mehr leugnen, daß er zum Augenblick sagen möchte: „Verweile doch, Du bist so schön." Die Todesglocke hallt. Lemuren legen ihn in das Grab, das sie gegraben, während er sie am Kanalbau beschäftigt glaubte. Der Kampf der Engel und Teufel um seine Seele und die Verklärung schließen diese Bilderreihe ab.

Keinem deutschen Künstler ist die Darstellung der Apotheose Fausts gelungen. Sind schwebende Gestalten an sich schon ein Wagniß für die Kunst, so wächst hier die Schwierigkeit, weil eine Himmelfahrt Fausts mit all den Himmelfahrten Christi und den Himmelfahrten Mariä in Wettbewerb zu treten hat, für die uns die religiöse Kunst einen festen Typus geschaffen hat. Ein französischer Künstler aber hat wenigstens ein mit Genuß zu betrachtendes Bild geschaffen. Es ist der Illustrator Walter Scotts, Tony Johannot, der Faust mit dem Zauberschlüssel gezeichnet hat, aber nicht bis

zu einem ganzen Bilderkreis zum zweiten Theil gelangt ist, der sich seinen Bildern zum ersten würdig anreihte.

Von Chifflart giebt es zwei große Faustgemälde, die als Gegenstücke gedacht sind: Faust während der Walpurgisnacht des ersten Theils und Faust im Kampf mit dem Heere des Gegenkaisers im zweiten. Das gewaltige Ringen mit den übernatürlichen Gewalten ist auf dem Bilde machtvoll zum Ausdruck gebracht. Es ist, als hätte sich die ganze Natur mit allgewaltigem Wehen zur Vernichtung des feindlichen Heeres verschworen. Wie die apakolyptischen Reiter brechen die Ritter auf die vom Schreck gelähmten Schaaren ein. Wie ein Vorspiel zum Jüngsten Gericht muthet das Ganze an. Die Wasserstürze von den Bergen, das Sturmeswehen, die drei Gewaltigen, die den Schrecken vor sich hertragen: das Alles sehen wir und es ist, als hörten wir den Posaunenschall von den Bergen, der das gegnerische Heer zittern macht wie einst die Mauern von Jericho. Chifflarts Bild zeigt, welche dankbare Stoffe für den Künstler noch im zweiten Theile liegen. Noch besitzen wir keine große illustrirte Ausgabe dieses Theiles, so viele ihrer auch schon angezeigt worden sind. Je mehr sich aber die Erkenntniß Bahn bricht, daß der erste Theil allein ja doch ein Torso bleibt, um so größer wird die Betonung des zweites Theiles auf den Brettern. Die bildende Kunst kann davon nicht ganz unberührt bleiben. Und da sie sich vielleicht der Schöpfung des Dichters noch freier gegenüber stellen darf als die Bühne, so braucht auch keine Gefahr zu sein, daß sie etwa im Allegorischen verkümmere.

Bonn. Dr. Alexander Tille.



Die Einsamen.

Einsam sind Alle, die ihr Liebstes verloren oder überhaupt nicht gefunden haben; deren Fähigkeit zur Liebe sich nicht voll ausgeben konnte oder durfte und die ewig unbefriedigt bleiben, weil die in ihnen aufgehäufte Sehnsucht nach Liebe sie zu keiner Ruhe kommen läßt. Man kann inmitten einer großen Familie unsagbar einsam sein. Die Zahl macht es nicht aus. Wenn unter allen diesen Menschen nicht der Eine, der Einzige und über Alles Geliebte ist, wird die Sehnsucht nie verstummen. Denn im Grunde genommen, liebt man immer nur einen Menschen. Die Anderen laufen blos nebenher.

Wenn Du einem Menschen nicht das Liebste bist, bedeutest Du ihm, genau besehen, nichts. Sobald er Einen hat, der ihm lieber ist als Du, vermagst Du wenig oder nichts über ihn. Nur der ihm Liebste ist im Stande, ihn wirklich zu erfreuen oder zu betrüben. Und wenn er Leid erfährt, kannst Du ihn auch nicht

trösten. Ein wirksamer Trost kann ihm eben wieder nur von dem ihm Liebsten kommen. Wenn Der ihm Trost und Theilnahme vorenthält, wird ihn Dein armer Trost kalt lassen. Nur der Liebste hat Rechte und hat auch immer Recht.

Schließe Dich, Einsamer, an die Einsamen. Denen bist Du nützlich und willkommen. Die Zweisamen brauchen Dich nicht. Sie haben an einander genug.

Die Freundschaft kann Dich darüber belehren. Wie lange dauert Männerfreundschaft? Doch gewöhnlich nur so lange, bis ein Weib dazwischentritt. Gewöhnlich findest Du sie nur bei jungen Leuten, die noch frei sind vom Weibe. Tritt aber das Weib dazwischen, dann wird die Freundschaft meist lau und locker, wenn sie nicht gänzlich aufhört. Der Mann, der vielleicht ein geringeres Bedürfniß nach Liebe hat als das Weib und bei dem das Gefühlsleben, schon aus Zeitmangel, eine kleinere Rolle spielt, geht in der Frau auf, mit der er haust. Wenn Einer mit einem Weibe haust und glücklich ist mit ihr, braucht er weder Freunde noch Freundinnen. Er vermißt sie wenigstens nicht, wenn sie fehlen. Und er sucht sie nicht.

Wahrscheinlich gebricht es dem Mann an der Fähigkeit, nach verschiedenen Seiten Liebe zu geben. Wenn er seine Frau wirklich liebt, bleibt ihm für Andere kaum noch Etwas übrig. Die Frau hat mehr Zeit und ein reicheres Gefühlsleben. Sie braucht auch mehr Liebe. Durchschnittlich ist sie die bessere und treuere Freundin. Sogar, wenn sie liebt. Sie braucht Zeugen ihres Glückes, sie ist mittheilsamer. So wirst Du immer bemerken, daß in einer glücklichen Ehe die Frau ihren Angehörigen eine weit größere Anhänglichkeit bewahrt als der Mann seiner Familie. Der Mann löst sich, sobald er mit einem Weibe haust, von seiner Familie und seinen Freunden. Er nimmt die Gewohnheiten und Neigungen seiner Frau an. Und er wird, je nachdem sie geartet ist, von ihr herabgezogen oder emporgehoben.

Meist herabgezogen. Aber er merkt es nicht. Bei Anderen merkt ers. Doch bei sich selbst niemals.

Versuche aber nicht, Deinen Freund, wenn er in solcher Lage sich befindet, auf die Gefahr aufmerksam machen, ihm, wie man sagt, die Augen öffnen zu wollen. Du wirst nichts ändern, aber Du wirst ihn verlieren. Die geschlechtliche Liebe ist an sich nichts Hohes, nichts Erhebendes, nichts Veredelndes. Sie ist ein blinder Naturtrieb. Doch eben darum ist sie unbesieglich. Und die Freundschaft, auch die ehrlichste, treueste und selbstloseste, steht ohnmächtig daneben. Die Frau, deren physischer Besitz einem Mann nothwendig und begehrenswerth erscheint, hat immer Recht. Wenigstens wird ihr der Mann vor seinen Freunden immer Recht geben. Er, der von Natur und aus freiem Antrieb so selten gefällig, fügsam, opferwillig und freigebig ist, wird es dem geliebten Weibe gegenüber. Diesem Weibe versagt er nichts, — wäre es auch nur, um Ruhe im Hause zu haben. Der Mann, im Gegensatze zum Weibe, ängstigt sich vor Szenen und Thränen und Unruhe. Er giebt oft nur nach, um Szenen vorzubeugen oder ein Ende zu machen. Sogar die ungeliebte Frau, wenn er einmal an sie gebunden ist, vermag unendlich viel über ihn. Er will Ruhe haben in seiner Häuslichkeit. Die Frau ist viel frischer und kampflustiger. Szenen schrecken sie nicht, wenn sie Etwas durchsetzen will. Solche Emotionen regen sie vielmehr an. Und sie weiß auch, daß sie einen längeren Athem hat als der Mann, daß aus häuslichen

Kriegen schließlich doch immer sie als Siegerin hervorgehen wird, eben weil sie den längeren Athem hat. Jeden Mann zermorschen und zermürben häusliche Szenen. Die Frau bleibt ganz munter dabei. Und Das erklärt, warum Männer sich so gänzlich von ihren Frauen beherrschen lassen, — sogar von den ungeliebten oder nicht mehr geliebten.

Aber laß Deinen Freund in seiner Lage. Versuche nicht, Einsamer, einzugreifen. Es ist immer umsonst. Ist die Benebelung des Zweisamen so groß, daß ihm jedes Urtheil über das Weib, mit dem er haust, fehlt, dann wirst Du ihn nicht sehend und klarsehend machen. Und fühlt er heimlich seine Erniedrigung und Abhängigkeit, dann wird er Dir dafür, daß Du an seine geheime Wunde greifst, keinen Dank wissen. Trachte vielmehr, blind zu scheinen, und menge Dich nicht in Dinge, die Du nicht und Niemand ändern wird. Ueberlaß ihn seinem Schicksal. Es ist das Schicksal der meisten Männer. Und wenn Du seine Wahl im Großen und Ganzen billigen kannst, dann wünsche ihm in Deinem Herzen Glück dazu. Der Zufall ist ihm dann eben hold gewesen: denn nicht die edlen menschlichen Eigenschaften sind es, die des Mannes Liebe erwecken. Wenn ein Weib solche Eigenschaften zufällig besitzt, dann ist es ja gut für den Mann, der sie erwählt hat: doch die Liebe hat damit nichts zu schaffen.

Und vor Allem, Einsamer, gehe den Zweisamen aus dem Wege. Bemühe Dich wenigstens, sie nicht zu viel zu lieben. Halte Dir immer vor, daß sie Dich nicht brauchen und Dich, wenn Du heute aus ihrem Leben schwindest, morgen vergessen haben werden. Und begnüge Dich, wenn Du nun einmal an einem Zweisamen hängst und nur mit Schmerzen von ihm lassen könntest, mit einem sehr bescheidenen Platz in seinem Leben und Herzen.

Am Besten freilich wäre es, Du suchtest nach Einsamen. Nicht nach den egoistisch Einsamen, die einsam blieben, weil sie es am Angenehmsten finden, sich selbst zu leben: Solche sind widerwärtig und für wahre Freundschaft vom Grund aus verdorben. Nein: suche nach Einsamen, die, wie Du, ohne ihre Schuld einsam geblieben sind, weil sie ihr Liebstes entweder nicht gefunden oder es — durch das Leben oder den Tod — verloren haben. Bei Solchen wirst Du Freundschaft finden und Dankbarkeit, wenn Du selbst ihnen Freundschaft giebst. Du wirst ihnen nicht Alles, nicht das Höchste sein können, aber doch Etwas; viel sogar, wenn Ihr Euch versteht. Und die Einsamen verstehen einander gewöhnlich nicht schwer, da Alle an dem selben Leide tragen: an ihrer Einsamkeit.

Den Zweisamen aber gehe aus dem Wege. Das heißt: verkehre mit ihnen, ohne sie in Dein Herz eindringen zu lassen. Da haben sie nichts zu suchen, denn sie brauchen Dich nicht. Es giebt eine unglückliche Freundschaft, wie es eine unglückliche Liebe giebt. Und solche Freundschaft thut gerade den Einsamen am Meisten weh. Du hast schon im Höchsten und Wichtigsten Schiffbruch gelitten: sei behutsam im Verschenken Deiner Freundschaft und wirf sie nicht an Menschen weg, die nichts oder doch nur wenig mit ihr anzufangen wissen. Und wenn Du es durchaus nicht lassen kannst, gerade einem Zweisamen Deine Freundschaft aufdrängen zu wollen, dann wirst Du eben auch in dieser nicht begehrten Liebe bleiben, was Du sonst in Deinem Leben bist: ein Einsamer.

Emil Marriot.



Chamberlains Richter.

Die Tugend ist das gemeinsame Band aller unserer Journalisten. Sie macht den Mann vernünftig, umsichtig, klug, verständig, weise, tapfer, überlegt, redlich, glücklich, beifällig, wahrhaft und zum Helden in jedem Betracht. Unsere Journalisten haben die Anlagen dazu von Eltern und Voreltern ererbt, aus ihren Rassen und Vaterländern direkt bezogen, in ihren Tempeln und Bethäusern ausgebildet, in der Zucht ihrer hohen Schulen befestigt. Sie sind schön, gut, heilig, liebenswürdig und verabscheuen jegliches Laster. Sie würden, wenn ihr Auge zufällig auf den dreihundertsten Aphorismus des seligen Balthasar Gracian fiele, mit gerechtem Stolz das Ebenbild von ihres Wesens Vollkommenheit in ihm erblicken und sich beeifert fühlen, ihre so ehrlich empfundene, so echt christliche, so urgermanische Moralhetze gegen Joseph Chamberlain mit dem an ihnen bekannten Fanatismus der aufrichtig Ueberzeugten weiter zu betreiben ... Auf eine Diskussion der Politik Chamberlains will ich hier verzichten; sie wäre, bei der gegen diese Politik herrschenden blinden Voreingenommenheit, bei der allgemein verbreiteten grassen Unkenntniß ihrer kommunalen Anfänge und ihrer sehr früh schon bemerkbaren imperialistischen Richtung, augenblicklich nutzlos. Es ist das Unglück dieses Mannes, daß seine besten, aus sicherem politischen Instinkt geborenen Absichten durch die Ohnmacht eines verrotteten Verwaltungapparates zum Theil um Sinn und Wirkung gebracht wurden. Daß er in dieser überall, sogar im lieben Deutschland, arg verkrämerten und mit den feilen Flittern moralischer Redensarten schlau maskirten Welt durch die Bedenkenlosigkeit seiner politischen Mittel die moralkeuschen Gemüther gerade verletzen könnte, die hinter den Coulissen die öffentliche Meinung machen, ist ein Glaube, der mir absurd erscheint; zumal eben, wo kaum noch das unter dem Kopfnicken aller gut Gesinnten von dem verantwortlichen Leiter der Reichspolitik ausgesprochene Bekenntniß verklungen ist: daß die auswärtigen Beziehungen der Mächte möglichst moralinfrei zu halten seien. Aber von Alledem jetzt zu reden, wäre kein Anlaß, wenn nicht die Chamberlain-Prozesse der Meute jener Skribenten, die „die schmutzigen Lappen ihrer Seele täglich um eine Cigarre und ein paar Glas Wein verkaufen“, zu unerhört lächerlichen Verdächtigungen des englischen Ministers die Zunge gelöst hätten. Es sind, nota bene, die selben Leute, die, als der „ehrliche“ John Morley Gladstones Gehilfe war, dessen antimacchiavellistischen Versuch, die Politik zu einer Provinz der Moral zu machen, mit den billigsten Sarkasmen bespöttelt haben; die, als Arthur James Balfour zum ersten Mal in verantwortlicher Stellung hohe Politik machen durfte, diesem feinen Geist, in schadenfroher Antizipation seines Mißerfolges, das bekannte Mitleiden der leeren Köpfe gönnten, Rose-

bery aber, der seine Stellung im Grunde doch nur seinem Byronkopf, seinen schönen Augen, der untadeligen Eleganz seines Auftretens, seiner von billigen Effekten zehrenden Sprechkunst, endlich nicht zum Geringsten den Erfolgen seines mit Rothschilds Geld unterhaltenen Rennstalls verdankt, noch unterthänigst umräucherten, nachdem er mit deutlichstem Mißerfolg seine Fähigkeiten erprobt hatte, Englands Geschicke zu lenken.

Nun erheben die Tugendbolde das Geschrei: die Prozesse, die Arthur Chamberlain, der Bruder, und Neville Chamberlain, der Sohn des Kolonialministers, gegen ihre angeblichen Verleumder geführt haben, hätten ergeben, daß die geheime Triebfeder seiner Politik einzig die gemeine Rücksicht auf seine an sich schon verdächtig gefüllte Tasche sei. Möglich, daß meine Behälter für Sittlichkeit im Laufe der Jahre ein Loch erhalten haben. Vielleicht als Folge längeren Aufenthaltes im britischen Nebel, vielleicht auch in Folge zu emsiger Lecture von Morallehren ... Möglich, aber doch nicht ganz sicher. Ich habe nämlich die wortgetreuen Berichte über jene Prozesse in englischen Zeitungen gelesen, nicht nur in der anrüchigen Times, der papiernen Blutsverwandten Chamberlains, sondern auch im radikalen, antijingoistischen, antimanchesterlichen, proburischen und philosemitischen Daily Chronicle, einem Blatte, das der Aufgabe lebt, die angefaulte Moral des regirenden Englands täglich zu entblößen. Und dieser Bericht läßt, wofern man aus zufälligen verwandtschaftlichen Beziehungen und Berührungen keine unbeweisbaren Konklusionen ziehen will, nicht den Schatten eines Verdachtes gegen Chamberlain aufkommen. Sein Bruder ist Präsident einer Korditgesellschaft, die von der Heeres- und Marine-Verwaltung seit Jahren Aufträge erhält. Sie ist, neben der Nobel-Gesellschaft, die einzig leistungfähige; um ihre ausschließlichen Dienste für den Nothfall, der vor der Thür stand, zu sichern, erhielt sie Aufträge, die über den augenblicklichen Bedarf hinausgingen, und zu Preisen, die die Angebote geringerer Betriebe übertrafen. Die hohen Ministerialbeamten, die dieses Geschäft abschlossen, sind vom Kriegsminister damals gemaßregelt worden. Mit diesen Herren, die seinem Verwaltungbereich fern standen, hat der Kolonialminister nachweislich nichts zu schaffen gehabt; eben so wenig mit untergeordneten Agenten, die, scheint es, seinen Namen mißbraucht haben. Er hat auch Aktien eines Betriebes, der zufällig von den Regirungbehörden einmal vorübergehend beschäftigt worden ist. Das ist Alles. Oder ist Das sehr viel? Soll ein Mann, der berufen wurde, die Interessen des gewaltigen Händlerstaates in kritischer Stunde zu schützen, darum anrüchig sein, weil er in seiner vorpolitischen Zeit verstanden hat, ein beträchtliches Vermögen zu sammeln und es später zu erhalten? Weil er sich mehr noch als die regen Mitstreber rührte und mit dem genialen Instinkt des geborenen Kaufmannes die günstigen Konjunkturen des Marktes zu nutzen verstand? Seit wann

ist Geschäftstüchtigkeit keine Tugend in einem Lande, dessen Wohl und Weh fast ausschließlich von der erfolgreichen Pflege seiner kommerziellen und industriellen Interessen abhängt? Daß Englands Entwickelung diese veräußerlichende und materialisirende Richtung eingeschlagen hat, daß es einem großen Fabrikschornstein, einem ungeheuren Kontor gleicht, daß vierzig Millionen menschlicher Seelen im Netz eines unübersehbaren Tauschverkehrs gefangen sind und nichts Anderes können, als bei Tag und Nacht ohne Rast noch Ruh Exportziffern und Bilanzen zu prüfen: Das ist ein in Lied und Wort von den hellsten Köpfen und tiefsten Gemüthern, von rationalistisch wie metaphysisch gestimmten Denkern oft beklagtes Faktum. Aber die Carlyle, Mill, Ruskin blieben in der Minderheit und die Masse überhörte sie. Deren Representative Men sind die Chamberlains, die Männer, die den Imperialismus schlechtweg, ohne ideologische Verbrämung, im Sinne eines geschlossenen Handelsstaates auffassen. Die normale Willensrichtung der Nation —: in Chamberlain ist sie verkörpert. Wir Größer-Deutsche, die wir eben daran sind, unseren Idealen orientalische Heimstätten zu errichten, die Geschäfte um Gottes willen zu betreiben, in unseren klassischen Dichtern und Philosophen unaufhörlich die Goldkörner echter, adelnder Weisheit auszugraben, das Räderwerk unserer inneren Verwaltung mit dem Oel werkthätiger Nächstenliebe zu schmeidigen und von unseren Regenten verlangen, sie sollen die Prinzipien ihrer Staatskunst dem Evangelium anpassen: wir verabscheuen ja bekanntlich solche Willensrichtung und brauchen die Chamberlains nicht. Schön. Man gönne diesem ideenlosen Ideal seinen Haß. Aber verdient ihn auch der Einzelne, verdient ihn vor Allen Chamberlain? Ist er, weil er in einer den Meisten seiner Landsleute wohlgefälligen Weise Realpolitik treibt, ein Dieb im Sinne des Strafgesetzbuchs?

Denn, wie gesagt, seine Verleumder sind jeden Beweis schuldig geblieben. Ihrer Behauptung fehlen alle psychologischen Voraussetzungen. Wäre Kapitalmehrung sein Ziel: wahrlich, Chamberlain hätte das untauglichste Mittel dazu gewählt, als er, kaum über Vierzig, sich mit Haut und Haaren, ja, mit seinem Vermögen der Politik verschrieb. Man kann sagen, daß sein kapitalistisches Privatinteresse dadurch zum Mindesten nicht gefördert wurde. Das ist einfach ein Faktum, Jedem bekannt, der die kostspieligen Gepflogenheiten des Politikmachens in England kennt. Und was würden die Leute, die die persönliche Lauterkeit Chamberlains anzuschwärzen suchen, sagen, wenn umgekehrt von jenseits des Kanals gegen unsere politischen Beamten der Vorwurf erhoben würde: sie lebten fast sämmtlich von ihrem Gehalt, sie klebten an ihren Aemtern mit der Verzweiflung Derer, die all ihre Würde, ihr Ansehen, ihre soziale Geltung von ihr bezögen; sie zitterten vor ihrem Verlust wie vor dem Bösesten, das sie, ihre Familie, ihre Sippe, ihren

Anhang treffen könnte? Hier in Preußen, wo bis vor Kurzem das agrarische Interesse das angeblich wichtigste des Landes war, wurde jeder Minister ohne Ar und Halm verdächtigt, jeder Staatsmann, der die Mittel des herrschenden Wirthschaftsystems ganz offen zur Mehrung seines Kapitals zu nutzen verstand, von den Täuberichen mit reinem Gewissen begeifert, jeder auf einen verantwortungvollen Posten gestellte Politiker, der im Finanz- und Bankwesen seine Heimath hat, von dem Heer jener mittleren Beamtenköpfe für fragwürdig befunden, die ihre akademische Bildung mit Talent, ihre Pedanterie mit Charakter, ihre gute Gesinnung mit Patriotismus, ihren grünen Tisch mit der weiten Welt und ihre Prüderie mit Moral verwechseln. Sie mag man darum auch entschuldigen: ihre Ungerechtigkeit wurzelt in der Kurzsichtigkeit ihres Wesens. Aber was soll man zu Jenen sagen, deren hohe Ahnen von Shylock herab zu Bleichröder auf den Gefilden des Börsen- und Beutelwesens ihr Adelswappen erkämpft haben und die nun, angesichts der Chamberlain-Prozesse, in der ihnen zugänglichen Presse moralische Tobsuchtanfälle simuliren? Ceux qui s'attendent à des procédés honnêtes de la part de gens nés vicieux, de caractères vils et bas, sont-ils sages? fragt der Neffe Rameaus. Und wir wollen doch weise sein.

Dr. Samuel Saenger.



Das Alter.

Wenn man mich fragt, was ich um jene Zeit (Winter 1858) getrieben habe, antworte ich ruhig und mit gutem Gewissen: „Ich schlief." Damals habe ich nichts Nennenswertheres gethan als geschlafen. Das ist schon sehr viel, denke ich. Welche thätigste Periode immer meines so wechselvollen, nun seinem Ende nahen Lebens gäbe ich gern hin im Tausch um jenen Winter! Glück ist: schlafen können; Lebensfreude: ausgeschlafen haben. Und zu jener Zeit erschien alltäglich, allabendlich der Schlaf wie ein bewährter Freund bei mir, ließ sich lächelnd an meiner Seite nieder, hatte häufig die wunderbarsten Geschichten mitgebracht und blieb so mild und lange und ruhevoll, Stunden und Stunden lang, bei mir; und wenn er aufstand und Abschied nahm, meine Hand schüttelte und ging, wars mir stets, als käme ich jählings zu mir, — so lieb war mir seine Anwesenheit geworden. In jenem Winter des Glückes geschah es, daß ich eines Morgens — eines klaren, glashellen Wintermorgens — beim Erwachen einen Brief auf meinem Bette fand, dessen Umschlag eine wohlbekannte Handschrift trug, wohlbekannt, sage ich, denn ich wußte sofort, daß der Brief nur von meinem Freunde J. herrühren konnte, trotzdem ich diesen Freund seit den Knabenjahren aus den Augen verloren, seine Handschrift aber auf der Schulbank zum letzten Mal gesehen hatte.

Ich bewohnte ein Häuschen am Rande des Englischen Gartens. Das Leben

der Natur verrieth sich mir in dem süßen Zustand des Aufkommens lediglich durch ein zeitweilig leises Anpochen eines Zweiges gegen meine Fensterscheiben oder ein sachtes Herniederfallen von Schneestreifen von diesen selben Aesten, die Scheibe entlang. Das gab die Musik zum Inhalt des Briefes, den ich im Bette las und hier drucken lasse.

„Lieber Freund, Du wirst den Ort nie ausfindig machen, an dem ich lebe und von dem diese Zeilen an Dich gelangen. Noch wirst Du die Art und Weise erfahren, wie sie bis zu Dir gelangt sind. Lieber Freund, suche nicht; nachdenken ist besser als suchen. Ich will Dich auch gern im Unklaren darüber lassen, was ich getrieben, was für Stellungen ich in der Gesellschaft eingenommen, welche Beschäftigungen ich gehabt habe; denn Das ist es nicht, was meine Geschichte ausmacht. Auch habe ich früh genug erkannt, daß mein eigentlicher Beruf der eines Virtuosen sei auf einem Instrument, das hundert Jahre nach meinem Tod erfunden werden wird. Dies ist sozusagen die Geschichte meines äußeren Lebens; die meiner inneren Existenz ist auch gar rasch zu erzählen. Das soll chronologisch geschehen. Als wir uns trennten, war meine arme, unreife Seele verfolgt von der Furcht, lebendig begraben zu werden. Fünf Jahre später quälte ich mich mit dem schrecklichen Gedanken herum, daß, wenn ich zu Schiff etwa nach Ceylon, Sumatra oder den Kordilleren ginge, mir dort Menschen entgegenkämen, die mich sofort als Ihresgleichen erkennen und schweigend an mir vorübergehen würden. Das dauerte eine Weile nnd ward schier unerträglich; glaube mir nur. Dann kamen die Erlebnisse. Auch die Liebe. Von der behielt ich nur: es sei ungerecht und eines gütigen Gottes höchst unwürdig, daß er den Menschen in einer Sekunde des Rausches, des Vergessens entstehen lasse und daß dieser Mensch Das mit einem langen, grausamen, durchsichtigen, mit einem Wort bewußten Leben büßen müsse. Daraus kannst Du ersehen, wie wenig ich vom Dichter in mir hatte. Dieses Bewußtsein erfüllte mich mit Trauer, denn als echter junger Mensch war ich gewillt, die beiden Begriffe Mensch und Dichter bei jeder Gelegenheit mit einander zu verwechseln. Von der Liebe also wandte ich mich ab und betrachtete es als ein großes Glück, keusch geblieben zu sein. Damals war mein Herz noch voll von Güte; doch das Leben half mir nicht, sie zu befreien, und so versank mein Schatz. Denn als ich mich dem Mitleid zugewandt hatte, sah ich bald ein, daß die Menschen seiner unwürdig seien. Dann fing ich an, meine Mitmenschen durch Schlauheit zu übervortheilen. Auch Das bereitete mir auf die Dauer keinen Spaß; wirklich nicht. Immerhin so und so viele Erlebnisse, Schicksalsfügungen, Zufälle und Anekdoten. So wurde ich dreißig Jahre alt. Da, an meinem Geburtstage, faßte ich den unwiderruflichen Entschluß, meiner Sehnsucht fortan nicht mehr nachzugeben. Das kam ganz einfach so: es war still, ich saß in meinem Zimmer und hatte mich eben (zum letzten Mal) gesehnt. Da sprang ich plötzlich auf, ging mit langen Schritten zum Ofen, zum Fenster, zur Thür, zum Bücherschrank, setzte mich dann nach diesem Kreislauf wieder an meinen Tisch und zwang mich zu Erinnerungen. Gar bald wurde mir klar dabei, daß die Ereignisse, die den Lauf meines Lebens bestimmt hatten, mit mathematischer Genauigkeit stets vollkommen unabhängig von meinen Hoffnungen und Befürchtungen eingetreten waren. Daraus — so dachte ich — ließe sich ja ganz gut so Etwas wie Kunst schaffen; der Pessimis=

mus als Kunstwerk, mehr als Kunstwerk denn als Lebensanschauung. Und ich machte mich an die Arbeit. Ich nahm die Situationen meines Lebens her, einzeln, der Reihe nach, wie sie eingetreten waren, stellte mir recht inbrünstig vor, wie es mir angenehm gewesen wäre, daß sie sich abgespielt hätten, — und stellte sie dann einfach auf den Kopf. Ich schrieb viele Bogen voll. Als ihrer genug waren, merkte ich, daß die tiefsten, am Feinsten empfundenen Wahrheiten ihre Tiefe einbüßen und zur Lüge herabsinken, sobald sie in Worte geprägt als Sentenzen auf dem Papier stehen. Nein, nein: ich war nun einmal kein Dichter und damit basta. Auch fehlte mir das Siegel der Gottheit, so man Stil nennt. Zum ersten Mal fragte ich mich ganz ernsthaft, was in aller Welt ich denn unter den Menschen suche, wozu ich mich denn mit den von ihnen sanktionirten Lebensbethätigungen abgäbe? Auch sagte ich mir, während ich nach einander meine Mitmenschen und dann mich selbst betrachtete: Ich bin für eine bestimmte Zeit hierher in die Welt gesetzt worden; sehe ich fort von mir und in die Menge, so erscheint mir diese Spanne zu lang bemessen, sehe ich mich dagegen selbst an, so scheint sie mir zu kurz. Gewiß habe ich mit ihnen gemeinsame Interessen: die Erdrinde erkaltet allmählich und Aehnliches. Doch ist es das Beste, ich beschäftige mich von nun an ausschließlich mit mir selbst, damit ich Zeit meines Lebens mit diesem Thema noch ins Reine und zu Ende komme. So beschloß ich, in die Einsamkeit zu gehen. Das that ich. Seit sieben Jahren lebe ich in einem Schloß, allein. Das Schloß liegt in einem Wald. Der Wald bedeckt völlig eine Insel. Die Insel liegt in der unerforschten Mitte des Stillen Ozeans. Du siehst also, lieber Freund, ich bin noch auf der Welt, auf diesem Globus sogar, der sich dreht.

Das Alles erklärt Dir aber noch nicht die Thatsache, daß Du diesen Brief empfängst. Die Nothwendigkeit, die mich bestimmt, ihn abzufassen, abzusenden, durch ihn den Kontakt zwischen mir und den Menschen wieder herzustellen. Ich will Dir erklären, wie Das gekommen ist. Nicht immer ist es möglich, die Einsamkeit in dieser Art, wie ich sie pflege, die Selbstschau, die ich mir auserwählt habe, zu ertragen. Oft kommt es wie ein Geheul über das Herz des Einsamen, und schafft er nicht Abhilfe, so zerreißt es ihn. Für diesen Fall hatte ich vorgesorgt. In meinem Schloß habe ich ein großes, siebeneckiges, fensterloses Gemach mit Spiegeln ausgelegt. Von Brusthöhe bedecken sie die Wände bis an die Decke und sind aus lauterstem Kristall, ohne Fehler. In der Mitte des Raumes habe ich eine Säule aus schwarzem Onyx errichtet; sie gleicht einem glatt abgebrochenen korinthischen Säulenknauf, wenn ihre Form auch etwas von diesem Muster abweicht. Vom Boden erhebt sie sich knapp bis zur Brusthöhe, spiegelt sich also nicht in den Wänden. So oft ich nun das Bedürfniß verspürte, meine Einsamkeit von mir zu werfen, kam ich aus meinen Wohnräumen mit einem siebenarmigen Eisenleuchter, in dem Kerzen brannten, in das Gemach, stellte den Leuchter auf die Säule und sah mich im Nu von einer ungeheuren Anzahl von Menschen und Flammen umgeben. In dem Spiegelgemach verweilte ich, bis das Gefühl der Einsamkeit von mir gewichen war. Dann nahm ich beruhigt den Leuchter und ging, zog die Thür hinter mir zu und suchte das Zimmer so lange nicht auf, ja, dachte so lange nicht daran, bis ich es wieder nöthig hatte. Aber nun höre, was mir geschah.

Gestern war ich seit Wochen wieder zum ersten Mal sehr geplagt von dem Gefühl der Einsamkeit. Es war Abend geworden, was ich aber nur an gewissen Funktionen meines Körpers errieth, denn in meinem Schloß und in dem Walde, der es umfängt, herrscht ewige Finsterniß und der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten gleitet nur in weiter Ferne, draußen, irgendwo über die große Spule ab; es war Abend geworden und ich beschloß, mich des sehr peinigenden Gefühles auf die bewährte Weise zu entledigen. Ich fühlte dieses Gefühl diesmal sogar heftiger in mir als sonst und empfand eine starke Sehnsucht nach dem Spiegelgemach; vielmehr eine Unruhe, die sich mit jedem Schritt verstärkte, Schmerz und Unruhe und Sehnsucht nach Linderung, die sich verdoppelten, vervielfältigten bis zur Unerträglichkeit. Endlich stand der Leuchter auf der Säule. Ich blickte in die Spiegel. Und da sah ich das Flammenmeer in den tiefen Wänden widergespiegelt in der gewohnten, unermeßlichen Fülle. Aber die Menschen, die der Spiegel mir gezeigt, waren diesmal nicht zu sehen. Keiner; der Spiegel warf mein Bild nicht mehr zurück, ich fühlte, wie die Einsamkeit mich eisig umfing. Von wahnsinniger Angst gepackt, schrie ich auf; mein Schrei klang mir dünn und körperlos. Ich stürzte aus dem Zimmer, schlug die Thür zu, stand draußen einen Augenblick lang athemlos, riß dann die Thür wieder auf und sprang mit einem Satz in die Mitte des Raumes. Die Kerzen flackerten auf, die Millionen Flämmchen bewegten sich in den Spiegeln, mein Bild war nicht zu sehen. Da packte mich das Entsetzen. Ich begann, zu gestikuliren, zu hüpfen, zu springen, legte mich platt nieder und schnellte mit schmerzenden Muskeln in die Höhe, machte die wildesten Bewegungen, mit dem Oberkörper, Kopf, Armen und Knien, um die verborgenen Gestalten zu reizen ... Doch sie zeigten sich nicht. Bei einer allzu heftigen Geberde riß ich den Leuchter von der Säule ... Und alle sieben und alle Millionen Kerzenflammen sind erloschen ..."

Hier brach der Brief ab. Ich faltete ihn zusammen und schob ihn unter das Nachthemd auf meine nackte Brust, auf die Stelle des Herzens, dann legte ich mich tiefer in die Kissen hinein, zog die Decke bis ans Kinn und hörte dem Winterwind zu, der über den Englischen Garten hinwegbrauste.

An jenem Morgen stand ich spät auf. Die schlaftrunkenen Glieder machten mir das Aufstehen sauer und wollten nicht pariren. Als ich vor dem Spiegel saß und mich rasirte, bemerkte ich, daß mein Haar an den Schläfen grau geworden war. Den Brief habe ich in einem geheimen Fach meines Schreibtisches aufbewahrt. Er trug keinen Poststempel; die Magd wußte nichts von ihm, er war weder mit der Post angekommen noch auf andere Weise abgegeben worden. Ich schlafe stets bei sorgsam verriegelter Thür und geschlossenem Fenster. Auf dem Fußboden waren keine Schneespuren zu entdecken, obwohl es die ganze Nacht geschneit hatte; ein menschliches Wesen konnte den Brief also nicht hereingebracht haben. Trotzdem muß ich bemerken, daß meine Bettdecke, die mit den zartesten Eiderdaunen gefüllt ist, an der Stelle, wo der Brief lag, ein Wenig niedergedrückt schien, ja, den Abdruck von feinen Fingerspitzen zeigte, als hätte sich eine Hand, nachdem sie den Brief hingelegt, noch einen Augenblick darauf niedergelassen, ihn niedergedrückt, damit er nicht von dem Bett gleite. Wie mochte der Brief nur auf mein Bett gekommen sein, in jener Winternacht vor Jahren?

München. Arthur Holitscher.

Selbstanzeigen.

Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Mit einem Vor-, Mittel- und Nachwort. Leipzig, C. F. Tiefenbach, 1901.

Ich halte es für nicht unangezeigt, diesem in mehr als einer Hinsicht eigenthümlichen Buche einen kleinen Geleitbrief in die größere Oeffentlichkeit mitzugeben. Wie meine Vorrede ausführlich schildert, litt das Werk, eine Aneinanderreihung zeitlich oft ziemlich auseinander liegender Skizzen, meist aus früher Jünglingszeit, ein unseliges Schicksal, da es nunmehr über drei Jahre sich im Druck zu verzögern das Malheur hatte. Widrige Winde hielten es im Hafen. Ob es besser gar nicht ausgelaufen wäre, meinem durch eine mühsame, jeder Clique und Gönnerschaft fernab langsam aufwärts schreitende Lyrik solid gegründeten Dichternamen etwa Eintrag zu thun? Ich liebe dieses Dokument, diese zehnmal überarbeitete und zwanzigmal drakonisch gesichtete Konfession nicht allzu schöpferisch-innig. Aber als eine „Befreiung" im goethischen Sinn — sit venia! — möchte ich es nicht in meiner Entwickelung missen. Und da man als Autor — und als freiester, alleinstehender — Prostitution mit heimlichsten Heimlichkeiten zu treiben wohl oder übel bemüßigt erscheint, gehört das Buch, meiner Ansicht nach, auch in die Literatur dieser Tage.

Ich habe manchen eingeschworenen Gegner. Man thut mir im engeren Vaterlande die Ehre an, mich beharrlich totzuschweigen. Ich habe wohl meine kleine Gemeinde, der ich — bescheiden stolz sei es gesagt — Etwas bedeuten darf. Mit dem „Publikum" rechnet wohl der verständige Lyriker von heute nicht, falls er nicht an betrübsamem Größenwahn leidet oder sich in der Art Anna Ritters auszuleiern Beruf und Neigung fühlt. Die „Intérieurs" aber dürften — nehme ich an und bin nicht eingeschüchtert, sollte ich mich täuschen — „Publikum" finden. Leider rechne ich aber auf wenig Parterre in meinem Sinne. Das Buch giebt sich nicht Jedem. Es will erlebt sein, innerlichst nach-, miterlebt. Ich schmeichle mir, auch in feinere Hände zu gelangen. Und an diese Adresse geht mein Ausrufungzeichen. Man tadle mich nicht einer Periode wegen, die ich hinter mich gebracht habe. Man genieße — und ich bin mir wohl bewußt, daß ich „genieße" schreibe — den Band gewissermaßen historisch. Wer mich nicht kennt, Der nehme etwa meine „Verse", meine „Gärten", meine „Sehnsucht" vor und bemühe sich ein Wenig, mir nah zu gelangen. Dann dürften auch die „Intérieurs" gehegt werden wie ein Portrait eines nicht gleichgiltigen Freundes. Man erwäge Jugend und abermals Jugend. Dabei mag der Erfahrene getrost zusehen und prüfend, kritisch sondiren. Ich bin mir keiner verwischenden Retouchen, keiner falschen Töne bewußt. Einflüsse gehen mit. Das ist nicht unerfindlich. Mit zwanzig Jahren ist man kein Eigener. Man wird D'Annunzio, Altenberg und manche Anderen spüren. Aber es ringt Eigenart sich durch die Bande zur Gestalt auf. Die „Stile" stürzen durcheinander. Doch ein Zug, ein fester Strich ist nicht schwer zu markiren. Man nehme zum Troste die Mittheilung entgegen, daß ich heute nur wenige Prosaiker kenne, an denen ich mich emsig (und in ganz anderer Richtung) bilde: Kleist und dreimal Kleist, Goethe, Stifter, Grimm, C. F. Meyer, Fontane, E. T. A. Hoffmann. Damals war ich etwas zu jugendlich „modern"

bestrebt. Diese Schnabelschuhe habe ich bis auf die Sohlen durch- und ausgetreten. Ich lebe geistig in zu erlesener Gesellschaft, als daß ich derartige „Bescheidenheiten" nicht hätte abthun müssen, beschämt, daß ich sie jemals nährte. Wenn man nach ein paar Seiten „Renate Fuchs" zu Chamisso oder Cervantes, zu Kleist oder Beyle gehe, begreift man nicht, daß man auch nur drei Zeilen anzunehmen im Stande war. Die Einsichtigen, an die ich mich wende, sind mir nun willig geneigt. Sie mögen nur fragen, warum ich, also geläutert, überhaupt die „Intérieurs" herausgegeben habe. Einfach: ich wollte sie vor mich hin, von mir wegstellen.

Man — nicht die Menge meine ich — wird mich nicht verkennen.

Ich sage: Nehmt dem Büchlein nichts übel. Es ist so ehrlich jung und rührt von Einem, der, Gott sei Dank, nur hier und da „Literat" war.

Dr. Richard Schaukal.

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. Verlag von Georg Reimer, Berlin, 1901.

Der Dichter Heinrich Heine hat seine eigene Krankheitgeschichte geschrieben in einer kleinen, häufig ergreifend schönen und plastischen Schilderung, wie sie zum zweiten Male wohl kaum die Literatur bietet. Freilich handelt es sich nicht um einen zusammenhängenden Krankheitbericht, sondern um gelegentliche kurze Notizen oder auch längere Herzensergüsse und Stimmungbilder, die uns mit seiner reichen Korrespondenz überliefert sind. Mit Hilfe dieses Materials habe ich versucht, die Epikrise des Krankheitfalles Heine zu schreiben, die Entstehung, Entwickelung und die Ursachen des Leidens, dem die Aerzte zur Zeit rathlos gegenüberstanden, auf Grund moderner neuropathologischer Kenntnisse zu ergründen.

Dr. S. Rahmer.

Silberne Saiten. Gedichte. Schuster & Löffler. Berlin 1901.

Ein Vorfrühlingsbuch möchte ich meinen Erstling nennen, ein Präludium und ein sehnsüchtiges Suchen nach einer eigenen Harmonie. Denn die Jugend, die hier spricht, wird noch nicht von wilden Leidenschaften durchwühlt, sondern zittert erst in ihren dämmerschwülen bangen Ahnungen und Träumen. Ein paar Verszeilen habe ich meinem Buch zum Geleit mitgegeben; ich möchte sie auch hierher setzen:

Was ins Weite einst geflogen,
Einzeln, ein verlorner Klang,
Ruht hier, Blatt an Blatt gebogen,
Träumerstunden stiller Sang.
Nun gehts weithin auf die Reise.
Allen giebt es wohl nicht viel,
Aber mir erklingt draus leise
Meiner Jugend Sehnsuchtweise
Und mein innres Glockenspiel . . .

Wien. Stefan Zweig.

Laboratorien.*)

Die Unterrichtslaboratorien sind Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts; aber in dessen ersten Jahrzehnten waren Anstalten, wie wir heute sie kennen, noch unbekannt. Die Chemie galt eben noch als Nebenzweig anderer Wissenschaften, wie Physik, Mineralogie, Anatomie, und mußte in Folge Dessen sich begnügen, neben ihnen ein kümmerliches Dasein zu fristen. In Frankreich, wo sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zuerst die wissenschaftliche Erkenntniß Bahn gebrochen hatte, empfand man den Mangel an geeigneten Lehrmitteln und suchte ihm abzuhelfen. Vauquelin hatte dort in einem allerdings sehr kleinen Laboratorium einen Unterrichtskursus für junge, strebsame Leute eingerichtet und Guy-Lussac und Thernard wirkten, wenn auch in ganz kleinem Kreise, seit Ende des ersten Jahrzehntes als Lehrer. Die Gründung des eigentlichen Unterrichtslaboratoriums haben wir einem Deutschen, unserem großen Liebig, zu verdanken. Schon vor seinem Auftreten hatte man, speziell in Frankreich, die Wichtigkeit von Experimentalvorträgen erkannt. Hier war es Ronelle (1703 bis 1770), der sehr Tüchtiges leistete. Wie Hoefer in seiner „Histoire de la chimie“ schreibt, wirkten damals zwei Professoren der Chemie zur selben Zeit, von denen Einer die Theorie chemischer Prozesse vortrug, während der Andere deren praktische Ausführung zeigte. Der Erste ermüdete naturgemäß durch den trockenen Vortrag seiner Lehren die Zuhörer, während Ronelle das Auditorium begeisterte. Es kam, wie Hoefer schreibt, durchaus nicht selten vor, daß Ronelle sich bei seinem Vortrage seiner Perrücke und einzelner Kleidungstücke entledigte, wenn er ins Feuer gerieth. Da in Deutschland Pflanzstätten für den chemischen Unterricht nicht existirten, gingen zu Anfang des Jahrhunderts und auch noch später strebsame junge Leute nach Paris, um dort die großen Meister zu hören. In der Heimath hatte man ja dozumal durchaus keinen Begriff davon, daß die Chemie eine Wissenschaft sei; mit Vorurtheilen verfolgte man sie und suchte der jungen, sich kühn eindrängenden Disziplin mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Aber die Dünkel- und Dunkelmänner, die hier einen Strom von Geist und Energie hemmen wollten, unterlagen; sie wurden von Liebigs Genie zu Falle gebracht.

Wenn man das Leben dieses in seiner Art einzigen Mannes verfolgt, kann man sehen, welche Entwickelung die Chemie in Deutschland genommen hat, aber auch, welche harten Kämpfe dieser Meister gegen Böswilligkeit und Vornirtheit zu bestehen hatte. Liebig hatte zuerst erkannt, daß chemischer Unterricht nur dann Erfolg habe, wenn er von ausgiebigen praktischen Arbeiten begleitet ist. In diesem Sinn und in der Absicht, seine Ideen auszuführen, koste es, was es wolle, trat er 1824 seine gießener Professur an. Einundzwanzig Jahre alt, ohne daß er in Gießen studirt oder promovirt hätte, wurde er auf Empfehlung Humboldts dorthin auf den Lehrstuhl für Chemie berufen, der überhaupt

*) Dieser Aufsatz wird in einigen Wochen als ein Theil des Sammelwerkes „Das deutsche Jahrhundert“ im Verlag von F. Schneider & Co. in Berlin (Band 9: Geschichte der Chemie vom Dr. A. Wilhelmj) erscheinen.

erst für ihn geschaffen wurde. Das war in der Geschichte der Universität noch nicht dagewesen. Liebig galt daher als Eindringling und wurde von den anderen Professoren als nicht ebenbürtig behandelt. Die Regirung kam ihm auch nicht entgegen; sie hatte dem jungen Professor statt eines Laboratoriums vier leere Wände gegeben; alles Andere mußte er sich selbst anschaffen, — bei einem Jahresgehalt von 800 Gulden!

Als er der Universität Gießen durch seine Wirksamkeit in zehn Jahren europäischen Weltruf verschafft hatte, verlangte er Aufbesserung seines Gehaltes und Vergrößerung des Unterrichtslaboratoriums: Beides wurde abgeschlagen. Da übermannte ihn die Wuth und er schrieb von Baden-Baden aus, wohin er sich zur Stärkung seiner zerrütteten Gesundheit begeben hatte, an den Kanzler Linden einen Brief, der für die Entwickelung der Geschichte der Chemie so denkwürdig ist, daß einige Stellen daraus mitgetheilt werden mögen:

„ . . . Mir ist Gewißheit nöthig, was ich in Gießen zu erwarten habe. Auf das Aeußerste getrieben, werde ich diesen Winter nicht mehr dahin gehen, gleichviel, ob ich Urlaub erhalte oder nicht. Ich werde diesen Schritt zu rechtfertigen wissen, denn es ist wohl Niemand an der Universität in auffallenderer Weise als ich mißhandelt worden. Mit 800 Gulden Besoldung kann man in Gießen nicht leben. Gemeinschaftlich mit einigen anderen Kollegen bin ich vor vier Jahren um eine Besoldungerhöhung eingekommen; sie ist uns abgeschlagen worden. Sie haben mich mit Lächeln versichert, daß die Staatskasse keine Fonds besitze; ich habe daraus gesehen, daß Sie Kummer und quälende Nahrungsorgen nie gekannt haben. Von diesem Augenblick an habe ich durch unablässiges Arbeiten mir eine unabhängige Stellung zu erwerben gesucht; meine Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, aber sie sind über meine Kräfte gegangen: ich bin dabei invalid geworden; und wenn ich jetzt, wo ich den Staat nicht mehr brauche, erwäge, daß mit einigen elenden hundert Gulden meine Gesundheit in früheren Jahren nicht gelitten hätte, indem mein Leben sorgenfreier gewesen wäre, so ist für mich der härteste Gedanke, daß meine Lage Ihnen bekannt war. Die Mittel, die das Laboratorium besitzt, sind von Anfang an zu gering gewesen. Man gab mir vier leere Wände statt eines Laboratoriums; an eine bestimmte Summe zu dessen Ausstattung, zur Anschaffung eines Inventariums ist trotz meinen Gesuchen nicht gedacht worden. Ich habe Instrumente und Präparate nöthig gehabt und bin gezwungen gewesen, jährlich drei- bis vierhundert Gulden aus eigenen Mitteln dazu zu verwenden; ich habe neben dem Famulus, den der Staat bezahlt, einen Assistenten nöthig, der mich selbst über dreihundert Gulden kostet; ziehen Sie beide Ausgaben von meiner Besoldung ab, so bleibt davon nicht so viel übrig, um meine Kinder zu kleiden . . . Ich will nicht mehr von mir sprechen: meine Rechnung mit Gießen ist abgeschlossen; mein Weg ist nicht der Weg der Reptilien, ob dieser auch der leichteste, wenn auch schmutzigste ist. Das Gesagte wird hinreichen, um meinen Entschluß bei dem Ministerium und bei dem Fürsten zu rechtfertigen, daß ich diesen Winter in Gießen nicht lesen kann . . . Wenn ich gesund bin, wird es mir an Kraft nicht fehlen, eine Art Universität für meine Lehrzweige auf eigene Hand zu errichten. Wird es mir nicht erlaubt und erhalte ich meinen Abschied, so befreit mich dieser Schritt von dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen das Land, aus dessen Mitteln meine

Ausbildung möglich war. Ich habe manches Unrecht, manches falsche Urtheil tragen gelernt, aber dieser Vorwurf wäre für meine Schultern zu schwer."

Der Brief wirkte: alle Wünsche Liebigs wurden erfüllt. Man muß aber nicht meinen, daß deshalb für Liebig die Wege vollkommen geebnet gewesen oder daß sonstwo andere Laboratorien nun aus der Erde emporgeschossen seien, als das Gedeihen des gießener Institutes bekannt wurde. Dazu waren noch größere Kämpfe Liebigs nöthig, der mit der Feder und der Wucht vernichtender Kritik noch gegen den Dünkel der Schulmeister und die Blasirtheit der Staatsmänner zu Felde ziehen mußte. Zu großer Berühmtheit gelangte seine Schrift: „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen". Er geißelt da in scharfer Sprache das damalige Preußen, „das sich so gern den Staat der Intelligenz nennen höre, das aber nicht einmal so viel Intelligenz besitze, um die Bedeutung der Chemie zu begreifen". Wie Recht er hatte, ergiebt sich schon daraus, daß keine der drei großen Autoritäten dieser Zeit, Liebig, Wöhler und Bunsen, in Preußen einen Lehrstuhl erhielt. Man hätte ihnen Das auch gar nicht zumuthen können, denn die Verhältnisse waren jämmerlich. Preußen hat nicht umsonst lange unter den Folgen der Einseitigkeit und Beschränktheit seiner Kultusminister zu leiden gehabt. Außerpreußische Hochschulen erwiesen sich verständnißvoller. In den dreißiger Jahren wurde in Göttingen für Wöhler ein Unterrichtslaboratorium gebaut, für Bunsen eins in Marburg 1840; Leipzig folgte 1843. Und während in den fünfziger Jahren auf fast allen anderen deutschen Universitäten entsprechende Institute ins Leben gerufen wurden, wurden Berlin und Bonn erst in den sechziger Jahren mit einem eigentlichen Laboratorium bedacht.

Die Laboratorien sind im Lauf der Zeit immer wieder verbessert worden, und seit die Chemie sich zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgeschwungen hat, entstanden auch Institute, die spezialisirten Gebieten dienen. Wir haben jetzt Laboratorien, auf denen chemisch-physikalische, agrikulturchemische, technologische, physiologisch-chemische, pharmazeutische und hygienische Untersuchungen ausgeführt werden. Und wie haben sich erst die Einrichtungen dieser Laboratorien verändert! Welche Unmenge von Apparaten, reinen Reagentien stehen im Vergleich zu früher zu Gebote! Welch einen Fortschritt bedeutet allein der Uebergang vom alten Kohlenfeuer zum Gas! Es berührt ganz eigenartig, wenn wir die Schilderung Wöhlers über das Laboratorium Berzelius' lesen: „Als er mich in sein Laboratorium führte, war ich wie im Traum, wie zweifelnd, ob es Wirklichkeit sei, daß ich mich in diesen klassischen Räumen befinde. Neben dem Wohnzimmer gelegen, bestand es aus zwei gewöhnlichen Stuben mit der einfachsten Einrichtung; man sah darin weder Oefen noch Dampfabzüge, weder Wasser- noch Gasleitung. In der einen Stube standen zwei gewöhnliche Arbeitstische von Tannenholz; an dem einen hatte Berzelius seinen Arbeitplatz, an dem anderen ich den meinen. An den Wänden waren einige Schränke mit den Reagentien aufgestellt, die nicht in allzu reicher Auswahl vorhanden waren, denn als ich zu meinen Versuchen Blutlaugensalz brauchte, mußte ich es mir von Lübeck erst kommen lassen. In der Mitte der Stube standen die Quecksilberwanne und der Glasblasetisch, dieser unter einem in den Stubenofenschornstein mündenden Rauchfang von Wachstaffet. Die Spülanstalt bestand aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunter stehenden Topfe. In dem anderen Zimmer befanden sich die

Wagen und andere Instrumente, nebenan war noch eine kleine Werkstatt mit Drehbank. In der Küche, in der die alte gestrenge Anna, Köchin und Faktotum des nordischen Meisters, der damals noch Junggeselle war, das Essen bereitete, standen ein kleiner Glühofen und das fortwährend geheizte Sandbad." So sah damals ein Laboratorium aus. Man kann die Leistungen der alten Meister erst schätzen lernen, wenn man sie in ihren Werkstätten aufsucht.

Geisenheim. Dr. Arthur Wilhelmj.



Tietz.

Ein Fachblatt der Konfektionbranche tritt in einer längeren Notiz Gerüchten entgegen, die über das Waarenhaus Hermann Tietz in Berlin seit längerer Zeit im Umlauf sind. Welcher Art diese Gerüchte sind, erfährt man aus jenen Zeilen nicht, aber man kann es ahnen. Jedenfalls ist die Thatsache an sich richtig, daß man in der Geschäftswelt bereits seit Monaten sich alles Mögliche über jenes Waarenhaus erzählt und an der Börse ganz bestimmte Angaben über Zahlungschwierigkeiten der Firma Tietz gemacht worden sind. Tietz sollte, so wurde erzählt, bei der Deutschen Bank um eine Betheiligung in Höhe von 3 Millionen Mark eingekommen sein. Nach mehrmaligen Konferenzen habe die Bank den Antrag jedoch abgelehnt. Später wurde dieses Gerücht dahin abgeändert, daß eine hiesige Bankfirma unter Garantie von Leonhard Tietz in Köln $1^1/_2$ Millionen hergegeben habe und daß jetzt die Familie Tietz über das Geschäft von Hermann Tietz insofern eine Kontrole übe, als seine täglichen Losungen an jenes Bankhaus abgeliefert werden müßten. Wie ich von Eingeweihten höre, entsprach dieses Gerücht der Wirklichkeit. Die Firma Hardy & Co. im Verein mit der Bayerischen Bank und der Württembergischen Landesbank haben das Geld geliehen. Durch das Dementi des Konfektionblattes wird denn auch die Richtigkeit dieser Gerüchte keineswegs widerlegt. Da heißt es: „Wer fällige Ansprüche an das Waarenhaus Hermann Tietz in Berlin hat, soll sie einreichen. Sie werden nach Prüfung sofort durch Checks regulirt werden". Diese Wortfassung ist doch ziemlich auffällig. Daß man bei dieser Aufforderung an die Gläubiger ausdrücklich betont, es werde durch Checks regulirt werden, kann die Abhängigkeit von einem Bankhaus nur bestätigen. Jedenfalls ist es stadtbekannt, daß in der letzten Zeit die tietzische Zahlweise eine langsamere gewesen ist, und aus dieser Thatsache ist wohl auch zu erklären, daß es in Berlin schließlich zum öffentlichen Geheimniß geworden ist, das man einander unter dem üblichen Siegel der Verschwiegenheit zuraunt: „Tietz steckt in Zahlungschwierigkeiten."

Doch Das gehört bereits der Geschichte an. Diese Gerüchte sind jedenfalls für den Augenblick ohne Belang. Denn Tietz zahlt wieder. Damit wäre die Angelegenheit an sich erledigt. Aber die selbe Nummer des erwähnten Konfektionblattes, in der die Gerüchte über Tietz abgeleugnet werden, enthält auch eine

Mittheilung, wonach fast alle größeren Einkäufer entlassen sind. Das läßt doch darauf schließen, daß die Verhältnisse in jenem Hause so ganz klar wohl nicht gewesen sein können; nur Gründe besonderer Art machen die Entlassung gerade der leitenden Persönlichkeiten aus ihren Stellungen begreiflich. Es erscheint daher von großem allgemeinem Interesse, einmal zu untersuchen, weshalb das tietzische Unternehmen sich auf eine den Erwartungen seiner Gründer nicht entsprechende Weise entwickelt hat. Eine solche Untersuchung ist schon deshalb lehrreich, weil sich aus ihr wichtige Gesetze für die allgemeine Waarenhauspraxis ergeben werden.

Ich will hier nicht näher erörtern, daß Tietz viel zu theuer gebaut hat, auch nicht, ob er am Ende durch hohe Hypothekenprovisionen und Verluste an übernommenen Grundstücken sein Kapital zu früh aufzehrte. Viel wichtiger — eigentlich allein wichtig — ist die Frage: mit welchen Mitteln hat Tietz versucht, sich beim Publikum einzuführen, und wie hat das berliner Publikum darauf reagirt? Man sollte meinen, daß einer der Gebrüder Tietz, die mit vielem Erfolge ein wahres Netz von Waarenhäusern über ganz Deutschland und sogar auch über einen Theil der benachbarten Staaten ausgespannt haben, die berufensten Leiter eines großen Waarenhausunternehmens in Berlin hätten sein müssen. Hermann Tietz schien anfangs auch einen klaren Blick dafür zu haben, daß die Existenzbedingungen für ein Waarenhaus in Berlin von denen eines Provinzhauses sehr verschieden seien; man war entschlossen, von den Krämergewohnheiten, die nun einmal dem Provinzkaufmann häufig anhaften, sich zu befreien. Der berliner Bevölkerung sollte etwas ganz Neues, nie Dagewesenes geboten werden. Man verschrieb sich deshalb einen Organisator aus Amerika, — und legte allein schon damit den Grundstein zum Mißerfolg. Lassen sich amerikanische Geschäftsgepflogenheiten überhaupt nur schwer nach Europa verpflanzen, so ist gerade Berlin ein besonders undankbarer Ort dafür. Der Berliner ist nicht etwa zu konservativ dazu. Im Gegentheil. Er nimmt das Fremde gern, wenn es ihm gefällt. Aber Dinge wie die amerikanische Reklame sind ihm von vorn herein unsympathisch. Sofort nach der Einweihung des tietzischen Waarenhauses schüttelte man allgemein den Kopf. Herr Tietz hielt vor einer großen geladenen Gesellschaft eine Eröffnungrede, die nach Form und Inhalt das Lächerlichste war, was ein Geschäftsmann in Berlin je verübt hat. Daß er die deutsche Sprache nicht völlig beherrschte, daß die Sprachfehler im Schwulst seiner Rede sich noch lächerlicher ausnahmen, wurde ihm schließlich am Wenigsten verdacht. Aber was Alles glaubte er uns doch erzählen zu müssen! Er übersah vollkommen, daß er, wie man zu sagen pflegt, in ein gemachtes Bett stieg, daß Andere vor ihm einen heißen Kampf um die Anerkennung der Waarenhäuser beim Publikum durchgefochten hatten. Er that, als ob er berufen sei, den Berlinern als der Erste einmal zu sagen, was ein Waarenhaus eigentlich sei und bedeute. Er sprach von seinem vortrefflichen Kassenwesen, das er schließlich schleunigst wieder abschaffte. Vor Allem aber besaß er die unglaubliche Anmaßung, sich als den Helfer der Landwirthschaft aufzuspielen. Und was war sein Heilmittel? Der Konservenverkauf. Zugegeben, daß der durch die Waarenhäuser in großem Umfang angebahnte Konservenkonsum der Landwirthschaft einen wesentlichen Dienst leistet, so war doch auch hier Herr Tietz keineswegs der Bahnbrecher. Auch hier hatten die anderen Waarenhäuser ihm schon lange und mühsälig vorgearbeitet.

Was jedoch an dieser Rede besonders abstieß, war die unangenehme Art, wie Tietz in einer Zeit, wo die Waarenhäuser von allen Seiten geschmäht und angefeindet wurden, von seinen natürlichen Kampfesgenossen sich lossagte und seinen Konkurrenten sich geradezu feindlich gegenüberstellte. Diese Selbstüberhebung zog sich wie ein rother Faden durch alle seine Worte. In seinen Zeitungreklamen ging er den selben Weg. Ein Inserat, das mit den deutlich gegen die Konkurrenz gerichteten Worten: „Sie tanzen uns nach“ anhob, war bisher in Berlin noch nicht dagewesen. Man ist an der Spree gewiß einen scharfen Konkurrenzkampf gewöhnt; ein so unangenehm persönliches Hervordrängen aber fiel doch auf und stieß sofort allgemein ab. Schließlich kam jenes unglaublich lächerliche Inserat, in dem Herr Tietz ankündigte, daß er „der Mehrheit seines Personals wegen“ sein Geschäft an den jüdischen Festtagen geschlossen halte. Das stieß Juden wie Christen in gleicher Weise vor den Kopf. Diese groben Ausschreitungen der tietzischen Marktschreierei machten überall den übelsten Eindruck. Man konnte keinen Schritt mehr gehen, ohne auf das widerliche: „Wir treffen uns an der Sodafontaine“ zu stoßen. Es fehlte der tietzischen Reklame vollkommen an jener diskreten Feinfühligkeit, die genau die Grenzen kennt, innerhalb derer sie wirksam ist, ohne Anstoß zu erregen. Es übersättigte das Publikum, an jeder Wand, in jedem Stadtbahn-Coupé den Namen Tietz zu lesen und in allen Stadttheilen den tietzischen Automobilwagen zu begegnen, die zu Reklamefahrten ausgeschickt wurden. Bis in die unwesentlichsten Kleinigkeiten hinab zeigte sich dieses unfeine Reklamewesen. Während die alteingeführten Waarenhäuser mit vornehmster Kundschaft die Waaren in weißem Papier verpackten, stand auf dem Packpapier, auf den Tüten, ja, selbst auf den Waaren von Tietz hundertfältig der Name der Firma. Das behagte dem berliner Publikum ganz und gar nicht. Und so blieb es dem tietzischen Waarenpalast fern.

Aber vielleicht hätten alle diese Thorheiten nicht so unheilvoll gewirkt, wenn nicht der Bau des tietzischen Hauses für den Verkauf in hohem Maße unvortheilhaft gewesen wäre. Es fehlte ein großer Verkaufslichthof und dadurch kamen die Waaren nicht zur Geltung. Das Ganze machte, wenigstens bei Tage, einen unangenehm bedrückenden Eindruck. Es roch förmlich nach Ramsch. In die anderen Waarenhäuser wurde das Publikum dadurch gelockt, daß die vornehm ausgestatteten Räume und die Berührung mit den „oberen“ Schichten der Bevölkerung dem Gefühl der Massen schmeichelte; bei Tietz fiel dieses Lockmittel fort. Die hohen Kassen versperrten die Aussicht. Man hatte keinen Ueberblick über das Ganze. Man verlor sich in unerfreulichen Einzelheiten. So lange Jeder einmal Tietz gesehen haben wollte, war es voll, hielt auch manche Equipage vor der Thür. Aber schließlich überwog doch selbst beim kleinen Bürgerstand unbewußt das ästhetische Empfinden.

Viel schadete Tietz auch das auffallende Verhalten seines Personals: es benahm sich wenig diskret. In den oberen Räumen war man oft Zeuge des Duzkomments zwischen Männlein und Weiblein. Ueberhaupt waren im Personalengagement von vorn herein die größten Fehler begangen worden. Man hatte Alles engagirt, was man bekommen konnte. Ein solches Verfahren ist schon bei jedem anderen Geschäft ein Fehler, aber um so mehr bei einem Waarenhaus, dessen Betrieb zur Voraussetzung hat, daß jedes Theilchen der Maschine ganz

exakt funktionirt. Bald nach der Eröffnung mußte Tietz Leute entlassen; er hat es sogar fertig gebracht, noch im Dezember Angestellten zu kündigen, zu einer Zeit also, wo in anderen Waarenhäusern Mangel an Personal zu herrschen pflegt.

Und eben so wie Tietz das Reklamebedürfniß des berliner Publikums vollkommen verkannte, scheinen seine Einkäufer auch den Waarengeschmack der Berliner durchaus falsch eingeschätzt zu haben. Sie stapelten aufs Gerathewohl Waaren auf Waaren. Das war dem natürlichen Prinzip des Waarenhausbetriebes, der schnellen Umsatz fordert, vollkommen zuwider. Der Umsatz muß sogar, wenn Noth am Mann ist, auf Kosten des Verdienstes erzielt werden. Die tietzischen Einkäufer scheinen aber merkwürdiger Weise Waaren eingekauft zu haben, für die sich selbst bei niedrigen Preisen keine Käufer fanden. Dieses Versagen des Publikums ist außerordentlich lehrreich und widerlegt ein wichtiges Argument der Warenhausgegner aufs Schlagendste. Diese behaupten bekanntlich, das Waarenhaus wirke insofern schädlich, als es das Publikum zu unbeabsichtigten Käufen verleite und ihm Waaren aufdränge, für die es hinterher gar keine Verwendung habe. Das tietzische Beispiel gerade beweist, wie wenig Einfluß eigentlich das Waarenhaus auf den Geschmack des Publikums hat, wie jedenfalls das Publikum sich keinen Geschmack aufdrängen läßt. Es ist eben in dieser Hinsicht doch selbständiger, als man gemeinhin annimmt. Die erste Regel für die Leitung eines Waarenhauses muß daher sein, den Geschmack der Menge zu ergründen und ihm entgegen zu kommen; gegen diese Regel hat Tietz zu seinem Schaden vom Tage der Eröffnung an gesündigt.

Aus der Zahl der führenden berliner Waarenhäuser ist Tietz jedenfalls gestrichen. Daß er viele seiner Disponenten entlassen hat, spricht dafür, daß er zu einer größeren Konzentration des Betriebes übergehen will. Damit ist aber zugleich eine Vereinfachung des Geschäftsganges verbunden. Aus dem Weltwaarenhaus, das die Firma Tietz sein wollte, ist also ein Kaufhaus niederer Ordnung geworden, das sich schließlich in Berlin erhalten wird wie viele andere auch. Die Einnahmen seiner Provinzgeschäfte wird Herr Tietz in Berlin wohl aber nach und nach zusetzen müssen.

— —

Die Nationalbank für Deutschland hat in einer Zuschrift an die Redaktion der Zukunft (S. das Heft vom sechsten April 1901) in Abrede gestellt, zu der Aktiengesellschaft für Montanindustrie in irgend welcher Beziehung zu stehen. Formell ist Das richtig. Ich stelle jedoch Dem gegenüber fest:

1. Herr Generalkonsul Eugen Landau ist gleichzeitig bei der Nationalbank und bei der Aktiengesellschaft für Montanindustrie Vorsitzender des Aufsichtrathes.

2. Im Aufsichtrath der Nationalbank sitzen, wie jüngst ein berliner Blatt festgestellt hat, vier Verwandte des Herrn Landau.

3. Der Bankier Karl Cahn (Berlin) ist gleichzeitig Mitglied des Aufsichtrathes der Nationalbank und der Aktiengesellschaft für Montanindustrie.

4. Die Nationalbank ist Zahlstelle für die Dividendenscheine und Coupons der Aktiengesellschaft für Montanindustrie und des von ihr gegründeten Milowicer Eisenwerks. Die Folgerungen überlasse ich dem Leser. Plutus.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 27. April 1901.

Deutschland in China.

Graf Waldersee wird vom Unglück verfolgt. Als der ehrgeizige Held einer mühsam in Jahren geschaffenen Legende nach China geschickt wurde, durfte man zweifeln, ob ein Mann, der Klima, Terrain, Volkssitte und Volkscharakter nicht kannte, mit der Aussicht auf Erfolg den Oberbefehl führen könne. Die zahlreichen Reden des vor der That schon Gefeierten, seine Bereitwilligkeit, jedem photographischen Apparat Stand zu halten, die ganze Art eines Auftretens, dem in Preußens Militärgeschichte kein Vorbild zu finden ist: das Alles sprach sicher nicht für die Güte der getroffenen Wahl. Dann kam das erste Mißgeschick: als der Generalissimus in Asien landete, waren die in Peking bedrohten Fremden schon befreit und an dieser Befreiung hatte kein einziger deutscher Soldat mitgewirkt. Seitdem sind wir beinahe täglich mit Depeschen bewirthet worden, die militärische oder diplomatische Erfolge meldeten; kein Mensch aber glaubt, daß bis jetzt irgend ein wahrhafter Vortheil erreicht worden ist. Der Marschall war gewiß nicht müßig; er hat „pazifizirt", unruhige Dörfer bestraft, Boxerbanden zerstreut, in Scharmützeln gesiegt und — um bekannte Wünsche zu streicheln — den Franzosen allerlei Artigkeiten erwiesen, die auf das gallische Volksempfinden natürlich nicht die geringste Wirkung üben können. Diese Thätigkeit forderte nicht gerade einen Feldherrn; jeder tüchtige Major hätte sie zu leisten vermocht. Und nun ist das berühmte Asbesthaus, an dem so viele Witze emporgezüngelt hatten, daß die Offiziösen des Grafen es mit

eiserner Stirn bereits ins Märchenreich wiesen, ist der von Waldersee bewohnte Theil des pekinger Kaiserpalastes verbrannt, der Feldmarschall hat seine ganze Habe verloren und sein Leben mit fremder Hilfe durch ein Fenster des brennenden Hauses gerettet. Dem solchen Strapazen und Gefahren ausgesetzten Greis wird Niemand mitleidige Achtung versagen; den Glanz des Feldherrnnamens aber kann dieser traurige Zwischenfall nicht mehren. Ein Oberbefehlshaber, den seine Leute durchs Fenster zerren müssen, ist, mag er noch so tapfer, an der Katastrophe noch so unschuldig sein, um seinen Nimbus. Das Feuer, so wird uns erzählt, ist nicht angelegt worden, sondern zufällig entstanden. Das klingt seltsam und kann die Erinnerung an der Hunnenkönigin Chriemhild lodernde Rache und an den moskauer Brand nicht verscheuchen. Ueberall flackern solche Erinnerungen auf; denn überall herrscht heute die Gewißheit, daß der Krieg gegen China der größte Fehler war, den die deutsche Politik nach allen früheren Irrungen noch machen konnte . . . Mußte diese Erkenntniß so spät kommen?

„Es klingt recht schön, wenn in der Schreibstube, beim warmen Kachelofen, tapfere Männer das Michelthum der Deutschen höhnen, das sich noch immer nicht über den Ozean wage, in die großen Welthändel nicht verwickelt sein wolle. Die Muthigen, die in fremden Zonen fürs Vaterland ihr Leben einsetzen, sind nicht gering zu schätzen, nicht viel geringer aber die Anderen, moralisch Muthigen, die in der Heimath, ohne nach Gunst oder Haß zu fragen, des Lügnerchores Geheul schrill mit schmerzender Wahrheit durchbrechen, — und dieser Wahrheitkünder Zeit scheint nun gekommen. Wir leben nicht mehr in den Tagen Heinrichs des Seefahrers, des Prinzen von Portugal, der auf der Entdeckerfahrt nach einem Märchenindien die Goldküste fand; wir sind von eifersüchtigen Nachbarn und in ihrer Zuverlässigkeit unerprobten Freunden umringt, müssen heute noch in jedem Augenblick für den Kampf um unser Daseinsrecht gerüstet sein und dürfen uns nicht leichtherzig mit Macht und Ehre in Weltwinkeln festlegen lassen, wo der leiseste Anstoß zu ungeheuren Erschütterungen des Erdkreises führen kann, zu einem der zoologischen Kriege, in denen ganze Rassen vernichtet werden. In Otto Bismarck lebte sicher stets der empfindlichste Sinn für nationale Größe und der Einzige bebte vor keiner Gefahr; und doch hat er sich zwanzig Jahre lang unter Opfern bemüht, zwischen Deutschland und dem erwachenden Reich der Russen, deren Zukunft in Asien liegt, die Fläche zu verkleinern, auf der Reibungen möglich sind, hat er nicht eine Sekunde vergessen, daß sein Deutsches Reich auf Europas festem Boden mit ganzer Kraft früher oder später die Großmachtstel-

lung zu vertheidigen haben wird. Er hat vorsichtig gezögert und jede denkbare Folge erwogen, ehe er auch nur eine Kohlenstation mit dem Recht der Gewalt erwarb. Er wußte, als guter Gärtner, daß die besten Früchte in der Stille reifen, hatte in drei Kriegen gelernt, daß jedes vorzeitige Geräusch nur dem lauernden Feind nützlich wird, und hätte, bevor er seine Landsleute in die Gefahr eines Weltkrieges lockte, sich wohl gefragt, ob selbst das günstigste Spielerglück einen dem hohen Einsatz entsprechenden Gewinn bringen könne.

Der deutsche Stamm braucht auf der bewohnbaren Erde mehr Raum, aber er braucht noch dringender ein ruhiges, flackernden Wünschen nicht erreichbares Lebenscentrum, eine stille und stetige Regirung, die nicht wähnt, mit dem kalten Strahl elektrischer Scheinwerfer den Himmel erhellen, mit dem Licht bunter Lämpchen das Reifen köstlicher Frucht beschleunigen zu können. Wer den Deutschen sagt, sie könnten von einem zum anderen Tage geologische Entwickelungzeiträume überspringen und die Wesensform ihres geschichtlich bedingten Daseins ändern, wie einen Flottenplan, eine Uniform, einen Denkmalsentwurf, täuscht sich selbst oder will Andere täuschen und wird ernsten Männern als ein Bringer schlimmer Botschaft erscheinen.

... Der Magister Germaniae hätte uns, wenn er noch wachte, nicht die Frage verwehrt: Mußte es wirklich so weit kommen und ist der Gegenstand groß genug, um das Opfer deutscher Leben zu lohnen und für die Bedrohung der politischen Ruhe des Reiches Ersatz zu bieten? Seit Jahrzehnten haben wir den französischen, seit Jahren den englischen Chauvinismus verhöhnt und triumphirend gerufen, solche Wucherpflanze habe im deutschen Land keine Wurzel. Wir dürfen jetzt nicht schweigen, dürfen nicht ruhig, nicht ohne entschiedenen Widerspruch zusehen, wenn eine kurzsichtige Staatskunst, die sich au cœur léger geräuschvoll selbst ihre Erfolge bescheinigt, dem künstlichen Reichsbau das starke Fundament zu zerstören droht.

Der Kaiser hat beim Abschiedsgruß an die nach China gesandten Truppen gesagt, ihm sei der Krieg — er gebrauchte dieses unzweideutige Wort — nicht unerwartet gekommen. Auch auf diesen Blättern konnte man schon vor drei Jahren lesen, der nach Ostasien übergreifende Imperialismus müsse nach menschlicher Voraussicht in einen Weltkrieg führen. Leider reicht die Uebereinstimmung des Urtheils nicht weit. Des Kaisers Wort sollte wohl an das Bild erinnern, das er 1895 von einem Kunsthandwerker malen ließ, das bekannte Amazonenbild vom Schutz der heiligsten Güter, das schlaue Schmeichler in England jetzt als einen Beweis für die Prophetengabe Wilhelms des Zweiten reproduzirt haben. Die Briten wissen, zu welchem Zweck sie ihre Guirlanden verwenden.

Aus Rußland aber dringen andere Weisen an unser Ohr. Da ruft der Fürst Uchtomski, ein Günstling des Zaren und ein Mann, der China aus eigener Anschauung kennt, nur der hastig zufahrende Eingriff der deutschen Politik habe die chinesischen Wirren verschuldet und Europa vor die Aufgabe gestellt, einem Volk von vierhundert Millionen Menschen eine Regirung zu schaffen, — Europa, dessen asiatische Politik durch die Verschiedenheit der Interessen zerklüftet und gelähmt ist. In Petersburg und Paris, in New York und Tokio sprechen Andere dieses Urtheil nach. Dürfen wir es mit gutem Gewissen ungerecht nennen, weil es von einem Fremden stammt? Die Chinesen hielten sich ruhig und erholten sich sacht von den Niederlagen, die Japan sie erleiden ließ. Dem deutschen Handel bot Ostasien die beste Aussicht, denn die pekinger Regirung hatte den natürlichen Wunsch, ihre Aufträge einem Industrievolk zuzuwenden, dessen Leistungen überall gerühmt werden und von dem sie keine politische Bedrängniß fürchten zu müssen glaubte. Von Unruhen hörte man nur, wenn gegen den frommen Uebereifer christlicher Missionare sich die Volkswuth regte. Der Chinese hat eine uralte Kultur, eine bis in die Tiefe reichende, wenn auch nur dürftige Volksbildung und eine Religion, die sich mehr an den Verstand als an Phantasie und Gefühl wendet. Es ist begreiflich, daß er sich gegen einen Bekehrungeifer empört, der in wilden Ländern, nicht aber in civilisirten Gegenden angebracht sein mag. Doch der Eifer der Missionare hätte den gelben Mann kaum zum Aufruhr getrieben. Auch in den Gedanken hatte er sich gewöhnt, daß Russen, Briten, Franzosen ihm von Jahr zu Jahr näher auf den Leib rückten. Das war nun einmal nicht zu ändern. Jetzt aber griff Deutschland zu, plötzlich und ohne den Chinesen einleuchtenden Grund, — und damit war das Signal zur Zersetzung des Landes gegeben. Jeder heischte herrisch seinen Theil von der Beute, den Großen folgten die Kleinen und die schwache Regirung sah sich gezwungen, jedem Anspruch, auch dem keckſten, nachgiebig zu weichen. Daß diese Länderjagd die christlichen Völker in seltsamem Licht erscheinen ließ, ist natürlich; und nicht minder natürlich, daß die Mandschu-Dynastie, die wehrlos alle Wünsche der weißen Barbaren erfüllen mußte und sich ohnmächtig zeigte, im Lande um Autorität und Achtung kam. Die Mandschus haben das Land nicht vor der Zerstückung zu wahren vermocht, der gepanzerten Faust, die über den Ozean drohte, hat sich die Patriotenfaust der Boxer entgegengeballt und die nationale Leidenschaft hat selbst die Reichstruppen in den Dienst der Anarchie gezwungen. Dem deutschen Handel aber ist auf Jahre hinaus die ostasiatische Hoffnung zerstört. Mußte es wirklich so weit kommen?

Lord Robert Clive wollte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Generalgouverneur der Ostindischen Compagnie mit einem Heer von dreißigtausend Mann China erobern. Der kühne Plan wurde nicht ausgeführt, weil Clives Kollegen die unberechenbaren Kosten des Feldzuges scheuten und fürchteten, der Ehrgeizige, der Spekulant und Feldherr zugleich war, werde sich nach dem Sieg selbst auf den mit ihrem Gelde eroberten Thron setzen. Seitdem ist die Volkszahl der gelben Männer um hundert Millionen gewachsen und im Großen wird sich nächstens nun wiederholen, was damals im kleinen Bezirk einer Welthandelsfirma sichtbar wurde: jede Regirung wird vor ehrgeizigen Plänen der lieben Nachbarn zittern. Mit allen Künsten der List und des Truges wird ein Kampf begonnen werden, in dem das Deutsche Reich wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren hat. Mit erschreckender Schnelle haben die Folgen einer allzu laut gepriesenen Politik sich enthüllt und die Verantwortlichen mögen vor dem Tag der Abrechnung beben. Es wird Zeit, daß der wache Deutsche sich auf sich selbst, seine Pflichten und Rechte und auf den Ursprung seiner Macht besinnt und als ein Mündiger entscheidet, ob er den Weg eines Imperialismus nach römisch-britischem Muster weiter wandeln will. Er wird gewissenhaft zu prüfen haben, ob es nöthig war, wegen einer Kolonie, deren klimatische und wirthschaftliche Vorzüge jetzt schon von Kennern recht gering geschätzt werden und die einstweilen nur ein paar Syndikaten Vortheile verheißen, das Leben deutscher Männer aufs Spiel zu setzen, die für solche Kämpfe nicht gerüstet sind und, wenn sie fallen, nicht als Vertheidiger heimischen Bodens sterben, ob es nöthig war, sich in einen Welthader zu mischen, dessen Gefahren Bismarcks tapfere Staatskunst weise stets mied, und ein Mißtrauen zu wecken, das in kritischen Tagen verhängnißvoll werden kann. Noch ist es Zeit, sich mit einer weithin sichtbaren Genugthuung zu begnügen und Briten und Russen dann ihre chinesischen Händel allein ausfechten zu lassen. Eine deutsche Regirung hat zu Hause genug zu thun, kann im Deutschen Reich Ruhm in Fülle erwerben, ohne sich, nach üblem Vorbild, in imperialistische Räusche zu stürzen."

Diese Sätze wurden geschrieben, als des Deutschen Reiches Kanzler noch Hohenlohe hieß, des Deutschen Reiches Bürger noch, froher Hoffnungen voll, der schönen Mär von dem Platz an der Sonne lauschten. Der sie schrieb, wurde damals, weil ihm für die Größe der nationalen Aufgabe das Verständniß fehle, in allen Tonarten getadelt. Vielleicht wird sein Bemühen, den für Deutschlands Entwickelung nützlichsten Weg zu erkennen, jetzt freundlicher beurtheilt werden.

⁂

Max von Pettenkofer.

„Wer da lebt auf Erden, will gesund sein, denn ein Leben ohne Gesundheit ist eine Qual, eine Marter, von der Jeder Erlösung wünscht, und — wenns nicht mehr anders sein kann — selbst mit Verzichtung auf dieses Leben, durch den Tod." (M. v. Pettenkofer: Populäre Vorträge, Heft II.)

Als Pettenkofer vor beinahe dreißig Jahren die hier citirten Zeilen niederschrieb, dachte wohl Niemand daran, daß sie sich auf so tragische Weise an ihm selbst bewahrheiten würden; aber sie beweisen, daß der Entschluß, eigenhändig seinen Lebensfaden zu zerschneiden, nicht einer zufälligen Mißstimmung Pettenkofers seine Entstehung verdankt, sondern daß er einer tief wurzelnden Lebensanschauung dieses seltenen Mannes entsprach. Bange Sorgen um die fernere Erhaltung seiner körperlichen und geistigen Kräfte bewogen Pettenkofer, trotz der ihm von allen Seiten in so reichem Maße zu Theil gewordenen Liebe und Verehrung, in seinem dreiundachtzigsten Altersjahr die Erlösung zu wünschen und die Erfüllung dieses Wunsches „mit Verzichtung auf das Leben" selbst herbeizuführen. Welche traurige Ueberlegungen, welche Seelenkämpfe mußten diesem Entschluß vorausgegangen sein! Und wie tief mußte die Ueberzeugung, „daß es nicht mehr anders sein könne", Wurzel gefaßt haben, bis Pettenkofer sich zu diesem letzten Schritt entschloß! Ein tiefes Mitleid mit dem großen Toten ergreift uns bei diesem Gedanken und sein Andenken ist uns durch sein tragisches Ende nur noch lieber, nur noch theurer geworden.

Pettenkofer hatte nicht nur ein an geistiger Thätigkeit reiches und mannichfaches, sondern auch ein äußerlich sehr bewegtes Leben. Er gehörte nicht zu Denen, die von Jugend an ins richtige Gleise gerathen, die auf dem einmal eingeschlagenen Pfade ruhig und unbehelligt weiter gehen bis an ihres Lebens Ende. Ohne bestimmte Steuerung tanzte sein Schifflein einige Zeit auf den Lebenswogen herum und er hatte schon in verschiedenen Richtungen seinen regsamen Forschergeist bethätigt, bevor sich das große Ziel, dem er von da ab unentwegt zusteuerte, seinem geistigen Auge erkenntlich machte und bevor ihm seine äußere Stellung gestattete, diesem Ziel zuzustreben.

Max von Pettenkofer wurde am dritten Dezember 1818 zu Lichtenheim, im Gerichtsbezirk Neuburg a. D. (Bayern) als Sohn eines Landwirthes geboren. Neben ihm waren noch sieben Geschwister da und so war es Maxens Vater ganz willkommen, daß sein Bruder, Dr. Franz Xaver Pettenkofer, der

seit 1823 königlicher Leib- und Hofapotheker war und in kinderloser Ehe lebte, nach und nach drei Geschwister Pettenkofers und schließlich auch ihn selbst in sein Haus aufnahm. In München besuchte Max die Schulen und auch das humanistische Gymnasium, das er, achtzehn Jahre alt, im Sommer 1837 mit Auszeichnung absolvirte. Und nun stand er zum ersten Male am Scheideweg. Seine persönlichen Neigungen wandten sich der Philologie zu, aber sein Onkel wünschte, daß der Junge Naturwissenschaften studiren und dann sich der Pharmazie widmen solle. Offenbar lag es im Plan des Onkels, den Neffen, für den er eine besondere Vorliebe hatte, in seine Fußstapfen treten zu lassen. Pettenkofer gab nach, hörte zunächst an der Universität München philosophische und naturwissenschaftliche Kollegien und trat nach zweijährigem Studium als Lehrling in die Leib- und Hofapotheke ein. Doch schien ihm die strenge Schule seines Onkels, in die er hier gerathen war, nicht zu behagen. Das war wohl die Hauptursache einer zeitweiligen Entgleisung, die Pettenkofer der Bühne zuführte. Das regensburger Theater nahm den jungen, poetisch angelegten Mann als Statisten auf. „In Augsburg", erzählte Pettenkofer humoristisch, „ließ ich als enragirter Schauspieler einige Buchstaben meines Namens weg und trat unter dem Pseudonym Tenkof als Brackenburg in Goethes ‚Egmont‘, als Astolf in Calderons ‚Leben ein Traum‘ auf; auch einige andere Rollen eignete ich mir an. In der freien Zeit ging ich nach dem nahen Friedberg. Da lebte als Rentbeamter mein Onkel Joseph Pettenkofer, der höchlich über meinen Schauspielerberuf entrüstet war. Aus dieser Entrüstung hätte ich mir nun nicht viel gemacht, aber wohl aus seiner schönen, liebenswürdigen Tochter Helene, die ich liebte. Ihre Erklärung, sie wolle mir Herz und Hand schenken, wenn ich nur wieder zurückkehrte und ein ordentlicher Mensch würde, machte mir Eindruck. Ich verließ die Bretter, verlobte mich mit Helene, ging nach München und arbeitete an der Universität mit meiner ganzen Kraft, um bald angestellt zu werden und heirathen zu können. Aus der Hofapotheke war ich durch meinen Onkel Xaver verbannt, denn ein ehemaliger Schauspieler konnte sich nach seiner Meinung höchstens noch zum Mediziner eignen."

Es ist nun ein beredtes Zeugniß für die gewaltige Arbeitkraft und für die moralische Stärke Pettenkofers, daß er schon zwei Jahre nach Wiederaufnahme seiner Studien in rascher Folge zuerst sein Approbationexamen als Apotheker und dann das medizinische Doktorexamen machen konnte. Doch verspürte er keine große Lust, Apotheker zu werden; auch der praktischen Medizin stand er schon damals skeptisch gegenüber. So folgte er denn gern dem Rath väterlicher Freunde, die für ihn die akademische Laufbahn im Auge hatten, und begab sich zum speziellen Studium der medizinischen Chemie zuerst nach Würzburg und dann nach Gießen zu Liebig, in dessen Labora-

torium er seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten ausführte (Entdeckung des Kreatinins im Harne und die sogenannte pettenkofersche Gallenreaktion).

Aber noch einmal wurde er aus dem neubetretenen Gleise herausgeworfen. Die Kreirung einer Professur für medizinische Chemie an der münchener Universität, auf die er gerechnet hatte, unterblieb damals und der junge Gelehrte war genöthigt, im Jahre 1845 eine Assistentenstelle beim Münzamt in München anzunehmen. Hier begann nun Pettenkofer eine Reihe chemisch-technischer Arbeiten (über den Scheidungprozeß der Edelmetalle; über den Unterschied zwischen den englischen und den deutschen hydraulischen Kalken; über die Wiederherstellung antiker Glasfüße), die ihn in weiteren Kreisen bekannt machten. Und als dann in Folge eines Ministerwechsels der Lehrstuhl für medizinische Chemie in München geschaffen wurde, erhielt Pettenkofer am neunundzwanzigsten November 1847 die Ernennung zum Außerordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät München, mit einem Jahresgehalt von 700 Gulden in Geld und einem Naturalbezuge von zwei Scheffeln Weizen und sieben Scheffeln Korn.

In seiner neuen Stellung kündigte er Vorlesungen an über „diätetische Chemie", die sich allmählich zur Grundlage von Betrachtungen über hygienische Fragen ausbildeten und zur Untersuchung der Umgebung des Menschen mit Hilfe chemisch-physikalischer Methoden Veranlassung gaben. Uebrigens bethätigte sich der schöpferische Geist Pettenkofers in dieser Zeit nach den verschiedensten Richtungen; neben medizinisch-chemischen Aufgaben wandte er sich auch jetzt wieder chemisch-technischen Fragen zu (Herstellung des Leuchtgases aus Holz u. s. w.) und arbeitete sogar im Gebiete der theoretischen Chemie. So schätzen denn auch die Chemiker vor allen Dingen Pettenkofer als Vorläufer unter den Begründern des periodischen Systems wegen seiner im Jahre 1850 der münchener Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung: „Ueber die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale". Leider konnte er damals seinen Plan, dieser Hypothese durch eine Reihe genauer Aequivalentbestimmungen eine sichere Grundlage zu geben, wegen Mangels an Mitteln, die er vergeblich von der Akademie erbeten hatte, nicht ausführen. Aber seine Verdienste um diese wichtige wissenschaftliche Frage wurden dennoch anerkannt und die Deutsche Chemische Gesellschaft hat das fünfzigjährige Jubiläum seiner Veröffentlichung benutzt, um Pettenkofer eine goldene Erinnerungmedaille zu überreichen.

Im Jahre 1850 ging eine wesentliche Aenderung in der äußeren Stellung Pettenkofers vor sich. Sein Onkel Dr. F. X. Pettenkofer starb und Max Pettenkofer wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Damit aber die Uebernahme dieses Amtes ihn nicht hindere, wie bisher seiner Lehr- und Forscherthätigkeit obzuliegen, wurde die unmittelbare Führung der Geschäfte in der Hofapotheke seinem Bruder Michael Pettenkofer übertragen.

Im Jahre 1852 wurde Pettenkofer zum Ordentlichen Professor für medizinische Chemie ernannt. Als Laboratorium hatte ihm bis jetzt ein recht beschränkter Raum im Universitätgebäude gedient. Jetzt aber stellte ihm der damalige Physiologe von Siebold einige Lokalitäten im neuerbauten Institut an der Findlingstraße zur Verfügung. Doch bestand auch hier das ganze Königreich Pettenkofers aus vier kleinen Zimmern; und erst später, unter dem Nachfolger Siebolds, dem Physiologen Voit, der einer der ältesten Schüler Pettenkofers gewesen war, erhielt er die Möglichkeit, sich im Institut etwas weiter auszudehnen. Immerhin war die Einrichtung des Laboratoriums zu jener Zeit, aus Mangel an verfügbaren Mitteln, eine recht ärmliche, namentlich, wenn man sie mit den Forderungen vergleicht, die heutzutage an derartige Stätten der wissenschaftlichen Forschung gestellt werden. An dieser primitiven Ausstattung seiner „Werkstätte" hatte die im Jahre 1865 erfolgte Ernennung Pettenkofers zum Ordentlichen Professor für Hygiene, womit die Ebenbürtigkeit der von ihm geschaffenen neuen Wissenschaft mit den übrigen medizinischen Disziplinen anerkannt wurde, nichts Wesentliches geändert; erst viel später, durch den Bau und die im Jahre 1878 erfolgte Eröffnung des neuen hygienischen Institutes an der jetzt nach Pettenkofer benannten früheren Findlingstraße, erhielten der Meister und sein Fach einen Tempel, der ihrer würdig und für Forschungzwecke den modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet war. Noch im physiologischen Institut war übrigens der erste große Respiration-Apparat zur Aufstellung gekommen, der nach den Angaben Pettenkofers konstruirt wurde und zu dessen Herstellung König Max II. aus seiner Privatschatulle die Summe von 10000 Gulden bewilligte, da andere Mittel für diese kostbare Anlage nicht zur Verfügung standen. Dieser Apparat war der erste, der in Folge seiner genialen Konstruktion gestattete, mit großer Genauigkeit den Gaswechsel erwachsener Menschen und größerer Thiere zu bestimmen. Er war es denn, dessen Pettenkofer und Voit, in unverbrüchlicher Freundschaft, zu ihren gemeinschaftlich vorgenommenen, bahnbrechenden Forschungen im Gebiete der Ernährunglehre sich bedienten.

Lange bevor Pettenkofer „offiziell" Vertreter der Hygiene in München war, schon in den fünfziger und im Anfange der sechziger Jahre, hatte er auf dem Gebiet der experimentellen Hygiene Manches geleistet. Gerade zu jener Zeit drängten sich hygienische Fragen mächtig an ihn heran und schon damals entstanden vor seinem geistigen Auge jene Aufgaben, die, wie er allerdings erst später in systematischem Zusammenhange ausführte, den Inhalt der hygienischen Forschung und ihre Eigenart bilden sollten. Ihm wurde immer klarer, daß unser Befinden von so Vielem abhängt, was außerhalb des Organismus liegt und was wir vorläufig oft noch sehr unvollkommen oder gar nicht kennen. Hier sollte, nach Pettenkofers Ansicht, die Hygiene

einsetzen. „Ihr genügt,“ sagte er, „nicht die Physiologie des Körpers; sie braucht, so zu sagen, auch eine Physiologie seiner Umgebung, so weit der Grad seiner Gesundheit dadurch beeinflußt wird ... So braucht sie eine Physiologie der Luft, des Wassers, des Bodens, der Nahrung, des Hauses, der Kleidung, des Bettes u. s. w., so zu sagen eine über den Organismus hinaus fortgesetzte Physiologie und Pathologie“. Das war, wenigstens in großen Zügen, ein eigentliches Arbeitprogramm für die experimentelle Hygiene und Pettenkofer machte sich schon am Ende der fünfziger Jahre mit großer Energie an seine Bearbeitung. Seinen Forschungen lag von nun an ein vollkommen bewußtes Vorgehen zu Grunde auf einem Gebiet, das vor ihm Niemand bebaut hatte, ja, von dessen Existenz zu jener Zeit außer ihm wohl Niemand eine klare Vorstellung hatte. Pettenkofer wird also gewiß mit Recht als der „Vater der experimentellen Hygiene“ bezeichnet.

Zunächst wandte er sich dem Studium der Luftbeschaffenheit bewohnter Räume und deren Ventilationverhältnissen zu. Er hatte das Gefühl, daß wir es hier mit einem für das Gesundbleiben des Menschen sehr wichtigen Faktor zu thun haben. Und er täuschte sich nicht, denn wir wissen ja jetzt aus dem Kampf mit der Tuberkulose und den dabei gewonnenen Erfahrungen, daß der Aufenthalt in reiner, unverdorbener Luft von höchster Bedeutung für die Gesundheit des Menschen ist. In erster Linie arbeitete Pettenkofer eine leicht ausführbare und hinlänglich genaue Methode der Luftuntersuchung (die nach ihm benannte und auch jetzt noch allgemein gebräuchliche Methode der Kohlensäurebestimmung in der Luft) aus und gab uns durch zahlreiche Untersuchungen in Krankenhäusern, Auditorien und Privatwohnungen einen Maßstab für den Grad der Luftverunreinigung und die Grenze, die in von Menschen benutzten Räumen noch zu dulden sei (1 Volumen Kohlensäure auf 1000 Volumina Luft). Dann unterwarf er die in jener Zeit gebräuchlichen Systeme der künstlichen Ventilation einer experimentellen Prüfung, verglich den Effekt der auf Temperaturdifferenzen gegründeten Systeme mit denen, die sich mechanischer Kraft bedienen, studirte den Einfluß der Verkoppelung von Ventilation und Heizung und gelangte auf diese Weise dazu, Grundsätze für den künstlichen Luftwechsel und seine nothwendige Größe aufzustellen, die auch von der heutigen, ziemlich entwickelten Ventilationtechnik berücksichtigt zu werden verdienen. Auch wies er der Ventilation für immer ihre richtige Stellung an, wenn er sie vornehmlich nur gegen diejenige Luftverderbniß angewandt wissen wollte, die unter gewöhnlichen Verhältnissen auch bei Beobachtung strenger Reinlichkeit unvermeidlich ist. „Ein Raum, der einen verwesenden Misthaufen einschließt“, sagte er in seiner drastischen Weise, „wird trotz aller Ventilation eine ekelhafte Wohnstätte, ein Herd für schlechte Luft bleiben. Erst wo die Reinlichkeit durch rasche Entfernung oder

sorgfältigen Verschluß luftverderbender Stoffe nichts mehr zu leisten vermag, beginnt das Feld für die Ventilation."

Auch die Bedingungen des natürlichen Luftwechsels zog Pettenkofer in den Kreis seiner Beobachtungen. Er untersuchte den Einfluß der Temperaturdifferenzen und des Windes auf den Effekt der natürlichen Ventilation, prüfte durch sinnreiche Experimente die Porosität der Baumaterialien und die Luftdurchlässigkeit ganzer Wände, zeigte, daß feuchte Wände ihre Permeabilität verlieren und daß nur trockene Wände in richtiger Weise „athmen" können, und schuf eine praktisch anwendbare Methode für die Bestimmung der Ausgiebigkeit der sogenannten freiwilligen oder natürlichen Ventilation.

Grundlegend waren auch seine Studien über die Funktion der Kleider und deren Bedeutung für die Wärmeökonomie des menschlichen Körpers. Und es gelang ihm, mit Hilfe genial einfacher physikalischer Untersuchungmethoden nachzuweisen, daß hier auf der einen Seite die physikalisch-chemischen Eigenschaften der Rohstoffe (namentlich ihr Verhalten zum Wasser), auf der anderen die mechanische Struktur des Gewebes maßgebend sind. Er hat gezeigt, daß der Kleidung nicht die Aufgabe zukommt, den Luftzutritt zu unserem Körper auszuschließen, sondern daß der Körper im Interesse seiner richtigen Erwärmung des Luftwechsels bedarf, wobei es allerdings Aufgabe der Kleidung ist, diesen Wechsel so zu gestalten, daß er nicht unangenehm empfunden wird. Nicht eine dichte, für Luft undurchgängige Kleidung hält am Meisten warm, sondern ein lockeres, poröses Gewand. Wie fruchtbringend der Anstoß war, den Pettenkofer gegeben hat, zeigen die späteren Arbeiten seiner Schüler und namentlich die vielseitigen Studien Rubners über die Bekleidunghygiene.

Dann dehnte Pettenkofer seine Untersuchungen auch auf die sanitären Verhältnisse des Bodens, die Folgen seiner Verunreinigung durch Leichen und durch Abfallstoffe aller Art, die Beschaffenheit und die physikalischen Verhältnisse der Bodenluft aus. Durch geistvolle Studien über den Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf die an der Leiche vor sich gehenden Veränderungen, über den Einfluß des Luftzutritts auf die Raschheit und den Charakter der Leichenzersetzung und über das quantitative Verhältniß der Zersetzungprodukte zur Bodenmasse selbst, zur Menge des Wassers im Boden und zur Quantität der über die Leichenäcker dahinströmenden Luft begründete er zum ersten Male wissenschaftlich den heute allgemein anerkannten Standpunkt, daß gut angelegte Kirchhöfe, bei ausreichender Drainage und Ventilation des Bodens und bei vernünftigem Betriebe, weder den Boden selbst noch das Grundwasser oder die Luft verunreinigen. Besonderen Anlaß zum Studium der Luftströmungen im Boden gaben Pettenkofer einige Fälle von offenbarer Vergiftung durch das Kohlenoxyd des Leuchtgases in Häusern, die selbst keine Gasleitung besaßen, wo also das Leuchtgas nur

einer gebrochenen Röhre der Straßenleitung entströmen konnte. Um die Menschen in ihren Schlafzimmern zu töten, mußte in diesen Fällen das Gas durch den Straßenkörper, durch die Grundmauer des Hauses und durch die Zimmerböden hindurchdringen. Die auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß solche Unglücksfälle wesentlich nur im Winter vorkommen, führte Pettenkofer auf die physikalisch einzig richtige Erklärung, daß die Erscheinung durch den Zug verursacht werde, den das geheizte Haus im Winter auf die Bodenluft in seiner Umgebung ausübt. Durch spätere experimentelle Untersuchungen seiner Schüler wurde diese Vermuthung Pettenkofers in glänzender Weise bestätigt.

Die Anschauung, daß Reinlichkeit einer der wichtigsten hygienischen Faktoren sei und daß sie sowohl in der privaten als auch in der öffentlichen Gesundheitpflege eine wesentliche Rolle spiele, veranlaßte Pettenkofer, mit der ganzen Macht seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung einzutreten für die Assanirung bewohnter Orte durch gute Wasserleitungen und durch richtige Beseitigung der Abfallstoffe. Zwar war er bis ans Ende seines Lebens überzeugt, daß nicht das Wasser es ist, das die Rolle eines Vehikels bei der Verbreitung der Krankheiterreger des Abdominaltyphus und der Cholera spielt; aber er verkannte deshalb keineswegs die Bedeutung einer guten Wasserversorgung für den allgemeinen Gesundheitzustand der Bevölkerung. Er betrachtete das Wasser nicht nur als eins der vornehmsten Genußmittel für den Menschen, das alle Eigenschaften besitzen müsse, die wir von einem solchen Genußmittel verlangen, sondern betonte wiederholt, daß es in hervorragender Weise nothwendig sei zur Reinhaltung unserer Umgebung; „und zwar brauchen wir es“, pflegte er zu sagen, „in jedem Stockwerk der Häuser für die verschiedensten Zwecke der Reinlichkeit und in allen Straßen zu deren Reinigung und Besprengung. Wie man mit reiner Luft die Räume ventiliren soll, so soll man sie auch nur mit reinem Wasser waschen“. Wie skeptisch er also auch der „Trinkwassertheorie“ (Verbreitung epidemischer Krankheiten durch das Trinkwasser) gegenüberstand, so galt ihm doch das Verlangen nach reinem und reichlichem Wasser für alle menschlichen Wohnorte als eine der fundamentalsten Forderungen der Hygiene. Gewiß nicht umsonst hat die Stadt München eine der besten Quellen, die ihr Wasser zuführt, die „Pettenkoferleitung“ benannt.

In Bezug auf die Entfernung der Abfallstoffe gelangte Pettenkofer sehr bald zu der Ueberzeugung, daß nur durch deren Einleitung in ein unterirdisches Kanalsystem mit reichlicher Wasserspülung und durch die allgemeine Einführung des Wasserklosets die vom hygienischen Standpunkt aus zu erstrebende Reinheit der Luft in den Wohnräumen und des Städtegrundes wirklich erreicht werden könne. Auch war er der Ansicht, daß unter

gewissen Umständen sich die Ableitung des städtischen Sielinhaltes in die Flüsse hygienisch vollkommen rechtfertigen lasse. Als Hauptbedingungen hierfür verlangte er eine gewisse Geschwindigkeit der Strömung und ein gewisses quantitatives Verhältniß zwischen der Abwassermenge und dem Wasserreichthum des Flusses. Durch eigene Untersuchungen und durch Arbeiten seiner Schüler suchte er zu beweisen, daß da, wo diese Bedingungen zutreffen, in Kürze eine hinlängliche Selbstreinigung des Flußwassers stattfinde. Mit großer Beharrlichkeit blieb er auf diesem Standpunkt, namentlich mit Bezug auf die Einleitung der Abwässer Münchens in die Isar.

Auch die durch künstliche Beleuchtung verursachten Luftveränderungen (Vermehrung von Kohlensäure und Wasserdampf, Temperatursteigerung) wurden entweder von Pettenkofer persönlich oder durch seine Schüler studirt. Ihm gehören die ersten vergleichenden Untersuchungen über Gaslicht und elektrisches Licht in den münchener Theatern; dabei traten bekanntlich die Vorzüge der elektrischen Beleuchtung in Bezug auf Luftverderbniß und Temperatursteigerung deutlich hervor.

Das größte Aufsehen, und zwar in weitesten Kreisen, erregten die Forschungen und Anschauungen Pettenkofers auf dem Gebiete der Seuchenlehre, speziell über die Verbreitungart des Abdominaltyphus und der Cholera nud über die Bekämpfung dieser beiden Infektionkrankheiten. Diese Forschungen haben viel zur Popularität Pettenkofers beigetragen, sie haben aber auch einen großen — ich möchte beinahe sagen: den größten — Teil seiner Arbeitkraft in Anspruch genommen und haben ihm viel Kampf und viele Anfeindungen eingebracht.

Schon während des epidemischen Auftretens der Cholera in Bayern, im Jahre 1854, war Pettenkofer, auf Grund der gemachten Beobachtungen, zur Ueberzeugung gelangt, daß der menschliche Verkehr bei der Verbreitung der Cholera allerdings eine gewisse Rolle spiele, daß aber zur Erklärung der launenhaften Ausbreitung der Krankheit im Allgemeinen nichts übrig bleibe als die Lage der Ortschaften in gewissen Flußthälern und Entwässerunggebieten. Es schien ihm aus den Thatsachen hervorzugehen, daß der Verkehr mit Choleraorten an und für sich nicht genüge, um eine Epidemie hervorzurufen, denn trotz dem freiesten persönlichen und sachlichen Verkehr mit durchseuchten Orten blieben ganze Städte und Dörfer oder einzelne Stadttheile und Häusergruppen frei von Cholera. Alle diese Erscheinungen brachten ihn dazu, anzunehmen, daß es eine örtliche und zeitliche Disposition für Cholera geben müsse und daß die Krankheit nur da Wurzeln fassen könne, wo diese Disposition vorhanden sei, daß aber ohne sie ein Ort nicht epidemisch befallen werden könne. Die Thatsachen zwangen Pettenkofer, „Lokalist" zu werden.

Daß es einen spezifischen Cholerakeim gebe und daß dieser Keim in

den Darmentleerungen der Kranken enthalten sei, nahm Pettenkofer an, lange bevor man den von Koch entdeckten Cholerabazillus kannte. Aber seine Untersuchungen über den Einfluß der Oertlichkeit auf die epidemische Verbreitung der Krankheit gaben ihm Grund, anzunehmen, daß dieser spezifische Keim, wie er vom Kranken ausgeschieden wird, nicht infektionfähig sei, sondern daß er, um virulent zu werden, außerhalb des menschlichen Organismus — wahrscheinlich im Boden — ein gewisses Entwickelungstadium durchmachen müsse. Die hierzu günstigen Eigenschaften sah er in einer gewissen Durchgängigkeit des Bodens für Wasser und Luft, in der Imprägnirung des Bodens mit organischen, namentlich von menschlichen Abfällen herrührenden Stoffen und in zeitweise größeren Schwankungen der Bodenfeuchtigkeit.

Für Pettenkofer war also nicht der Cholerakranke mit seinen Darmentleerungen gefährlich, sondern der Choleraort, nicht der Verkehr mit dem Kranken selbst, sondern der Aufenthalt an einem epidemisch ergriffenen oder an einem durch seine Lokalverhältnisse zur Cholera disponirten Ort. Die gegentheilige Ansicht der „Kontagionisten“ und „Trinkwassertheoretiker“ bekämpfte er mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung und mit dem ganzen Arsenal seiner reichen Erfahrung. Nimmermüde und mit geradezu übermenschlicher Kraftanstrengung suchte er von allen Seiten Material herbeizuschaffen, um seine Ansichten zu stützen und die Gründe seiner wissenschaftlichen Gegner zu widerlegen; zahlreiche Reisen nach Choleraorten unternahm er, um zu beweisen, daß die daselbst vorhandenen Lokalverhältnisse seiner Theorie günstig seien, daß eine Verbreitung der Krankheit durch direkte Ansteckung ausgeschlossen sei und daß das Trinkwasser am Auftreten der Epidemie keine Schuld trage.

Die Entdeckung des Cholerabazillus durch Robert Koch wurde von Pettenkofer freudig begrüßt, aber sie vermochte keine Aenderung in seinen Anschauungen über die Verbreitungweise der Krankheit hervorzurufen. Und als dann Koch sich den Anschauungen der Kontagionisten anschloß, als er den Cholerabazillus, wie er von den Kranken ausgeschieden wird, als direkt ansteckungfähig und also die Entleerungen der Cholerakranken als gefährlich erklärte, als er folgerecht von dem Einfluß der örtlichen und zeitlichen Disposition im Sinn Pettenkofers nichts wissen wollte, da mußten natürlich die Geister aufeinanderplatzen. Pettenkofer trat in Wort und Schrift kräftig ein für die „großen epidemiologischen Thatsachen“, auf die sich seine Theorie stützte und die er von Koch vernachlässigt sah, und wehrte sich namentlich gegen die praktischen Konsequenzen in Bezug auf die Bekämpfung der Cholera, die Koch aus seiner Lehre von der Virulenz des Kommabazillus zog. Die sorgfältigste und möglichst systematische Desinfektion der Cholerastühle, die von der Furcht diktirte strenge Isolation des Cholerakranken, die mannich-

fachen Verkehrsbeschränkungen zu Land und zur See, — alle diese von den Kontagionisten vorgeschlagenen Maßregeln führen, weil auf falscher theoretischer Grundlage ruhend, nach der Ansicht Pettenkofers nicht zum Ziel. Die meisten dienen, wenn sie streng durchgeführt werden, nur dazu, das Publikum unnöthig grausam gegen Cholerakranke oder aus Choleraorten kommende Reisende zu machen, und haben auch in ihrer mildesten Form (z. B. Sanitätinspektionen statt der Quarantainen) etwas Störendes, die freie Bewegung der Persönlichkeit Hemmendes an sich.

Dem gegenüber entwarf Pettenkofer seinen Kriegsplan gegen die Cholera auf lokalistischer Grundlage. „Vom lokalistischen Standpunkt aus", sagt er, „giebt es sehr viel gegen die Cholera zu thun, allerdings nicht sowohl während des Herrschens der Ortsepidemie als vorher". Als ein sehr wirksames Mittel gegen Massenerkrankungen empfiehlt er das Verlassen eines von der Cholera schon befallenen oder von ihr bedrohten empfänglichen Ortes, die sogenannte Cholerafiucht, die namentlich in Indien sich als ein sehr nützliches Vorgehen bewährt hat und dort, so weit es Garnisonen und Gefängnisse betrifft, zu einer offiziellen prophylaktischen Maßregel geworden ist. Suchen die Choleraflüchtlinge immune Orte auf, die es ja fast überall in großer Zahl giebt, so haben solche Orte die Flüchtlinge in keiner Weise zu fürchten und liegt kein Grund vor, ihnen die Thore zu verschließen oder sonst inhuman ihnen gegenüber zu verfahren.

Eine sehr dankbare Maßnahme im Kampfe mit der Cholera besteht nach Pettenkofer in dem Bestreben nach Herabsetzung der individuellen Disposition zur Erkrankung. Dieses Mittels sollte man sich in ausgedehntem Maßstabe bedienen, zum Beispiel durch spezielle Fürsorge für die Armen überhaupt und insbesondere für arme Kranke. Namentlich sind Suppen- und Wärmeanstalten zu fördern und ist durch Eröffnung ärztlicher Besuchsanstalten (Polikliniken) dafür zu sorgen, daß die Anfangsstadien der Krankheit, Diarrhöen und Cholerinen, sofort in zweckmäßiger Weise behandelt werden können. Auf Grund gemachter Erfahrungen ist Pettenkofer der Ansicht, daß diese Maßregeln bedeutenden Erfolg versprechen.

Aber der Schwerpunkt der praktischen Choleraprophylaxe liegt für ihn in Maßregeln gegen die örtliche Disposition, in Maßregeln, die die schlimmsten Choleraherde zu immunen Plätzen umwandeln können. Er kann sich hier auf zahlreiche Erfahrungen berufen, denn es ist Thatsache, daß alle Städte, wo gute Kanalisation, eine richtige Bodendrainage und eine den hygienischen Anforderungen entsprechende Wasserversorgung bestehen, an ihrer Empfänglichkeit für Cholera beträchtlich verloren haben. Allerdings können diese Rezepte nicht erst gemacht werden, wenn die Cholera schon da ist, sondern ihre Zubereitung muß schon lange vorher in Angriff genommen werden.

In ihnen allein ruht nach Pettenkofer die thatsächliche Choleraprophylaxis. „Die Orte, die nicht von Natur choleraimmun sind, soll die hygienische Kunst immun machen. Das ist das einfachste Ziel der lokalistischen Lehre, der ich huldige.“ Das ist in kurzen Worten sein Glaubensbekenntniß in Bezug auf die Choleraprophylaxis.

Er ist in diesen Fragen oft mißverstanden worden. Oft mußte er sich gegen Mißdeutungen seiner Ansichten wehren, oft schwerwiegende Einwendungen wissenschaftlicher Natur bekämpfen; oft stand er vor der nicht leichten Aufgabe, neuere Forschungresultate, so weit er sie anerkennen mußte, mit seinen Anschauungen in Einklang zu bringen. Aber „festgewurzelt in der Erden“, wie man mit Rücksicht auf seine Bodentheorie nicht unzutreffend sagen könnte, stand Pettenkofer, allen wissenschaftlichen Stürmen, die auf ihn eindrangen, trotzend, da. Und nicht bornirte Hartnäckigkeit war es — Das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden —, die ihn veranlaßte, bis zum Tode an seinen einmal gewonnenen Anschauungen festzuhalten, sondern die tiefe Ueberzeugung, daß nur der von ihm eingeschlagene Weg zu einer erfolgreichen Bekämpfung der Cholera (und des Typhus) führe. Ob er Recht hat oder ob er sich irrt, ob die kontagionistische oder die lokalistische Lehre schließlich den Sieg davon tragen wird, kann heute noch kein Sterblicher sagen. Wer weiß, ob nicht auch hier, wie es bei der Malaria der Fall war, ein Zwischenträger gefunden wird, der an gewisse örtliche Verhältnisse gebunden ist.

Aber auch wenn es nicht so sein, wenn die Meinung von der reinen Kontagiosität der Cholera schließlich triumphiren sollte, so wird doch Niemand behaupten wollen, die epidemiologischen Forschungen Pettenkofers seien umsonst gewesen. Wie viele Anregungen hat sein erfinderischer Geist fortwährend den Gegnern gegeben; wie mußten sie ihre Kräfte anstrengen, um seine Argumente zu widerlegen! Die wissenschaftliche Forschung konnte durch diesen von beiden Seiten mit allen Mitteln geführten Kampf nur gewinnen. Außerdem muß auch von seinen Gegnern anerkannt werden, daß Pettenkofer in seinen Anschauungen und in seinem Handeln sich immer nur von seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung leiten ließ. Die Feuerprobe in dieser Hinsicht hat er wohl bestanden, als er am zwölften November 1892 sein bekanntes heroisches Experiment ausführte und 1 ccm einer frischen Bouillonkultur von Cholerabazillen zu sich nahm. „Selbst wenn ich mich täuschte und der Versuch lebensgefährlich wäre“, sagte er damals, „würde ich dem Tode ruhig ins Auge sehen, denn es wäre kein leichtsinniger oder feiger Selbstmord; ich stürbe im Dienste der Wissenschaft, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre. Gesundheit und Leben sind allerdings sehr hohe irdische Güter, aber doch nicht die höchsten für den Menschen. Der Mensch, der höher sein will als das Thier, muß bereit sein, auch Leben und Gesundheit für höhere, ideale Güter zu opfern.“

Man würde nun einseitig vorgehen, wollte man die Verdienste Pettenkofers nur nach Dem bemessen, was er für die wissenschaftliche Hygiene gethan hat. Ein volles Bild seiner Leistungen und seiner Persönlichkeit erhält man nur, wenn man neben dem rein wissenschaftlichen Werth seiner Arbeiten auch die ungemeine Bedeutung berücksichtigt, die sie für das Wohlergehen der gesammten Menschheit gewonnen haben.

Pettenkofer war von Natur altruistisch angelegt. Jener kleinliche Egoismus, der oft auch großen Gelehrten anhängt, war ihm fremd. Und durch seine hygienischen Forschungen wurde diese Seite seines Charakters in natürlicher Weise weiter entwickelt. Es drängte sich ihm, der seiner Anlage nach ein Gefühlsmensch im besten Sinn des Wortes war, gerade in Folge seiner Beschäftigung mit hygienischen Fragen das Gefühl der Solidarität aller Menschen unter einander mächtig auf. Er war sich voll bewußt, daß Gesundheit und Wohlergehen des Einzelnen in hohem Maße vom Wohlergehen der Gesammtheit abhängen und wiederum auf dieses zurückwirken. In seinen hygienischen Anschauungen lag ein gut Theil Soziologie. Und gerade dieser Punkt ist, wie mir scheint, noch von Niemandem, der über Pettenkofer geschrieben hat, seiner Bedeutung entsprechend hervorgehoben und betont worden. „Der Werth der Gesundheit für jeden Einzelnen", sagt Pettenkofer in einer seiner populären Vorlesungen, „ist etwas Selbstverständliches; aber ich möchte Sie heute namentlich darauf aufmerksam machen, daß der Einzelne nicht blos Vortheile von der eigenen Gesundheit, sondern eben so, und oft noch viel mehr, Vortheile von der Gesundheit auch der Anderen, seiner Mitmenschen, genießt. Was ich andeuten will, spricht sich schon in der einfachen christlichen Moral aus: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, — aber es dürfte doch nicht überflüssig sein, zu zeigen, daß diese religiöse Theorie auf einer sehr festen natürlichen Grundlage ruht und daß eine Gemeinde, eine Stadt nicht blos Humanitätrücksichten folgt, wenn sie Opfer für Heilung von Krankheiten und für Stärkung ihrer Einwohner bringt, sondern, daß sie dadurch zugleich ein Kapital schafft und anlegt, das hohe Zinsen trägt."

In diesen Worten liegt ein ganzes Programm kommunaler Sozialpolitik auf dem Boden der öffentlichen Gesundheitpflege; und wir müssen es Pettenkofer hoch anrechnen, daß er angelegentlich hierauf aufmerksam gemacht hat. Manche Vertreter unserer städtischen Behörden könnten noch jetzt in dieser Beziehung von ihm lernen; und es ist in der That, wie Pettenkofer sagt, „ein Wahrzeichen aller Kulturnationen, daß sie mit klarem Bewußtsein Einrichtungen zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit Aller treffen, daß sie sich nicht, wie ein Thier, nur um sich selbst und etwa eine kurze Zeit auch noch um die eigenen Jungen kümmern." Und wenn er die Thätigkeit eines

Volkes in gesundheitlicher Richtung geradezu als einen Maßstab für die Größe seiner Fähigkeiten betrachtet, in der Kulturgeschichte eine Rolle zu spielen, so geht er auch hierin nicht zu weit.

Dem eben Gesagten entspricht es auch, wenn Pettenkofer die Hygiene nicht nur als Wissenschaft von der Aetiologie und Prophylaxis der Krankheiten aufgefaßt haben will, sondern als „Wissenschaftlehre von der Gesundheit". Sie soll die Werthigkeit aller Einflüsse der natürlichen und künstlichen Umgebung des Organismus untersuchen und feststellen, um durch diese Erkenntniß dessen Wohl zu fördern. Und wie in der Nationalökonomie nicht blos die Furcht vor der Einbuße, sondern noch viel mehr das Streben nach höherem Gewinn die treibende Kraft ist, so muß es auch in der Hygiene als Gesundheitlehre werden. Denn Gesundheit ist wirklich ein Gut und ein Vermögen, das wohl in der Regel ererbt wird, das aber auch einmal erworben werden mußte vom Besitzer und das sowohl vermehrt als vermindert werden kann. Vom wirthschaftlichen Standpunkt aus ist es nun richtig, daß dieses Gut mit dem möglichst geringen Aufwand von Mitteln und persönlichen Opfern erreicht und erhalten werde. Und Das ist nach der Ansicht Pettenkofers wiederum nur dann möglich, wenn dem Prinzip der Solidarität in ausgiebiger Weise Geltung verschafft wird. „Wie der höchste Grad der Wirthschaftlichkeit", sagt er, „nicht erreicht werden kann, wenn die Menschen nur für sich vereinzelt Güter erzeugen und verwenden, sondern nur, wenn Alle in einem großen zusammenhängenden gesellschaftlichen Wirthschaftsystem für einander und mit einander wirtschaften, so findet das Gleiche auch bei der auf Gesundheit gerichteten Wirthschaft statt."

Durch einfache Berechnungen zeigt er an dem Beispiel Münchens, wie bedeutend die materielle Einbuße einer Stadt sei, die durch eine große Sterblichkeit und Krankheithäufigkeit der Bevölkerung verursacht werde, und wie groß der Gewinn sei, wenn die Menschen nicht krank werden, sondern gesund bleiben. Er forschte auch den Gründen nach, auf die die geringere Sterblichkeit der englischen Städte, im Vergleich mit den deutschen, zurückzuführen ist. Dabei zeigte sich, daß dieser Unterschied weder von der Rassenverschiedenheit noch von der Beschäftigungweise noch von der Qualität der Aerzte und der Heilanstalten abhängen kann. Auch die guten Anlagen für Entfernung der Auswurfstoffe, für reichliche Wasserversorgung und Dergleichen, worin England auch jetzt noch den Städten auf dem Kontinent vielfach überlegen ist, erklären die Differenz in der Sterblichkeit nur zum Theil. Als wesentlichen Faktor in dieser Beziehung nennt Pettenkofer die Art der Ernährung. Er hält sich darüber auf, daß man genau wisse, wie man die Hausthiere füttern müsse, um einen gewissen Körperstand bei ihnen zu erreichen (Erhaltungfutter, Mast-, Milch- oder Arbeitfutter), während „auf die

Menschen verhältnißmäßig noch so wenige Strahlen von der neuaufgehenden Sonne der Ernährungwissenschaft gefallen sind", und er spricht die (zum Theil jetzt schon in Erfüllung gegangene) Hoffnung aus, daß auch auf die Ernährung des Menschen sich immer mehr der Einfluß der Wissenschaft geltend machen werde. Speziell wies er darauf hin, daß Das, was man früher in Volksküchen und Suppenanstalten verabreichte, allerdings in der Regel sehr billig, meist ganz und gar ein Almosen war, daß es aber im Vergleich mit den Bedürfnissen des Organismus oft nicht mehr war, „als wenn man einem Bettler einen Kreuzer schenkt und meint, jetzt hätte er ja Geld, um davon leben zu können."

Auch die Sterblichkeit der Neugeborenen, die Wohnungverhältnisse — namentlich die Ueberfüllung der Wohnungen mit Menschen —, die Sitten und Gebräuche, die gesetzlichen und sozialen Verhältnisse haben nach Pettenkofer einen bedeutenden Einfluß auf die Gesundheit und Sterblichkeit einer Bevölkerung und sind zu berücksichtigen, wenn es sich darum handelt, die Sterblichkeitziffer eines bewohnten Ortes herabzusetzen.

Diese Ausführungen zeigen, daß Pettenkofer nicht nur der Vater der wissenschaftlichen Hygiene war, sondern daß er auch als Vorkämpfer der öffentlichen Gesundheitpflege große Verdienste besitzt. Beredte Zeugen der Resultate dieser Seite der Thätigkeit Pettenkofers sind die zahlreichen Städte, deren Sterblichkeit durch von ihm angeregte oder geförderte Assanirungarbeiten herabgesetzt wurde, sind die zahllosen Menschen, die in Folge der durch Pettenkofer direkt oder indirekt veranlaßten Verbesserung der Gesundheitverhältnisse ihrer Wohnorte Leben und Gesundheit behalten haben. Und es muß hier betont werden, daß gerade nach dieser Richtung hin, auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitpflege, Pettenkofer, beseelt von der Liebe zu seinen Nebenmenschen, mit besonderer Freude und Hingebung arbeitete. Groß sind seine Verdienste namentlich um seine Heimathstadt München, die die auffallende Verbesserung ihres Gesundheitzustandes überhaupt und das allmähliche Verschwinden des Abdominaltyphus, unter dem sie früher so stark zu leiden hatte, im Besonderen zu einem großen Theil den Bemühungen und Rathschlägen Pettenkofers verdankt. Und München hat es verstanden, seinen großen Gelehrten und Freund in würdiger Weise zu ehren. „Dem Hohenpriester der Hygiene, dem Verscheucher verderbenbringender Krankheiten vom heimathlichen Boden, dem um das Wohl der Vaterstadt höchst verdienten Ehrenbürger Max von Pettenkofer widmen diese goldene Denkmünze als Zeichen unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe münchener Bürger." Dies war der Wortlaut der Adresse, die Pettenkofer an seinem einundachtzigsten Geburtstage zugleich mit der vom münchener Bürgerkomitee gestifteten, vom Bildhauer Hahn prächtig modellirten goldenen Medaille überreicht wurde.

Und diese Adresse hatte die richtigen Worte für die Gefühle weiter Kreise gefunden. Einen „Hohenpriester der Hygiene" hat sie den greisen Gelehrten genannt: und wer würde nicht freudig und mit vollem Bewußtsein in diesen Ruf einstimmen! Von „unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe" spricht sie: und sind so nicht die Gefühle, die wir Alle, ohne Unterschied des Berufes und der sozialen Stellung, dem Andenken Pettenkofers entgegenbringen?

Wenn Pettenkofer der Hygiene als selbständiger wissenschaftlicher Disziplin ein unzerstörbares Fundament gebaut hat, so haben wir es wiederum hauptsächlich ihm zu verdanken, daß gegen den Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts der hygienische Unterricht als vollberechtigt in den Lehrplan der deutschen und österreichischen Universitäten aufgenommen wurde. Kühn griff er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren die schon damals eigentlich veraltete, aber auf den Universitäten und auch außerhalb noch allgemein verbreitete Meinung an, es liege kein Grund vor, mit der bisherigen Tradition zu brechen, nach der die Hygiene als ein Anhängsel der Staatsarzeneikunde betrachtet wurde, um so weniger, als es an hinreichendem Material für eine besondere Vorlesung über Hygiene fehle. Er zeigte, daß die Hygiene mit der gerichtlichen Medizin absolut nichts zu thun habe, daß sie aber allerdings die materielle Grundlage für sanitätpolizeiliche Maßregeln schaffen müsse, wenn man ihnen überhaupt eine wissenschaftliche Basis geben wolle. Auch wies er schon damals auf den Inhalt seiner eigenen Vorlesungen hin und behauptete mit Recht, daß von einem Mangel an Material für besondere Kurse nicht gesprochen werden könne; im Gegentheil seien manche Kapitel aus dem Gebiete der Hygiene so umfangreich, „daß man darüber allein ein Semester lang lesen müßte, wenn man sie ganz erschöpfend behandeln wollte".

Damit aber die Hygiene ihre Aufgabe als untersuchende, forschende und experimentirende Wissenschaft erfüllen könne, waren nach der Ansicht Pettenkofers nicht nur besondere Lehrstühle, sondern auch Attribute zur Durchführung experimenteller Arbeiten nothwendig. Diese Forderung, mit deren Bestreitung man sich heutzutage einfach lächerlich machen würde, erschien damals vielen maßgebenden Persönlichkeiten übertrieben; und es ist ein großes Verdienst Pettenkofers, daß er den veralteten Anschauungen so kräftig entgegentrat. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ohne gut eingerichtete Laboratorien und Institute die wissenschaftliche Hygiene sich nicht entwickeln könne, richtete er, als er im Jahre 1872 den ehrenvollen Ruf nach Wien erhielt, an die bayrische Regirung als einzige Bedingung seines Verbleibens in München das Verlangen, es solle ihm ein selbständiges, der experimentellen hygienischen Forderung angepaßtes Institut gegeben werden. Sein Beispiel wirkte ansteckend; die in den letzten zwei Dezennien rasch aufstrebende Bakteriologie, die bekanntlich an vielen Orten eine Personalunion mit der

Hygiene einging, half mit, — und so war es denn Pettenkofer noch beschieden, zu sehen, wie an der großen Mehrzahl der Universitäten den hygienischen Studien genügend Raum und Mittel zu fruchtbringender Thätigkeit zur Verfügung gestellt wurden.

Auch die Entwickelung der praktischen Medizin wurde durch Pettenkofers umgestaltende Leistungen gefördert. „Die strengere wissenschaftliche Behandlung von Fragen, die mit der Gesundheit und deren ursächlichen Bedingungen verknüpft sind" — so las man in der Münchener Medizinischen Wochenschrift zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums Pettenkofers am dreißigsten Juni 1893 —, „mußte auch auf den medizinischen Ideenkreis eine immer stärkere Wirkung ausüben, die schließlich so weit ging, daß die Mediziner anfingen, sich selbst als Hygieniker zu fühlen und diese Seite ihres Denkens und Handelns immer entschiedener hervorzukehren. Auch für die Medizin ist Pettenkofer Begründer einer neuen, zukunftreichen Entwickelungepoche geworden, in welcher der Arzt nicht nur als tröstender Helfer bei ausgebrochener Krankheit erscheint, sondern immer mehr als der entscheidende Berather für eine gesundheitgemäße Lebensführung überhaupt."

Wie empfänglich Pettenkofer für alles Gute war und wie richtig ihn sein gesunder Instinkt auch in Dingen leitete, denen er ursprünglich fern gestanden hatte, zeigt der Umstand, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren dem Kampf gegen die Trinksitten unter der studirenden Jugend vom Standpunkte des Hygienikers aus Vorschub leistete. Am sechzehnten Februar 1895, als die Hochschulen Münchens in die Antialkoholbewegung eintraten, leitete er eine zu diesem Zweck einberufene Studentenversammlung in der Aula der Universität und sagte: „Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke geht nicht auf eine Vertrocknung des studentischen Lebens aus, sondern auf einen Kampf gegen die Versumpfung . . . Gesunder, froher und fruchtbarer wird die akademische Jugend, die der übrigen Bevölkerung voranleuchten, nicht aber Verführerin sein soll, erst dann, wenn die Bewegung gegen das regelmäßige und oft übermäßige Trinken auch in ihren Kreisen eine tiefere sein wird und sie mitarbeitet, den Boden für das deutsche Volksleben durch selteneres und mäßigeres Befeuchten gesunder und ertragsfähiger wieder werden zu lassen." Noch im September 1899 ist Pettenkofer auf einer durch die abstinenten Mitglieder der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München einberufenen öffentlichen Versammlung mit heißen und überzeugenden Worten für die Idee der Abstinenz eingetreten.

Als Forscher und als Mensch war Pettenkofer durchaus originell. Alles Schablonenmäßige, Kleinliche, Philisterhafte war ihm fremd. Bei aller Achtung vor der Detailarbeit fühlte er persönlich doch keine große Neigung zu ihr; er überließ sie Anderen. Sein Blick war ins Weite gerichtet. Ihn

reizte das Studium der „großen Thatsachen“, deren Erforschung dazu führt, das Gesetzmäßige in den Erscheinungen zu erkennen. Er war ein Pionier, der, mit bewundernswerther Beobachtungsgabe ausgerüstet und von einem hochentwickelten Instinkte geleitet, muthig und sicher neue Wege einschlug und sich auch da zu orientiren wußte, wo Andere leicht den Pfad verlieren. Er besaß in hohem Grade die Gabe der Intuition. Er ahnte gleichsam, wo man angreifen mußte, um etwas Neues, weiter Verwendbares zu finden, um in die Mauer des bisher Unbekannten eine Breche zu schießen, durch die dann seine Nachfolger eindringen konnten. Scheinbar unbedeutende Erscheinungen, an denen vor ihm Viele, ohne sie zu beachten, vorübergegangen waren, gaben ihm Anregung zu wissenschaftlicher Forschung. So kam es denn, daß es beinahe kein Gebiet der experimentellen oder öffentlichen Hygiene giebt, auf dem nicht der erste bedeutsame Schritt mit dem Namen Pettenkofers verknüpft wäre, auf dem nicht sein Fuß die erste Bahn gebrochen, in dem nicht sein Auge den richtigen Pfad für die künftige Forschung gefunden hätte. Und dabei arbeitete er immer mit ungemein einfachen Mitteln. Es ist geradezu erstaunlich, mit wie primitiven Vorkehrungen er seine grundlegenden Untersuchungen auf dem Gebiete der experimentellen Hygiene auszuführen verstand.

Pettenkofer hatte auch die Gabe, die Resultate seiner Forschungen in elementar-verständlicher Weise einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Ein beredtes Zeugniß davon legen ab seine geradezu klassischen populären Vorträge über die Beziehungen der Luft zur Kleidung, Wohnung und Boden, über den Werth der Gesundheit für eine Stadt und so weiter, die zum ersten Male es unternahmen, richtige Vorstellungen über diese wichtigen Dinge in weitere Kreise hineinzutragen. Pettenkofers Vortrag, in Wort und Schrift, war klar und ungemein anschaulich. Er hatte mehr die Form eines Gespräches als einer oratorischen Leistung. Seine meist von ihm selbst konstruirten Demonstrationobjekte waren bei aller Einfachheit sinnreich erdacht und belehrend. Viele von ihnen sind als stereotype Erscheinungen in die Vorlesungen anderer Hygieniker übergegangen. Seinen Schülern war Pettenkofer ein väterlicher Freund, der, wie sich Emmerich bei Gelegenheit der Pettenkofer-Feier im Jahre 1893 schön ausdrückte, mit freigebiger Hand aus dem unerschöpflichen Schatz seines Wissens, aus dem tiefen Born seiner reichen Erfahrung nach allen Seiten spendete, der selbstlos und liebevoll seine Schüler auf die Wege leitete, die zu wichtigen Erkenntnissen, zu neuen Wahrheiten führen mußten. Keiner, der ihm näher zu treten das Glück hatte, konnte sich dem Einflusse seiner gewaltigen Persönlichkeit entziehen. Wenn er Einen mit seinen klugen und doch treuherzigen Augen so freundlich anschaute, fühlte man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen. Er eroberte sich in der That die Herzen im Sturm durch seine gewinnende natürliche

Liebenswürdigkeit, durch ehrliche Offenheit, durch hilfbereites Wohlwollen und, wenn es galt, durch wahrhaftes inniges Mitgefühl.

Ich habe noch nie einen Mann gesehen, den, wie Pettenkofer, bei so hohem innerem Werthe eine so ausgesprochene natürliche Bescheidenheit geschmückt hätte, der, trotz allen Ehren und Auszeichnungen, deren er im Laufe seines langen und ruhmreichen Lebens theilhaftig wurde, so anspruchlos geblieben wäre wie er. Ich habe nie einen berühmten Mann gesehen, der Allem, was Ostentation heißt, so fern geblieben wäre wie er. Es versteht sich von selbst, daß dadurch der Reiz, das Gewinnende seiner Persönlichkeit noch erhöht wurde.

Pettenkofer gehörte zu den geistig Bevorzugten. In seinem Wesen lag unstreitig etwas Geniales; der Kuß der himmlischen Göttin hatte seine Stirn gestreift. Dessen mußte sich Jeder bei näherem Umgange mit ihm bewußt werden. Doch wirkte dieses Bewußtsein von der geistigen Ueberlegenheit Pettenkofers nicht im Geringsten deprimirend auf seine Umgebung. Es diente nur dazu, den Zauber seiner Persönlichkeit zu vermehren und das Gefühl der Verehrung und Anhänglichkeit, das seine Schüler ihrem genialen Lehrer gegenüber beherrschte, zu steigern.

Am dritten Dezember 1888 feierte Pettenkofer seinen siebenzigsten Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit erhielt er durch eine Deputation der münchener Stadt-Kollegien 10 000 Mark, die als Stiftung für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke im Geiste des Jubilars dienen sollten. Bei dem selben Anlaß setzte die Stadt Leipzig 5000 Mark zu Preisen für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Hygiene aus.

Im Jahre 1890 wurde Pettenkofer zum Präsidenten der bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt; im Jahre 1896 wurde er auf weitere drei Jahre in dieser Eigenschaft bestätigt und ihm das Prädikat Excellenz verliehen. Eine Anzahl münchener Bürger und Industrieller haben damals Pettenkofer ein von ihnen gesammeltes Kapital im Betrage von 59 500 Mark zu einer „Münchener Bürgerstiftung“ bei der Akademie der Wissenschaften zu Ehren Pettenkofers dargebracht. Am vierzehnten Dezember 1896 feierte der Meister sein dreißigjähriges Jubiläum als Mitglied der Akademie.

Im Sommer 1894 hat Pettenkofer seine Lehrthätigkeit aufgegeben. Er that es zu einer Zeit, als er an Geist und Körper noch vollkommen rüstig war, sich aber immerhin nach mehr Ruhe sehnte, als sie heutzutage einem im aktiven Dienst stehenden Professor der Hygiene und Leiter eines hygienischen Institutes beschieden ist. Er zog sich auf seinen Landsitz in Seeshaupt am oberen Ende des Starnberger Sees zurück und dort war es ihm während einer Reihe von Jahren noch vergönnt, in stiller Zurückgezogenheit und umgeben von der liebevollen Fürsorge seiner Angehörigen sich eines friedlichen Lebensabends zu erfreuen.

Jetzt haben wir ihn verloren und wir betrauern einen schweren, unersetzlichen Verlust. Aber dieses Gefühl der Trauer wird gemildert durch das Bewußtsein, daß Pettenkofer in seinen Werken unsterblich ist, daß er sich in den Herzen seiner Zeitgenossen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat und daß das Gefühl der Dankbarkeit diesem Wohlthäter der Menschheit gegenüber auch in den zukünftigen Generationen noch fortleben wird.

Zürich. Professor Dr. H. F. Erismann.



Ueberbürdung.

Die älteren Schulmänner und die ältere Generation im Volk verstehen die Klage über Ueberbürdung der Schüler gewöhnlich nicht. Einst hatten die Schüler, namentlich der höheren Schulen, weit mehr zu leisten und haben nicht gestöhnt. Von Zeit zu Zeit werden die Klagen heute erhört und irgend Etwas vom Schulballast fliegt über Bord, abgesehen von Dem, was, als veraltet, von selbst abfällt. In den letzten Jahren ist nach dieser Richtung wohl manches Erfreuliche geschehen, aber das Uebel ist deshalb nicht beseitigt. Es kann auch auf diese Weise gar nicht beseitigt werden. Denn schließlich: ein bestimmtes Wissensquantum muß doch erworben werden. Der Nürnberger Trichter ist noch immer nicht erfunden. Das Uebel wächst sogar, trotz allem Mühen, und die Umgestaltung des Schulplans ist nur von unwesentlicher Bedeutung bei dieser Reform. Die Kinder sind also immer noch überbürdet, ja, sie sind sogar noch mehr überbürdet als vor zehn oder fünfzig Jahren, trotzdem sie viel weniger aus der Schule mitnehmen. Die Ursachen der Ueberbürdung müssen also anderswo zu suchen sein. Es liegt nicht — oder doch nur sekundär — am Stoff und der Quantität des Stoffes, sondern an den Methoden des Unterrichtes und den Einrichtungen der Schule.

Zunächst sind nicht die Schüler, sondern die Lehrer überbürdet. Der Schulzwang, der zunehmende Bildungdrang, die Ansammlung in den großen Städten, die allgemeine Bevölkerungzunahme, zu der die Vermehrung der Schulen nicht im richtigen Verhältniß steht, hat zur Folge, daß die einzelnen Schulklassen in der Frequenz steigen. Es giebt Volksschulklassen mit achtzig, hundert und mehr Schülern, die oberen Klassen der höheren Schulen, die früher nur spärlich besucht waren, bringen es heute auf dreißig, fünfzig und mehr. Die moderne Schule ist überlastet mit Schülern. Diese lasten auf den Lehrern, deren Uebermüdung auf die Kinder zurückwirkt. Der einzelne Schüler versinkt in der Masse, ist sich selbst mehr überlassen und auf sich allein mehr angewiesen als früher. Er hat es also schwerer. Was nützt es, daß man dem Bergsteiger den Weg verkürzt, wenn man ihm zugleich auch den Stab nimmt, auf den er sich stützen

kann? Ein Lehrer, der frisch ist und seine ganze Klasse übersieht und in beständigem geistigen Konnex mit jedem einzelnen Kinde steht (was nur bei zehn bis zwanzig Schülern, die er gleichzeitig zu unterrichten hat, möglich ist), ist die beste Erleichterung für den Lernenden. Er hebt und reißt fort und ebnet den jungen Geistern die Bahn. Er streut gleichsam mit vollen Händen, von ihm nimmt der Schüler im Spiel, oft, ohne es zu wissen, tausend Dinge heim, die er sonst mühsam zu lernen und zusammen zu suchen hat. Ein überbürdeter und ermüdeter Lehrer aber macht die Luft schwer. Es ist, als ob sich ein dicker Vorhang zwischen Lehrenden und Lernenden schiebe: taube Worte hallen an tauben Ohren vorbei. Und was immer der Schüler zu lernen hat: er muß es verschwitzen. Die Aufgaben werden kleiner, aber die Mühsäligkeit des Arbeitens wächst. Die Entbürdung der Kinder nützt nicht, wenn man nicht zugleich auch die Lehrer und die Schulen entlastet. Jene werden so lange überbürdet sein, bis die Zahl der Schulen verdrei- oder vervierfacht ist.

Eine andere Folge dieser Zustände, die allerdings kongruent ist der allgemeinen Entwickelung der modernen Völker, ist die Gleichmacherei in der Schule. Es giebt nichts, was mehr die Geister niederdrückt und ermüdet. Je mehr Kinder in die Schulen und speziell die höheren Schulen strömen, um so strenger muß an einer gewissen Norm von Durchschnittsbegabung festgehalten werden. Würde das Durchschnittsmaß nach oben hin verschoben, dann würden die Kinder abfallen, weil sie nicht Schritt halten und in eine tiefere Klasse oder Schule gehören. Sie würden ermüden, weil man ihre Kräfte überspannt. So aber, da das Durchschnittsmaß in Folge des Andranges heruntergesetzt werden muß, sind es gerade die Begabteren, die zuerst abfallen. Es ist nicht die Ueberanstrengung, die sie ermüdet, sondern der Mangel an Futter. Sie klappen zusammen, weil sie nichts zu beißen und zu verdauen bekommen, weil zwar ihr Fleiß, aber nicht ihr Verstand zu thun hat. Die Ueberbürdung folgt hier eben aus dem Mangel an Aufgaben. Gerade in den wichtigsten Jahren, wenn Phantasie und Intelligenz sich regen wollen, verdammt man sie zur Unthätigkeit. Das ist, als wollte man jungen Vögeln, wenn die Federn keimen, mit Rücksicht auf die Kriechthiere, die ja auch nicht fliegen können, das Fliegen verwehren, und sich dann wundern, daß sie nicht vorwärts kommen, da doch die Lurche schon kriechen und die Frösche schon hopsen.

Wenn von Ueberbürdung geredet wird, meint man oft noch etwas Anderes. Die Materie und die Methode ist geblieben aus der Zeit, wo man das Durchschnittsmaß höher nahm; dieses Maß aber hat man verkürzt, — und nun werden den modernen Schülern ganz unsinnige Aufgaben gestellt. Man giebt zum Beispiel noch immer die selben Aufsatzthemata und Exercitien wie zu der Zeit, wo die Schüler auf einer ganz anderen Stufe der Entwickelung angelangt waren und sehr viel mehr Wissen in sich aufgenommen hatten. Was die Anschauung für den Unterricht werth ist, hat man in unserem Jahrhundert mählich eingesehen. Man vergißt nur, daß, wer das Wissen vermindert, damit auch das Anschauungmaterial verkleinert. Den Löwen und das Schaf macht man den Kindern durch Abbildungen anschaulich; die in der Literatur der Alten zu findenden Bilder römischer und griechischer Bestien nimmt man ihnen aber zum großen Theil wieder weg und fordert dennoch, daß sie diese Bestien beschreiben sollen. Man verlangt nicht zu viel, sondern einfach Unmögliches.

Dazu kommt noch, worüber die ganze intelligente Jugend stöhnt, der geistlose Pedantismus auf der Schule, der mehr ermüdet, Geist und Körper mehr überbürdet, als Stoff und Masse des zu Lernenden je vermöchte. Der Geist der Wissenschaft beflügelt und befreit, während der Buchstabe schwer auf den Köpfen lastet. Da nun aber ein gewisser Formalismus in den Wissenschaften überwunden werden muß, so hat die Verringerung der Materie in den Schulen gerade zur Folge, daß der Formalismus nun noch öder, geistloser, unfruchtbarer und also schwieriger, ermüdender wird. Früher gab man die Frucht: dann fand man, die Jugend könne sie nicht mehr verdauen, und glaubt nun, im Sinn geistiger Diät zu handeln, wenn man die Frucht enthülst und nur die Hülse zu verschlucken zwingt. Das moderne Gymnasium ist um seinen Idealismus, das Ziel seiner Bestrebungen, gekommen. Aus einer hohen Schule des Geistes wurde eine Vorschule der Philologen. Wie weit zuweilen der Stumpfsinn moderner Schulmeister geht, dafür habe ich gar drastische Beispiele. So hieß es in einem Gymnasium, die Sekundaner seien überbürdet. Folglich fing man an, an den Aufgaben herumzuknapsen. Früher mußten fünfundzwanzig bis dreißig Verse der Odyssee auswendig gelernt werden; nun sollten fünfzehn genug sein; und daran hielt sich der Lehrer des Griechischen so peinlich, daß genau jedesmal fünfzehn Verse gelernt werden mußten, nicht ein Daktylus mehr oder weniger, einerlei, ob der fünfzehnte Vers mit einem Punkt oder mitten im Satz endete, so daß der neue Stumpfsinn schlimmer wirkte als die Mühe, zehn bis fünfzehn Verse mehr zu lernen, und die scheinbare Entlastung thatsächlich eine neue Belastung für das Gedächtniß wurde; denn der Sinn und der Schwung der Verse, der das Gedächtniß beflügelt, wurde den Versen entzogen und nun die Aufgabe thatsächlich schwerer, materieller, trostloser. Mit der Zweck- und Ziellosigkeit steigert sich ja der Fluch der Arbeit für das menschliche Geschlecht.

Um Arbeit zu bestimmen und zu vergleichen, hat man Viererlei zu beachten: die Quantität, die Freiheit, den Zweck und die Schwierigkeit. Die Schüler wären nicht überbürdet, wenn ihnen die Schule nicht eine Frohn, wenn ihnen Ziel und Zweck ihrer Aufgaben immer gegenwärtig wäre und wenn die Schule auf die individuellen Schwierigkeiten, die sich jedem einzelnen Schüler oder doch gewissen Klassen und Arten von Kindern entgegenthürmen, Rücksicht nehmen könnte.

Die Schule hat ein Durchschnittsmaß jugendlicher Entwickelung angenommen und hat nach diesem Maß auf die verschiedenen Klassen und Alter Materien, Disziplinen und Aufgaben vertheilt; damit aber hat sie furchtbaren Zwang und Willkür geschaffen. Nach dem Auffassungvermögen der Kinder, wie man sie als normal nimmt, werden Fähigkeiten und Fortschritte bestimmt. Nun aber beginnt meist schon sehr früh die Verschiedenheit der Begabung und Richtung eines Menschen. Die Ueberbürdung der meisten Kinder besteht darin, daß sie in einem ganz bestimmten Fach plötzlich nicht mehr mitkommen, besonders oft in der Mathematik, der Schmerzenswissenschaft der meisten Menschen. Man kann aber nicht Jemandem deshalb allein das Recht, höhere Bildung zu erlangen, absprechen, weil er in einem einzelnen Fach schwer oder gar nicht vorwärts kommt. Was geschieht nun? Entweder bleibt der Schüler dieser einen Wissenschaft wegen sitzen, kommt in seiner Entwickelung zurück, weil er auf einer Stufe festgehalten

wird, die er innerlich schon hinter sich hat, wird schwer und müde gemacht und eben deshalb überbürdet. Oder er wird mit einer bedenklichen Lücke versetzt, die er sehr schwer oder gar nicht mehr ausfüllen kann. Er soll nun gleichsam ohne Sattel weiter reiten. Das ist eine unbequeme, ermüdende Situation.

Gegen diesen Uebelstand scheint aber nichts zu machen zu sein. Denn der Aberglaube an die Klasseneintheilung der Schulen sitzt unausrottbar in den Gehirnen fest. Als ob es ein Naturgesetz wäre, daß der selbe Schüler sechs, zwölf, vierundzwanzig Monate in der selben dumpfen Stube sitzen müßte, obwohl er eigentlich nach seinen Leistungen und Fähigkeiten in die verschiedensten Klassen gehört, vielleicht in jedem einzelnen Fach in eine andere. Diese lächerliche Einseitigkeit der Klassifizirung lastet schwer auf Geist und Gemüth der Schüler. Wie sie die Klasse belasten, lastet die Klasse nun auf ihnen. Warum muß der künftige Sprachforscher, der trotz seinen vierzehn Jahren schon fähig ist, den lateinischen Unterricht mit den Primanern zu empfangen, wegen der Mathematik bei den Obertertianern festgehalten werden? Weshalb soll ein für literarische Dinge begabter Kopf in Tertia schwitzen, während er vielleicht schon die Sekundaner überflügelt? Diese Art unserer Klassifizirung hat doch nur einen Sinn beim Elementarunterricht oder bei der Annahme eines absoluten Zweckes der einzelnen Unterrichtsgegenstände, an den aber selbst die orthodoxesten Schulmännner nicht mehr glauben und über den mindestens keine Einigkeit unter ihnen herrscht, da Altphilologen, Germanisten, Mathematiker doch ganz verschieden über den Werth der einzelnen Fächer urtheilen.

Daß sich gewisse Schwierigkeiten aus dieser neuen Eintheilung*) ergeben würden, vor Allem die Gefahr einer frühzeitigen Einseitigkeit der Schüler, verkenne ich durchaus nicht. Aber sie sind nicht größer als die Schwierigkeiten aller anderen Eintheilungen und gewiß nicht unüberwindlich. Diese von mir vorgeschlagene Eintheilung aber, vernünftig vorbereitet und durchgeführt, ist jedenfalls rationeller und mit zahllosen Vortheilen verbunden. Sie wäre zum Theil wenigstens eine Befreiung der jungen Geister und auch einigermaßen eine Berücksichtigung der individuellen Beanlagung. Die Berechtigungfrage, an sich schon ein großes Unglück der modernen Schulen, würde dadurch aber nicht einmal wesentlich berührt. Zunächst bliebe dem Schüler die Möglichkeit, in dem einen Fach, in dem er noch ein paar Klassen zurück ist, im Einzelnen nachzukommen, was ihm gerade durch seine Reife in den anderen Fächern und besonders auch durch die stärkere Konzentration seines Geistes auf den einen Gegenstand wesentlich leichter würde. Dann aber ist wirklich nicht einzusehen, weshalb die Berechtigung für die verschiedensten Wissenschaften und Lebenswege gleichmäßig von allen Schulfächern abhängig sein soll. Die mathematischen Kenntnisse eines Sekundaners reichen für die allgemeine Bildung schon ziemlich aus; zumal Alles, was darüber hinaus geht, ja ohnehin schleunig vergessen wird. Sobald nämlich der Geist auf unüberwindliche oder auch nur sehr große Schwierigkeiten stößt, ist Alles, was er noch annimmt, Ballast, unorganischer Stoff, den schleunigst

---

*) Die übrigens schon im vorigen Jahrhundert, das bessere Pädagogen hatte, bestanden hat, zum Beispiel im Pädagogium zu Halle, wo nach Fächern versetzt wurde.

wieder auszustoßen, das Gesetz seiner Erhaltung und Gesundheit heischt. Das ist das Geheimniß des Vergessens. Was ein Schüler in sich verdaut hat, vergißt er nie mehr; unter Umständen behält er selbst Vokabeln, Regeln, Formeln, Schulverse, ohne sie je wieder rekapitulirt zu haben, bei durchaus unwissenschaftlichem Beruf und banaler Lebensführung, bis in sein höchstes Alter; was Einer nur lernt, Das hat er nie gewußt. Nicht am Stoff und zunächst auch nicht an der Methode liegt es, daß die Schule so viel Ballast den Kindern aufbürdet, sondern an der Gleichmacherei, die Allen das Selbe aufpackt, als ob man Hund und Esel, weil Beide nützliche Thiere sind, die selbe Last auf die selbe Weise aufbürden könnte und den Ziehhund aus der Liste der Hausthiere streichen dürfte, weil sein Nacken keine Last trägt, oder den Esel, weil er sich nicht auf Jagdwild hetzen läßt.

Die Schulen von heute entsprechen weder in ihrem Aufbau noch in ihrer Eintheilung der natürlichen Entwickelung des Geistes und der Gesellschaft. Die Vermischung von demokratischen und aristokratischen Einrichtungen und Anschauungen, die sich auch hier zeigt, hat, wie das ganze moderne Leben (ich erinnere an den Sport), auch die Schule verpöbelt. Es giebt weder eine Einheitschule noch ist es bestimmten Klassen, die durch ihre soziale Stellung oder ihre geistige Beschaffenheit das Recht dazu haben, vergönnt, ihren Kindern eine besondere, vornehmere, höhere Erziehung zu geben. Die Schule baut sich nicht organisch auf, sondern es giebt verschiedene Arten von Schulen mit besonderen Rechten. Das Berechtigungwesen aber ist der Fluch der Schule und des Geistes geworden. Denn es hat den Ansturm auf die höheren Unterrichtsanstalten verschuldet. Man schickt die Kinder auf die Gymnasien, nicht, weil ein höheres Bildungstreben der Familie eigenthümlich ist, sondern, weil man es sich leisten kann, Schulgeld, Bücher und Pensionen zu bezahlen, und dann auch, weil man praktisch ist und, da man ja nicht von vorn herein wissen kann, ob nicht in dem kleinen Pennäler ein künftiger Arzt, Advokat oder Baumeister steckt, die Vorzüge der Rechte zu schätzen weiß, die er aus dem erfolgreichen Besuche höherer Schulen ableiten kann. So wurde der Pöbel, der gewöhnlich einen sicheren Instinkt für die Lebensvortheile hat, plötzlich bildungtoll. Die Interessensphäre der höheren Schulen wurde vollständig verrückt. Daher plötzlich das Geschrei von den zwecklosen Wissenschaften und unfruchtbaren Studien. Als ob die Unfruchtbarkeit immer am Samen und nicht auch am Acker liegen kann! Wenn die Gymnasien unpraktisch und zwecklos geworden sind — und Das sind sie thatsächlich —, so liegt es daran, daß sie keine Beziehung mehr zum lebendigen Geist haben, weder zu dem des Alterthums noch zu dem der Neuzeit. Aber nicht daran, daß Wissenschaften und Methode nicht mehr nach geistigen Kriterien, sondern nach den Zweckmäßigkeitwünschen von Bäckersöhnen und Bäckervätern zu beurtheilen wären. Solcher Geist will Lateinisch durch Englisch ersetzt wissen, weil ein Geschäftsreisender diese Sprache wohl gebrauchen kann, von jener aber keinen Nutzen hat. Als ob plötzlich der Zweck höherer Schulen wäre, Geschäftsreisende auszubilden! So wurde die Schule überbürdet durch ungeeignetes Schülermaterial. Für weitaus die meisten Schüler ist so ziemlich Alles, was sie auf höheren und sogar auf Mittelschulen lernen müssen, eine gefährliche Ueberbürdung, ja, eine fürchterliche Tortur. Sie befinden sich in einer ganz falschen Sphäre, die sie verwirrt, bedrückt und

erschöpft, noch ehe sie anfangen, sich zu bewegen. Nicht die Arbeit, sondern das ihnen unzuträgliche geistige Klima ist es, was sie ermüdet. Sie müßten zusammenbrechen, auch wenn man die Ansprüche auf ein Zehntel herabsetzte. Zumal für die Meisten es auch nicht möglich ist, sich zu akklimatisiren, weil die häusliche Welt, in der sie leben, in schroffem Gegensatz zu der Welt der Schule steht. Für die Kinder der unteren und mittleren Gesellschaftklasse, besonders der Kleinbourgeoisie, giebt es gewöhnlich keine Brücke, keine Verbindung irgend welcher Art zwischen diesen Welten Der ganze Schulinhalt hat in der Welt ihrer Familie weder irgend einen Sinn noch Verstand. Er paßt nicht zu deren Anschauungen, Tendenzen, Glauben. Das Kind lebt oft thatsächlich mit doppeltem Bewußtsein; sein inneres Leben bekommt eine Spaltung, schwächt sich und wird nicht selten zugleich untauglich fürs Leben wie für die Schule. Und man bedenke, wie das moderne Leben mit seinen grausamen Klassenkämpfen und seiner wilden Hast auf dem Kinde lastet! Kinderarbeit, oft unzureichende Wohnung, Kleidung und Ernährung, ungesunde Verhältnisse in großen Miethkasernen, die weiten Schulwege auf dem Lande, das lärmende Leben auf den Straßen großer Städte, die gesellschaftlichen Ansprüche, die in höheren Schichten bereits an die jungen Knaben und Mädchen gestellt werden, die Fülle von Sinnenreizen, die durch den Industrialismus früh und gewaltsam auf die jungen Seelen eindringen —: der Jahrmarkt in Permanenz!

Belastet kommt das Kind in die Schule und die Schule lastet auf ihm durch Ueberfüllung, ungesunde Luft, schlechte Einrichtung, veraltete Methode, meist namentlich pädagogisch und psychologisch unzureichend vorgebildetes und ungeeignetes Lehrerpersonal, das nicht minder überlastet ist durch schlechte Besoldung, die Ansprüche, die das moderne Leben, zuweilen auch die Wissenschaft, stellt, und die Menge der Schüler. In der Schule ist so ziemlich Alles einander zur Last. Alles drückt, drängt und bürdet sich. Das Quantum Arbeit ist das Gramm, das die Last zu Fall bringt, nicht die Ursache, sondern die Folge oder nur ein Symptom der Ueberbürdung. Nachdem man Seele und Geist totgetreten hat, wundert man sich, daß sie nicht mehr tragfähig sind. Durch Herabsetzung der Arbeit wird an der Thatsache der Ueberbürdung auch nicht das Geringste geändert, wie schon die bisherigen Erfolge gezeigt haben. Die Ueberbürdung unserer Kinder, die es thatsächlich giebt und die zum Theil sogar eine rein körperliche ist, hat ganz andere, tiefer liegende Ursachen. Die Schule selbst ist aus einer Befreierin eine Last geworden, eine schwere, drückende, geistlose Masse. Eine Schule für den Pöbel mußte selbst Pöbel werden. Humanistisch nennt man wohl die Gymnasien ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach. Aber das Menschliche ist aus ihnen so ziemlich bis auf den letzten Rest verschwunden. Das natürliche Band zwischen Lehrern und Schülern ist zerrissen. Darum ist die Schule auch keine geistige Führung mehr, sondern ein Stoßen, Drängen, Treten. Und weil sie früh zerschunden werden, ermüden die kleinen Seelen so bald. Nur die robusten, leichtsinnigen und indifferenten Naturen kommen heil aus dieser Mühle; die meisten laufen mit einem Loch durch Welt und Wissenschaft. Und die Schule, wie sie die Folge ist der gesellschaftlichen Zustände, ist so auch wieder die Ursache neuer Uebel und Wirren.

Leo Berg.

❧

Industriefeudalismus.

Der „Vorwärts“ hat dem Freiherrn von Stumm einen Nachruf gewidmet, worin es hieß: „Wir bedurften keiner karikirenden, übertreibenden Bemühung, um aus dem König Stumm den personifizirten Geist des Kapitalismus zu gestalten; denn er selbst war schon eine Karikatur, ein menschliches Zerrbild, das aber doch das Wesen des ausbeutenden Unternehmerthums in grober, vereinfachter Linienführung unbarmherzig zutreffend veranschaulichte . . . Seine kapitalistische Ueberzeugung ward in ihm zur fanatischen Religion, die nach Inquisition, Folter und Scheiterhaufen lechzte . . . Stumms kapitalistische Weltanschauung war klerikal geartet. Sie beruhte auf dem katholischen Prinzip der bedingunglosen Unterwerfung unter die Autorität. Man könnte sagen: Stumm hat das Unfehlbarkeitdogma des Industriepapismus verkündigt. Arbeiter waren für ihn nicht gleichberechtigte freie Menschen und Staatsbürger, sondern lediglich Werkzeuge für das gottgewollte und gotterwählte Unternehmerthum. Hatten sich aber die Arbeiter ihrer Selbstbestimmung entäußert, hatten sie in Kadavergehorsam auf alle Menschenrechte und Menschenwürde Verzicht geleistet, dann fühlte auch der absolute Herrscher der Kapitalisten Verpflichtungen, in gewissen Grenzen patriarchalisch für ‚seine‘ Leute zu sorgen. Das waren dann die ‚Wohlfahrteinrichtungen‘ . . . Es wird ein unvergängliches kulturhistorisches Dokument bleiben, daß es sich noch an der Grenze des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland ein Fabrikherr herausnehmen konnte, zu bestimmen, ob seine Arbeiter sich verheirathen durften, welche Lecture und welche politische Gesinnung ihnen erlaubt sei . . . Mit dem Freiherrn von Stumm stirbt ein Stück Zeitgeschichte, nicht, weil er persönliche Verdienste um die Entwickelung der Menschen oder auch nur irgendwie beträchtliche geistige Bedeutung gehabt hätte, sondern lediglich deshalb, weil er die Barbarenzeit des Kapitalismus in symbolischer Vollendung dargestellt hat.“

Daß die Führer der Sozialdemokratie meist verbissene und verbohrte Fanatiker sind, ist ja erklärlich und ihnen weiter nicht übel zu nehmen; das Parteitreiben bringt die Krankheit mit sich, an der so ziemlich alle Parteien und Parteiführer leiden. Aber man kann Parteifanatiker und doch dabei ein guter und edler Mensch sein. Der Mann, der den Artikel „Stumm“ geschrieben hat, ist Das nicht; ein guter und edler Mensch schmäht nicht einen verstorbenen Gegner von edlem Charakter und großer Bedeutung. Die Behauptungen, daß Stumm die verkörperte kapitalistische Ausbeutung, das vollendete Symbol der Barbarenzeit des Kapitalismus und dabei ein geistig unbedeutender Mensch gewesen sei, sind offenbare Lügen, und zwar bewußte Lügen, denn Niemand weiß besser als die Herren vom „Vorwärts“, wie die

wirkliche kapitalistische Barbarei aussieht, die Marx, Engels, Brentano, Held beschrieben haben, und daß Stumm das Ideal des Captain of industry verkörpert hat, das Carlyle dem verruchten englischen Unternehmerthum jener Zeit gegenüberstellte. Es giebt keinen schrofferen Gegensatz als den zwischen einem Stumm und dem Kapitalismus, wenn man mit diesem Worte die Schattenseiten der kapitalistischen Wirthschaftordnung meint. Das Wesentliche dieses Kapitalismus besteht darin, daß die Arbeitkraft als Waare, der Träger der Arbeitkraft als Ding und Werkzeug behandelt wird, nur nicht mit der Schonung, die man, um Reparaturen und Neuanschaffungen zu vermeiden, einem Werkzeuge angedeihen läßt, daß menschliche, gemüthliche und sittliche Beziehungen zwischen den Arbeitern und ihrem Brotherrn nicht bestehen, daß Dieser Jene gar nicht persönlich kennt und daß sie für ihn nur als Hände und Nummern existiren; endlich darin, daß der den Arbeitern ausgepreßte „Mehrwerth“ vom Kapitalisten verpraßt oder sinnlos angehäuft wird. Auch war zur Leitung dieser Unternehmungen, die meist Spinnereien und mechanische Webereien waren, keinerlei Genie nöthig; das Streben des Fabrikanten ging mehr auf quantitative Ausdehnung als auf Verbesserungen und auch für solche wurde nicht jenes Maß von wissenschaftlicher Bildung, vielfachen technischen Kenntnissen und Genialität erfordert wie für die Begründung, Vergrößerung und Vervollkommnung von Eisenwerken. Stumm hat solche gegründet und zu erstaunlicher Blüthe gebracht. Er hat den „Mehrwerth“ weder verpraßt noch zu einem toten Schatze angehäuft, sondern ihn dazu verwendet, seinen zahlreichen Arbeitern ein menschenwürdiges, behagliches Dasein zu bereiten und durch stete Ausdehnung seiner Unternehmungen einer immer größeren Anzahl von Arbeitern die selbe Existenzsicherheit und Behaglichkeit zu verschaffen. Er hat sich um jedes Einzelnen Wohl und Weh gekümmert und in festgesetzten Sprechstunden, die fleißig benutzt wurden, jedes einzelnen Arbeiters Beschwerden und Wünschen sein Ohr geliehen und er ist durch sein kräftiges Wirken für die Arbeiterversicherung — die Invalidenversicherung hat er schon 1869 im Reichstage des Norddeutschen Bundes beantragt und nach der leider noch nicht beschlossenen Pension für die Wittwen und Waisen nicht verunglückter Arbeiter hat er bis zu seinem Ende gestrebt — unbestreitbar der Wohlthäter aller deutschen Arbeiter geworden. Ein Mann, der Solches schafft und vollbringt, ist niemals ein unbedeutender Mensch; schon als Schöpfer der neunkirchener Werke allein würde er vielmal bedeutender sein als ein Literat, der ein paar tausend verständige Zeitungartikel und ein halbes Dutzend lesbarer Bücher geschrieben hat.

Freilich haben die Sozialdemokraten wichtige taktische Gründe, Anerkennung für das Wirken eines Stumm nicht aufkommen zu lassen. Sie müssen nach ihrer Theorie die Leitung großer industrieller Werke als eine

Kleinigkeit darstellen, die ein beliebiges Konsortium von Arbeitern eben so gut zu leisten vermöchte. Die Erfahrung jedoch, die man in allen Ländern mit den Produktivgenossenschaften gemacht hat, beweist, daß dieser Glaube ein Irrthum ist, daß wir ohne geniale Privatunternehmer große Eisenwerke, Maschinenbauereien, Waggonfabriken gar nicht haben würden und daß damit für hunderttausende, für millionen Arbeiter die guten Existenzbedingungen, deren sie sich erfreuen, wegfallen würden, ja, daß ihnen vielleicht die Existenzmöglichkeit entzogen würde.

Es ist wahr: auch Stumm war ein Fanatiker (ob er, wenn er Bebel überlebt hätte, ein ungroßmüthiges Herz enthüllt und den toten Gegner geschmäht haben würde, kann man nicht wissen; einen Leitartikel hätte er auf keinen Fall geschrieben); und die beiden Fanatismen halten einander nicht allein das Gleichgewicht, sondern zeigen den Weg, auf dem man aus den beiden Hälften der Wahrheit, denen sie entspringen, die ganze Wahrheit gewinnen kann. Stumm nahm an, daß, wenn nur erst einmal die verfluchte Sozialdemokratie ausgerottet wäre, alle Unternehmer und der Staat so gewissenhaft für die Arbeiter sorgen würden wie er. Damit hat er sich nun gründlich getäuscht; ohne den englischen Chartismus und phantastischen Sozialismus, ohne die französische und die deutsche Sozialdemokratie gäbe es weder irgendwo in der Welt Industriekapitäne noch gesetzlichen Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Darum ist die Sozialdemokratie eine geschichtliche Nothwendigkeit ... gewesen, wird man hoffentlich bald sagen dürfen; aber vorläufig sind wir noch nicht so weit. Und Stumm hat den Umstand übersehen, daß die Verhältnisse in seiner Industrie von denen in anderen Industrien (z. B. in den die Gesundheit gefährdenden Zündhölzchen- und Anilinfabriken) grundverschieden sind, daß in vielen anderen Industrien nur der von den Arbeitern erstrittene Staatszwang durchzusetzen vermag, was er ohne Verlust und ohne Gefährdung seines Unternehmens freiwillig zu gewähren vermochte. Vor Allem aber übersah er das Selbe, was die Sozialdemokraten beständig übersehen: daß das Verhältniß des Unternehmers zu den Arbeitern in den großen Unternehmungen ein anderes ist als in den kleinen und daß die kleinen und mittleren neben den großen fortbestehen. Der Bäckermeister und sein Geselle, der marchand tailleur und der Konfektionarbeiter stehen auf der selben Intelligenzstufe, sind sämmtlich gleich unwissend in volkswirthschaftlichen und politischen Dingen und der Gang der Politik hat auf ihren Brotverdienst wenig Einfluß; es wäre lächerlich, dem Einen mehr politische Rechte einräumen zu wollen als dem Anderen oder die Arbeiter dieser Gewerbe durch patriarchalische Einrichtungen in die Botmäßigkeit ihrer Brotherren bringen zu wollen, die oft ausschließlich vom gemeinsten und kurzsichtigsten Eigennutz geleitet werden und Ausbeuter der schlimmsten Sorte

sind. Ein großer Eisenindustrieller dagegen hat das lebhafteste Interesse am Gange der Politik, das Schicksal seiner Unternehmungen hängt zu einem großen Theil von Handelsverträgen und Zöllen, von Kriegen und Kriegsrüstungen, von den durch die Diplomatie hergestellten internationalen Beziehungen, von der Eisenbahn- und Marinepolitik seines Staates ab; und er hat die Sachkenntniß und den Grad von Intelligenz, die dazu gehören, solche Verhältnisse zu durchschauen und zu beurtheilen. Soll er dulden, daß seine zehntausend Arbeiter mit ihren zehntausend Stimmen seine Stimme, die des einzigen Sachkenners, totmachen und dadurch seine und ihre eigene Existenz untergraben? Und die hohe Intelligenz und die tiefere und feinere Bildung, die ihm eigen sind, befähigen ihn zugleich, human zu sein und für „seine" Leute — das „seine" ist sehr wichtig — besser zu sorgen, als sie, vereinzelt im Kampf ums Dasein hin und her geschleudert aus einer Arbeitstelle in die andere, es selbst vermöchten. Das „seine" ist sehr wichtig, sagte ich, weil das persönliche Verhältniß zwischen einem Herrn und seinen Leuten menschlicher, edler und für die Leute heilsamer ist als das Verhältniß zwischen bloßen Kontrahenten, das alle Herrschaftverhältnisse ersetzen soll.

Damit will ich nicht etwa das allgemeine Wahlrecht anfechten. Vorläufig giebt es kein besseres. Jedes Censuswahlrecht fälscht die Volksvertretung, giebt den Regirungen einen falschen Begriff von den Zuständen und Stimmungen im Lande und verschafft einzelnen Gruppeninteressen das Uebergewicht über das Gesammtwohl. Die mancherlei Künsteleien aber, die man statt des Census vorgeschlagen hat, sind undurchführbar. Und vorläufig muß man wünschen, daß die sozialdemokratische Partei noch stark bleibe, weil sie die einzige ist, die das Arbeiterinteresse rücksichtlos wahrnimmt, und weil es vielfach noch unerträgliche Arbeiterzustände giebt. Aber ich betrachte den jetzigen Zustand nichts als definitiv; das mittlere und das Kleingewerbe, die der große Umschwung nicht vernichtet, sondern nur umgestaltet hat und noch täglich umgestaltet, werden ihre besondere eigene Organisation erringen, die von der der Großindustrie verschieden sein wird, und die neue gewerbliche Organisation wird in den Volksvertretungen ihren politischen Ausdruck finden: aus dem bisherigen Interessengegensatz zwischen Unternehmer und Arbeitern wird das Bewußtsein der Solidarität hervorbrechen und der Industriehäuptling wird von seinen Mannen als der natürliche Vertreter ihrer Interessen im Parlament gern anerkannt werden.

Daß Das eine rückständige Ansicht sei, behaupten nicht allein die Sozialdemokraten, sondern auch die Sozialliberalen und sogar die Centrumsleute. Der Arbeiter, sagt man, sei zum Bewußtsein seiner Menschen- und Bürgerwürde gekommen, wolle ein freier Mann sein und lasse sich nicht mehr in feudale Bande schmieden. Ich bestreite die Thatsache. Gewiß: so

weit ist das germanische Freiheit- und Selbständigkeitbedürfniß beim gemeinen Manne wieder aufgelebt, daß er sich vom Brotherrn keine unwürdige Behandlung gefallen läßt. Aber daß er, nur um nach Belieben wählen und wühlen zu können, eine sichere, auskömmliche und anständige Stellung aufgeben sollte: ein solcher Freiheitnarr ist er nicht. Wenn er heute vielfach ein solcher Narr zu sein scheint, so hat er dazu noch seine guten Gründe. Die ideale Industriehäuptlingschaft ist keineswegs so allgemein, daß der Arbeiter sein Schicksal jedes beliebigen Brotherrn Wohlwollen, Großmuth und Einsicht ruhig anvertrauen könnte; er ist — abgesehen von dem aus bösen Zeiten zurückgebliebenen Neid und Haß — sehr mißtrauisch und hat ein Recht, ja, die Pflicht, es zu sein. Er wählt daher noch sozialdemokratisch, nicht, weil er eine eigene politische Gesinnung hätte, sondern, weil er sich eine kräftige Vertretung seiner Standesinteressen sichern will. Was die eigene politische Gesinnung anlangt: wer hat denn die? Daß sie der Masse von den Parteiführern, Volksrednern und Parteizeitungen fertig geliefert wird, ist ja heute ein von keinem Menschen mehr bestrittener Gemeinplatz. Und was die Heirathbeschränkungen betrifft, die man Stumm zum Vorwurf macht, so sind auch die Offiziere solchen unterworfen, ohne an ihrem Menschenrecht und ihrer Menschenwürde Einbuße zu erleiden. Einem dummen Jungen kann man gar keine größere Wohlthat erweisen als die, daß man ihn an einer thörichten Eheschließung hindert. Daß Stumm ein Herrenmensch war, wird von keiner Seite geleugnet; und wahrscheinlich hat er in der Geltendmachung seiner Herrennatur die Grenzen des Nothwendigen unklug überschritten; er hätte, ohne seine Grundsätze und seine Stellung zu gefährden, nach dem Vorbilde des edlen Fabrikanten Heinrich Freese konstitutionelle Formen gewähren können, die harmlos sind und die Eitelkeit der Arbeiter befriedigen. Dabei bleibt nach dem vorhin Gesagten freilich zu beachten, daß zwischen kleinen Jalousienfabriken und großen Eisenwerken sehr wesentliche Unterschiede obwalten.

Neisse. Karl Jentsch.



Elektrokultur.

Ein alter nationalökonomischer Lehrsatz behauptet, daß die Produktivität der Landwirthschaft erheblich langsamer als die der Industrie fortschreitet. Die neuste Entwickelung scheint jedoch diese weitverbreitete Anschauung Lügen zu strafen. Schlag auf Schlag folgen Entdeckungen, die der daniederliegenden Landwirthschaft zu neuer Blüthe verhelfen können, so die elektrische Kraftübertragung und die Fortschritte der Agrikultur-Bakteriologie. Neuerdings machen Versuche, die Elektrizität bei der Pflanzenkultur zu verwenden, in Fachkreisen so viel von sich reden, daß sichs verlohnt, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken.

Vor etwa vierzig Jahren beobachtete Martin O'Sullivan ein Kartoffelfeld nach einem heftigen Gewitter. Er bemerkte, daß die Stauden in seltsamen Zickzacklinien geschwärzt waren, und sah sich hierdurch zu einem Studium der atmosphärischen Elektrizität und ihrer Einwirkung auf die Vegetation veranlaßt. Bei einer Polarexpedition fand Karl Selim Lemström, Professor der Physik in Helsingfors, daß die Flora Lapplands und Spitzbergens ungleich kräftiger entwickelt war, als man nach dem Klima dieser arktischen Länder erwarten durfte. Weitere Forschungen lieferten den Nachweis, daß die in jenen Ländern besonders starke atmosphärische Elektrizität das Pflanzenwachsthum befördert.

Diese beiden Beobachtungen waren der Ausgangspunkt für die moderne Entwickelung der Elektrokultur. Allerdings hatte man sich schon im achtzehnten Jahrhundert viel mit der Einwirkung der Elektrizität auf das Pflanzenleben befaßt. Die Ergebnisse waren jedoch, wie es bei den Hilfsmitteln und Methoden der damaligen Zeit sehr erklärlich ist, viel zu unsicher, um zu weiterer Arbeit zu ermuthigen. So schlief das Interesse an dieser Frage noch einmal ein.

Im Sommer 1900 errichtete O'Sullivan, der Postmeister von Athea (Irland), sieben Fuß hohe Holzmasten auf einem Kartoffelacker. Sie waren mit einer Vorrichtung versehen, die atmosphärische Elektrizität zu sammeln, ferner durch Drähte mit einander verknüpft; auch wurden parallel laufende Drähte einen Fuß tief in den Boden gelegt. Schon nach vierzehn Tagen waren die Stauden der innerhalb des Drahtnetzes gewachsenen Pflanzen stärker entwickelt als die außerhalb befindlichen. Die dem Experiment unterworfenen Felder zeigten ein lebhafteres Grün als die angrenzenden Schläge und schließlich wurden auf diesen Aeckern erheblich mehr Kartoffeln geerntet als in der Nachbarschaft. Der Erfolg war, wie Herr O'Sullivan mir schreibt, geradezu wundervoll. In Folge dieser überraschenden Resultate hat das Agrikultural-Department eine offizielle Untersuchung eingeleitet und wird weitere Versuche veranlassen.

Auch Paulin, Fritz André, Kravkov, Cook und Andere haben die günstige Einwirkung der Elektrizität auf das Pflanzenwachsthum erprobt. Alles aber, was sie für die Elektrokultur geleistet haben, wird weit übertroffen durch die Jahre langen exakten Untersuchungen, die Selim Lemström angestellt hat. Diesem finischen Gelehrten gebührt vornehmlich der Ruhm, durch eine Reihe einwandfreier Experimente den fördernden Einfluß elektrischer Einwirkungen auf das Wachsthum der meisten Kulturpflanzen sicher und endgiltig bewiesen zu haben. Doch scheint, obwohl Lemström selbst bereits 1898 in einem Vortrag von der British Association über die Ergebnisse seiner Forschungen Bericht erstattet hat, in Deutschland bisher nichts davon bekannt worden zu sein.

Nach vorbereitenden Laboratoriumsversuchen begann Lemström im Sommer 1885 mit Feldversuchen im südlichen Finland. Obwohl damals große Trockenheit herrschte, waren schon die ersten Ergebnisse sehr bedeutsam. In Folge der Anwendung der Elektrizität auf den Versuchsfeldern ergab sich nämlich eine Ernte-steigerung von 35 Prozent im Vergleich zu den zur Kontrole angelegten Kulturen. 1886 und 1887 wurden noch umfassendere Feldversuche angestellt. Der Kostenaufwand betrug gegen 10000 Mark. Um Gewißheit zu erhalten, daß die in Finland gewonnenen Resultate unter anderen klimatischen Bedingungen sich wiederholen, wurden mit Unterstützung des Barons Thénard auch in Givry und

Château Laferté bei Châlons sur Saône groß angelegte Elektrokultur-Versuche unternommen. Ueber die neusten Versuche des unermüdlichen Lemström liegt noch kein Bericht vor.

Bei allen diesen Experimenten gelangten die meisten Pflanzen schneller zur Reife und ihr Ertrag war größer als bei Pflanzen, die unter gewöhnlichen Bedingungen aufwachsen. So wurde bei Weizen eine Ertragsteigerung von 21,2 Prozent bis 57,9 Prozent konstatirt, bei Gerste eine solche von 44 Prozent bis 84 Prozent, bei Hafer von 18 Prozent bis 53 Prozent. Bei Tabak, Mais, Kohl und einigen anderen Kulturen wurde merkwürdiger Weise eine geringere Ernte beobachtet. Hier hatte die Elektrizität offenbar schädlich gewirkt. Später wurden auch bei den erwähnten Pflanzen günstige Ergebnisse gewonnen, nachdem für genügende Bewässerung gesorgt und eine gleichzeitige Einwirkung der Elektrizität und der intensivsten Sonnenwärme vermieden wurde.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Vorgänger vermied Lemström, sich der Wirkung der atmosphärischen Elektrizität zu bedienen. Die Elektrizität wurde vielmehr durch große Influenzmaschinen erzeugt. Diese Maschinen wurden mit der Hand betrieben oder durch einen kleinen Elektromotor in Bewegung gesetzt. Der eine Pol der Maschine wurde mit der Erde verbunden, von dem anderen führte eine Leitung zu einem Netz von Drähten, die in Höhe von einem halben Meter über dem Erdboden ausgespannt wurden. Zur Verstärkung der Wirkung wurde der Draht mit Metallspitzen versehen. Es zeigte sich jedoch, daß eine Vermehrung der Spitzen nicht entsprechend erhöhte Wirkung zur Folge hatte. Für die meisten Fälle soll eine Spitze auf fünf Quadratmeter genügen. Die Zeit für den Betrieb der elektrischen Maschinen wird am Besten auf drei Stunden morgens und drei Stunden abends beschränkt, so daß während der größten Hitze eine Pause eintritt. Die Maschinen waren gewöhnlich 58 bis 84 Tage im Gange. Für die Praxis entsteht hier insofern eine gewisse Schwierigkeit, als es sehr fraglich ist, ob die gewöhnlichen Influenzmaschinen so lange sicher funktioniren können; namentlich bei Feuchtigkeit versagen sie leicht. Doch glaubt Professor Lemström, durch eine neue patentirte Konstruktion jede Störung ausschließen zu können. Wo eine Centrale mit Dynamos vorhanden ist, ist natürlich die Speisung des Drahtnetzes mit Elektrizität am Einfachsten und Sichersten.

So glänzend sich die Anwendung der Elektrizität auf Ackerbau und Gartenkultur bewährt hat, so räthselhaft scheint die Ursache ihres Erfolges. Eine durch Elektrizität hervorgerufene starke Temperaturerhöhung kommt nicht in Frage: sie beträgt nur $^1/_{1000}$ Grad. Die chemische Einwirkung der Elektrizität spielt wohl eine Rolle, da durch Bildung von Ozon in der elektrisirten Luft das Wachsthum befördert werden kann. Auch kann durch elektrische Einflüsse die Nitrifikation des Stickstoffes im Boden hervorgerufen werden. Allein damit ist das Problem nicht gelöst. Erst in allerletzter Zeit scheint sich Lemström das Geheimniß offenbart zu haben. Er entdeckte nämlich, daß die Elektrizität auf die Saftbewegung in den Kapillarröhren der Pflanze wesentlich einwirkt. Das ist zweifellos eine nicht nur wissenschaftlich, sondern vor Allem für die Landwirthschaft hochwichtige Entdeckung, deren Werth für die Praxis sich freilich augenblicklich noch nicht genau abschätzen läßt.

Breslau. Dr. Otto Pringsheim.

❦

Die Kunst des Lachens.*)

Die antike Welt beschützte ein Gott des Lachens. Plutarch erzählt den sinnigen Einfall Lykurgs, der den Spartanern gebot, bei ihren Geselligkeiten stets ein Standbild des Gelos, des Gottes des Lachens, in ihrer Mitte zu haben. Ein Gott sollte die harte Kost und den Kriegsdienst durch Scherz versüßen.

Der Gottcharakter des Gelos ist erstorben, aber seine menschliche Schönheit ist jung geblieben, heute wie damals. Nur der Schmerz stammt vom Sündenfall ab; uns bleibt noch das heidnische Lachen.

Das heidnische Lachen hat die Einfalt und Lebensfreude des naiven Humors, den Gefühlsgegensatz gegen das Konventionelle. Heidnisches Lachen ist die Unschuld des Natürlichen, die Naivetät des Genusses. Die lacht über Vieles, was dem naiven Humor, wenn ers ausspricht, Niemand verübelt.

Zum Lachen reizt Alles, was komisch ist. Aber nur Die lachen, denen das Komische keinen Schaden und Schmerz verursacht. Mehrere können das Selbe belachen, Jeder aus einem anderen Grund. Der Eine lacht über das Komische der Situation, der Zweite über das Komische der Charakteristik, der Dritte vielleicht aus Entrüstung.

Das Komische steht zwischen dem Schönen und dem Häßlichen. Es freundet sich mit dem häßlichsten Häßlichen an, aber so spaßig, daß seine Verhäßlichungskunst das Häßliche vor dem Schönen blamirt. Nichts, was komisch ist, ist vollkommen. Höhere oder niedere Komik bezeichnet keinen Unterschied des Ursprungs, sondern der Entwickelung.

Das objektiv Komische hat keine Tendenz; es nimmt sich hin, um sich zu besitzen. Der Gehalt des künstlerisch Komischen umfaßt das Sinnliche und das Zufällige und einen Zweckbegriff nur insoweit, als durch ihn das komische Spiel genug Berührung- und Abstoßungpunkte empfängt, um zu existiren. Es ist das umgekehrte Erhabene; zu dem Gegenstand, der verunstaltet scheint, sehen wir nicht herauf, sondern herunter. Von den Arten des künstlerisch Komischen ist die musikalische Komik die freiste, weil sie rein auf die Sinne wirkt und doch am Wenigsten am Stoff haftet. Musik ist die Sprache der Seelenbewegung. Aber auch die dichterische und bildliche Komik hat ihre Melodie. Ihre Bewegunglinie des Tons ist das Lachen. Das Komische verlacht das Lächerliche.

Drastisch zeigt Das die unfreiwillige Komik. Was die Menschen nicht verstehen, machen sie gern lächerlich. Aber selbst Theatergespenster wollen verstanden werden. Geisterhaftes in einem modernen Drama kann, wenn es nur ein Einzelner wahrnimmt, als ein Gespenst der Einbildung gelten, als ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Seele, und ist als solches wohl bühnenfähig. Stehen dagegen mehrere Menschen auf der Szene beisammen, so würden Spukerscheinungen für Alle unfreiwillig komisch wirken. Auch das Böse kann lächerlich sein. Nämlich, wenn es dumm ist. Witzige Dummheiten dagegen bleiben stets witzig.

---

*) Diese Skizze wird in dem Band „Fackelzug durch Kunst und Leben“ nächstens im Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen.

Die feinsten Noten des Komischen spielt der Humor. Fälschlich wird er mit Witz verwechselt. Der Humor verhält sich zum Witz wie die Kunst zur bloßen Technik. Kunst ist ein Gestalten und Schaffen, Technik ist eine Fähigkeit, das Anwenden von Können. Der Humor braucht das Können des Witzes, aber der Witz kann humorlos und bloße Fertigkeit sein. Der Witz ist die Komik des Verstandes, der Humor die Komik der Phantasie.

Der echte, große Humor führt in die Höhe, sein befreiendes Lachen versöhnt mit dem Unvollkommenen. Der halbe Humor verdirbt leicht und gleitet die Skala des Heiteren abwärts bis zum Grinsen der Schadenfreude und dem Seufzer des Galgenhumors. Je dümmer der Dünkel der Menschen und je armsäliger ihre Herzensbildung, desto roher wird ihre Heiterkeit sein. Das gilt auch von den Humoristen. Nur der Höhenhumor versöhnt mit dem Unvollkommenen. Keine oberflächliche gute Laune wird dem kühlen Machtwort: Ich bin! die gesellige Vorsicht empfehlen: Ich bin nicht allein! Es ist der versöhnende, feine Humor, der seine Fabulirfreude vom Vertrauen an das Gute nährt. Eine so gesättigte Heiterkeit darf sich getrost an das Höchste wagen; sie wird es niemals verzerren.

Der Humor ist sich selbst nicht heilig. Er ist immer bereit, sich über sich selbst lustig zu machen. Deshalb entschließt er sich gern, die Schwächen Anderer zu lieben. Er hat das wohlwollende Lachen der Gutmüthigen. Humor ist fröhliche Selbsterkenntniß. Diese sonnige Aufrichtigkeit, die jede Verbitterung lachend überwindet, wirft alle Sorgen des Denkens weg. Der Humorist hat verzichtet, sich außerhalb des eigenen Selbst in den Widersprüchen des Daseins zurechtzufinden. Ein fast unbewußter Verzicht, den bei ideal gearteten Geistern allein die Naturanlage entscheidet. Der pathetisch Befähigte kämpft zornig gegen die Mängel des Daseins, der Humorist fügt sich ergeben in das Unabänderliche und schattirt lustig das Vielgestaltige, das in grellen Kontrasten unser Leben beherrscht. Er spielt mit der Möglichkeit; und am Liebsten mit Möglichkeiten, die wenig wahrscheinlich sind. Die heiterste Komik reißt alle Verknüpfungfäden entzwei, bis der bloße Zufall noch da ist. Möglich ist ja Alles. Möglich ist auch, den Don Carlos als Mephistopheles zu spielen. So wird die Gemüthsstimmung des Humoristen erst dann eine künstlerische, wenn er die Welt nicht sieht, wie sie wirklich ist, sondern, wie sie sich in ihm abspiegelt. Um diese Täuschung auch Anderen glaubhaft zu machen, ist eine schöpferische Phantasiegabe nöthig, ein plastisches und lebhaftes Vorstellen, eine Kraft der Individualität, die auch im kleinsten Einzelnen charakteristisch wirkt.

Im Humor verbirgt sich zuweilen eine Tragik, jene Heldenstärke der Seele, die ihre Noth verschweigt und vergißt. Ergreifender als der wunde Humor, der unter Thränen lächelnd die Verzweiflung maskirt, ist die überlegene, weise Heiterkeit, die sich mächtiger erweist als das Schicksal. Sie sieht das Leben an, wie das Leben sie ansieht. Menschen von solcher seelischen Widerstandskraft sind stille Humoristen, die Keinem zu lachen geben.

Nicht jeder schaffende Humorist trägt die Ergebung vor dem Unabänderlichen schmerzlos in seinem Innern. Gar manchem Bildner des Heiteren steigt sein lichtvolles Weltbild aus der Nacht einer übergroßen Erkenntniß auf. Solcher Humor ist seinem geheimsten Wesen nach ernst und seine Schöpfer zwingt nach

gethaner Arbeit die Schwermuth nieder. Ein Aufschrei blutenden Humors ist ein Meisterspruch von Aloys Blumauer:

Nackt war ich zur Welt geboren,
Nackt scharrt man ins Grab mich ein!
Also hab' ich durch mein Sein
Nichts gewonnen, nichts verloren!

Diese Melancholie ist die Trauer, daß der Humor nur ein Bruchstück des Lebens ist. Denn auch dem besten Humor fehlt die zergliedernde Logik; sein versöhnendes Element hat eine gedankliche Schranke. Kein Humor könnte Wissenschaft und Religion versöhnen. Von Beiden trennt ihn das Lachen, der köstliche Unterschied zwischen Mensch und Thier, die Verlebendigung des Menschen, so eigen wie der verklärte Ausdruck des sterbenden. Ein Anreger des Menschengemüths, treibt der Humor den Geist aus seiner engen Eigenart in die Weite. Deshalb scheuen befangene, unentschiedene Naturen nichts mehr als Humor. Und deshalb giebt es auch so wenige große Humoristen.

Um so mehr Witzige giebt es. Um die Wette mit dem Humor will der Witz lustige Stimmung erzeugen. Witz ist ein guter Einfall. Ein hastiges Urtheil entdeckt ihn aus dem Verborgenen. Der witzige Verstand stellt das Aehnliche zum Aehnlichen hin, auch wo es ideell nicht zusammengehört, und sucht in der Mannichfaltigkeit das Gemeinsame. Den Witz überrascht nichts, aber er selbst muß stets überraschen. Seine Pointe ist ein rascher Zusammenprall des Für und Wider. Ein Witz darf nicht gesucht werden, sondern nur gefunden. Ein mühsam vorbereiteter Witz verliert den komischen Knall und trifft daneben. Nie lacht ein Mensch, der eine große, wichtige und dauernde Freude empfindet. Nur eine unerwartete Kleinigkeit bringt ihn zum Lachen. Mutterwitz ist die Naturgabe eines schlagfertigen Urtheils, das keine künstliche Bildung braucht. Schlagfertigkeit ist des Witzes Rede und der espritvolle Witz hat noch Grazie und Schönheitgefühl. Der feinste Witz sind Gedankenwitze.

Witz und Humor haben einen langen Kulturprozeß hinter sich. Sie gebaren die bitteren Narren und ihre pessimistische Heiterkeit. Nicht immer weiß man, wer ein Narr ist. Dem Einen scheint närrisch, was den Anderen ehrfürchtig macht. Die Ironie fragt nicht danach. Sie verneint, was sie nicht für berechtigt hält. Oft ist sie eine Spottnuance der Lüge, die das Gegentheil von Dem sagt, was sie meint, und errathen sein will. Dann wird sie dem Lob der Schmeichler ähnlich. Deren Lob wäre viel Dank werth, wenn wir dadurch wirklich empfingen, was es uns beilegt. Die matteste Ironie ist die der Blasirtheit; sie ist die Ruine des Hohns. Hohn ist wilde Lust an Zerstörung, die Ironie der Blasirtheit ist der fatale Spott der Zerstörten. Kluge Ironie ist nicht unproduktiv. Reicht sie ihre gepfefferte Bosheit als Medizin für die Wahrheitschwachen, so wird sie ein Mittel der Aufklärung. Solche Ironie ist der witzigste Feind banaler Jasager, denen die Mutter Gewohnheit der Grund aller Gründe ist. Der Widerspruchsgeist, den das Ironische anfeuert, drängt den Heerdentrieb rückwärts. Im Reich der Erkenntniß wird er zum kritischen Willen und lähmt alte Vorurtheile durch Anregung neuer Gedanken. Muster der Ironie zeigt die Schöpfung alltäglich. Eine Ironie der Natur schließt oft seelische Anmuth in

äußere Häßlichkeit ein. Heine hat die Ironie noch überironisirt. Er erzählt von der münchener Kellnerin Nannerl, die die Ironie für eine Biersorte hielt.

In der Satire hat die Ironie Methode, der Spott wird Schulmeister. Die Satire kennt keine Toten. Nur das Lebende kann noch schaden und muß daher bestraft und verspottet werden, wo es Solches verdient. Scharf peitscht die Satire die Thorheiten ihrer Zeit. Auch die satirische Fabel enthält Stoff, der noch lebt und für die Satire ewig ist. Ein berühmtes Beispiel aus der bildenden Kunst ist das Gemälde des Holländers Paul Potter, das in der Eremitage zu Petersburg hängt: Gericht der Thiere über den Jäger. Der Satire gefällt auch ein lustiger Gassenhauer, als Burleske verkleinert sie das Bedeutende.

Die Karikatur ist das Ideal der Satire. Etwa wie das Ideal eines tollen Schöngeistes ein Weib ist, die häßlich wie Sokrates ist. Die übermüthige Uebertreibung der Karikatur entstellt das Häßliche so sehr, daß es aufhört, häßlich zu sein, und wieder an das Ebenmaß und die Ordnung erinnert, die sie so maßlos verleugnet. Die Karikatur ist die Uebertreibung einer zweifellosen Wahrheit, das Mißverhältniß zwischen Theil und Ganzem. Die Karikatur entkleidet das Abschreckende seiner Häßlichkeit und versucht so vom entgegengesetzten Ende die ästhetische Reinigung, die die schönen Künste bezwecken. Die genialste Karikatur ist der Don Quixote.

Unleugbar hat der Antheil des Gemüthes an der Kunst sich gesteigert. Aber die Komik gewann weniger davon als die Tragik. Nämlich, weil sie zu viel Vernügen und zu wenig Lebensfreude erregte. Wir haben noch keine genußtiefe Kunst des Lachens, sondern nur die Muskelaktion dazu. Physiologisch betrachtet, ist ja das Lachen eine Krampfbewegung. Jenes seelische Lachen, aus dem ein Hauch einfacher, frischer Natur weht, ein Lächeln aus geistigem Verständniß, ist selbst dem Weinen gemüthsverwandter als dem schluchzenden, wiehernden Lachen, von dessen Erstickungzustand das Trommelfell dröhnt. Die Kunst des Lachens sucht die ästhetische Melodie, die in bedeutungreichen Tönen die große Komoedie anstimmt, der Sturz des Erhabenen ins Lächerliche. Dort ist die höchste Kraft ästhetischer Weltbetrachtung, wo das Komische in das Tragische gemischt ist, auf die Tragoedie gleich das Satyrspiel folgt. Zum rechten Lachen gehört die rechte innere Freiheit. Menschen, deren Freude gesund ist, üben gern die freie Musik der Heiterkeit. Denn nur der Schmerz stammt vom Sündenfall ab; uns bleibt noch das heidnische Lachen. Georg Keben.



Rothschild.

Die deutsche Finanzwelt legt Trauer an. Der Name ihres vornehmsten Vertreters muß aus ihrer Mitgliederliste gestrichen werden. Nach langwierigen Verhandlungen ist nun die Entscheidung über Sein oder Nichtsein der frankfurter Firma M. A. von Rothschild & Söhne gefallen. Die Firma soll zu bestehen aufhören. Die Freiherren von Rothschild werden in Zukunft nur noch durch einen Agenten in Deutschland vertreten sein.

Für die deutsche Finanzwelt ist Das wirklich ein harter Schlag. Rothschild war kein lästiger Konkurrent, den man freudigen Herzens vom Kampfplatz verschwinden sieht. Für die Masse der mittleren Bankhäuser war er im Gegentheil oft sogar ein Retter in der Noth, der durch umfangreiche Ankäufe von Privatdiskonten und beträchtliche Geldausleihungen die Märkte von ihren Nöthen befreite. Aber auch für die Großen der Börse war Rothschild kein Konkurrent. An industriellen Gründungen fand er bekanntlich überhaupt keinen Geschmack, und wenn er sich an großen internationalen Finanzgeschäften betheiligte, so war der Name Rothschild für die Mitwirkenden nur vortheilhaft. Viel Geschäfte sind wohl überhaupt in Rothschilds frankfurter Kontor während der letzten Jahre nicht mehr gemacht worden. Willy von Rothschild, der stille Talmudgelehrte, überließ sich mehr der beschaulichen Thätigkeit, sein Kapital zu verwalten; ihm blieb die Sucht, es hastig zu vermehren, fremd. So fiel Rothschild eigentlich Niemandem lästig, während von seinem Namen ein Glanz ausstrahlte, von dem die gesammte deutsche Kapitalistenwelt profitirte. Nun, da dieser Nimbus ihr verloren gehen soll, trauert sie. Verhältnißmäßig am Meisten hat natürlich Frankfurt am Main Ursache zur Trauer, nicht nur, weil ein großer Steuerzahler aus seinem Bannkreis verschwindet, sondern, weil nun auch der letzte Rest der einstigen Unabhängigkeit der frankfurter Börse zu schwinden droht. Die einst so stolze Hochburg der Geldprotzen ist nach der Gründung des Deutschen Reichs immer mehr ins Schlepptau von Berlin gerathen. Langsam, aber unaufhaltsam sank die frankfurter Börse zu einem Provinzinstitut herab und nur der Einfluß, den Frankfurt mit Hilfe des rothschildischen Kapitals auszuüben vermochte, sicherte ihm noch einen Theil seiner Ausnahmestellung. Wenn Rothschilds Firma jetzt eingeht, so nimmt sie einen großen Theil des frankfurter Ansehens mit sich.

Es ist eigentlich sehr auffällig, daß die Rothschilds ihren Stammsitz preisgeben. Andersen schildert einmal in seiner schlichten, gemüthvollen Art, wie die alte Freifrau von Rothschild sich nicht bewegen läßt, aus dem alten Häuschen der Judengasse zu ziehen, und mit welcher Pietät sie an dem Ort hängt, an dem ihr Glück geboren wurde. Diese Pietät gegen den Stammsitz scheint den Nachkommen der alten Dame in auffallendem Maße zu fehlen. Jeder Landjunker hängt an dem Sitz der Väter und häuft Schulden auf Schulden, nur, um den Familiensitz zu retten. Etwas von diesem Adelsstolz wird doch gewiß auf die jüdische Aristokratie übergegangen sein und sollte gerade in einem Geschlecht sich regen, in dem die mosaische Tradition so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Sicherlich ist Das auch bei den Rothschilds der Fall. Weshalb also, fragt man sich unwillkürlich, fliehen sie unser Reich? Weshalb schickt man nicht einen der jungen Sprossen des französischen, des englischen oder des italienischen Hauses nach Frankfurt, als deutschen Verwalter der Millionen des Hauses Rothschild?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht nur für Finanzkreise von Wichtigkeit; sie interessirt uns Alle. Denn zum nicht geringen Theil dürften die Schuld an der Germanophobie der Rothschilds die politischen Verhältnisse Deutschlands tragen. Darüber hätten wir eigentlich von London und Paris her Aufklärung verlangt; und es ist höchst auffällig, daß die dortigen, sonst so neugierigen Journalisten noch keinen ihrer Rothschilds interviewt haben, um zu erfahren, welche Umstände ihnen den Aufenthalt im Deutschen Reich verleiden, — so

auffällig, daß man eigentlich annehmen muß, es seien Interviews vergebens erbeten worden. Kluge Finanzleute handeln, wie es ihnen beliebt, aber sie reden im Allgemeinen nicht darüber. Denn sie wissen, daß Worte dem Geschäftsgang viel gefährlicher werden können als die kühnsten Thaten. So wird man denn wohl fürs Erste darauf verzichten müssen, aus dem Munde der dazu in erster Linie berufenen Finanzherren zu erfahren, weshalb sie Deutschland grollen. Aber die Gründe dieses Grolls sind leicht zu finden; zu denen, die am Schwersten ins Gewicht fallen, gehört ganz gewiß die Unfreiheit unseres Handels. Chikanen, denen der Handel in Deutschland fortwährend ausgesetzt ist, müssen Dem, der es nicht nöthig hat, die Lust vertreiben, in Deutschland Geschäfte zu machen. Ich will damit nicht etwa für die veraltete Lehre von der zügellosen wirthschaftlichen Freiheit plaidiren. Ich wage sogar, das sonst so verhaßte Börsengesetz in seinen Grundzügen zu vertheidigen, denn in einem von sozialen Ideen erfüllten Zeitalter geht es nicht an, dem konzentrirten Großkapitalismus der Börse ungehindert freien Spielraum zu lassen. Allein jede soziale Gesetzgebung kann leicht antisozial werden, wenn sie, wie es bei uns geschieht, von Leuten ins Leben gerufen wird, die durch Voreingenommenheit und bureaukratische Engherzigkeit geleitet werden. Wenn Gesetze, die ihrer Absicht nach soziale Auswüchse beseitigen sollen, gleichzeitig weite Nachbargebiete brachlegen, ohne daß der Gesetzgeber, der den reellen Handel schädigt, den Muth hat, dem Uebel an die Wurzel zu gehen, so nenne ich Das eine antisoziale Gesetzgebung. Das merken wir in Deutschland täglich. Wären unsere Ministerien voll von Sozialisten: die Kapital und Handel treffenden Gesetze würden besser ausfallen als jetzt, denn der Sozialist erfaßt die wirthschaftlichen Vorgänge in ihrer historischen Bedingtheit. Er weiß, daß seine Zukunftgesellschaft, wenn er überhaupt noch auf sie hofft, nur Wahrheit werden kann, nachdem sämmtliche Produktivkräfte sich völlig ausgelebt haben. Er weiß auch, daß alle historisch gewordenen Institutionen nothwendig sind. Er wird ihre Form ändern, aber ihre Eigenart schonen. Ganz anders der bureaukratische Geheimrath, von dem ein seiner Natur völlig fremdes soziales Empfinden verlangt wird. Er glaubt, mit der sozialen Zeitströmung zu schwimmen, wenn er blindwüthig gegen Alles losgeht, was auch nur ein Bischen nach Geld riecht. So kommen unter dem Einfluß völlig mißverstandener sozialer Ideen unsere verfehlten Gesetze zu Stande. Dem Bösen schaden sie natürlich nicht im Geringsten, denn die Verbrechergenialität hat sich bisher noch mit jedem Gesetz abgefunden. Dafür aber erschwert man dem reellen Geschäftsmann das Dasein auf jegliche Weise. Gerade die überraschende Thatsache, daß Rothschilds Erben Deutschland den Rücken kehren, ist ein Beweis dafür, daß die ewigen Chikanen zunächst die Besten verdrießen. Man denke von den Rothschilds, wie man will: sie sind jedenfalls keine Jobber; sie betreiben nicht das Gewerbe, die Leute zum Börsenspiel zu verleiten; ihr Vermögen stammt auch nicht von der Ausraubung großer Arbeitermassen. Und wenn sie fremden Staaten zu oft nicht ganz bequemen Bedingungen Geld liehen, so haben wir in Deutschland eigentlich keine Veranlassung, ihnen deshalb gram zu sein.

Aber wohl nicht nur die Gesetzgebung treibt den Freiherrn von Rothschild aus Deutschland; wahrscheinlich wirkt da ein Umstand mit, der im engsten Zusammenhang steht mit jenem eigenartigen Geist, von dem unsere innere und äußere Handelspolitik durchweht ist. Lord Rothschild und Baron Rothschild sind

in London und Paris einflußreiche Männer. Sie sind Peers, die Etwas gelten. In Deutschland dagegen gelten, bei Lichte betrachtet, schon unsere ersten Kaufleute so gut wie nichts. Gewiß, man pumpt sie an, man frühstückt mit ihnen, man besucht wohl auch ihre Villen. Aber wenn es schließlich dazu kommt, macht man Gesetze gegen sie und „fördert" ihre Handelsbeziehungen zu fremden Staaten durch Entsendung von Generalfeldmarschällen und Kriegsschiffen. Geht es aber so schon unseren Ersten, wenn sie arischer Herkunft und blondhaarig sind, so bleiben die Barone Rothschild in unserem Beamten- und Soldatenstaat doch nur die Juden Rothschild, — so eifrig man sich auch bemühen wird, diese innere Anschauung durch äußere Höflichkeit zu übertünchen. Die mit ihnen sich gut verhalten müssen, werden sich den Umgang freilich gefallen lassen; aber sie werden, wie unser Museumsdirektor Bode, innerlich Die beneiden, deren gesellschaftliche und finanzielle Unabhängigkeit gestattet, den „jüdischen Plattfüßen" zu verbieten, „ihre Teppiche zu beschmutzen". Wer will es den Rothschilds verargen, daß sie lieber da bleiben, wo allen Bürgern neben wirthschaftlicher und religiöser Freiheit auch die wichtige gesellschaftliche Gleichheit gewährt wird?

Plutus.



Notizbuch.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, in ihrem zweiten Artikel über die Reform der Hauswirthschaft, im letzten Märzheft der ‚Zukunft', wundert die Verfasserin, Frau Lily Braun, sich darüber, daß öffentliche Entgegnungen auf ihre Ausführungen nicht erschienen seien, während in einer ganzen Reihe privatim an Frau Braun gerichteter Briefe das Projekt selbst gebilligt, einzelne Theile aber bekämpft und scharf kritisirt wurden. Ich möchte versuchen, eine Seite des Vorschlages zu beleuchten, wobei ich hervorzuheben nicht versäumen möchte, daß ich, Frau Brauns politische und sonstige Weltanschauung ungefähr theilend, jede soziale und wirthschaftliche Reform gern willkommen heiße, als wichtigsten Faktor aber ihre praktische Ausführbarkeit ansehe. Leider habe ich das Heft, in dem Frau Brauns erster Aufsatz erschien (ich schreibe auf einer Ferienreise, an einem kleinen Ort, wo die ‚Zukunft' nicht zu haben ist) nicht zur Hand; ich muß mich also, wenn ich auf ihn zurückgreife, auf mein Gedächtniß verlassen; ein kleiner Irrthum wäre daher nicht ausgeschlossen.

Nach der Schilderung, die uns Frau Braun in ihrem letzten Artikel von der Wirthschaftgenossenschaft giebt, scheint sie ihren Vorschlag erheblich reduzirt zu haben; denn von der ganzen Wirthschaftgenossenschaft bleibt, nach meiner Auffassung, nur eine ‚Eßgenossenschaft' übrig, genauer gesagt: eine Genossenschaft, für die gemeinsam gekocht wird. Das ist obligatorisch, alles Andere fakultativ. Ein Zwang, die gemeinschaftlichen Gesellschafträume zu benutzen, besteht nicht: ‚Familien, die eine große Wohnung bezahlen können, werden selbstverständlich nicht verhindert sein, ihre Bekannten in den eigenen Räumen zu empfangen.' Auch hat jeder einzelne Theilnehmer, jede einzelne Familie das Recht, die Mahlzeiten im eigenen Heim einzunehmen. Selbst bei dem Punkt, der als einziger obligatorisch bleibt — das Essen

der für Alle gekochten Speisen — dürfen Ausnahmen gemacht werden. ‚Jeder Genossenschafter kann sich ja nebenbei auf dem eigenen Gaskocher von seiner Frau oder seinem Dienstmädchen sein Leibgericht kochen lassen, so oft er will.‘ Doch der Hauptzwang für die Vereinigten liegt hier: ‚Genügt ihm Das (die separat gekochten Leibgerichte) nicht, — nun, so kehre er zu dem häuslichen Herd zurück oder nehme von vorn herein gar nicht Theil an der Gemeinschaft.‘ Die Wirthschaftgenossenschaft soll sich auf Einzelwünsche nicht einlassen, sondern muß jene ‚heute schon international gewordene gute Küche führen, die etwa in den besten Hotels aller Großstädte zu finden ist und die den Provinzialen meist trefflich mundet.‘ Frau Braun handelt übrigens ganz klug, wenn sie die meisten gemeinsamen Angelegenheiten der Genossenschaft für die Theilnehmer nicht obligatorisch macht. Sie weiß sehr genau, daß einer Anzahl von Menschen, die zufällig in einem Hause zusammenwohnen, in den meisten Fällen nichts weiter gemeinsam ist als gesunder Hunger. Es thut hierbei nichts zur Sache, wenn ich für meine Person glaube, daß die Durchführbarkeit anderer gemeinschaftlichen Dinge viel weniger Schwierigkeiten bereiten würden als die Esserei. In ihrem ersten Artikel sagte Frau Braun, indem sie die Vortheile der Genossenschaftküche hervorhebt, dem Sinne nach: Ausschlaggebend sind in dieser Beziehung nur die Männer. Hand aufs Herz, schmeckt Euch das im Hotel gebratene Beefsteak nicht besser als das von der Frau daheim zubereitete? Eine bejahende Antwort nimmt Frau Braun als selbstverständlich an und meint dann weiter (immer nur dem Sinne nach), daß die Hotelküche durch bessere Verwendung von Resten und richtige Benutzung der Chemie billiger arbeite und schmackhafter zubereite. Das ists ja eben, verehrte Frau Braun; hier liegt der Hase im Pfeffer! Es werden sich wenige Männer finden, die ruhigen Gewissens sagen können: Ja, die Suppe, das Gemüse, der Braten schmeckt uns besser im Hotel als im eigenen Hause. Gerade die entgegengesetzte Antwort würde Frau Braun von den meisten Männern erhalten, die Gelegenheit haben und hatten, häufig und regelmäßig im Hotel sowohl als zu Hause zu speisen, und nur diese Männer sind doch kompetent. Ich gehöre zu Denen, die beruflich gezwungen sind, fünf bis sechs Monate im Jahr ihr Essen in Restaurationen einzunehmen, und bin stets herzlich froh, wieder mal vier Wochen in meiner Familie essen zu können. Die meisten Gerichte werden zu Hause nahrhafter und schmackhafter zubereitet. Tausendfach kann man dies Urtheil aussprechen hören, ohne daß es dem so Urtheilenden etwa einfiele, ‚auf das Hotelessen zu schimpfen und dadurch zu zeigen, wie gut man zu Hause zu essen gewohnt ist‘. Das Essen daheim ist viel einfacher und ungekünstelter als an der Table d'Hote. Man giebt den in der Familie zubereiteten Speisen sehr häufig das Beiwort ‚gut bürgerlich‘, man spricht von ‚Hausmannskost‘, ohne genauer definiren zu können, welche Art des Kochens man eigentlich darunter verstehe. Sicher ist aber: es liegt ein gewisses Etwas in den Gerichten der Hausfrau, das sie uns viel schmackhafter und angenehmer erscheinen läßt. Rationeller als die Einzelküche wirthschaftet die Hotelküche zweifellos; rationeller würde die Genossenschaftküche wohl auch arbeiten, zugleich aber eben so zweifellos alle die Mängel hervorrufen, die jede Hotelküche (Massenküche) der bürgerlichen Einzelküche gegenüber besitzt.

Frankfurt a. M. Max Cohen.“

* *
*

O diese Oberlehrer! Sie, zu deren täglichen Lasten es gehört, an die kleine Welt der Sünder Censuren auszutheilen, haben jüngst am eigenen Leibe

erfahren müssen, wie weh es thut, hart angelassen und abschätzig beurtheilt zu werden. Aber haben sie die Rüge wirklich verdient, die laut und so vernehmlich, daß die dümmsten Abc-Schützen sie kaum überhören konnten, zwei preußische Minister vor den Erwählten des Volkes an sie gerichtet haben? Herr von Miquel warf ihnen, mit einer an ihm ungewohnten Heftigkeit, als unbillig die Forderung vor, den Richtern erster Instanz gleichgestellt, überhaupt als ein den Juristen ebenbürtiger Stand betrachtet zu werden. Der berufene Vertreter der akademisch gebildeten Lehrer, Minister Studt, vertrat die selben Anschauungen und gab die seinem Schutze Anvertrauten preis, sie an ihre Aufgaben treuer Pflichterfüllung, vorbildlicher Besonnenheit und des Vertrauens auf den guten Willen der vorgesetzten Behörden gemahnend. Die Reden der Minister machten offenbar Eindruck; die Verhandlung nahm den Verlauf eines über die „höheren" Lehrer abgehaltenen Strafgerichtes und die Empfindlicheren und Klügeren unter ihnen werden, wenn sie dem Verlauf der Sitzung nachdenken, sich bestürzt fragen müssen, woher es komme, daß ihre Wirksamkeit ihnen bei der Bevölkerung so geringe Sympathien zu erwerben vermag. Materiell scheinen mir die wider sie erhobenen Anklagen nur zum kleinen Theil berechtigt. Denn keiner Dialektik wird es je gelingen, nachzuweisen, daß richterliche Funktionen an Gesellschaftwerth über denen des akademisch gebildeten Lehrers ständen, daß für dessen an Beförderungmöglichkeiten so arme Laufbahn das Richtergehalt zu hoch sei. Verwunderlich ists, daß die Herren Minister mit einem bedenklich fehlerhaften Zahlenmaterial operiren: sie vergessen, daß die Herren Oberlehrer ihren ganzen akademisch geschulten Scharfsinn aufgewandt haben, um aus der ihre Gehalts- und Gesundheitverhältnisse, ihre Sterblichkeit und ihre Invalidität, ihren Studiengang, ihre Anstellung- und Wartezeiten, ihren Kinderreichthum und ihre Nebeneinkünfte, ihre Wittwen- und Waisenversorgung betreffenden Statistik eine Wissenschaft zu machen, deren Zahlengeheimnisse nur sie, mit dem Uebermuth der gewohnheitmäßigen Besserwisser, beherrschen. Verwunderlich, weil unklug und unnütz. Denn die Zeit zum Reden ist vorbei: die Lehrer halten in ihren — nicht mit Unrecht so genannten — Strikevereinen fest zusammen, die behördlich verhätschelten „besonnenen" Elemente werden weder sicht- noch hörbar, die bisher so Zaghaften, Verschüchterten machen sich, in Resolutionen von grob materieller Färbung und ohne ideologisches Feigenblatt, gegenseitig zum Ausharren Muth und zeigen, durch eine für deutsche Verhältnisse unerhört reiche Dotation an den kompromittirtesten unter ihren Verfechtern (allerdings ein Genie von Agitator), wie sie den „idealsten" aller Berufe auffassen. Als Symptome veränderter Stimmungen und Strömungen in unserer von Interessenkämpfen zerrissenen Zeit sind solche Vorgänge unschätzbar. Wer aber wäre so naiv, in dem heutigen Lehrer noch den Erben pestalozzischen und rousseauschen Geistes zu suchen? Wie viele unter ihnen üben ihren Beruf noch mit jener Bekehrerwuth und weltfremden Einseitigkeit, die aus den absonderlichsten Gestalten der älteren Lehrgeneration kostbar rührende Erinnerungen fürs ganze Leben schuf? Wo sind sie hin, jene oft närrischen Weisen, die der Kümmerlichkeiten ihrer materiellen Enge unter Büchern und Papier vergaßen und den farbigen Abglanz der Welt nur im Spiegel der Idee genossen? Gelehrter, fachwissenschaftlicher gebildet mögen ihre Nachfahren wohl geworden sein, aber auch anspruchsvoller: mit derben Sinnen den Sünden und Freuden dieser

Welt zugethan, empfindlich auf die eitlen Formalien gesellschaftlicher Beachtung erpicht, mit Unlust und Verdrossenheit jene Bescheidung übend, die karge Löhnung zur Pflicht macht. Und Die sie zur Maßhaltung und Besonnenheit ermahnen, zarte, feinfühlige Gemüther wie Wilhelm Münch, den jedes laute Wort erschreckt, jede hastige Gebärde wohl pöbelhaft, jeder trotzig selbstbewußte Hinweis auf eignen Werth und eigenes Verdienst wohl unbescheiden und unmanierlich dünken mag: sie messen an veralteten Maßstäben das neue Geschlecht, das mit Kunst und Wissenschaft wie mit Butter und Käse handelt und mit allen Mitteln geschäftlicher Taktik um den berühmten Platz an der Sonne ringt. S.

* * *

Die für Herrn Johannes Schlaf bestimmten 100 Mark, über die neulich hier quittirt wurde, waren nicht von der Literarischen Anstalt, sondern von der Literarischen Gesellschaft aus München geschickt. Ferner sind für Herrn Schlaf noch folgende Beträge eingegangen: Aus Posen 20, durch Fräulein Luise Dumont 180, Weinberg 3,50, Loll 10, Böttcher 25 Mark. Im Ganzen 1383 Mark und 40 Pfennige.

* * *

Um einem kranken Schriftsteller Geld zu schaffen, führen berliner Schauspieler alle paar Wochen im Künstlerhaus nachts Schwänke und Possen auf. Kein Literat wirkt mit. Die lustigen Stückchen sind von den Schauspielern gedichtet und, wie sie sagen, in Szene gesetzt. Unten sitzen die Mandarinen und Unternehmer der Literatur und des Theaters und kreischen in Lachkrämpfen. Von Elf bis Eins oder Zwei. Es kann erst anfangen, wenn die Protagonisten aus dem langweiligen Frohndienst des Deutschen Theaters entlassen sind. Doch für des Wartens Last wird man belohnt. Reichlich; wer eine Nacht und zehn Reichsmark dran wenden kann, sollte nicht versäumen, zu „Schall und Rauch" zu gehen. Diesen netten Namen haben die jungen Histrionen ihren Veranstaltungen gegeben. Nie hat ein bescheidenerer Name eine frechere Sache gedeckt. Diese Frechheit ist das Genialische, also Unberlinische an dem Spaß. Keine Zote, kaum ein die Grenzen des Sexuallebens streifendes Wort. Auch keine Nachahmung pariserischer Cabarethumore, wie im Bunten Theater des Freiherrn von Wolzogen. Nicht eine einzige Dame stellt ihre Reize aus. Enthüllt wird das innerste Wesen des modernen Theatergeschäftes. Direktoren, Dramaturgen, Regisseure werden verhöhnt. Aber auch das Publikum, das dem Schauspieler heilig sein sollte, kommt schlecht weg; seine Unsicherheit, die Abhängigkeit seines Urtheils vom Stichwort eines Kritikers wird gezeigt. Und die Kritiker spielen die Rolle, die sie in Histrionengesprächen immer spielten; nur sind sie nicht bestechlich. Das wäre zu bitter und könnte verstimmen. Natürlich werden auch alle Literaturmoden verspottet; „Don Carlos" wird in vier verschiedenen Stilen aufgeführt. Das ist sehr lehrreich. Die es noch immer nicht wußten, lernen hier, wie leicht die „neuen" Stile zu meistern sind. Ahnunglose Gemüther können da überhaupt viel lernen. Wer die Schauspielhäuser regirt: nicht der Direktor, sondern das Kapitalistenkonsortium, das ihn, seines Namens wegen, vorgeschoben hat. Wie es auf Proben zugeht und welche traurige Statistenrolle dabei dem Dichter zufällt. Wie man ein Naturalist und ein Virtuose der Natürlichkeit wird. Und so weiter. Es ist fast ein Verrath. Aber so lustig und bis ins winzigste Detail doch mit so ernsthafter Exaktheit eingeübt, daß man in heller Freude lauscht und auch nach Mitternacht nicht müde wird.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 4. Mai 1901.

Oesterreichische Sorgen.

Herr von Koerber, Oesterreichs Ministerpräsident, ist ein Frühaufsteher. Wie uns jüngst ein sehr illustrirtes Blatt erzählte, nimmt er um sechs Uhr morgens einen Teller Suppe zu sich und um acht Uhr Kaffee mit Milch. Um so reichlicher läßt er den im Reichsrathe vertretenen Völkern auftischen. Für die Landesfonds eine Liebesgabe von jährlichen 20 Millionen Kronen, für Eisenbahnen 483 Millionen, für Kanäle 250 Millionen; für Flußregulirungen, für die Assanirung Prags, für allerhand Unterrichtsanstalten soll vorgesorgt werden. Da nun das Budget bereits heute passiv ist und der Voranschlag des Jahres 1901 nur dann den minimalen Parade-Ueberschuß von 834 241 Kronen aufweist, wenn man die Kontrahirung einer Rentenschuld im Betrage von 24 Millionen Kronen als Bedeckung anzuerkennen die Güte hätte, so folgt, daß die Wiedergeburt der österreichischen Verfassung aus einem politischen und nationalen ein finanzielles Problem geworden ist. Nothwendiger Weise wird Frau Austria — wie man zu sagen pflegt — an den Geldmarkt appelliren. Unter einer Milliarde Kronen wird es kaum abgehen, da ja auch der Beitrag der diesseitigen Reichshälfte zur Neubewaffnung unserer Artillerie in nicht allzu ferner Zeit wird bestritten werden müssen. Obwohl sich diese Engagements nur in Etappen entwickeln werden, so wird doch der Zinsendienst der Operation eine neuerliche und ganz namhafte Vermehrung der Jahresausgaben darstellen, zu deren Begleichung größere Steuereingänge erforderlich sind. Schon heute sollen — behufs Verabreichung jener Liebesgabe an die Landesfonds — 20 Kronen per Hektoliter auf die Brannt-

weinsteuer zugeschlagen werden. Die Regirung wäre sehr gern bereit, zu einer noch ausgiebigeren Steigerung dieser Konsumabgabe die Hand zu bieten. Und so knüpft an das fröhliche Ende des Herrn Finanzministers Dr. Kaizl, der die Zuckersteuer auf Grund des absolutistischen Paragraphen 14 erhöhte, der fröhliche Anfang des jetzigen Herrn Finanzministers Dr. von Böhm-Bawerk an, der die selbe Prozedur für die Branntweinsteuer auf konstitutionellem Wege plant.

Von den guten Leuten zu reden, die da zahlen und konsumiren, ist längst nicht mehr Mode. Es ist ja richtig: ohne sie ginge es eigentlich gar nicht, — und Das ist unbequem genug. Viel einträglicher und klüger ist es, jene Leute reden zu machen, durch deren mitunter klebrige Finger der erwartete Goldbach strömen soll. Da sind vor Allem die Börsen und ihre journalistischen und politischen Zutreiber. Das Herz geht ihnen auf und der Mund über im Angesicht des Milliardengeschäftes. Dann die Bauunternehmer, die Lieferanten von Eisen, Ziegeln, Cement und Allem, was drum und dran hängt. Dann die lokalen Interessenten, die Ortschaften an der neuen Bahn, die Städte längs der Kanallinie, die Eigenthümer bisher von Ueberschwemmungen gefährdeter Landstriche. Sie Alle geben einen brausenden und mächtigen Chorus. Noch sind sie sämmtlich berufen, noch ist Keiner auserwählt, Keiner zurückgestoßen. Sie hoffen.

Neben phantastischen und egoistischen Projekten findet man in dem Investitionprogramm dringliche und nützliche Dinge, wie den Donau-Oder-Kanal, die Tauernbahn und einige Lokalstrecken. Gerade dieser Umstand aber zwingt vielleicht auch die mehr kritisch veranlagten Politiker, so manche Contrebande mit in den Kauf zu nehmen, die allein kaum passiren würde. Dazu gehört eine strategische Linie in Galizien, die 35 Millionen Kronen kostet. Dazu gehört die von der Regirung beanspruchte Refundirung von 80 Millionen Kronen Kassenbeständen. Die haben ihre eigene Geschichte; und da der Kampf um diese 80 Millionen voraussichtlich im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen wird, ist es der Mühe werth, sie zu erzählen.

Seit Jahren galt es in Oesterreich für besonders schlau, ein falsches Budget aufzustellen. Die Einnahmen wurden zu klein veranschlagt. Das erschien sparsam. Die Bedenken einzelner Parlamentarier wurden mit dem Hinweis beschwichtigt, es sei nothwendig, den Staatshaushalt nur so-so mit einem knappen Ueberschusse zu bilanziren, weil sonst der Nimmersatt Militarismus durch die Aufzeigung namhafter Ueberschüsse zu unstillbaren Forderungen gereizt würde. Die Steuereingänge flossen Jahr um Jahr reichlicher ein, als präliminirt war. In den Kassen des Finanzministeriums wuchsen die Baarbestände und trotz der Verschuldung des Staates und der Armuth der Bevölkerung schwamm die Regirung immer im Gelde. Die Folge davon war zunächst ein übel angebrachter Konservativismus in der öffentlichen Geld-

gebahrung. Der österreichische Kassen- und Buchhaltungdienst ist höchst schwerfällig und unökonomisch. Die modernen und praktischen Einrichtungen der k. k. Postsparkasse werden vom Staat selbst nur in geringem Maße benutzt. Ein reichlicherer Ersatz der Baarzahlungen und Geldsendungen durch Check und Clearing würde namhafte Summen ersparen. Neben dem Gelddienst der k. k. Post läuft jener der österreichisch-ungarischen Bank, die durch das neue Statut halb verstaatlicht ist, und jener der k. k. Finanzämter und jener der k. k. Staatsbahnen. Während die eine Anstalt Geld hinsendet, schickt die andere Geld her. Von übereinstimmenden Intentionen in Bezug auf die Propagirung oder Zurückziehung gewisser Münzsorten und Banknoten ist nicht die Rede. Bald überschwemmt man einen Platz mit Hellerstücken, bald entzieht man ihm den letzten Zehnkronenschein. Unsere Währung befindet sich nämlich ungefähr seit zehn Jahren in einem schier endlosen Uebergangsstadium, das zu allerlei Münz- und Stückelungexperimenten auf Kosten von Handel und Wandel herrliche Gelegenheit bietet. Wir haben in Folge veralteter Organisation und stecken gebliebener Reformen ein kostspieliges, langsames und unbequemes Zahlungwesen.

Eine andere Konsequenz des Ueberflusses unkontrolirter Baarbestände trat erst unter dem Zeichen des Ende 1897 ausgebrochenen Verfassungskonfliktes zu Tage. Die Erhebung der Steuern, ja, selbst die Aenderung und Erhöhung einzelner Abgaben wurde auf Grund des Paragraphen 14 durchgeführt, wobei man allerdings, bei der Oktroirung der Zuckersteuererhöhung, die Erfahrung machte, daß jedes weitere Fortschreiten auf diesem Wege nur unter dem Schutz der Bajonnette möglich sei. Die Finanzminister der Konfliktsperiode waren also auf die regelmäßigen Eingänge und deren natürliche Steigerung angewiesen. Irgend eine größere Investition konnten sie nicht machen, da sie nicht in der Lage waren, eine Anleihe unterzubringen. So wenig — erfreulicher Weise — der Kredit des österreichischen Staates unter den Ungeschicklichkeiten des Herrn Grafen Badeni und seiner Nachfolger gelitten hat, so beharrlich blieb der internationale Geldmarkt gegenüber dem Paragraphen 14 zurückhaltend und mißtrauisch. Denn der österreichische Absolutismus des Paragraphen 14 unterscheidet sich sehr wohl von dem grundsätzlichen Absolutismus eines Staates wie etwa Rußland. Der Fall, daß ein Nachfolger des Zaren die von seinen Vorgängern kontrahirten Schulden nicht anerkennen oder daß die Inaugurirung eines Verfassunglebens nach westeuropäischem Muster in Rußland mit Zerreißung der alten Schuldtitres begonnen würde, ist vollkommen ausgeschlossen. Das Gegentheil wäre mit Staatsbankerott gleichbedeutend. Ganz anders liegt die Sache im Reich des Paragraph 14-Absolutismus. Bekanntlich bestimmt dieser Paragraph, daß die mit Berufung auf das von ihm statuirte Nothverordnungrecht erlassenen

kaiserlichen Verordnungen nur so lange in Kraft sind, wie ihnen nicht die Volksvertretung die Zustimmung versagt hat. Es schwebt also über jedem Vertrag und jeder Verpflichtung, die der Staat Oesterreich auf Grund des Paragraphen 14 eingeht, die Gefahr, daß das Parlament den betreffenden Vertrag oder die betreffende Verpflichtung für null und nichtig erklärt. Eine Anleihe, die ohne die Ermächtigung des österreichischen Reichsrathes auf Grund des Paragraphen 14 begeben würde, kann von der Volksvertretung gutgeheißen, aber eben so gut nachträglich für unverbindlich erklärt werden. Oesterreichische Paragraph 14-Rente wäre also eine durchaus nicht sichere Kapitalsanlage. Die Herren Finanzminister der Konfliktsperiode haben deshalb klug genug daran gethan, von der Begebung solcher Rente abzusehen, wobei ihnen allerdings die entschiedene und auch durch das Anerbieten sehr hoher Auszeichnungen nicht zu besiegende Weigerung sonst keineswegs pruder wiener Finanzmänner zu Hilfe gekommen ist.

In dieser Zeit des Börsencölibates waren die in besseren Tagen angesammelten Kassenbestände Trost und Zuflucht des Finanzministeriums. Und so gründlich wurde jenem Trost zugesprochen, daß der jetzige Schatzkanzler am zwölften Februar dieses Jahres im Abgeordnetenhaus erklärte, die Kassenbestände seien verthan; o quae mutatio rerum! Die Geldnoth der Herrscher war von je her ein Bollwerk des Parlamentarismus. Die Geldnoth des österreichischen Finanzministeriums ist eine der Hauptursachen gewesen, warum die regirenden Kreise in Oesterreich ihr konstitutionelles Herz wieder entdeckt haben, nachdem sie vier Jahre lang den Paragraphen 14 Orgien feiern ließen.

Herr von Koerber ist ein Frühaufsteher. Als er das schwere Amt des österreichischen Ministerpräsidenten übernahm, galt einer seiner ersten Gedanken der finanziellen Kräftigung seines Regimes. Je weniger er der dauernden Wiederbelebung des österreichischen Parlamentarismus trauen konnte, um so mehr mußte er auf einen Kriegsschatz bedacht sein, der ihm ermöglichen würde, neuerliche Perioden des Paragraphen 14 unversehrt zu überstehen. Seine Hoffnung hatte er bereits auf das Riesenschiff der Investitionvorlage gesetzt. Wollten die Abgeordneten Bahnen und Kanäle, dann mußten sie politischen Zank und nationalen Hader zurückstellen. Auf dieser Logik beruht Herrn von Koerbers Sanirungplan für den Reichsrath. Auf dieser Logik beruht auch sein Sanirungplan für den Reichsschatz. Wollen die Abgeordneten Eisenbahnen und Kanäle, dann müssen sie dem Staat 80 Millionen Kassenbestände bewilligen. Alles Uebrige ist Formalität. Der Titel für ein solches Geschäft findet sich immer. Diesmal ist man sehr plump vorgegangen, wohl in der nicht ganz unrichtigen Erwägung, daß die klarsten Lügen am Leichtesten geglaubt werden. Die Regirung sagt: Im Lauf der vierjährigen Konfliktsperiode wurden für allerlei Eisenbahninvestitionen 114 Millionen

Kronen ausgegeben. Eigentlich hätte das Parlament sie ganz zu ersetzen. Edelmüthig begnügt sich die Regirung mit 80 Millionen. Es liegt mir fern, die Thatsache zu bezweifeln, daß die verschiedenen Regirungen der Konfliktsperiode nach und nach für 114 Millionen Kronen im österreichischen Staatseisenbahnwesen Investitionen gemacht haben. Wohl aber ist zu fragen: Auf Grund welchen Gesetzes wurde diese Summe verausgabt? Auf Grund keines Gesetzes, sondern auf Grund jener kaiserlichen Verordnungen, laut deren sich die Regirungen mit Hilfe des Paragraphen 14 selbst das Budget bewilligt haben. Diese Verordnungen können vom Reichsrath genehmigt oder auch abgelehnt werden. Auf keinen Fall geht es an, einen einzelnen Theil dieser Budgetverordnungen, einzelne Ausgaben des Paragraphen 14-Eisenbahn-Präliminares herausnehmen und durch nachträgliche Kreditbewilligungen fundiren zu wollen. Der Regirung handelt es sich nicht einmal um die Ertheilung der Indemnität, sondern nur um die Ertheilung des Kredites. Man sieht: die Regirung hat sich die verfassungrechtliche Begründung ihrer Anforderungen sehr leicht gemacht; sie wußte eben, daß es in dieser Frage nicht auf juridische, sondern auf politische Erwägungen ankommt. List und Gewalt gelten nun einmal mehr als die schönsten Gründe.

Die Regirung hat daher zwischen der Investitionvorlage und der Refundirung der Kassenbestände ein sogenanntes Junktim geschaffen. Das ist — wie ich glaube — ein spezifisch österreichisch-ungarischer Ausdruck. Er soll besagen, daß die Regirung nicht gesonnen ist, daß Gesetz über die Investitionvorlage zur Allerhöchsten Sanktion vorzulegen, wenn ihr daraus der 80 Millionen-Kredit gestrichen wird. Unter dem Bann dieser Drohung stehend, würden die Abgeordneten, in Sorge um ihre verschiedenen Kanäle und Bähnchen, gezwungen sein, einen Reserve- und Dispositionfonds zu bewilligen, der Herrn von Koerber für absehbare Zeit gestattete, die Völker Oesterreichs durch seine Ministerpräsidentschaft zu beglücken, auch wenn des widerspenstigen Parlamentes Zähmung sich als ein Theatertraum herausstellen sollte. Freilich ist zu befürchten, daß der selbe Gedanke, mit dem der Premier die wirthschaftlichen Neigungen des Reichsrathes vor seinen Wagen spannt, auch ihm gegenüber in gewissen Kreisen gehegt wird.

Neben den zahlreichen geschriebenen Privilegien des böhmischen Feudaladels giebt es auch ein ungeschriebenes, aber mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigtes. Es ist das Privilegium dieser Kaste, die ersten Stellen im Staat mit ihren Angehörigen zu besetzen. In den Augen der „achzig Familien“ ist der jetzige Ministerpräsident nicht viel mehr als ein Trockenwohner. Seine Aufgabe besteht darin, das Regirungsgebäude wieder wohnlich zu machen, auf daß Einer von den ganz Exklusiven die „Chose“ wieder übernehmen könne, ohne sich mit allzu großer und allzu ordinärer Arbeit abgeben

und insbesondere nicht mit finanziellen Verlegenheiten „fretten“ zu müssen. Je empfindlicher das konstitutionelle Gewissen des österreichischen Abgeordnetenhauses, je härter seine Hand bei Geldbewilligungen, je schwieriger deshalb anscheinend die Situation der Regirung sein wird und je unentbehrlicher der Apparat des Centralparlamentes bleibt, um so weniger wird jene Grandseigneurs die Lust anwandeln, ein Tänzlein zu wagen, das unter solchen Verhältnissen doch immer nur ein viel Selbstverleugnung, Geschick und Ausdauer erforderndes Eiertänzlein sein müßte. Wenn der österreichische Ministerpräsident klug ist, so läßt er dem Reichsrath seine vollen Bedenken und sein gutes Recht, so erblickt er in dem Erstarken des Machtbewußtseins der Volksvertretung die beste Schutzwehr für sein eigenes Kabinet, so verzichtet er auf das 80=Millionen=Junktim. Herr von Koerber ist ein Frühaufsteher. Man kann manchmal auch zu früh aufstehen.

Wien. Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.



Lenz.

Nun muß ich wieder Blumenglocken läuten,
Auf Silberstrahlen durch die Wälder gehn,
Aus Sonnenfäden Flügel mir bereiten
Und mit den Faltern über Rosen wehn.

In weißen Kelchen muß ich ruhn und träumen,
Wie weiße Schwäne auf dem dunklen Teich,
Und wenn am Strand die Wellen müd verschäumen,
Taucht still empor das blasse Märchenreich.

Wo Veilchen duften, dort will ich mir wählen,
In blauer Nacht die Stätte für den Schlaf . . .
Goldelfen kann im Traum ich dann erzählen,
Daß ich auf Erden ihrer eine traf.

Hamburg. Theodor Suse.



Mill als Kritiker der Demokratie.

Drei große europäische Denkerschulen haben sich bemüht, den Begriff des politisch Sachverständigen zu schaffen: die Positivisten in Frankreich, die Utilitarier in England, die Historiker in Deutschland. Alle drei Schulen knüpfen an alte wissenschaftliche Traditionen an. Alle drei spiegeln den Geist der Nation, aus deren Schoß sie geboren sind. Alle drei suchen, mit allen Hilfsmitteln der Gelehrsamkeit, der wissenschaftlich bearbeiteten Erfahrung, des systematisch geschulten Denkens und der national wirksamen Beredsamkeit, den Volksgenossen ihre Bemühungen zugänglich und mundgerecht zu machen, ja, scheuen, aus taktischen Gründen, mitunter selbst nicht einmal kleine Gewissensopfer, huldigen sogar, um die allgemeine Beachtung zu erzwingen, nationalen Voreingenommenheiten, die in der reinen Atmosphäre ihrer Studirstuben nicht bestehen können. Und alle drei Schulen stehen bestürzt vor dem selben kläglichen Ergebniß ihrer Bemühungen: von der Mehrheit nicht gekannt und bei einer nennenswerthen Minderheit nicht anerkannt zu sein.

Mir scheint diese betrübende Erscheinung nicht genügend durch die Schwierigkeiten erklärt, die den Versuch begleiten, das politische Meinen und Sollen zu objektiviren, denn es giebt keinen irgend mehr als äußerlich gebildeten Menschen, der nicht die Hobbes, Comte, Mill, Carlyle, Taine, Mommsen, Marx mit dauerndem Nutzen gelesen und aus der Bekanntschaft mit ihnen seine politische Reife hergeleitet hätte. Die sozialphilosophische und historische Literatur enthält wenig paragraphirtes Wissen, aber sie ist reich an Mittheilungen, die das Urtheil richten, den Gesinnungen Mark, den Begriffen Gewicht geben; sie besitzt keine Lehrbücher, wohl aber eine Schatzkammer von Lern- und Lesebüchern, die zu Geistern überzeugender reden als jede Summe demonstrirbarer Wahrheiten. Aber Das ists ja eben: die Geister fehlen, weil es an Zeit gefehlt hat, sie zu bilden, bis sie, geläutert durch alle Zwischenstufen elementarer Erziehung, fähig sind, die öffentlichen Angelegenheiten mit der Gewissenhaftigkeit zu behandeln, die sie für das persönlichste Interesse stets bereit halten. Die Demokratisirung der europäischen Denk- und Lebensgewohnheiten ist so schnell über uns gekommen und greift, manchmal fast ohne äußerliche Uebergänge, so rasch auf alle anderen Verhältnisse über, daß die Masse der Zucht jener Urtheilsbildner entwachsen ist, ohne je durch ihre Schule gegangen zu sein. John Stuart Mill war einer der ersten Denker, die auf die der europäischen Gesellschaft daraus erwachsenden Gefahren hingewiesen haben, war der erste Demokrat von überragender Bedeutung, der die Gefahren der Demokratie eben so gründlich erforscht wie rücksichtlos erörtert hat. Das macht seine Kritik dauernd lehrreich.

Der jüngere Mill starb 1873 und hinterließ den Ruf, einer der

radikalsten politischen Denker und Praktiker Europas gewesen zu sein. Er hinterließ auch den Ruf, einer der radikalsten Anti-Metaphysiker gewesen zu sein. Er war — ich habe es im vierzehnten Bande von Frommans Klassikern der Philosophie zu zeigen versucht — weder das Eine noch das Andere. Er war überhaupt kein radikaler Neuerer, sondern eine geniale Kompromißnatur, die aus allen ihr zugänglichen Mitteln der Belehrung eine Synthese zu schaffen suchte, stets bemüht, jedes Detail der Wissenschaft wie des Lebens für diese Synthese zu nutzen. So mußte die Natur beschaffen sein, die berufen war, achtzehntes mit neunzehntem Jahrhundert, Rationalismus und Aufklärung mit Erkenntnißkritik und Historismus zu versöhnen. Auch im Politischen. Wer die Entwickelung seines Geistes kennt, weiß, daß sie einer stetig fortschreitenden Bereicherung des von Jeremias Bentham und vom Vater ererbten Utilitarismus gleicht und so weit fortschritt, bis der Charakter der zuletzt gehegten, wenn auch noch nicht öffentlich bekannten Meinungen (der Tod trat dazwischen) der eigenen Schule Aergerniß gab oder — unverständlich blieb. Kurzsichtige Beurtheiler Mills wollen gerade an seinen politischen Meinungen Sprunghaftigkeit, jähen, objektiv nicht motivirten Stimmungwechsel entdecken und sind geneigt, in ihnen ein nicht organisches Gemengsel von demokratischen, liberalistischen und sozialistischen Elementen, ein Schwanken zwischen Freiheit und Gebundenheit, Individualismus und Sozialismus zu sehen. Wer aber, ohne von diesem Vorurtheil blind gemacht zu sein, an das Studium von Mills eigenen Schriften herantritt, wird mit Ueberraschung bemerken, daß er von seiner Philosophie der Politik seit der Ueberwindung des Benthamismus zwischen 1830 bis 40 keinen Punkt von prinzipieller Bedeutung mehr aufgegeben hat. Diesen Beweis liefern, neben sämmtlichen kleineren Schriften, die Aufsätze über die Civilisation (1836), über Tocquevilles Buch über die Demokratie in Amerika (1840), über Bentham (38) und Coleridge (40), der Traktat über die Freiheit (59), die Betrachtungen über die Repräsentativverfassung, endlich die nachgelassenen Kapitel über den Sozialismus (1879). In keiner dieser Schriften verleugnet Mill das ein Leben lang gehegte Ideal einer organisirten Demokratie, aber die kritische Stimmung gegen die reine politische Demokratie kommt, unter der mächtigen Einwirkung Comtes und Tocquevilles, in den erst genannten Aufsätzen besonders stark zum Ausdruck. Ihre Analyse ist daher am Lehrreichsten.

Der Aufsatz über die Civilisation betrachtet auch vorzugsweise die Thatsachen, auf die die fortschreitende Kultur im technischen Sinn die Aufmerksamkeit denkender Geister gerade heute mit Macht hinlenkt: den Uebergang der Macht von einzelnen Individuen und kleineren Gruppen auf die Masse; und den Umstand, daß die Wichtigkeit der Massen beständig wächst, die der Individuen beständig abnimmt. Was sind, fragt Mill, die Ursachen und namentlich die Folgen dieses Gesetzes?

Der Besitz der Macht ist an zwei Grundbedingungen geknüpft: das Eigenthum ist die eine, geistige Energie und Bildung die andere. Bis an die Schwelle der Gegenwart waren nun Eigenthum und Einsicht in einer kleineren Zahl von Händen konzentrirt, der Masse fehlte die Fähigkeit des Zusammenwirkens: daher ihre Ohnmacht den Besitzenden und Bevorrechteten gegenüber. Herren und Hörige, Bevorrechtete und Rechtlose, Freie und Leibeigene: Das waren die Gegensatzpaare, die das Wesen der Feudalzeit kennzeichneten. Ein Mittelstand fehlte zwar im buchstäblichen Sinn des Wortes nicht, aber er war als Klasse gering an Zahl und ohne Einfluß. Diese äußere Form der Gesellschaft änderte sich und mit ihr die innere. Die Aenderung trat ein mit dem allmählichen Entstehen der Handel und Gewerbe treibenden Volksschichten, also mit dem Emporkommen der Mittelklassen; gleichzeitig wird auf dem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben, Pacht- und Bauernwirthschaften nehmen einen großen Umfang an und schaffen auch unter den Landwirthen einen intelligenten Mittelstand. Die materiellen Bedingungen einer solchen Aenderung des Baues der Gesellschaft werden in diesem Aufsatz von Mill nur angedeutet; er weist aber nachdrücklich darauf hin, welche Veränderungen in den Einrichtungen, Ansichten, Gewohnheiten, kurz dem ganzen gesellschaftlichen Leben den Wechsel des ökonomischen Systems begleiten. Mit dem Mittelstand hat sich, zunächst in materieller Beziehung, der Arbeiterstand in den Hauptkulturländern gehoben; er zieht, in Form von immer steigenden Löhnen, einen immer größeren Theil des Produktes der Nationalwirthschaft an sich. Und mit dem Besitz wächst die Bildung, wächst die Fähigkeit, sich zu organisiren. Die Folgen sind klar. Die politische Macht fängt an, von der kleineren Gruppe Bevorrechteter auf die Massen überzugehen, und zwar in um so höherem Maße, je mehr sie die Bedeutung des gemeinsamen Zusammenwirkens als eines entscheidenden politischen Machtfaktors erfassen und Dem gemäß handeln lernen. Dieses Zusammenwirken muß gelernt werden, es setzt Zucht voraus in den Menschen und ist ein wichtiges Attribut der Civilisation. Diesen „Geist der Verbindung" unter den arbeitenden Klassen nennt denn auch Mill die wichtigste aller neuen Erscheinungen des Gesellschaftwesens. Ein ihm dienendes Mittel ist die Presse und die durch sie vertretene oder geschaffene öffentliche oder Massen-Meinung. Dieser wunderbaren Steigerung der physischen und geistigen Kraft des Volkes geht aber nicht entfernt ein Anwachsen geistiger Energie und sittlicher Tüchtigkeit unter den bisherigen Machtinhabern parallel. Darum ist die Demokratie eine unvermeidliche Thatsache. Der müßte, meint Mill, ein armsäliger Politiker sein, der nicht weiß, daß jede heranwachsende Macht im Staate sich schließlich auch mit guten oder schlechten Mitteln immer den Weg zur Regirung bahnen wird. So übt heute, noch bevor die Verfassung eines Landes

dem Buchstaben nach geändert ist, die Masse doch schon thatsächlich die politische Herrschaft in ihm, — in Form der öffentlichen Meinung.

Von der sozialen Gefahr, die mit der demokratischen Gestaltung der europäischen Gesellschaft verknüpft ist, spricht Mill an dieser Stelle nur vorübergehend, aber genau in dem Sinne seiner dem gleichen Gegenstande gewidmeten Sonderschriften; er gelangt zu der Folgerung, die Massen durch Erziehung und Bildung fähig zu machen, die Herrschaft zu üben. Besonders eingehend bespricht der Philosoph die schädlichen Folgen, die jede Herrschaft des Demos für die Ausbildung des individuellen Charakters hat. Mit dem Fortschritt der Civilisation wird der Mensch in seinen dringendsten und nächsten Interessen immer mehr von den allgemeinen Einrichtungen der Gesellschaft und in demselben Grad immer weniger von seinen eigenen Bemühungen abhängig. Sicherheit der Person, Schutz der Familie und des Besitzes verbürgt heute der Staat, die eingetretene Milde der Sitten macht die früher nothwendige Wachsamkeit überflüssig; es bleiben nur noch die Eitelkeit, die Ruhmsucht, das Streben nach persönlicher Anerkennung, vor Allem aber das Verlangen nach Reichthum als Hauptquellen für die Anspannung der individuellen Energie. Heute üben der Richter, der Soldat, der Wundarzt, der Metzger, der Nachrichter getrennt Funktionen aus, die früher meist ein einzelner Mensch selbst verrichten mußte. Wir sind zwar bei diesem Gang der Civilisation liebenswürdiger und menschlicher geworden; die vereinigte Herrschaft der Masse, der öffentlichen Meinung und der geschäftlichen Konkurrenz hat das Laster vielfach sehr wirksamen Einschränkungen unterworfen, viele abergläubige Vorstellungen sind gewichen, Bildung und Gesittung sind allgemeiner geworden, aber wir haben an Heroismus eingebüßt. Schlaffheit, Muthlosigkeit, Verweichlichung sind Zeichen der Zeit, sind Eigenschaften gerade der raffinirtesten Kultur, die, um ein modernes Wort zu gebrauchen, unter dem Zeichen des Feminismus steht. Das hängt eben damit zusammen, daß das Individuum sich in der Menge verliert. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, muß man die allerschrillsten Töne anzuschlagen wissen; sonst geht die einzelne Stimme im allgemeinen verworrenen Getöse verloren. Der Erfolg hängt nicht mehr von Dem ab, was man ist, sondern von Dem, was man zu sein scheint. Marktschreierei, Charlatanerie reißen ein; die öffentliche Meinung verliert die einfachsten Unterscheidungzeichen des Verdienstes aus dem Auge. Diese steigende Bedeutunglosigkeit des Individuums gegenüber der Masse verdirbt schließlich die Quelle, woraus die Vervollkommnung der öffentlichen Meinung selbst entspringen soll: sie verdirbt die öffentliche Unterweisung; die Literatur hat ja unter der allgemeinen Krankheit mehr gelitten als irgend eine Art der Produktion. Nicht wer am Weisesten, sondern, wer am Häufigsten spricht, hat das Ohr des

Publikums. Die 365 Leitartikel im Jahr schlagen das beste Buch tot. Der Einfluß der gebildeten und wahrhaft zur Aufklärung berufenen Minderzahl auf die Menge wird dadurch bedenklich geschwächt. Diesem Uebelstand sind nach Mill zwei Mittel im Stande entgegenzuwirken: erstens die Organisation der Klassen und Berufsarten, bei denen die geistigen Fähigkeiten eine höhere Ausbildung erfahren, also der Forscher, Aerzte, Lehrer und besonders der Literaten. Mill denkt sich, daß aus dem Kreise dieser sozusagen organisirten Intelligenz heraus das Urtheil der Menge gelenkt werden solle. Ferner ein besseres nationales Erziehung- und Unterrichtswesen, das ganz besonders die Wiedergeburt des individuellen Charakters unter den gebildeten und besitzenden Klassen herbeizuführen bestimmt ist. An diesem Punkt werden aber die Ausführungen des Aufsatzes schattenhaft.

Er hat, abgesehen von seiner Beziehung auf das behandelte Thema und von seiner geschichtlichen Bedeutung als Vorläufer der Abhandlungen über die Freiheit und die Repräsentativ-Verfassung, ein ganz besonderes Interesse als Ausdruck einer entschieden materiellen Geschichtauffassung: die ökonomischen, überhaupt die materiellen Bedingungen und Formen des Gemeinschaftlebens tragen und bestimmen den ideologischen Oberbau. Schillers Sprache: der geistig sittliche Mensch hat seine Wurzel im sinnlichen Menschen; mit anderen Worten: in seiner ursprünglichen Nacktheit und Bedürftigkeit. Diese Auffassung kehrt in vielen kleinen Schriften wieder. So heißt es im Aufsatz über Bentham (38): „Wir wollen damit nicht sagen, daß seine (Das heißt: Benthams) Schriften die Reformbill (32) erzeugten oder die Vaterschaft der Zueignungsklausel (wodurch das Geldbewilligungrecht mit Uebergehung der Lords ausschließlich den Gemeinen zugewiesen wird) beanspruchen dürfen. Die Aenderungen, die unsere Institutionen erfahren haben, und die noch größeren Aenderungen, die sie künftig erfahren werden, sind nicht das Werk von Philosophen, sondern von Interessen und Instinkten großer Klassen der Gesellschaft, deren Kraft inzwischer gewachsen ist. Bentham aber war es, der diesen Interessen und Instinkten eine Stimme lieh.“ An Helvetius rühmt er, daß er die Funktion beleuchtet habe, die das Klasseninteresse und die Klassenmoral als Formprinzipien der Gesellschaft üben; die Art also, wie ein Kreis von Personen, die ein gemeinsames Interesse an einander kettet, dieses Interesse zum Maßstab der Tugend zu erheben pflegt und die sozialen Gefühle der Klassenmitglieder zu Helfern ihrer selbstischen Triebe werden. Auch in der „Freiheit“ wird auf jene Vereinigung heroischer persönlicher Uneigennützigkeit mit der gehässigsten Klassenselbstsucht hingewiesen, zu der die Geschichte so viele Belege giebt. Doch stehen, besonders in den späteren Schriften, widersprechende Aeußerungen daneben; auch an diesem Punkt fehlt Mill die letzte Klarheit.

Die Aufsätze über Bentham (38) und Coleridge (40) gehören zu ein-

ander; sie sind aus der selben kritischen Stimmung gegen das achtzehnte Jahrhundert geboren. In diesen beiden Aufsätzen ist Mill objektiv, — bis zur Ungerechtigkeit. Ja, das Bewußtsein des Gegensatzes gegen dieses Jahrhundert, das ihm die geistige Nährmutter gewesen war und dem er als Philosoph so viel schuldete, überwog zeitweilig so sehr das Gefühl der Dankbarkeit, daß es nur natürlich war, wenn die Gesinnungsgenossen sich verletzt fühlten und Mill erst später — im Selbstbericht — das Verdienst der Reaktion gegen diese vielgeschmähte und vielverkannte Zeit wieder zu schmälern suchte. Sachlich hat er auch später kaum einen Punkt seiner Kritik zurückgenommen.

Diese Kritik hat neben der objektiven zunächst eine rein persönliche Seite: sie liegt in der veränderten Auffassung vom Wesen des Denkers und besteht in der Erkenntniß, daß jede Philosophie auf den Philosophen abfärbt. Das meiste bewußte Denken eines Philosophen, sagt Nietzsche, ist durch seine Instinkte heimlich genährt und in bestimmte Bahnen gezwungen. Dessen ist sich Mill nun bewußt; nur daß er neben der Schranke der philosophirenden Individualität auch die zeitgeschichtliche Bedingtheit und Abhängigkeit ihrer geistigen Arbeit berücksichtigt, was den Benthamiten ganz fern lag und was übersehen zu haben von vorn herein den Werth ihrer Bemühungen beeinträchtigen mußte. Daher rührt Benthams Verachtung aller anderen Denkerschulen, daher auch sein naiv dogmatischer Glaube, es ließe sich ausschließlich aus dem Material, das er und Wahrheitforscher von seinem Gepräge herbeischafften, die „wahre“ Pilosophie aufbauen. Die Philosophie der Materie, meint Mill, findet das Material in den Eigenschaften der Materie, die Philosophie der Moral und Politik in den Eigenschaften des Menschen und seinen Beziehungen zur übrigen Welt. Die Kenntniß, die ein Forscher von diesen Eigenschaften und Beziehungen besitzt, bildet die Grenze, über die er als Moralist und Sozial-Philosoph nicht hinaus kann, wie groß auch sonst seine geistige Kraft sein mag. Niemand, fügt Mill bezeichnender Weise hinzu, kann in seiner Synthese vollständiger sein als in seiner Analyse. Auf Bentham angewandt, bedeutet dieses Wort: daß er weder dichterischen noch historischen Sinn besessen habe. Natürliche und starke Gefühle seiner Mitmenschen erweckten in seinem Gemüth keinen Widerhall, an vielen ihrer wichtigsten Erfahrungen glitt sein Verständniß ab: darum übersah er in seiner Rechnung viele der am Mächtigsten treibenden geselligen und gesellschaftlichen Motive. Kurz, Mill wirft seinem Meister vor, er sei von einer zu engen Auffassung der menschlichen Natur ausgegangen, nennt dessen Philosophie den Empirismus eines Mannes, der wenig erfahren habe, und folgert: zu einer glaubhaften Geschichtkonstruktion habe ihm die Phantasie gefehlt, die Fähigkeit, in fremde Vorstellungskreise und Motivenkomplexe sich einzuleben; daher seine Ungerechtigkeit gegen Tradition und Geschichte.

Sie tritt bei der Behandlung staatsphilosophischer Fragen am Schärfsten hervor. Mill empfand die Lehre Benthams als zu mechanisch. Er verteidigt ihn auch jetzt noch als Meister der Methode, er kann aber doch nicht umhin, zuzugeben, daß selbst seine genialen Kodifikationversuche, trotz der unverkennbaren Bemühung, den Kulturen und Nationaleigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker gerecht zu werden, an dem Fehler des achtzehnten Jahrhunderts litten: der so unendlich differenzirten menschlichen Natur einen einzigen Typus unterzuschieben. Bei der Frage nach der „besten" Regirungform kommt dieser Mangel besonders stark zum Vorschein. Denn sie enthält naturgemäß drei Unterfragen: 1. Welcher Art von Autorität soll das Volk in seinem eigenen Interesse untergeordnet werden? 2. Wie kann man das Volk dahin bringen, dieser Autorität zu gehorchen? 3. Auf welche Weise kann man dem Mißbrauch der Autorität vorbeugen? Bentham beschäftigt sich lediglich mit der dritten Frage, auf die er allerdings die einzig richtige Antwort giebt: dem Mißbrauch der Regirung wird gewehrt, wenn die Autorität Denen verantwortlich ist, die ein persönliches Interesse an einer guten Regirung haben also der Mehrheit des Volkes. Das aber kann nur eintreten, wenn die Autorität selber ein Theil oder, besser, ein Ausschuß, eine Stellvertreterin der Mehrheit ist. Mit anderen Worten: wenn Regirer und Regirte der Mehrheit angehören. Mill ändert in dieser Theorie von vorn herein, um die Rechnung logisch zu berichtigen, das Wort Mehrheit in Gesammtheit. Aber wie soll Das geschehen? Die Repräsentativverfassung oder die mechanische Demokratie kennt nur eine Mehrheit und damit ist sofort die Rechnung gefälscht: auch sie verbürgt keine Regirung, die die Gesammtheit vertritt.

Für seine Zeit und als Reaktion gegen die in England herrschende Oligarchie ließ Mill diese reine oder abstrakte Form der Demokratie gelten. Er suchte sogar als Mitglied des Parlaments (65 bis 68) für die vom Großgrundbesitz, der Großindustrie und dem Großhandel schmählich ausgebeutete, in Schmutz und Elend dumpf und stumpf dahinbrütende Masse des Volkes Rechte der Selbstbestimmung zu erwerben. Er fand, im Gegensatz zu Carlyle, im Augenblick kein anderes Mittel, es zu heben, als die politische Emanzipation, — aber meist doch als Zwangsmittel gegen die widerstrebende herrschende Klasse, die von selbst die Mittel zur Hebung der Volksbildung, zur Organisation einer die Rechte der Arbeit schützenden Justiz im Parlament nie bewilligt und die Arbeiterschutzgesetze nie erlassen hätte. Mill war „Realpolitiker" genug, um zu wissen, daß die herrschenden Klassen aufgehört hatten, Adelsmenschen zu erzeugen, und daß sie im Interesse der Gesammtheit durch die Gesetzgebung an ihre Pflichten gegen die Beherrschten erinnert werden müßten. Carlyle und Ruskin (in „Unto this Last", „Time and Tide" und sonst) befürworteten meist nur Zwangsmaßregeln für die

Masse; ihre Führer und Leiter hielten sie durch derbe Kapuzinaden, also durch ideologische Mittel, für verbesserungfähig. Indem Mill den umgekehrten Weg einschlug, wurde er ein Radikaler und als praktischer Politiker blieb er es sein Leben lang; so ist seine Haltung in der irischen Frage, so vor Allem seine Beurtheilung der französischen Revolutionen aufzufassen. Aber nie hat er, übrigens so wenig wie sein Meister Bentham, dem Unbegriff der Volkssouveränetät gehuldigt und nachweislich war er schon 1835, also gleich nach Abschluß des heißen Kampfes um die Reformbill (32), durch das Buch Tocquevilles zum Bewußtsein der Gefahren und Schattenseiten der Demokratie gelangt. Und später, als er das Wachsthum des Sozialismus auf dem Kontinent, besonders in Frankreich, wahrnahm und vor seinen eigenen Augen die Organisation der Arbeit in den Gewerkvereinen sich vollziehen sah, gehörte er zu den ersten Politikern in Europa, die einsahen, daß die reine durch die organisirte Demokratie abzulösen sei.

Für die Organisirung der Demokratie sind viele Mittel denkbar, Mill begann mit dem einfachsten: dem durch Hare angeregten Versuch, ein Wahlverfahren zu ersinnen, wodurch die Minderheiten geschützt würden und so zunächst die Gesammtheit des Volkes zu einer Vertretung gelangen könnte. Auch verlangte er eine Mehrstimme (plural vote) nicht für den Besitz, sondern für überlegene Bildung; aus sittlichem Bedenken war er, abweichend von seinem Freunde Grote, gegen die geheime Abstimmung (ballot). In seiner Staatslehre war die Bestimmung sehr wichtig, daß ein Gesetzgebungausschuß (Legislative Commission), bestehend aus einer Auslese mit Rechtswesen und Politik durchaus vertrauter Männer, einen dauernden Bestandtheil der Regirung eines freien Landes bilden solle, um vom Parlament beschlossene Gesetze zu entwerfen und, auf dessen Beschluß, zu verändern; dem Parlament verbliebe demnach nur die Beschlußfassung ein Gesetz zu machen oder die Abänderung in diesem oder jenem Punkt zu beantragen. In den Bemerkungen der „Repräsentativ-Regirung" über das Verhältniß zwischen Ordnung und Fortschritt zeigt sich Mill von Comte abhängig; weder will er mit den Konservativen das ewige soziale Ideal der Ordnung durch verbrauchte Mittel verwirklichen, noch gestaltet er seinen Begriff des Fortschritts doktrinär-liberal; mit Comte zu reden: metaphysisch-kritisch. An dem liberalen Prinzip der Rechtsgleichheit hielt Mill natürlich fest, auch hat er den Begriff der Freiheit im überlieferten Sinn eines Spielraums für die Entwickelung der Individualität aufgefaßt, beschränkt durch die Freiheiten und Rechte aller Anderen; aber abweichend von Comte, der sich am mittelalterlichen Kirchenkatholizismus begeisterte, kam er im Lauf der Jahre zu der Ueberzeugung, daß die Organisation der Gesellschaft und die Herstellung eines richtigen Gleichgewichtes zwischen Ordnung und Fortschritt niemals durch eine geistige oder geistliche Hierarchie zu erlangen sei, sondern

durch eine allmähliche und nicht unbedeutende Erweiterung der Machtbefugnisse des Staates gegenüber den Individuen auf wirthschaftlichen und technisch-erzieherischem Gebiet. Kunst, Sitte und Religion sollten dagegen für immer der staatlichen Einflußspäre entzogen bleiben. Die Anhänglichkeit an die Ideale des achtzehnten Jahrhunderts brauchte Mill nicht eigentlich aufzugeben; sie enthielten trotz falscher historischer Begründung (Sozialkontrakt!) doch die richtige Würdigung für die Bedürfnisse einer wirthschaftlich und intellektuell vollkommen umgestalteten Gesellschaft. Daß diese Ideale, die der Gesammtheit galten und trotz aller mißverständlichen Formulirungen — Verbot des Koalitionrechtes während der Revolutionzeit, Kampf gegen die Gewerkvereine, die sogar Mill noch 1836 bedenklich findet, bis in die sechziger Jahre — in den Händen der liberalen Handels- und Industriewelt als Fahne für Klasseninteressen mißbraucht wurden, blieb Mill freilich Jahre lang fast verborgen, selbst dann noch, als er, der im Prinzip für Handels-, Verkehrs- und Gewerbefreiheit eintrat, sich einem gemäßigten Sozialismus näherte, dem Staat Enteignungrechte zuerkannte, auf die Reform des Erbrechtes und die Einführung einer fortschreitenden Einkommensteuer drang und die staatliche Regelung des Verhältnisses zwischen Großgrundbesitzern und Pächtern, zunächst für Irland, empfahl.

Im Zusammenhange werden diese Gedanken im Pamphlet über die parlamentarische Reform (59) und in der Repräsentativ-Regirung (61) vorgetragen, also erst nach dem hier behandelten Jahrzehnt. Aber nur in Folge der während dieser Zeit eingetretenen Veränderung seines Ideenkreises. Dieser wird vollkommen beherrscht erstens von dem Gedanken, daß die Gesellschaft dem Einzelmenschen überlegen sei und ihm voranstehe (besonders stark im „Coleridge"), dann von dem Bewußtsein, daß die Menschen ungleich veranlagt und daher für die Zwecke der Gesellschaft verschieden zu verwerthen seien: mit diesen Abweichungen kehrt Mill aber, wie gesagt, weniger dem Geist als den ausgesprochenen Prinzipien des achtzehnten Jahrhunderts den Rücken. Suchten sich Humanität und soziale Gerechtigkeit im achtzehnten Jahrhundert politisch zu verkörpern, so streben sie von der Mitte dieses Jahrhunderts ab, sich wirthschaftlich durchzusetzen. Durch Mill erhält die wissenschaftliche Volkswirthschaftlehre Englands zuerst diesen sozialethischen Anstrich. Das Prinzip der liberalen Demokratie ist damit endgiltig aufgegeben, de Tocquevilles Einfluß überwunden, Comtes Versuch, die Gesellschaft mit unorganischen Mitteln zu organisiren, in seiner Ohnmacht bloßgestellt und der einzige Weg vorgeahnt, den die geschichtliche Entwickelung einschlagen konnte. Mills politischer Instinkt hatte sich glänzend bewährt.

Dr. Samuel Saenger.

❦

Robert Guiskard.*)

Nach schwerer Krankheit kehrte Kleist im Herbst des Jahres 1802, von seiner treuen Schwester Ulrike geleitet, aus der Schweiz nach Deutschland zurück. Nach Deutschland reiste er, aber nach Hause reiste er nicht. Er schämte sich, den Seinen wieder unter die Augen zu treten, als ein halb gescheiterter Mann. Erst wollte er sein Werk vollendet haben, die Dichtung, mit der er einem Goethe den Kranz von der Stirn reißen zu wollen sich vermaß, seinen sehnsüchtig umbuhlten „Robert Guiskard".

Erfüllt von diesem Werk, war Kleist dennoch ruhelos. Unstet irrte er umher. War in Jena bei Schiller, in Weimar bei Goethe, ohne Fuß fassen zu können. Dann, seit dem Jannar 1803, beim alten Wieland auf dessen bei Weimar gelegenem Landgut Osmanstädt, als ein schweigsamer, sonderbarer Gast. Er soll damals für eine Tochter Wielands sich interessirt haben. Dennoch ging er nicht aus sich heraus. Wieland schildert ihn uns, wie er damals war. Er litt an großer Zerstreutheit, hörte schlecht zu, griff dann plötzlich ein zufälliges Wort leidenschaftlich auf und entwickelte, als sei ein Glockenspiel aufgezogen, ganze Reihen eigener Ideen, ohne von seiner Umgebung noch weiter Notiz zu nehmen. Bei Tisch aber saß er manchmal wie abwesend da und murmelte Etwas zwischen den Zähnen, das sich ziemlich unheimlich ausnahm. Endlich gestand er, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama zu schaffen habe. Und so mußte er denn schließlich von seinem Dichten erzählen. Es war der „Guiskard", der ihn so bewegte. Unaufhörlich ging er ihm im Kopf herum. Aber fast nichts schrieb er auf; wenn er es that, so verbrannte ers wieder, weil nichts ihm genügen konnte. „Endlich", erzählt Wieland, „erschien an einem Nachmittag die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Szenen und mehrere Morceaux aus anderen aus dem Gedächtniß vorzudeklamiren." Und Wieland war begeistert, erstaunt. Ihm verging die Sprache und Kleist stürzte zu seinen Füßen nieder und bedeckte ihm die Hände mit heißen Küssen. Von da ab wußte der alte Veteran nichts Besseres zu thun, als seinen genialen Schützling liebend und anfeuernd zur Ausarbeitung dieses Werkes anzufeuern. Kleist versprach auch alles Gute, aber leider blieb es dabei. Gegen Mitte März ist er aus Osmanstädt jählings entwichen.

Eine noch größere Unstetheit beginnt. Kleist ist erst in Leipzig, dann in Dresden, seine Stimmung oftmals eine verzweifelte, von Galle und Selbstmordgedanken erfüllt. Aber innerlich war er voll lebendigster Produktivität.

---

*) Ein Fragment aus einer nächstens erscheinenden neuen Kleist-Biographie (Band VII der vom Dr. Rudolph Lothar herausgegebenen illustrirten Monographien-Sammlung „Dichter und Darsteller").

Doch glaubte er, es in Deutschland nicht länger aushalten zu können, und Mitte Juli ging er mit seinem Freunde Pfuel auf Reisen. Es ging durch die Schweiz bis Mailand hinunter, dann über Genf nach Paris. „Guiskard" und eine immer weiter schreitende Gemüthsverfinsterung waren Kleists unablässige getreue Begleiter. Schon von Genf aus hat er der Schwester jenen berühmt gewordenen Brief geschrieben, der mit den Worten beginnt: „Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: Mein Gedicht ist fertig . . ." Aber er hat sich überzeugt, daß das Werk, an das er alle seine Kräfte gesetzt hat, für ihn zu schwer ist. Er will Einem weichen, der noch nicht da ist, und sich vor dessen Geiste beugen. In Paris hat er dann endlich in einem Anfall von halbem Wahnsinn das ganze Manuskript seiner Dichtung zerstört. Und heimlich machte er sich auf, um in Boulogne sur Mer unter Napoleon Kriegsdienste zu nehmen und „den schönen Tod der Schlachten zu sterben". Doch der vom preußischen Gesandten ausgestellte Paß wies ihn nach der Heimath zurück. Knirschend zog er fort, fast von allen Mitteln entblößt. In Mainz überfiel ihn eine tötliche Krankheit und warf den Gemüthsleidenden völlig nieder. Für ein halbes Jahr entschwindet er jetzt den Blicken der Lebenden.

Das Werk all dieser Qualen würde uns bis auf die letzte Spur verloren gegangen sein, wenn sich nicht, gewiß durch einen Zufall wunderbar behütet, später noch ein Bruchstück des Gedichtes vorgefunden hätte, das dann Kleist selbst veröffentlicht hat (1808, im vierten und fünften Stück des „Phöbus"). Es war der Anfang des Gedichtes; und man wird annehmen dürfen, daß er im Besitz Pfuels oder der Schwestern von Schlieben war. Sie werden damit hervorgetreten sein, als Kleist so weit genesen und durch neue Arbeiten hoffnungvoll gestimmt war, um dem früheren, mit Heftigkeit verworfenen Werk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daß aber Kleist später die Arbeiten am „Guiskard" wieder aufgenommen habe, ist völlig unwahrscheinlich. Er wird froh gewesen sein, vor diesem bösen Schattengeist jetzt Ruhe zu haben, und als eine Art Sühnopfer für die Vernichtung den wunderbar geretteten Torso pietätvoll-wehmüthig aufgerichtet haben.

Die Beschäftigung mit dem Guiskard-Stoff dürfte weit zurückreichen. Von Januar bis März 1797 erschien in Schillers „Horen" eine vom Major von Funk verfaßte historische Abhandlung, „Robert Guiskard, Herzog von Apulien und Kalabrien". Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß Kleist bereits um jene Zeit den recht farbig geschriebenen Aufsatz gelesen habe und daß seine Seele sich sogleich von der großen Gestalt des Normannenfürsten eigenartig ergriffen fühlte. Mehr als wogende Phantasiebilder werden aber

damals noch nicht in ihm aufgestiegen sein. Als dann 1799 der „Wallenstein“ erschien und auf Kleist mächtig wirkte, wird die Gestalt des abenteuerlichen Normannenhelden vor seinem geistigen Blick wieder aufgestiegen sein, als eine Art von idealem Rivalen des gewaltigen Friedländers. Und von da ab wird die Gestalt dem gährenden Dichterherzen keine Ruhe mehr gelassen haben. Aber gewiß hat er sich stets gescheut, die Feder anzusetzen, bis dann endlich in Paris, im Herbst 1801, der Drang in ihm überschwoll und er nun damit begann, sein „Ideal“ sich „auszuarbeiten“. Jedenfalls kann mit diesen Worten nur der „Guiskard“ gemeint sein: denn alle anderen Stoffe hatten für Kleist nicht die Bedeutung eines „Ideals“. Zwischen Paris 1801 und Paris 1803 wäre demnach die Arbeit am „Robert Guiskard“ eingespannt gewesen, bis zu ihrer letzten Vernichtung. Vermuthlich umfaßt die Arbeit drei Etappen, die jedesmal mit einer Verwerfung enden. Die erste wäre der Beginn der Niederschrift in Paris. Die zweite umfaßt die Wiederaufnahme in der Schweiz und die dritte, hartnäckigste und an Schmerzen reichste, begleitet den Dichter auf den vielen Stationen seiner Irrbahn, nach Weimar, Osmanstädt, Leipzig, Dresden, abermals in die Schweiz und nach Paris zurück, wo zwei Jahre früher der Ausgangspunkt war. Daß Kleist an seinem Drama eben so unablässig vernichtete, wie er unausgesetzt daran arbeitete, hat er Wieland gegenüber offen eingestanden. Ihm schwebe „ein so hohes Ideal“ vor, daß er sich „nichts zu Dank machen“ könne. Dabei hat es ihm an Aufmunterung durchaus nicht gefehlt. Noch bevor er sich Wieland entdeckte, hat er von Weimar aus an Ulriken gemeldet, daß der Anfang seines Gedichtes die Bewunderung aller Menschen erwecke, denen er es mittheile. „O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will.“ Wie Wielands Aufnahme war, hörten wir schon. Er hat auch später nichts unterlassen, Kleist zur Fortarbeit aufzureizen. „Nichts“, schrieb er an ihn, „ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte.“ Die herzlichen Worte des wackeren Altmeisters haben Kleist außerordentlich erquickt. Wiederholt ließ er, wenn er mit der Verzweiflung rang, den Brief Wielands sich nachschicken. Aber konnte der Glaube eines Anderen den mehr und mehr schwindenden eigenen Glauben ihm ersetzen? Was Wieland mit Entzücken erfüllte, vermochte ihm selbst noch lange nicht zu genügen. Alles oder nichts! Und herunter mit dem Dichterkranz von Goethes olympischer Stirn!

Auch wir stehen Kleists Werk ungefähr so gegenüber, wie Wieland es that. Auch wir staunen zu dem uns erhaltenen Guiskard-Fragment empor als zum verheißungvollsten Torso unserer gesammten Literatur und als zu

einem der mächtigsten Dichterstücke in der Poesie aller Völker. Noch einmal sei Wieland citirt. In folgende Worte, die ewig denkwürdig bleiben werden, hat er den vom „Guiskard" empfangenen Eindruck später zusammengefaßt: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragoedie zu schaffen, sie würde Das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze Demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist." Mit welch innigem Stolz mag es Wieland erfüllt haben, daß er den beiden hoheitvollen Dioskuren, die auf ihn herabsahen, einen Größeren, wie er glaubte, gegenüberstellen konnte! Und wie natürlich erscheint, in diesem Lichte betrachtet, Goethes Abwehr gegen Kleist!

Bevor wir nun selbst das Guiskard-Fragment betrachten und Wielands Lob auf seine Berechtigung hin untersuchen, müssen wir der Entstehung des Gedichtes durch eine Betrachtung der ihm zu Grunde liegenden Quellen noch näher zu kommen suchen. Außer dem langen Essay Funks hat Kleist (wie Minor wahrscheinlich zu machen suchte) wohl auch noch die Memoiren der byzantinischen Kaisertochter Anna Komnena benützt, die von Schiller in dessen „Allgemeiner Sammlung historischer Memoires" (1790) herausgegeben wurden. Da Funk in der Hauptsache durchaus auf Anna Komnena beruht, so macht Das übrigens nicht viel Unterschied aus.

Kleists Tragoedie beginnt ungefähr da, wo die Quellenwerke enden. Charakteristisch nennt ja auch Wieland das Drama den „Tod Guiskards des Normannen." Trotzdem ist der Einfluß der Quellen nicht so ganz gering anzuschlagen und jedenfalls können sie über das leider Fehlende der Dichtung einige Vermuthungen entstehen lassen. Wenn auch der Tod die eigentliche Darstellung ausmacht, so sollte doch unzweifelhaft das vergangene Leben des Helden, wie die Antike es that und wir es heute bei Ibsen wieder sehen, in seinen lebendigen Nachwirkungen stark in die Entwickelung eingreifen und so die unlösbare Verquicktheit alles Geschehenden darthun. Wir lernen bei Funk Robert den Normannen, der wegen seiner Verschlagenheit den Beinamen „Guiskard" — Das heißt: Schlaukopf — erhielt, als sechsten Sohn des alten Tancred von Hauteville kennen, dessen zwölf Söhne in fernen Landen sich Kriegsruhm erworben haben. Zweiundzwanzigjährig bricht Robert im Jahre 1047 aus der Normandie auf, überschreitet, von wenigen Rittern begleitet, die Alpen und strebt Süditalien zu, wo in Kalabrien durch Wilhelm von der Normandie ein eigener Normannenstaat begründet war. Dort führt Robert zunächst eine Art Räuber- und Abenteurerleben, einzig darauf bedacht, sich Besitzthümer und Machtmittel zu erwerben, um so früh wie möglich eine

selbständige Rolle auf dem Welttheater zu spielen. In Allem, was er thut, zeigt er sich als Kerl von Rasse und es verschlägt nichts, wenn er, wie Funk sagt, „weniger edel als groß“ war. Denn „nach der Wahl seiner Mittel darf er nicht gerichtet werden. Keins, das ihm zur Erreichung seiner Absichten nützlich ist, scheint dem Ehrgeizigen unerlaubt, aber an dem festen Schritt, womit er trotz den sich unaufhörlich häufenden Schwierigkeiten gerade auf sein Ziel losgeht, an seinem Muth in Gefahren, seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit im Unglück und an den Hilfsquellen, die er stets in sich selbst findet, erkennt man das überlegene Genie“.

Das war eine Gestalt, die einen Dichter fesseln mußte, und Kleist ist denn auch allen Hauptzügen dieser Gestalt in seiner Dichtung vollkommen treu geblieben. Auch das Aeußere Guiskards hat er sich gewiß ähnlich gedacht, wie Anna Komnena es beschreibt: „Er hatte eine ansehnliche Größe, trug ein herabhängendes Haar und einen langen Bart, weil er fest an der Sitte seiner Völker hing. Bis an sein Ende sah man auf seinem Gesicht Mannkraft, die in ihm, schon dem äußeren Ansehen nach, einen Regenten anzukünden schien.“ Diese „Mannkraft“ ist durchaus die innere und äußere Signatur auch des kleistischen Robert Guiskard. Was dann weiter erzählt wird, dient dazu, die Figur noch lebendiger auszumalen. Unten in Süditalien prügelt sich der junge Guiskard so lange herum, bis es ihm durch List, Kühnheit und Fähigkeit gelingt, festen Fuß zu fassen und sich sein eigenes Herzogthum zu gründen. Auch wider den Papst hat er gekämpft, den er dann zwang, ihn zu belehnen und dadurch seinen „Erwerbungen“ den Charakter der Legitimität zu geben. Recht böse war lange sein Verhältniß zu seinem Bruder Humphred (bei Kleist: Otto), bis er sich öffentlich mit ihm versöhnte und nach dessen Tode für den unmündigen Abälard die Vormundschaft führt. Das that er freilich in einem solchen Sinne, daß Abälard dadurch rechtlos wurde, wobei Guiskard sich darauf stützen konnte, daß die Erbfolge von Bruder zu Bruder bei den Normannen Brauch war. Jedenfalls hat er mit Abälard später viel zu schaffen gehabt. Dieser wird sein gefährlichster Gegner, weil er durch Roberts „Ränke“ „dem Volk theuer“ gemacht wird. Auch verschwindet Abälard frühzeitig aus der Geschichte, während sich Kleist den hier liegenden dramatischen Konflikt nicht entgehen läßt und den unzufriedenen, um sein Erbtheil gekränkten Neffen in Guiskards letzte Zeit mit hinübernimmt. So hat sich im historischen Robert Guiskard allmählich der verwegene Abenteurer in den planvollen Eroberer und verschlagenen Staatsmann verwandelt. Seine Gegner waren die von ihm zurückgedrängten normannischen Edlen und byzantinischen Machthaber, während das bisher durch den härtesten Druck herabgedrängte Volk unter seinem Szepter des Daseins froh wird und ihm mit Liebe anhängt. Allmählich bemächtigte

er sich Apuliens und Siziliens; und nachdem er sich eine Flotte verschafft hat, mit der er selbst den Venetianern siegreich entgegentreten kann, richtet er seine Augen begehrlich auf Byzanz. Schon früh hat er eine seiner Töchter, Helena, die auch bei Kleist vorkommt, mit dem Sohn und Thronfolger des byzantinischen Kaisers Michael, dem „im Purpur geborenen“ Prinzen Konstantin Dukas, vermählt. Als dann, um Erbstreitigkeiten beizulegen, der Zug gegen Konstantinopel unternommen wird, folgt ein Theil der Normannen widerstrebend, weil Viele in Süditalien bereits stark begütert sind und das Ihrige genießen wollen: ein Motiv, das gleich anfangs bei Kleist, als Heimathsehnsucht verhüllt, angeschlagen wird. Die Jünglinge jedoch, von Ruhmsehnsucht und Abenteuerlust angestachelt, folgen Guiskard mit Begeisterung. Und bei Guiskard selbst „verschlang die Freude, endlich den letzten Schritt zur Erfüllung aller seiner Wünsche zu thun, jedes andere Gefühl“. Da bricht bei der Belagerung von Durazzo eine Hungersnoth und eine Seuche aus, die 500 Ritter und 10000 Gemeine hinwegrafft. Doch Robert Guiskard bleibt unerschütterlich und bewährt seine „kalte Größe“. Er weiß die Seinen aufzurichten, geht furchtlos tröstend in den Lazarethen umher und hält schließlich eine zündende Rede, die dahin ausklingt: „Wir müssen siegen oder sterben.“ Auch hier hat Kleist für die spätere Situation von Konstantinopel vielerlei Farben entnommen. Ein Hügel, der mit Verschanzungen umgeben und zum Hauptquartier gemacht wird, kehrt bei Kleist, als „Guiskardshügel“, wieder. Als dann Guiskards Sohn Bohemund vom Fieber ergriffen wird, verhehlt der Vater seine Betrübniß, „um dem Volk eine stets heitere Stirn zu zeigen“. Das ist bei Kleist gewaltig verstärkt, da nicht der Sohn, sondern Guiskard selbst der von der Krankheit Ergriffene ist. Bemerkenswerth erscheint auch eine dem Guiskard gegebene Prophezeiung, daß er in Jerusalem sterben werde. Trotzdem stirbt er vor Konstantinopel, von einer dort ausgebrochenen Seuche erfaßt, sechzigjährig in den Armen seiner herbeigeeilten Gattin. „Das Heer, von panischem Schrecken ergriffen, verließ seine Eroberungen und stürzte sich auf die Schiffe. Mit einer solchen Eile drängten sie sich zur Rückkehr, daß Viele mit ihren Pferden ins Meer sprangen und in der Begierde, sich zu retten, ertranken.“ Ein unvergleichliches Schlußtableau: diese Panik der Verlassenen, nach dem Tode ihres Anführers!

Aus einigen Anmerkungen geht hervor, daß Kleist diesen historischen Stoff sehr wohl überschaut hat und Mancherlei daraus zu verwenden gedachte. Ihm als Dichter aber kam es vor Allem auf den dramatischen Stil, auf die höchste Konzentration an. Darum wollte er, durch den „Wallenstein“ auf das Vorbild der Antike zurückgeführt, gleichsam blos einen gewaltigen Schlußakt dichten, in dem doch das Ganze enthalten sein sollte. Betrachten wir zunächst das Vorhandene. Mit einer Art Chor beginnt Kleist. Das „Volk“

spricht, „in unruhiger Bewegung“. Es hält sich im unteren Theil der Bühne, der der antiken „Orchestra“ entspricht, auf, während der Schauplatz der Handelnden, die „Skene“, der Hügel ist, auf dem das Guiskardzelt steht. Doch füllt dieser Hügel nicht, wie es der Antike entsprechen würde, den Prospekt. Er steht an der Seite. Im Hintergrund aber sieht man das Meer und die Flotte. Das ist ein durchaus modernes malerisches Bühnenarrangement, das zeigt, wie sehr sich Kleist seiner Freiheit der Antike gegenüber bewußt war. Das Sinnlich-Malerische wird noch durch einige Nebenzüge verstärkt. Vor dem Hügel stehen Cypressen. Auf dem Lagervorplatz aber brennen die Feuer, „die von Zeit zu Zeit mit Weihrauch und anderen stark duftenden Kräutern genährt werden“. Es herrscht frühes Morgenzwielicht, die Sonne steigt erst später empor. Dort bewegt sich nun also das Volk; und der Chor, den es zu sprechen hat, ist nicht, wie Schiller später in der „Braut von Messina“ that, strophisch und liedhaft gebaut, sondern ein freier Jambenfluß. Auf der Bühne gesprochen, müßte er verschiedenen Rednern, Männern und Weibern, zugetheilt werden, die ihn wie die Rede einer einzigen Person vorzutragen hätten. Dabei müßte viel Sorgfalt auf das musikalische An- und Abschwellen der Stimmen verwendet werden. Denn dieser Chor, in all seiner charakteristischen Schärfe, ist ganz aus dem Geist der Musik herausgeschaffen und von einem wahrhaft majestätischen, stolz hinrauschenden Rhythmus. Die dramatische Aufgabe dieses Volkschores ist, die allgemeine Situation zu entwickeln: wie die Pest Tausende hinschlingt und wie eine drohende Stimmung sich vorbereitet, die selbst einem Guiskard gefährlich werden könnte. Dann legt sich die Brandung; einige Solostimmen lösen sich aus dem Chor. Krieger sprechen; ein Greis beschwichtigt. Auf der Hügelszene erscheint Helena, Guiskards Tochter, die verwittwete und vertriebene Kaiserin von Griechenland, jetzt mit Guiskards Neffen, Abälard, verlobt. Sie will das Werk des Greises vollenden, beruhigend zu wirken. Aber ihr ungewöhnliches Erscheinen, ihre scheu verborgene Unsicherheit tragen einen Keim neuer Beunruhigung herbei. Und der wächst sich, nach ihrem Abgang, weiter aus, doch nicht im Volke, das ziemlich beschwichtigt ist, sondern in den Führern des Volkes, die es zu beschwichtigen versucht haben.

Ein Krieger, der nachts am Feldherrnzelt Wache stand, ist hinzugetreten und weckt einen fürchterlichen Argwohn: Guiskard selbst ist krank, hat wohl gar die Pest! Das fliegt eben auf, da wird es zunächst schon wieder unterdrückt, wird durch zwei neue Hauptstimmen übertönt, die sich wider einander bewegen. Robert, des alten Guiskard Sohn, und Abälard sind aus dem Zelt getreten. Heftig fährt Robert das Volk an und schilt den Greis, des Volkes Wortführer. Wohlredend und zweideutig fällt ihm Abälard ins Wort, um das Volk zu gewinnen. Und das Volk hört auf den schmeichelnden

Freund und zeigt dem scheltenden Führer seine Abneigung. Da wagt Abälard, der sich sicher fühlt, eine böse Rede. Das Argwohnmotiv wieder aufnehmend, spricht er von Guiskards Krankheit, und nachdem Robert sich zornig entfernt hat, schürt er den Argwohn mit durchsichtigen Verrätherworten bis zur anstvollen Gewißheit. Aber als er nun das Instrument des Volksherzens bereits in der Hand zu haben und darauf spielen zu können glaubt, entgleitet es ihm wieder, weil er zu starke Töne daraus hervorlocken will. Sobald es sich um die Liebe zu Guiskard handelt, zeigen die Volksführer sich standhaft. Und als nun das Unerwartete geschieht und der Sohn die bevorstehende Ankunft des für krank ausgegebenen Vaters ankündet, schwillt diese Liebe in raschen Temposätzen bis zu einem Furioso der Begeisterung an, das den aus seinem Feldherrnzelt hervortretenden Guiskard mit elementarischen Tönen umbraust. Damit ist endlich die führende Hauptstimme hervorgetreten und sogleich verkriecht sich die andere, die sich eben erst die Führung angemaßt hatte: Abälard, auf Guiskards barsch-kurzen Befehl, windet sich aus der Volksmenge hervor und „tritt hinter ihn", wo er im Gefolge des Großen lautlos verharrt. Eine stolze Gewißheit scheint sich auszubreiten, der Argwohn flattert nur noch wie ein scheuer Nachtvogel. Aber er flattert fortwährend. Ganz leise Stimmen vibriren. Gelegentlich schwellen sie an, um sich gleich wieder zu senken. Guiskard, der sich gesund Stellende, beherrscht voll den Vordergrund. Und nun endlich darf der Greis reden, darf vorbringen, was die Volksstimme heischt.

Diese Darstellung wird verrathen haben, nach welchen musikalischen Gesetzen unser Guiskard-Fragment gebaut ist. Das Volk und seine Wortführer kann man als Orchester mit vereinzelten, individualisirten Instrumenten bezeichnen, dem sich in Helena, Robert, Abälard, Guiskard und, ganz schwach erst angeschlagen, in dessen Gattin Cäcilia die menschlichen Stimmen gegenüberstellen. Die Instrumentalbehandlung des Orchesters und die Verwendung der menschlichen Stimmen zeigen eine eben so kunstvolle wie vom feinsten dynamischen Empfinden geleitete Gliederung. Und diese Gliederung richtet sich je nach dem Hervortreten der führenden Motive, die man als Heimwehmotiv, Grollmotiv, Argwohnmotiv, Beschwichtigungmotiv, Gewißheit- und Jubelmotiv füglich kennzeichnen kann. Die Behandlung ist eine solche nach symphonisch-oratorischen Grundsätzen, mit feiner Benutzung der kontrapunktischen Gesetze. Als Ziel tritt die Schöpfung eines auf musikalischen Grundempfindungen basirten Dramas hervor, so daß man in Kleist wohl eben so einen Vorläufer des modernen musikalischen Dramas erblicken darf, wie Schiller in vielen Punkten der Vorbereiter der großen Oper war. Damit ist die Antithese zwischen Schiller und Kleist klar ausgedrückt. Auch bei Schiller herrscht ja ein musikalisches Element. Aber es fluthet gleichsam

selbstherrlich über die Stimmen hinweg. Bei Kleist jedoch ist es mit der Stimmführung innig verwachsen und gestattet die sorgsamste und individuellste Ausführung jeder einzelnen Stimme (und Orchesterfigur) in jedem einzelnen Moment. Zugleich stehen die Stimmen wider einander in einem wohlschattirten Gegensatz und ihr kontrastirender Wechsel zielt durchaus auf eine große Harmonie hin, die die gesonderten Theile zu verbinden hat. Eine Verbindung Shakespeares, des großen Charakteristikers und Individualisten, mit der Antike, der strengen Hüterin des architektonischen Stiles, wird nur durch den Anschluß der Dichtkunst an die Arbeitweise der Musik zu ermöglichen sein, wozu uns, nach Kleist, Richard Wagner und Nietzsche die Wege gewiesen haben.

Das Stilproblem scheint nun für Kleist und seine Zeit in dem uns erhaltenen Fragment vollkommen gelöst und die Lösung des von Wieland gespendeten Lobes würdig zu sein. Ob der Dichter die Fähigkeit besessen hätte, den gefundenen Stil durch die ganze Dichtung festzuhalten, vermögen wir nicht zu entscheiden, dürfen es aber bezweifeln, da Kleists eigenes Verhalten, seine Niedergeschlagenheit und Verzweiflung dagegen sprechen. Jedenfalls: er hat das Höchste erstrebt und zum Theil auch geleistet und dafür gebührt ihm die Palme. Uns aber steht es zu, das so kostbare Bruchstück wie einen Edelstein auch zu prüfen. Es gehen genug Strahlen davon aus, um unsere Forschung, so sehr sie sich bescheiden muß, doch nicht völlig im Dunkeln zu lassen.

Leiten können uns dabei drei Erwägungen: unsere Kenntniß der Quellen, die Betrachtung der im Fragment angelegten Charakterkonflikte und die Berücksichtigung gewisser Vorausdeutungen, die hie und da im Bruchstück zu finden sind. Da die Quellen nur an einzelnen Stellen in Betracht kommen können und die Vorausdeutungen ziemlich sparsam und ungewiß sind, so bieten nur die Charakterkonflikte unseren Vermuthungen eine sichere Grundlage. Da treten uns denn drei Gruppen gegenüber: Guiskard und die Seinen, Abälard mit seinen Sonderbestrebungen und das normannische Volk. Was Guiskard will, ist klar. Er will mit allen Mitteln sein Ziel erreichen, Konstantinopel zu erobern. Seine darauf gerichtete Leidenschaft ist bei Kleist nicht kleiner, als sie uns in den Quellen erscheint, und aus den Quellen geht auch hervor, daß Guiskard sein mit Leidenschaft verfolgtes Ziel nicht erreicht, da er der Pest erliegen wird. Der Kampf des gesunden heroischen Geistes mit dem von der zerfressenden Krankheit befallenen Körper wird unzweifelhaft der innerliche Hauptkonflikt des Helden Guiskard gewesen sein und gewiß haben Szenen dieser Art schon fertig vorgelegen und Wieland so bestochen, daß er in ihnen den Schwerpunkt des Ganzen erkannte und so vom „Tod Guiskards des Normannen“ sprach. Die Schilderung, die der „Greis“ in einigen seiner letzten Verse vom Verlauf der Krankheit macht,

deutet uns den Verlauf an: wie sich der Getroffene mit unsäglicher Anstrengung emporsträubt; wie er dann kraftlos niedersinkt, als in sein Grab; wie er schließlich von Verwirrung der Sinne befallen wird, gegen Gott und Menschen die Zähne fletscht, der Gattin, den Kindern, allen Freunden sinnlos entgegenwüthet. Jener leichte Schwindel, der Guiskard vor dem Zelt befällt und der nun durch die von der Tochter untergeschobene Heerpauke schonend verheimlicht wird, ist gleichsam das erste Wetterleuchten. Die ungeheure Selbstbezwingung aber, mit der der kranke Held sich hält, die Schwachheit der Gattin dadurch beschämend, zeigt uns an, wie erbittert der Kampf des Geistes mit der fortschreitenden Auflösung sein, wie Guiskard in lichten Momenten immer wieder versuchen wird, die Krankheit abzuleugnen, wie er auch gewiß nicht davor zurückschrecken wird, einen Hauptsturm anzuordnen, der dann auf der Höhe des Sieges den Tod des Helden herbeiführt.

Aber neben dem inneren Konflikt steht der äußere. Da ist Abälard, der ehrgeizige, um sein Erbtheil betrogene Neffe. Er ist ein kluger, gewandter, schmucker Mann, der, wie er das Ohr des Volkes zu gewinnen versteht, auch bei seinem Oheim sich einzuschmeicheln gewußt hat. Dabei brütet seine Seele böse Pläne. Und in gewissem Sinn hat er Recht. Um ihn wegen des ausgefallenen Erbtheils zu beschwichtigen, hat man ihm Guiskards Tochter Helena, die vertriebene Kaiserin, verlobt, und wenn nun Konstantinopel erobert wird, so darf Abälard hoffen, als Gemahl der wiedereingesetzten Kaiserin und als Vormund ihrer Kinder die Gewalt und später vielleicht auch die Kaiserkrone an sich zu reißen. Da macht Guiskard ihm einen Strich durch diese Rechnung. Er hat mit einigen unzufriedenen Griechenfürsten, Nessus und Loxias, angeknüpft und Diese sind auch bereit, ihm die Stadt durch Verrat in die Hände zu spielen. Nur soll Guiskard einwilligen, die byzantinische Kaiserkrone nicht für seine Tochter Helena, sondern für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Das hat Guiskard zu Beginn des Stückes zugesagt und damit ist Abälard hinterrücks wieder geschädigt. Der beginnt nun sofort den Kampf gegen Guiskard, aber er beginnt ihn als heimtückischer, doppelzüngiger Wühler. Zwar Guiskards Sohn, dem hitzigen, hochfahrenden und polternden Robert, wagt er auch ins Gesicht gegenüberzutreten. Sobald aber Guiskard selbst angekündigt wird, geht eine „fliegende Blässe“ über Abälards Antlitz, und als der Feldherr vor ihm steht, ist er ganz kleinlaut und schließlich froh, geduckt hinter dessen breitem Rücken zu stehen. „Ich sprech' nachher ein eignes Wort mit Dir“, sagt Guiskard zu Abälard; damit ist uns zweifellos der Inhalt des zweiten Aktes angedeutet worden. Dieser Akt wird im Zelt gespielt haben. Der krank daliegende Guiskard, die einzig um sein Wohlsein besorgte Gattin, der über Abälard empörte und die Anderen aufstachelnde Sohn, die durch ihre Zwitterstellung gedrückte, liebevoll vermittelnde Tochter stehen auf der einen Seite, auf der andern Abälard, dessen Muth

und Frechheit wachsen, je mehr er die Krankheit fortschreiten sieht und je mehr er vielleicht hoffen darf, sich auf gewisse Stimmungen im Volke zu stützen. Aber immer wieder wird er von Guiskard untergekriegt werden und immer wieder wird er feig ausweichen, sobald er die alte Heldenkraft des „kranken Löwen“ zunehmen sieht. Da er aber formell manches Recht auf seiner Seite hat, so wird er nicht müde werden, es geltend zu machen, und stets muß Helena der leidende Theil sein, deren Herz zwischen Vater und Verlobten, Pietät und Rechtsgefühl schmerzvoll hin und her gerissen wird.

In Guiskard aber dürfen wir noch einen gewissen mystischen Zug vermuthen. Schon Minor hat an jene in den Quellen enthaltene Prophezeiung erinnert, daß Guiskard in Jerusalem sterben solle, und darauf hingedeutet, daß Guiskards Worte: „Es hat damit (daß er die Berührung der Kranken nicht scheue) sein eigenes Bewenden“, wohl darauf zu beziehen seien. Das ist in der That in hohem Maße wahrscheinlich. Guiskard wird sich für einen gefeiten Mann gehalten und darin einen Theil seiner moralischen Stärke gefunden haben, wie Wallenstein in seinem Sternenglauben. Die eigenthümliche mystische Kraft wird dem Charakterbilde Guiskards erst den letzten Strich gegeben haben. Vermuthlich sollte die Dichtung in ihrem weiteren Verlauf so gewagte Situationen enthalten, daß ein Tropfen Mystik darin unentbehrlich blieb. Denn es steht außer allem Zweifel, daß nicht nur der lebende, sondern auch noch der tote Robert Guiskard der Held dieses wundersam schillernden Dramas sein sollte.

... „Robert Guiskard“ wäre sicher ein durch Charakteristik, Situationen, innere Spannung in hohem Grade fesselndes Drama geworden. Und hochragend in der Mitte, auch nach dem Tode noch furchtbar, steht der gewaltige Normannenheld, eine Art Moses, der mit dem Blick ins Gelobte Land tragisch dahinsinkt, dicht vor dem Ziel. Und kaum minder eine Art Heinrich von Kleist, nicht nur durch sein Geschick, auch von Charakter. Oder sagen wir: das idealisirte Charakterbild Heinrichs von Kleist. Eine Doppelheit, die wir in Kleists ganzem Werk so häufig finden, enthüllt sich uns hier: höchste Leidenschaft und höchste Selbstbezwingung. Aber so organisch verbunden wie im Guiskard hat Kleist später diese Charakterzüge nicht mehr darzustellen vermocht. Bei Guiskard ist die Leidenschaft geradezu die Kraft, aus der die Selbstbezwingung entspringt. Deshalb, weil seine Seele mit glühendem Begehren die Eroberung von Byzanz will, eben deshalb vermag diese Seele auch über den kranken Körper zu triumphiren: gewiß der denkbar stärkste Typus des heroischen Menschen, da hier der Heroismus aus einem Affekt zu einer moralischen Kraft geworden ist. Was aber Kleist hier in Robert Guiskard dargestellt hat, danach sehen wir ihn in seinem eigenen Leben unablässig ringen. Von starken Affekten und heißestem Begehren umhergetrieben, mit höchstem

Ehrgeiz dem höchsten Ziel entgegentrachtend, sucht er doch stets mit allem Aufgebot seiner Kraft die brodelnde Masse zusammenzuhalten und Herr zu bleiben über sein Geschick. Freilich ist er dem Schicksal immer wieder unterlegen. Er ist nicht so heroisch wie sein Guiskard, aber um so tragischer. Doch auch heroisch! Wie wenige Andere hat er mit edlem Bewußtsein für seine Kunst gelitten, wie wenig Andere hat er sie heilig gehalten. Schon dieses Eine, daß er sich so schwer zur Erkenntniß seiner Künstlerschaft durchrang, daß er so tief darüber zu schweigen wußte, zeigt ihn uns von dieser Seite der hohen Selbstprüfung und Selbstzucht. Es war viel unstetes Geflacker in ihm, aber wenn es sein mußte, brannte sein Feuer in reiner, heller Flamme, steil und hoch, wie eine Priesterflamme auf geheiligtem Altar. Er, der in seinen Briefen eine Sprache spricht, die die Unruhe und Empfindungfülle Werthers noch überbietet, hat in dem zu gleicher Zeit geschriebenen Guiskard-Fragment einen Sprachton in der Gewalt, der die malende Einfachheit Homers mit der plastischen Kühnheit Shakespeares verbindet. War es „Größenwahn", wenn er in gesteigerten Momenten glaubte, mit diesem Werk die höchsten Höhen des Parnassus zu erklimmen? Gewiß nicht! Einem Dichter von hohem, reinem Streben steht auch solch ein Selbstgefühl wohl an.

Wien. Dr. Franz Servaes.



Bei Gabriele d'Annunzio.

Mit Gabriele d'Annunzio stand ich seit Jahren in regem Briefwechsel. Ich hatte die Verbindung mit seinem deutschen Verleger in die Wege geleitet und es war sogar zwischen uns zu einigen Mißhelligkeiten gekommen. Persönlich kannte ich ihn nur flüchtig, suchte ihn aber auf, um die Streitaxt zu begraben. An einem herrlichen Septembertage langte ich in dem Seebad Viareggio bei Pisa an, wo d'Annunzio den Sommer zugebracht hatte. Er aber, der sein Leben zwischen Schreibtisch und Eisenbahnwagen verbringt, war gerade ausgeflogen: nach Spezia, wo ihm die Dichterkrone als Nationalsänger des Meeres aufs Haupt gesetzt werden sollte. Er hatte ein neues Schiff auf den Namen einer seiner Heldinnen getauft und die Marineoffiziere dieses ersten Vertheidigungplatzes Italiens gegen Frankreich hatten den Dichter immer wieder genöthigt, seine Abreise von einem „diretto" zum anderen zu verschieben. Als ich eben den nächsten Zug besteigen wollte, um wie Mohammed zum Berge zu fahren, traf er ein und ich konnte ihn gleich am Bahnhof begrüßen.

Seine Erscheinung hatte sich meinem Gedächtniß vor einem Vierteljahr-

hundert eingeprägt. Damals schlenderte er im ersten Rausch des Ruhmes, gehoben durch seine ersten Erfolge auch bei dem schönen Geschlecht, durch die Straßen Roms, hinter sich einen wundervollen Bernhardiner, und lenkte durch seine apollinische Erscheinung alle Blicke auf sich. Als er jetzt mit jugendlicher Frische aus dem Wagen sprang und sich ungezwungen mit Freunden unterhielt, die gekommen waren, um ihn zu empfangen, traute ich meinen Augen nicht. Für einen Apoll ist er heute allerdings ein Bischen zu untersetzt, aber mit seiner geschmeidigen Gestalt, in dem blau und weiß gestreiften Flanellanzug, den Strohhut keck auf dem Kopf, das dünne Bambusrohr in der Hand, sah er doch ganz anders aus, als man sich ihn nach seinen Arbeiten, Erlebnissen, Bildern und Biographien vorstellen würde. Sein Schädel ist gewölbt, das Gesicht voll; die etwas hervortretenden blauen Augen haben einen forschenden Blick. Der Eindruck einer ganz ungewöhnlichen Willensstärke und rücksichtlosen Energie wird durch die weichen Linien des Mundes, der nicht nur die lebenden Vorbilder seiner Romanheldinnen, sondern jede schwärmerisch angelegte Frau entzücken muß, gemildert. Er lächelt, mit seinen prachtvollen Zähnen, gern; sein Gesicht braucht dieses Lächeln wie die Flur die Sonne. Erst wenn er offiziell wird und posirt, gleicht er den unsympathischen, dünkelhaft wirkenden Bildern, die wir aus seinen Büchern kennen. Seiner physischen Vorzüge ist er sich bewußt. Er ist stets liebenswürdig und konziliant. Selten nur verräth ein leichtes Zucken der Mundwinkel, feine Furchen, die sich gleich den Aederchen der zartesten Blätter um die hellen Augen ziehen, seine Abspannung. Er strebt den großen Vorbildern der italischen Renaissance nach; diese Männer pflegten besonders artig Die zu behandeln, deren Verderben schon beschlossen war. Doch kann ich mir wohl denken, daß, wenn seine ungewöhnliche Selbstbeherrschung einmal versagt, sich dieses jugendlich rosige Antlitz in ein Furienhaupt verwandeln kann, dessen Blitze schleudernde Blicke jedem Gegner Furcht einflößen müssen.

Zuerst überrascht sein jugendliches Aussehen. Sofort fragte ich ihn denn auch, wie er es fertig gebracht habe, Jahrzehnte lang unverändert zu bleiben. „Ja“, erwiderte er belustigt und eine kindliche Freude leuchtete über sein Gesicht, „nicht wahr, ich habe mich nicht schlecht gehalten? Oft fragt man mich, ob ich nicht der Sohn des berühmten Schriftstellers sei. Man kann mir sicher nicht Faulheit vorwerfen, doch habe ich mit einen vorzüglichen Magen, den festesten Schlaf und — man lacht, wenn ich es sage — meine ganze Unschuld und Naivetät bewahrt. Ich kann zehn Stunden hinter einander schlafen und eben so lange reiten. Nur meine Löwenmähne ist dahin.“ Dabei lüftete er den Hut und zeigte mir eine ganz ansehnliche Tonsur, die, wie bei so vielen Mönchen und Heiligen auf altitalienischen Bildern, ein Kranz kurzgeschorener dunkelblonder, mit einigen Silberfäden durchzogener Haare umgiebt. Bei seinem Wohlgefallen an schönen Gestalten, namentlich an der eigenen, ist ihm dieser frühe Verlust seines Lockenschmuckes, den einst ein befreundeter Dichter in einem lateinischen Distichon verherrlichte, ein schwer zu verwindender Schmerz. In wunderlicher Leichtgläubigkeit hat er für allerhand Haarmittel Unsummen ausgegeben, natürlich vergebens; jetzt benutzt er das bewährte Petroleum-Kopfwasser.

Mit einem kräftigen Händedruck trennte er sich von mir, nachdem wir für den Abend eine Verabredung getroffen hatten, und bestieg mit den Freunden seinen

Wagen. Später trafen wir uns auf der Terrasse der Balena wieder, um noch mit zwei anderen Freunden bei einer Limonade ein Stündchen zu verplaudern. Die Balena ist eins der Privatetablissements des herrlichen Viareggio, dicht am Meer gelegen. Bei diesem ersten Zusammensein wurde ich über seine Persönlichkeit und seine künstlerischen Absichten nicht klar. Ich ließ mich von dem Reiz seiner Stimme, seiner Art, zu sprechen, gefangen nehmen, fast möchte ich sagen: einlullen. Er hat die einschmeichelndste, klangvollste Männerstimme, die ich je gehört habe, eine Stimme, die geschaffen scheint, Frauen süße Worte zuzuflüstern. Er selbst kennt genau die Macht, die er in ihr besitzt; er spricht viel und gern. Der Zufall hätte ihm unmöglich eine bessere Gelegenheit bieten können, sich selbst plaudern zu hören, als an diesem Septemberabend. An dem reich und vornehm hergerichteten Mitteltisch feierten unter dem dunklen Sternenhimmel florentiner Aristokraten die Verlobung des Grafen Guicciardino mit einer amerikanischen Millionärin. Es war ein Genuß, den Unterschied zwischen den blutarmen Töchtern der Heldinnen eines Boccaccio und Sacchetti und der Miß aus dem Dollarlande zu beobachten. Alle waren mit ausgesuchtester Eleganz gekleidet; aber während die Florentiner kaum hier und da an einem Fondant knabberten und an einem Glase nippten, gab sich die Amerikanerin mit gesunder Natürlichkeit ungezwungen den Tafelfreuden hin, ihre leuchtenden Zähne bissen herzhaft zu und in fröhlichster Stimmung leerte sie ein Champagnerglas nach dem anderen. d'Annunzio kannte sie Alle mehr oder weniger genau und gab, ohne in eigentliche Medisance zu verfallen, ein Kapitel aus der Gesellschaft zum Besten, das seinem „Piacere" zum Gewinn geworden wäre. Ueber sein inneres Leben hört man selten von ihm ein Wort. Man hat sofort die Empfindung, mit einem Menschenkinde besonderer Art zu thun zu haben, und manche Einwände, die sich dem Hörer auf die Lippen drängen, unterdrückt er gern, schon weil der Dichter sie entweder überhören oder in der Zuversicht seiner unermeßlichen Ueberlegenheit mit einem mitleidigen Lächeln abfertigen würde, aber auch, um den Zauber seines Vortrags nicht zu unterbrechen. Was er sagt, ist immer originell, geistreich und anziehend; dabei drängt seine erstaunliche Belesenheit und der ganze gelehrte Tand, mit dem er sein Gehirn vollgestopft hat, sich nie störend in den Vordergrund. Ich sagte ihm, wie sehr es mich freue, mich nach so langer Entbehrung endlich in der Heimath an einem solchen Ohrenschmaus laben zu dürfen. Sofort setzte er mir auseinander, er sei stets bestrebt, beim Sprechen für jede Sache oder Empfindung den geeigneten Ausdruck zu finden und den Umriß jedes Wortes zu voller Geltung zu bringen. Dieser Uebung habe er auch den Erfolg seiner Vorträge — über Garibaldi, Nietzsche, Carducci, Verdi und Andere — zu danken. „Die Freunde", sagte er mit leiser Ironie, „necken mich mit dieser Gewohnheit, jedes Wort wie ein Juwel zu ciseliren. Aber mich kümmerts nicht mehr als das Pfeifen der Spatzen auf den Dächern; ich gehe ruhig meines Weges".

„Sind Sie immer in so gehobener Stimmung?" fragte ich ihn. „Ja! Ich kenne keinen Trübsinn. Ich werde viel angegriffen und geschmäht. Doch füllen Arbeit und Genuß mein Leben vollständig aus. Ich habe mir mit der Zeit die absoluteste Unempfindlichkeit gegen die Meinung Anderer angewöhnt. Die einzig wahre Lebensweisheit!"

Am nächsten Abend, bei Sonnenuntergang, während der ganze Himmel einem ungeheuren Feuerbrand glich und die Landschaft in den unwahrscheinlichsten Tönen prangte, ging ich zu Fuß nach der kleinen Villa, die d'Annunzio am Strande zwischen Viareggio und Sarzana bewohnte. Ein Dichterneſt, in der Art des englischen Hauses im weimarer Park, nur eben mit einer Aussicht auf das Mittelmeer, die Küste und die wundervolle Formation der apuanischen Alpen, die in wilder Erhabenheit die Landschaft abschließen. Die Villa ist von wild wuchernden, mir unbekannten rothen Blumen umringt, die mich an Piglheins Bild der „Blinden" erinnerten; darunter glänzen Büschel silberner Pampasgräser, deren Rispen so hoch aufgeschossen sind wie kaum die Palmen in nordischen Treibhäusern. Ich traf den Dichter, als er am Strande spaziren ging, um von seiner Besitzung Abschied zu nehmen, und überließ ihn in dieser Stimmung sich selbst. Inzwischen benutzte ich die Gelegenheit, mir die Villa in der Nähe anzusehen. So herrlich der Weg gewesen war: dieser Naturpark wirkte noch stärker.

Mehr als der Schießstand, an dem d'Annunzio sich, wie einst Eckermann und Goethe, im Bogenschießen übt, fesselte ein kleines, dicht am Meeresstrand aufgeschlagenes Zelt aus Kameelhaar meine Aufmerksamkeit. Unter diesem Zelt hat der Dichter, nur von drei Kameeltreibern begleitet, Monate lang in der lybischen Wüste ganz sich selbst gelebt. Mir war, als haftete noch ein Schimmer jenes blendenden Lichtes, jener Wüstenklarheit daran, die d'Annunzio in der Gioconda wiederzugeben vermocht hat.

Rasch war die Nacht herniedergesunken. Wir setzten uns zu einem späten Mahl. Patriarchalische Gastfreundschaft ist noch heute in den Abruzzen heimisch und der Dichter weiß das Mahl mit dem Reiz seines Wortes zu würzen. Gern hätte ich die Gelegenheit benutzt, um ihn über seine angefangene Arbeit und über seine künstlerischen Ansichten auszufragen, aber ich konnte kaum dazu kommen und merkte bald, daß er auswich. Viel habe ich also nicht erfahren, Einiges aber doch heimgebracht.

Sein nächster Roman, „Gnade", wird zur selben Zeit in Italien erscheinen wie die Uebersetzung von „Vergini delle Roccie", dessen Fortsetzung er ist, in Deutschland. In „Gnade" hat der Dichter die an Lüsternheit streifende Sinnlichkeit, die ihm die oberflächlichen Leser gewonnen hat, ängstlich vermieden. Das Werk behandelt den Wahnsinn, verfolgt ihn bis in seine geheimsten Tiefen; eine solche Studie über den Wahnsinn, meinte der Dichter, finde man in keiner anderen Literatur; „ich habe Jahre lang daran so eifrig gearbeitet, daß ich eine Prüfung als Irrenarzt bestehen könnte." Bleibt die Fortsetzung auf der selben stilistischen Höhe wie der Anfang, dann werden alle belletristischen Philister enttäuscht werden, die italienische Literatur aber wird um eine wundervolle Prosadichtung reicher sein.

Ueber den durchgehenden Gedanken seiner Romancyklen sagte er: „In allen wird die Läuterung des Einzelnen empfohlen. Die unnützen Mitglieder der Gesellschaft, wie Tullio Hermil, Andreas Spinelli, Giorgio Aurispa — die Helden im Romanencyklus der ‚Rose' —, gehen an ihren eigenen Fehlern zu Grunde. Die Starken triumphiren über Schmerzen, Enttäuschung, Tod und werden — darin besteht eben die ‚Gnade' — zu Uebermenschen, Beglückern, Weckern, wie Cantelmo, der Held im Romancyklus der Lilie." Außerdem ist d'Annunzio auf die originelle Idee verfallen, in einem Band zwölf der bekann-

testen biblischen Gleichnisse in seiner Weise weiterzuführen und auszugestalten, so daß der innere Sinn ein völlig anderer wird.

Seine eigenen Worte hatten ihn in eine angeregte Stimmung gebracht. Er gewährte mir Ausblicke auf künftige Pläne und sprach froh davon, daß er in seinem toskanischen Tuskulum über viertausend Verse gedichtet und die Romane „Donatore“ und „Trionfo della Vita“ der Vollendung näher geführt habe.

„Aber ein solches Durcheinander muß Sie verwirrt machen!“ sagte ich. „Nicht im Geringsten!“ rief er, fuhr dann aber wehmüthig fort: „Keiner weiß, was ich ausstehen mußte! Kaum neunzehn Jahr alt, wurde ich in schimpflichster Weise umgarnt. Die Ehe, die ich damals schloß, wurde mir zur Quelle unsäglichen Leidens. Was wäre aus mir ohne die Arbeit geworden!“

Der Ruf und der Ruhm eines Schriftstellers genügen dem Ehrgeizigen nicht mehr. Die höchsten Gipfel will er erklimmen und läßt durchschimmern, daß er seinem Volke ein Seher im Sinne Zarathustras werden möchte. Zu diesem Zweck schmeichelt er sich bei seinen Landsleuten ein. In der umfangreichen Sammlung seiner „Laudi del cielo, del mare, della terra, degli eroi“ (lauter Dithyramben in rhythmischer Prosa) verherrlicht er die Naturschönheiten, die Helden, die große Vergangenheit seiner Heimath, mit einem Schwung und einer Begeisterung, die im Herzen jedes Italieners den sympathischsten Widerhall wecken müssen. Daneben arbeitet er an drei Tragoedien — Francesca da Rimini, Isabella Orsini, Caterina Sforza —, die dem Volk drei der hervorragendsten Frauengestalten der italienischen Geschichte vorführen sollen. Wie es sich für einen italienischen Nationaldichter schickt, mahnt er seine Landsleute unablässig, daß das zwischen zwei Meeren sanft hingestreckte Italien nur von der Schiffahrt und von seinen üppigen Kornfluren Heil zu erwarten habe. Ueber seine italienischen Fachgenossen spricht er natürlich nur sehr behutsam. Dennoch erfuhr ich in langen Unterhaltungen Manches, das interessiren mag. Bei Fogazzaro läßt er das große Können und die Lauterkeit der Gesinnung gelten, doch rechnet er ihn wegen seiner beinahe deutschen Art des Empfindens, der vielen von diesem Dichter verwendeten Dialekte, besonders aber wegen der Sprache, die er ostgothisch nannte, kaum zu den Italienern. Der Genuese Barili verdanke einer Produktion von ungefähr fünfzig Romanen große Routine, doch rage seine Begabung kaum über den Durchschnitt empor. Missasi, der anerkannte Erzähler Kalabriens, von dem einige Novellen auch in deutschen Zeitungen erschienen sind, suche den Hauptreiz in der Sensation und De Jacomo sei leider seinem höchst anerkennenswerthen Vorhaben, den Militärroman in Italien einzuführen, nicht gewachsen. Ungewöhnlichen Farbenreichthum und große Leichtigkeit der Erfindung lobte er an Mathilde Serao; einzelne ihrer Romane, besonders „Schlaraffenland“, seien wirklich gut, doch zeige ihre Sprache, wie die Fogazzaros, Schlacken und lasse viele Wünsche unerfüllt. Sie werde in ihrer Art wohl noch weiter schreiben, doch könne sie sich nicht mehr übertreffen, da ihr die nothwendige Bildung und das Streben fehle, immer Reiferes, Größeres zu schaffen. Er selbst nannte dieses Streben sein einziges Ziel; darin sei Machiavelli, ein Genie, das noch lange nicht genug geschätzt werde, sein Vorbild. Jeden Tag liest er sich einige Seiten seiner Werke laut vor und abends durchstöbert er ein Wörterbuch; so sei „Fuoco“ etwa um tausend Worte reicher geworden

als seine früheren Werke. Er hoffe, seinen Wortschatz bei den künftigen Romanen noch vergrößern zu können.

„Die vorige Generation", fügte er wörtlich hinzu, „ist literarisch tot. Unter den Jüngeren sind Zeichen von Talent sichtbar; so lange mich aber meine Kräfte nicht im Stiche lassen — und noch merke ich nichts davon —, nehme ich es mit Jedem auf."

Noch bevor er es ausdrücklich betonte, wußte ich schon, als die Rede auf Deutschland kam, daß er des Deutschen nicht mächtig und auf Uebersetzungen angewiesen sei. Er ist der Meinung, daß es den Deutschen, besonders in der Prosa, an wirklicher Größe fehle. Herrn von Hofmannsthal fühlt er sich innig verwandt. Am Besten kennt er die deutschen Dramatiker, — natürlich, denn gerade auf dem Gebiete des Dramas hat sich jene Internationalität verwirklicht, die alle Grenzen niederreißen möchte, so daß die Theater der ganzen Welt fast überall auf die selbe Kost gesetzt sind. Von Hauptmann hat er eine viel höhere Meinung als von Sudermann — nur diese Zwei nannte er —, dessen Stücke er für keine Bereicherung der italienischen Bühne hält. Seiner Freundin Eleonora Duse möchte ers gern ersparen, sich Jahre lang mit einer so faden Rolle, wie es die Magda in der „Heimath" ist, quälen zu müssen.

Die französische Literatur nannte er ein mare putrido; und über Bourget, den er offenbar nicht liebt, sagte er: „Ein schlechter Romanschriftsteller, aber ein Herz von Gold; der Einzige, der allen literarischen cancans fern bleibt."

„Und was halten Sie von Tolstoi?" fragte ich, während wir auf dem Perron des Zuges von Viareggio nach Rom harrten, der gewöhnlich eine volle Stunde Verspätung hat.

„Seine philosophischen Theorien halte ich für grundfalsch; die Gehirncentren, die der philosophischen Betrachtung vorstehen, sind schon senil geworden. Doch sein Darstellungtalent prangt noch in voller Manneskraft."

„Carducci haben Sie ja nicht erwähnt?" warf ich dazwischen, denn bei der Verschiedenartigkeit ihrer Anschauungen und Tendenzen lag mir besonders viel daran, seine Meinung über diesen Dichter zu hören.

„In seinen Vorlesungen an der Universität zu Bologna gedachte er meiner häufig als eines Meisters der Prosa, privatim aber nannte er mich ein . . ." hier folgte ein Kraftausdruck, der Name eines eben so nützlichen wie viel geschmähten Vierfüßlers, der besonders mit dem Heiligen Antonius von Padua in herzlichem Einvernehmen gestanden haben soll. Es scheint aber, als habe Carducci in jüngster Zeit sein hartes Urtheil gemildert, denn nachdem er die Ode d'Annunzios auf den Tod Verdis in der Zeitung gelesen hatte, telegraphirte er dem Dichter: Salute e gloria italiana pura sul tuo cammino. Giosuè Carducci."

Uebrigens haben sich die italienischen Zeitungen wohl noch nie so eifrig mit dem Verfasser von „Fuoco" beschäftigt wie jetzt. Er wird nach allen Hauptstädten des Landes berufen, um sein Gedicht „Garibaldi" in den größten verfügbaren Räumen, meist in Theatern, vorzutragen. Kein Platz bleibt leer und fast immer verlangt das Publikum als Zugabe die Ode auf den Tod Verdis.

Ernesto Gagliardi.

Selbstanzeigen.

Beiträge zur okkulten Wissenschaft. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. Preis: Mark 1,80.

Bei dem Klang des Wortes Okkultismus denkt der praktische, von philosophischen und metaphysischen Fragen unangekränkelte Verstandesmensch an allerlei Taschenspielerkünste und Betrügereien; der Psychologe denkt an Autosuggestion, Halluzination und fehlerhafte Beobachtung; der exakte Naturforscher denkt an die Möglichkeit des Vorhandenseins noch unerforschter Naturkräfte; der Mediziner an hypnotische Experimente und an das Mädchen für Alles: die Suggestion; der gutgläubige katholische Christ an „böse Geister" und der Spiritist an Medien und verstorbenen Menschen. Im Jahre 1898 erschien unter dem Titel: „Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel?" das Ergebniß einer unparteiischen Rundfrage des Dr. F. Maack. Dieses Ergebniß war, daß in den eingelaufenen Antworten eine so erhebliche Meinungverschiedenheit auftrat, daß sich der Fragesteller nicht anders zu helfen wußte als damit, vorläufig einmal eine Scheidung in Herz-Okkultismus und Kopf-Okkultismus vorzunehmen. Eine Klärung dieser Frage ist also heute noch immer nöthig. Wenden wir deshalb unsere Blicke einmal nach dem alten Wunderland Indien. Vielleicht geben uns die Vertreter altindischer Weisheit einen Wink, wie wir dieser Räthselfrage eine befriedigende Antwort finden können.

München. Ludwig Deinhard.

❧

Philosophie der Form. Verlag von E. Ebering, Berlin. 1901.

Aus Kapitel 8 (Der gnadenreiche Weg).

„Wir sind Göttlichem entstammt und zur Freude geboren. Bei jedem Freudenklang des Tambourins erbebt unsere Seele, daß sie leicht und leichter wird. Unser Weg aber ist voll Unruhe und unser Herz ist voll Sehnsucht nach unserer Heimath. Wandelt Leid und Lust und Ihr seid die Könige der Erde, denn Ihr seid die wahren Genießer! Wandelt Schein in Wahrheit und streut sie aus, so seid Ihr die wahren Herrscher, denn Ihr regirt die Welt! Seid gut gegen Alles, so seid Ihr gut gegen Euch selbst, denn die Schwingen Eures Seins wachsen dadurch. Hält Jemand Euch eine Beschimpfung entgegen, so merkt, daß er Euch damit in einen Ring spannt, wie der Frager die Antwort einspannt, denn diese überschreitet den Kreis nicht, den der Frager gezogen hat. Ihr aber vermögt den Ring aller Beleidigung und Beschimpfung zu sprengen, indem Ihr aus dem Kreis, in den Euch Euer Beleidiger geschlossen hat, heraustretet, indem Ihr das Niedere, mit dem er Euer Herz treffen möchte, in Hohes wandelt."

Hamburg. Abraham Levy.

❧

Irrfahrten. Jüdisches Epos in acht Gesängen. Leipzig, M. W. Kaufmann.

Der Deutsche, der selig das Aufblühen seiner Nation genießt, wird das Gedicht verstehen. Es ist das Werk eines Nationaljuden, dem nichts heiliger ist

als die Ehre seines Volkes. Die Vertheidigung dieser Ehre beruht nicht in der Abwehr von Verleumdungen, sondern in einem rücksichtlosen Kampf gegen die eigenen Gebrechen, die im Judenthum einen erschreckenden Umfang angenommen haben. Heuchelei und Bornirtheit, Selbsterniedrigung und Protzenthum, reaktionärer und liberaler Fanatismus: Diese Eigenschaften bekämpfe ich.

Freiburg i. B. Max Jungmann.

Nietzsches Aesthetik. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger Leipzig. 308 Seiten, broch. 3 Mark, gebd. 4 Mark.

Nachdem man schon von den verschiedensten Standpunkten aus an Nietzsche herangegangen war, hielt ich es einmal für angebracht, diese große Persönlichkeit in ihrer Künstlerschaft zu beobachten. Ich versuchte, seine „Aesthetik" darzustellen, und kam zu dem Ergebniß, daß in Nietzsches Kunstlehre das tiefste Fundament seiner weiträumigen Natur zu sehen sei. Die Untersuchung ist vornehmlich als ein Beitrag zur Psychologie des künstlerischen Schaffens aufzufassen. Dieser sachlichen Aufgabe war das persönliche Moment wohl untergeordnet; dabei kam es jedoch zu seinem vollen Recht. Die Aufgabe war, einen objektiven Standpunkt zu dem raschen Wechsel der ästhetischen Lehren Nietzsches zu gewinnen; der Standpunkt durfte nicht mit ihnen wechseln, sondern mußte sich im ganzen Verlauf der Untersuchung bewähren. Die „Versuche der Selbstkritik", die der Philosoph persönlich geliefert hat, waren dabei nur vorsichtig zu benutzen. Sollte die Arbeit von der wissenschaftlichen Aesthetik der Gegenwart als nicht besonders ersprießlich begutachtet werden, so glaube ich, die Verantwortung dafür ablehnen zu dürfen. Denn eine tiefere Kunstlehre, als sie hier dargestellt ist, hat Nietzsche nicht gegeben. Ich vermuthe demnach, daß auch jene „wissenschaftlichen" Aesthetiker, die sich für weit klüger halten, dabei auf ihre Rechnung kommen werden. Denn Nietzsche hat zur Psychologie des Künstlers das Tiefste gesagt, was bisher gesagt worden ist. Wer endlich die ganze abrupte Abwickelung, in der — wie bei Nietzsche nicht anders zu erwarten war — auf jedes Kapitel eine neue ästhetische Theorie kommt, ein „Ragout" nennen möchte, Der mag es thun; so nennen die Nichtsalssystematiker jede Darstellung von Entwickelungphasen.

Leipzig. Dr. Julius Zeitler.

Schwarzbroteſſer. Holsteinische Geschichten und Gestalten. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer. 1900.

Wirklichkeit, der rauhe Bauer,
Schuf dies Buch,
Durch den Heimathboden führend
Seinen Pflug.
Ueber ihm in Frühlingssonne
— Tirili! —
Stieg ein Lerchlein in den Himmel:
Phantasie.

Cuxhaven. Johannes Kruse.

Der Bankenring.

Die Börse berauscht sich augenblicklich an umfassenden Projekten, die, so erzählt man, in den Bureaux unserer großen Banken ausgearbeitet werden. Es handelt sich diesmal nicht etwa um beträchtliche neue Industrieunternehmungen, auch nicht um die Verwerthung irgend eines himmelstürmenden Patentes oder darum, neue Länderstrecken der Kultur zu erschließen, — nein: nur sollen verschiedene Banken sich mit der Absicht tragen, ihre ohnehin schon recht geräumigen Arbeitstätten mit neuen Anbauten zu versehen. Man nennt die Deutsche Bank und namentlich die Diskontogesellschaft, für deren Fusionabsichten die größte innere Wahrscheinlichkeit spricht. Herr von Hansemann, heißt es, geht nach Frankfurt am Main, um sichs in Rothschilds warmem Nest bequem zu machen. Weshalb sollte da an dem Getuschel der Schlauen, das von einer Verschmelzung mit der Deutschen Effekten- und Wechselbank zu berichten weiß, nicht etwas Wahres sein? Man nennt außerdem noch die Pfälzische Bank und die Deutsche Nationalbank in Bremen. Die Herren an der Spitze der Diskontogesellschaft haben sich über alle diese Vorgänge bis in die letzten Apriltage so beharrlich ausgeschwiegen, daß sie verdienten, mit der Redaktion des Reichsanzeigers betraut zu werden. Aber im Grunde haben sie mit ihrer Taktik Recht. Denn was gehen die Welt ihre neuen Maßnahmen an? Diese bilden ja doch nur den Schlußakt; durch sie wird einer schon lange gangbaren Münze zum Ueberfluß nun noch der offizielle Stempel aufgedrückt. Eigentlich ein gleichgiltiger Vorgang, von dem nur abhängt, ob im nächsten Jahr Herr von Hansemann so und so viele neue stille Reserven zurücklegen kann, wie es sich, im Zusammenhange damit, bei der Deutschen Bank darum handelt, ob sie auch im nächsten Jahr die letzte Dividende wird zahlen können. Denn nur des Agioverdienstes wegen werden diese Transaktionen vorgenommen. Wirthschaftlich sind sie durchaus nicht mehr nöthig, denn der Bankenring, der durch eine so enge Verschmelzung auch dem Auge des Laien sinnfällig wird, besteht thatsächlich bereits recht lange. Freilich findet man auf dem Kurszettel immerhin noch eine sehr stattliche Anzahl selbständiger Bankinstitute; aber um deren geschäftliche Haltung zu verstehen, muß man die dem bloßen Auge nicht sichtbaren und doch so starken Unterströmungen zu erkennen und zu schätzen wissen.

Einzelne dieser gewissermaßen offiziösen Bankverbände sind in den letzten Jahren ja auch einer breiteren Oeffentlichkeit bekannt geworden. Daß die Diskontogesellschaft mit der Norddeutschen Bank in Hamburg aufs Allerengste verbündet ist, daß die Deutsche Bank den überwiegenden Betrag der Aktien des Schlesischen Bankvereins und der Bergisch-Märkischen Bank in ihren Schatzkammern aufgespeichert hält, weiß heute jeder Lehrling. Aber neben diesen schon fast unverhüllten Verbrüderungen giebt es solche von nicht minder intimer Art, die dadurch hergestellt werden, daß Vorstände gewisser Geldinstitute im Aufsichtrath der anderen Ausschlag gebenden Einfluß besitzen. So finden wir die Direktoren der Deutschen Bank außer bei den schon genannten Banken ferner vertreten im Aufsichtrath der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank in Schwerin, der Hannoverschen Bank, der Sächsischen Bank, der Rheinischen Bank in Mannheim, des Essener Bankvereins, der Essener Kreditanstalt. Bei dieser Aufzählung sind die Hypotheken- und die Makler-Banken ganz außer Betracht geblieben. Die Geschäfts-

inhaber der Diskontogesellschaft finden wir allerdings außer in den ihnen speziell angegliederten Banken in keinem anderen Geldinstitut direkt vertreten; dagegen weisen bei der Ostdeutschen Bank in Königsberg und der Duisburg-Ruhrorter Bank in Duisburg zahlreiche Spuren auf den Schaaffhausenschen Bankverein hin. Die Dresdener Bank ist, seit sie sich mit der Niedersächsischen Bank seligen Angedenkens verschmolzen hat, anderswo nicht mehr zu sehen. Die Berliner Handelsgesellschaft finden wir in der Verwaltung mehrerer ausländischen Bankinstitute. Der Nationalbank für Deutschland begegnen wir in der Rheinischen Bank in Mühlheim wie in der Westdeutschen Bank, vormals Jonas Cahn in Bonn. Die Breslauer Diskonto-Bank ist an der Bayerischen Bank, ferner an der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg, an der Sächsischen Landesbank in Dresden, an der Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen betheiligt. Die Berliner Bank endlich ist mit der Verwaltung der Sächsischen Kreditanstalt, des Padersteinschen Bankvereins in Paderborn und des Schlesischen Bankvereins liirt. Diese Aufzählung ist natürlich noch sehr lückenhaft. Zunächst fehlen, wie ich schon erwähnte, die Hypothekenbanken und außerdem wäre der vielen Direktoren und Aufsichtrathsmitglieder auswärtiger Banken zu gedenken gewesen, die zu den Aufsichträthen der berliner Großbanken gehören. Von den aufgezählten Gruppen ist zu bemerken, daß sie sich nicht fest und bestimmt gegen einander abgrenzen, sondern vielfach in einander übergehen. Das sieht man schon aus den Listen der Aufsichtrathsmitglieder unserer großen berliner Hypothekenbanken, die eine ganze Reihe von Vertretern der verschiedensten Bankengruppen aufweisen. Eben so wirken in den Elektrizitätgesellschaften und bei anderen industriellen Unternehmungen die verschiedensten Gruppen in friedlichstem Verein neben einander. Wir können also getrost sagen, daß im Wesentlichen ein großer Bankenring schon heute existirt, der die Kontrole über den größten Theil unserer gesammten in Aktiengesellschaften organisirten Industrie an sich gerissen hat. Natürlich bestätigen Ausnahmen auch hier die Regel; so besteht zum Beispiel zwischen dem Schaaffhausenschen Bankverein und der Deutschen Bank eine gewisse Animosität, die durch die lokale Konkurrenz im Rheinland hervorgerufen und später durch den Uebertritt des Direktors Klönne verschärft worden ist.

Die Wirkungen dieses Bankenringes reichen nach mancher Richtung sehr weit. Ganz abgesehen davon, daß sie das kleine Bankgeschäft völlig ruinirt haben und die Industrie entscheidend beeinflussen, haben die Banken auch über die Börse eine unbedingte Herrschaft. Da sie allein — mit Hilfe ihrer zahlreichen Verbindungen in den Industriegebieten — die wirthschaftliche Konjunktur genau zu beurtheilen vermögen, so versteht sich ihr ungeheurer Einfluß auf die Börsenkurse eigentlich von selbst. Schon die bloße Festsetzung der Dividende durch die Industriegesellschaften wirkt naturgemäß auf die Tendenz der Börse bestimmend zurück. Dann aber haben sie es völlig in der Hand, das Kapitalistenpublikum zu leiten, dem sie je nach Belieben die Spekulationkredite ausdehnen oder einschränken können. Sehr wesentlich ist ferner ihr Einfluß bei der Uebernahme von Staatsanleihen und bei Garantieverträgen, wofür die Parlamentsverhandlung über den Bau der neusten afrikanischen Bahn sehr lehrreich war. Der Kolonialdirektor erzählte uns in rührenden Worten, daß die Banken eigentlich nur des großen nationalen Werkes wegen den Bahnbau in Afrika übernehmen wollen. Es ist fast überflüssig, zu sagen, daß diese Behauptung ganz falsch ist. Banken sind Erwerbs-

institute, die die Gelder ihrer Aktionäre nicht ohne Weiteres nationalen Zwecken opfern dürfen; und wenn auch ein großer unmittelbarer Nutzen aus dem Bau der Eisenbahn ihnen nicht erwachsen mag, so ist doch ein ganz beträchtlicher mittelbarer Nutzen ihnen dadurch gesichert, daß die Lieferungen des für die Bahn nöthigen Materials den von ihnen abhängigen Industriegesellschaften übertragen werden An tausend Beispielen ließe sich Das sehr leicht beweisen.

Dieser übermächtige Einfluß der Banken wird sich natürlich noch immer mehr steigern. Namentlich muß der Börsenverkehr dadurch nach und nach eine gewaltige Aenderung erfahren. Schon heute ist die Zahl der Börsengeschäfte, die wirklich an der Börse zum Austrag kommen, auffallend gering. Aber je mehr durch die allgemeine Konzentration der Kapitalien im Bankfach auch das Publikum um die einzelnen Institute konzentrirt wird, desto mehr sind die Banken in der Lage, auf dem Wege der Kompensation die meisten Geschäfte auszugleichen. Es wird schließlich dahin kommen, daß die Börse zu einer Art Abrechnungstelle herabsinkt, wo nur die nun einmal nothwendigen Kurse festgesetzt werden, die für die Kompensationabschlüsse der Banken maßgebend sind. Zu dieser Entwickelung hat zum großen Theil das Börsengesetz beigetragen. Ob die Väter dieses Gesetzes wohl je daran gedacht haben, daß nach der Entfernung des Terminhandels aus dem Börsensaal das Publikum ganz dem Großkapitalismus ausgeliefert sein würde?

Plutus.



Krisen.

Im preußischen Staatsministerium ist eine Krisis entstanden. Herr von Miquel, Herr von Hammerstein, die Herren Thielen und Brefeld sollen gehen, wollen gehen oder müssen gehen. So hört man. Und im Kreise Derer, die eingeweiht scheinen möchten, empfängt mitleidiges Lächeln die Kunde. Nur in Preußen, heißt es da, wittert Ihr eine Krisis? Ach nein, Ihr guten Seelen: das ganze merkwürdige Ding wackelt, das Ihr „Reichsregirung", manchmal auch, nach bernhardinischem Muster, „Regirung des Kaisers" nennt. Der Freiherr von Thielmann fühlt sich unbehaglich. Nicht nur, weil ihn die Agrarier nicht lieben. Die sind heute ja nicht allzu mächtig. Aber er hat früher gesagt, die Vermehrung der Flotte werde sich ohne neue Steuern durchführen lassen, und nun fehlt ihm an allen Ecken und Enden das Geld und der steinige Weg zur Biersteuer schreckt ihn. Auch dem Grafen Posadowsky ist, seit er wegen der zwölftausend Mark so übel behandelt wurde, in seiner Haut nicht mehr recht wohl. Er ist abgearbeitet, im höchsten Grade nervös und würde gewiß lieber in einem ruhigen Oberpräsidium sitzen als in der kostspieligen Wilhelmstraße, lieber gegen die Polen als gegen den Ritter Georg von Siemens kämpfen. Sogar der Kanzler sinnt nur noch auf einen guten Abgang. Seinem Prestige ist der Platz an der Sonne schlecht bekommen und die Liquidation der vom Caprivismus hinterlassenen Handelspolitik hatte sein Dilettantenwagemuth sich leichter gedacht, als sie in der rauhen Wirklichkeit ihm jetzt schon scheint. Fällt er, weil er die verkündete „wesentliche Erhöhung der Kornzölle" nicht durchsetzen kann, so fällt er wenigstens weich und die Dankbarkeit seiner preußischen Standesgenossen geleitet ihn tröstend in die Stadt der Lagunen, aus der die Wiederkehr nicht unmöglich ist. Das

wird erzählt und von Vielen geglaubt. Warum auch nicht? Sogar die Frage wird ernsthaft erörtert, ob wir wirklich eine Regirung zu erwarten haben, die durch die Namen Marschall und Siemens charakterisirt wäre. Wieder muß man fragen: Ja, warum denn nicht? Schon im vorigen Sommer gab es einen Moment, wo Graf Bülow grämlich an der Nordseeküste saß und der Freiherr von Marschall dem Ziel seiner Wünsche sehr nah gekommen war. Seitdem hat er sich von den im Tauschhandel erlittenen Verlusten noch mehr erholt. Er ist ein ausdauernderer Arbeiter als der jetzige Kanzler, hat sich in China nicht engagirt und kompromittirt und könnte bequem neue Handelsverträge schließen. Und Herr von Siemens ist zwar kein Genie, wie die unwissende Börsenpresse behauptet — Herr Gwinner weiß es besser —, aber ein gescheiter und erfahrener Cyniker, dessen Hauptstärke sich stets erst zeigt, wenn er genöthigt ist, verfahrene Angelegenheiten wieder ins rechte Gleis zu bringen, und der, schon weil er kein Bureaukrat, sondern ein mit den Welthändeln vertrauter Geschäftsmann ist, in einem Reichsamt oder preußischen Ministerium sehr nützlich wirken könnte. Die verstaubten Excellenzen würden staunen, wenn sie sähen, wie ein in der englischen Hochschule erzogener Bankier den Dienst organisirt und modernisirt. Jedenfalls brächte solche Regirung uns endlich Klarheit. Mit dem langweiligen und nutzlosen Laviren wäre es aus und die Klasse, die längst heimlich herrscht, wäre gezwungen, mit dem Herrenrecht auch die Verantwortung auf sich zu nehmen. Ob es dazu kommt? Kann sein, kann auch nicht sein. Mehr sollte heutzutage der Weise, mag er noch so eingeweiht sein, nicht sagen. Die Freunde des am Goldenen Horn geborenen Zweibundes Marschall-Siemens sind freilich ein Bischen unvorsichtig. Sie können ihre Ungeduld gar nicht mehr zügeln. Sie zetern über eine „unhaltbare Lage", über „lächerliche Vorgänge" und eine „unwürdige Komoedie", weil im preußischen Landtag noch immer nicht die Entscheidung über die Kanalvorlage gefallen ist, und fragen, in täglich wachsender Wuth, ob in Preußen der König oder Oktavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch regire. Das ist blitzdumm. Die erste Kanalvorlage ist abgelehnt worden und das Staatsministerium hat deutlich bewiesen, daß diese Ablehnung berechtigt war, denn es hat die vorher mit heißem Eifer vertheidigte Vorlage gründlich geändert. Diese böse Schlappe der Regirung zwingt den Landtag zu sorgsamster Prüfung des neuen Kanalplanes. Ist es schon unter normalen Verhältnissen das Recht und die Pflicht der Abgeordneten, eine Vorlage so lange zu wägen, wie es ihnen nöthig scheint, so würden sie in diesem besonderen Fall geradezu verbrecherisch handeln, wenn sie die Berathung übereilten. Sehr oft ist an minder wichtige Gesetzentwürfe mehr Zeit verschwendet worden und es liegt nicht der allergeringste Grund vor, die Kanalkommission lächerlich zu machen. Unwürdig und lächerlich ist nur das allzu sichtbare Bemühen, den verhaßten früheren Direktor der Diskontogesellschaft durch den geliebten früheren Direktor der Deutschen Bank zu ersetzen. Nachgerade sollte die Händlerpartei in der Kunst des Wartens doch einige Uebung erlangt haben. Nur ein Bischen Geduld noch, trefflich minirende Maulwürfe! Kein Mensch bestreitet ja, daß eine Krisis eingetreten ist. Nur nicht erst gestern oder vorgestern. Die dauert schon lange, wird noch lange dauern. Die Fremden haben sich daran gewöhnt und können sich das Deutsche Reich und den preußischen Staat ohne Krisen gar nicht mehr vorstellen.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 11. Mai 1901.

Moritz und Rina.

Kressin, am Geburtstag des Kronprinzen.

Moritz! Bruder! Stütze der Hausfrau!

Du mußt mir helfen. Du mußt. Sonst kommt es noch zur Scheidung. Nach der Silbernen. Und Familienskandal ist nicht Dein faible. Aber ich kann wirklich nicht mehr. Ganz hofdamenhaft elend von ewigem Aerger. Dabei die Trockenheit! Man weiß nicht, woher Futter nehmen und nicht stehlen. Wenn Adolf in diesen Sachen nicht eine so glückliche Hand hätte! Sein Metier versteht er und die ganze Kreissippe beneidet uns. Aber im Uebrigen! Denke Dir! Er lacht nur noch! Mit der Gicht machts sichs einigermaßen, seit er nicht mehr die staubigen Pullen raufholt und sich mit besserem Mosel begnügt. Immer noch zu dick um der Taille, wie Wrangel sagte, aber schmerzfrei und genießbar, so lange nichts Politisches aufs Trapez kommt. Dann, beim ersten Wort, Heiterkeit; der reine Reichstag. Für mich tägliche Tortur mit Eichenlaub und Schwertern. Besonders vorige Woche, wo Alles ins Schwanken kam und man gar nicht mehr merken konnte, aus welcher Himmelsluke der Wind eigentlich pfiff. Ich natürlich rasend neugierig, verschlang jedes Blatt, das mir in die Hände fiel. Sind wir schon bei Radolin angelangt? Müssen wir den Bankdirektor schlucken? Und was bedeutet der Nachtbesuch bei Guido Henckel? Schließlich war ich vor Migraine halb blödsinnig. Auf Dich hatte ich nicht gerechnet. Dein diplomatisches Schweigen kenne ich ja nachgerade. Wozu aber hat man in meinen Jahren einen Ehe-

herrn (mit Lotte oft über den Namen amusirt, grauer Tyrann!), wenn er nicht vernünftig über vernünftige Dinge reden will? Er will nicht. Das seien keine vernünftige Dinge. Und lacht.

Die ganze Geschichte sei nicht der Rede werth. Ob alte oder neue Männer, Sessionschluß oder Auflösung, sei ihm billige Fabrikwurst und interessire ihn lange nicht so wie der Wurstkessel, in den unsere unglaubliche auswärtige Politik uns gebracht habe. Wenn ich darüber reden wolle, stehe er zu Diensten (als ob mir nicht übel würde, sobald ich von Paotingfu und ähnlichem Kram höre!); der Rest aber sei Schweigen. Seit er so viel schmökert, citirt er nämlich gern. Lehnt rundweg ab, diese Chosen ernst zu nehmen. Nun bitte ich Dich! Selbst Bonn hat ihm nicht imponirt; von jungen Prinzen dürfe überhaupt nicht gesprochen werden. Demokrat pur sang. Und sein Vater war Kammerherr und wäre beinahe Ceremonienmeister geworden! Ob ich gelesen hätte: „Wenn der Kanal diesmal wieder fällt, fliegt Miquel." „Wenn sie den Kanal nicht schlucken, unterzeichne Ich den Zolltarif nicht." Und: „Den Kerlen gebe Ich keine Diäten." Nein. Er danke verbindlichst. Als wir unter der Hand dann die Namen der Neuen erfuhren, guckte er die Depesche kaum an. „Was für Dich, fromme Seele!" Meine Freude über Podbielski lachte er aus. Mit einem Wort: ich lebe in höchst unglücklicher Ehe.

Daran bist Du schuld. Oder habe ich damals Adolf ins Haus geholt? Du mußt mir also gefälligst zur Seite stehen. Daß Du nicht freiwillig schriebst, sei verziehen; kam Dir wahrscheinlich selbst überraschend. Außerdem wohl ein Bischen Scham. Denn weißt Du noch? Im Januar schrieb mein informirter Bruder auf einen Herrenhausbogen: „Für den Kanal sind die Aussichten jetzt gut und ich bin sicherer denn je, daß er kommt." Damit ists heute Essig. Manchmal hat ja aber sogar der alte Homer geschlafen. Nun mußt Du doch wach geworden sein. Also: mir paßt die Geschichte gar nicht. Man redet immer von Verfassungstaat. Nicht mein genre; aber schön. Haben da denn die Leute nicht das Recht, Etwas abzulehnen? Und haben sies: wozu dann der Lärm? Rücktritt des Ministeriums könnte ich verstehen; liest man von anderswo ja oft nach solchen Niederlagen. Aber drei Sündenböcke? Finde mich nicht zurecht. Mir scheint, unsere Leute haben sich gut gepaukt, und ich sehe keinen Grund, Bülow zu verhimmeln, wie die meisten Zeitungschreiber. Einziger Trost, trotz Adolf, daß Podbielski waschechter Agrarier. Auch Rheinbaben unser Mann. Der Geheime Kommerzienrath aus der Kohlengegend riecht mir nicht gut, als Handelsminister wohl aber ungefährlich für uns. Schleierhaft, warum sie den elsässischen Hammerstein

ausgebuddelt haben. Otto Karl Gottlob wieder geprellt; wird wohl nichts mehr. Du, alter Knabe, sitzest an der Quelle. Los! Laß mich nicht verschmachten! Oder bist Du auch schon feuerroth geworden?

Da Du noch nicht sprudelst, habe ich zur Feier des Tages eine Bowle angesetzt. Maikräuter, Rezept Dressel (schade, daß er tot ist!). Die einzige Möglichkeit, in Adolfs hartem Herzen noch loyale Gefühle zu wecken. Wir wollen darauf anstoßen, daß der nächste König mal ehrliche Leute findet. Wärst Du nur hier! Hältst Du auch Pfingsten Dein Wort nicht, sind wir fertig mit Dir. Darin ist Adolf mit mir d'accord.

Also Miquel wird Dein Kollege! Herrgott, haben sie Den beschimpft!... Hast Du übrigens die neue Wedel gelesen? Doll! Und nicht Alles erfunden.

Lange wird das Moorhuhn nicht mehr geschont. Spute Dich; sonst besaßest Du einmal

Deine immer treue Schwester

Rina.

Berlin, an der Maitage Achtem.

Rinette und reinette meines Herzens,

sogar die Moorhuhnwitze hast Du aufgespeichert und klagst dennoch, wie ein enttäuschter König, über mangelhafte Information? Mir scheinst Du auf der Höhe; au feu, sagte Gerson Bleichröder in solchen Fällen. Aber ich kenne diese Anwandlungen aus langer Praxis. Du bist, sauf le respect, eine Quartalspolitikerin; gefährliche Sorte, mein Kind. Diesmal darf ich nicht schelten, denn draußen konnte man wirklich glauben, es sei 'ne große Sache, und ich muß Adolfs Scharfblick bewundern, der sich nicht blenden ließ. Bin also, auf die Gefahr, Dich noch rabiater zu machen, einigermaßen stolz, daß ich der Schwester gerade den Gatten gefreit, und werde im Sühnetermin entsprechend aussagen. Dann verlierst Du, als schuldiger Theil, die Kinder.

Also: Adolf hat Recht. Aber Du auch. Er nur ein ganz klein Bischen mehr. Lachen oder Weinen: weiter giebts nichts. Und möchtest Du den „Eheherrn" mit dem Thränentuch?

Verlange von mir heute keinen Humor. Man verlernts allmählich. Und weil ich so miesepetrig bin, habe ich den geplanten Brief immer noch aufgehoben. Sonst hätte ich gern schon ausführlich geschrieben. Unsinn, zu glauben, man würde je klug. Da habe ich mich auf meine alten Tage hingesetzt und, was ich sonst nie thue, Zeitungen gelesen. Systematisch. Wollte mal sehen. Nie ist ein leichtsinniger Streich mir schlechter bekommen. Kinder! Kinder! Wo leben wir eigentlich?

Lassen wir Miquel. Die Art, wie die Inspirirten ihn behandelten, ist Tollwuth vor den Hundstagen. Weil er was kann. Sonst wäre es unverständlich. Reaktionär? Ja, was ist dann der sich viel versprechende Thielen, der außer der Perroncensur und der Umsturzschnüffelei doch nichts geleistet hat? Uebrigens Geschöpf Miquels, aber nachher sein . . . Passons. Und gerade Der hatte uns den Mund wässerig gemacht und fest versprochen, im Frühjahr das Amtliche zu segnen; hats ja seit der Heirath dazu. Den Vice a. D. kenne ich ziemlich. Hm. Redet zu viel. Darin ein Kind; schon Hansemann, der lackirte, lächelte höhnisch: „Nach Tisch spricht Miquel!" So schlau er ist: hält alle Leute für pilzdicht. Kann außerdem nicht Nein sagen und gilt deshalb, weil er oft Zusagen nicht hält, für unzuverlässig. Aber nicht nur qua geistige Potenz ganz anderes Kaliber, sondern auch viel anständiger als die Meisten. Hat sich thatsächlich nie geschustert. Brauchte es allerdings auch nicht, weil er 1. in allerlei diskreten Angelegenheiten Rath und Hilfe bot und 2. persönliche Schwärmerei für S. M. hat; oder hatte. Wie oft schloß unser Gespräch damit, daß er sagte: „Und der Kaiser ist doch klüger als die Herren alle zusammen!" Seit er den König nicht mehr zu sehen kriegte, war er entwurzelt. Jeden Tag nur Bülow: dagegen kam Keiner an. Das wußte schon Beust und vor ihm Lessings Chevalier: Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ließ man den Unbequemen „fliegen". Alles, nach dem Gebell der Meute, zur Stärkung der Autorität. Wie die Flugmaschine in einer Mainacht gebaut wurde: davon nach Neune; mal auf Eurer Veranda, wenn der Flieder noch blüht. Miquel hat vollkommen korrekt gehandelt. Lächerliche Zumuthung, daß er, bevor er 'ne Einladung annahm, erst fragen sollte, ob der Wirth auch für den höchstseligen Kanal sei. Wasserwirthschaft ist doch keine Anstandsfrage. 99 wurde er von allen Kollegen im Stich gelassen. Wahlkampf gegen die Konservativen, mit ausgesprochener Absicht, sie zu dezimiren, wäre vom Standpunkt der Hohenzollernpolitik Wahnsinn gewesen. Das fand auch S. M., der im Kronrath auf Miquels Seite trat. Da stand aber Thielen auf und forderte Exemplarisches zum Schutz der Autorität. Jedes Monarchen empfindlicher Punkt. Also kritische Stunde. Miquel rettete die Situation durch den Vorschlag, die Beamtenopposition vor die Wahl zwischen Amt und Mandat zu stellen. Das ist dann vergröbert worden, blieb immerhin aber das geringere Uebel. Nachher dachte der Finanzminister, des Königs Interesse für den Kanal werde sacht einschlafen. Er unterschätzte die Mächte, die das Feuer schürten. Als er den Irrthum einsah, ging er fest ins Zeug.

Die ganze Ausgestaltung, so, daß die Sache wenigstens ein Ansehen hatte, ist von ihm und die vernünftigsten Reden hat er gehalten. Ohne Begeisterung? Stimmt. Preußen war ihm wichtiger als das Bischen Pumpwasser. Aber er hätte die Geschichte „durchgerissen", wenn nicht... Darüber nachher. Die verrückte Schimpferei ist mir quand même ein Räthsel. Börsenpresse: na ja. Aber Centrum? War doch der Erste, der beim Kulturkampf den Rechenfehler merkte. Und auch die Sozialisten, die mir nicht, wie meiner hyperkonservativen Schwester, Luft sind, ganz aus dem Häuschen. Warum? Eigentlich hat er doch nie in Umsturzaffairen gemacht und sogar, wie ich bestimmt weiß, während des Sozialistengesetzes für die Familien der Ausgewiesenen Geld gegeben.

Aber lassen wir Miquel. Wenn ers erlebt, wird er im Herrenhaus für den Kanal reden; nun erst recht; fein genug ist er dazu. An sich lag die Sache einfach. Es sah aus, als sollte eine wichtige Vorlage abgelehnt werden; eine, die der Ministerpräsident selbst unpolitisch genannt hatte. Schön. Schon öfters dagewesen. Drei Wege: die Regirung nimmt die Schlappe hin; oder sie tritt zurück; oder sie löst das Parlament auf, — natürlich nur, wenn sie glaubt, das Land denke anders als seine Vertreter. Nichts davon geschieht. Ueber Nacht taucht der Einfall auf, die Abgeordneten nach Hause zu schicken. Vor irgend einer klärenden Abstimmung. Der Ministerpräsident, der sich um die Sache bis dahin gar nicht gekümmert hatte, bleibt, vergießt anderthalb Thränen über die „zwecklose Arbeit" und braucht wieder mal sein Lieblingswort „wesentlich". Wesentlich will er den Kornzoll erhöhen, wesentliche Theile des Kanalplans will er nicht opfern. Bin nachgerade neugierig, was ihm wesentlich scheint. Mir zum Beispiel, daß der Chef einer Regirung in erster Linie die Konsequenzen parlamentarischer Niederlagen auf sich nimmt. Sollten Die „fliegen", die im Vordertreffen gefochten hatten, dann war Thielen der Nächste dazu. Ich verstehe den ganzen Rummel nicht. Und noch weniger die Presse. Diese Freude, wenn ein Anderer einen Tritt kriegt! Das also ist das Ziel von Konstitutionalismus und Parlamentarismus: wer nicht Ordre parirt, wird übergelegt. Eine Riesenmehrheit ist gegen eine Vorlage. Darf nicht sein! Die Ruthe für die Rebellen! Das sagen Demokraten. Sogar die Röthesten riefen den Willen des Königs herbei. Sozialdemokraten höhnten, ob es erlaubt sei, dem Wunsch des Monarchen zu widerstreben. Meinetwegen. Kann aber eine Parlamentsmehrheit nicht mehr Nein sagen, ohne Hiebe zu riskiren, dann wollen wir den ganzen Humbug doch lieber gleich über Bord werfen.

Ob sie schließlich Nein gesagt hätte? Ich zweifle. Wahrscheinlich nicht, wenn Bülow sich ordentlich hineingekniet hätte. Miquel rechnete so: wir machen kleine Konzessionen, verpflichten uns auf Mindestzoll von fünf Mark und einer halben, dann schlucken sie; nicht auf einmal, aber nach und nach. Auch meine Meinung. Du nennst mich falschen Propheten, weil ich im Januar von guten Aussichten sprach, und strapazirst den Vater Homer. Ich war damals ganz munter. Inzwischen aber ist manches Plötzliche passirt, was in meinen Kalkul nicht paßte. Siemens und Marschall in die Bohnen gestellt; zu deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl. Stamdrede an Jagow, von der Du wohl läuten hörtest; auch Einer übrigens, der nicht zum Märtyrer geboren ist. Etcetera. Trotzdem wäre es gegangen. Nur war, von wegen der p. t. Wähler, eine Anstandspause nöthig geworden. Da wurde die Mine gelegt. Nun sollte es Hals über Kopf gehen. Es muß doch wohl Leute gegeben haben, denen der Wunsch, Miquel den Schein einer schweren Niederlage zuzuziehen, wichtiger war als der Kanal ... Und während ich mir kaum Betrübenderes vorstellen kann als diese freiwillig-gouvernementale Retirade, lese ich in sonst achtbaren Blättern Loblieder auf Bülows Geschicklichkeit, die wieder gesiegt habe. Wohl auch in Asien? Adolf hat ja so Recht! Namentlich darin, daß es draußen noch viel, aber viel böser aussieht. Das macht mich schlaflos. Irgendwo wird was gekocht. Du ahnst nicht, wie „beliebt" wir sind. Bülow liest Zeitungen und glaubt das Ende der Welt nah, wenn da über Reaktion geflucht wird. Vielleicht zeigt er uns noch, was 'ne Harke ist. Soll mich freuen. Vorläufig finde ich, daß seit anno Manteuffel kein Leitender auf eine so traurige Etappenstraße geblickt hat. Ruchlos, Herrn Publikus darüber zu täuschen. Den Kanzler selbst schätze ich zu klug, als daß er trotz allem Gebrüll nicht hörte, was die Glocke für ihn geschlagen hat. „Das alte Vertrauen ist eben fort." Kein Mensch hätte sich aufgeregt, wenn er mitgefallen wäre. Quae mutatio (frage Adolf!) in einem Jahr. Und Niemand zweifelt, daß Miquel richtig voraussah, als er sagte, Bülow werde schneller abwirthschaften als er.

Von dem Versuch, die Neuen zu charakterisiren, wird Deine Huld mich entbinden. Sie haben den Charakter und Rang eines Staatsministers. Damit wollen wir uns einstweilen begnügen. Kommt ja doch immer anders. Rheinbaben war von Miquel längst dem König als Nachfolger empfohlen; kopirt mir zu eifrig den Rhetor der Wilhelmstraße; aber im Kastanienwald besser am Platz als Unter den Linden. Hammerstein junior Nothbehelf, weil man keinen Ostelbier, aber auch keinen Bürgerlichen wollte. Möller: bon; weiß doch, was Gewerbe und Handel ist,

also immerhin Fortschritt. Natürlich ist ihm „maßvoller" Kornzoll garantirt; sonst hätte er das Geschäft nicht gemacht. Und auf Podbielski würde ich an Deiner Stelle nicht meine agrarischen Hoffnungen setzen. Sehr liirt mit Großindustrie und haute finance. Ueberbrettelvorstellungen im Reichspostamt; allerlei Elektrisches, wobei ein hoher Adel die Matadore der Börse beroch. Tippelskirchen! Transvaal in Berlin am Kurfürstendamm! Modernster Typus. Immer fidel. Immer au cœur léger. Wird die Sache schon machen; welche nicht? Und von Landwirthschaft versteht er ja sogar was. Nur sehe ich Keinen, dem der historische Begriff Preußen nicht eine volle Tintenflasche ist.

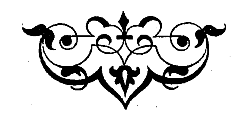
Bist Du zufrieden? Ich erst recht nicht; aber ich weiß keinen besseren Trost. Ueber Bonn Pfingsten. Die Wedel habe ich angeblättert. Nur noch alte Reste zu berliner Boulette verbraten. Vom Glaubwürdigen das Meiste längst bekannt. Bei Bonn und Wedel fällt mir übrigens ein: erinnerst Du Dich noch der Geschichte eines Wedel (des offiziell diplomatischen; die anderen sinds nur offiziös), der in Bonn über eine Borussencorpsjacke in Ungnade fiel?

Gute Nacht, Kleine. Bis Alfred Waldersee näher ans Feuer rückt, hat nun die liebe Seele wohl Ruh. Dann erst wird auch das Henckeleisen geschmiedet, das Deine patriotische Neugier erregt; keine Angst: es bleibt warm ... Schwägerliche Grüße an Adolf, den die Kronprinzenbowle sicher zur Einkehr angeregt hat. Er soll fortfahren, Dich unglücklich zu machen. Und ums Himmels willen nicht das Lachen verlernen!

Ich denke, Du hast an einem grämlichen Schwätzer genug und entziehst diese dem Greis geziemende Hofcharge nicht

Deinem unterthänigen Vasallen und Bruder

Moritz.



Mauthners Sprachkritik.

Im November 1899 habe ich, bei Gelegenheit seines fünfzigsten Geburtstags, versucht, den Lesern der „Zukunft“ ein Bild der literarischen Persönlichkeit Fritz Mauthners zu geben. Es war unvermeidlich, daß dieses Bild sehr unvollständig wurde, daß vor Allem Niemand die Quellen auffinden konnte, aus denen Mauthners Tapferkeit, Resignation und bittere Skepsis gespeist wird. Ich hatte damals kein Recht, über das Werk Mauthners mich zu äußern, gegen das seine übrigen Bücher nur Beiwerk sind. Der erste Band ist nun erschienen*); und ich bin jetzt in der Lage, deren erregende und aufrüttelnde Schmerzlichkeit mir Keiner ganz nachfühlen wird, über ein Buch große Worte sagen zu müssen, das gar kein Buch ist, sondern ein heftiger, niemals zu parirender Schlag gegen all unsere Erkenntniß; ein Buch als ein Ereigniß der Leserwelt anzuzeigen, das ich nicht jetzt erst Referirens halber gelesen, sondern das ich seit Jahren miterlebt habe und unter dem ich seit eben so vielen Jahren gelitten habe. Und noch Eins: dieses Buch, das erst ungefähr zum dritten Theil der Oeffentlichkeit vorliegt, enthält nur einen einzigen Gedanken. „Dennoch konnte ich“ — so sagt Schopenhauer von seinem Versuch, der Welt mit Hilfe des Denkens habhaft zu werden — „aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg, ihn mitzutheilen, finden als dieses ganze Buch.“ Mauthner braucht, um diesen seinen Gedanken so auszusprechen, daß er unverrückbar da ist und wirksam ist und sich zerstörend und aufreizend in die Gehirne einbohrt, so ungefähr zweitausend Seiten. Wie sollte ich im Stande sein, in wenigen Seiten den Inhalt dieses Buches auch nur anzudeuten, da doch das Resultat von Mauthners Denken nur Dem verständlich und eigen werden kann, der sich den Weg nicht verdrießen läßt, auf dem man zu diesem Ergebniß kommt?

So mögen denn meine Worte auch nur als ein einziger Satz aufgefaßt werden, — und noch dazu als ein recht bescheidener Satz. Sie sollen nichts Anderes sagen als: Ihr Alle, die Ihr Euch um die Erkenntniß Eures Wesens und der Welt bemüht, Ihr Theoretiker, die Ihr Begriffe spinnt, und auch Ihr Praktiker, die Ihr in die Welt hinein pfuschen oder bauen wollt, Ihr Künstler, die Ihr Träume baut, laßt eine Weile alles Andere bei Seite und lest erst dieses Buch; ich habe die Hoffnung — denn da der Mensch durch nichts, was vom Menschen kommt, umzubringen ist, wächst aus jeder größten Verzweiflung am Ende neue, größere Hoffnung auf —, daß Ihr Theoretiker zusammen mit den Künstlern dann erst recht träumen und phantasiren werdet; daß Ihr Baumeister erst recht kühn und mit vorher

*) Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band: Sprache und Psychologie. 657 Seiten. Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung.

unerhörter Tiefe und Tapferkeit einreißen und aufrichten werdet. Denn wo nichts mehr feststeht und kein Grund mehr ist, da gerade werden wir unsere Pfähle einrammen. Das, scheint mir, ist die Art neuer Menschen. Kants „Kritik der reinen Vernunft“ steht für mich in ursächlichem Zusammenhang nicht nur mit der Romantik, sondern eben so mit den revolutionären Umgestaltungen von 1830 und 1848; so ist für mich das große Werk der Skepsis und der radikalsten Negation, das Mauthner verübt hat, der Wegbereiter für neue Mystik und für neue starke Aktion.

Denn wenn das Wort getötet ist: was soll dann noch stehen bleiben? Und was hinwiederum soll dann nicht versucht werden?

Es wäre vielleicht ein fruchtbarer Versuch, in einer Geschichte der Philosophie zu zeigen, wie immer den großen Zerstörern die großen Phantasten und die Schöpfer neuer Weltanschauungen auf dem Fuße gefolgt sind, wie Plato auf Sokrates folgte, wie die deutsche Mystik auf dem Grunde großer scholastischer Skepsis erwuchs, wie auf Kant Schelling, Hegel und Schopenhauer folgten. Ja, es ist nicht selten, daß ein Großer so die Skepsis und große phantastische Position in seiner Person vereinigt. Die Gelehrten sind heute noch nicht darüber einig, ob Kants „Träume eines Geistersehers“ eine Satire oder der Versuch mystischer Spekulation seien. Je nach dem Interesse und der Parteistellung wird das seltsame Buch gedeutet. Wer weiß, ob sich Kant selbst völlig darüber klar gewesen ist? Wo doch in der Seele dieses völlig Vereinsamten vielleicht eine viel stärkere und leidenschaftlichere Sehnsucht nach einem runden, positiven Weltbild ruhte, als seine furchtbare Ehrlichkeit aufkommen lassen wollte? Was uns an Friedrich Nietzsche so wundersam anzieht, ist ja auch nichts Anderes als dieser vor unseren Augen sich abspielende Kampf zwischen dem Skeptiker und dem erbaulich Erbauenden.

Um dieses Kampfes willen, der zwischen dem Ruhebedürfniß und der rastlosen Ehrlichkeit des Menschen hin und her geht, ist es immer wieder nöthig gewesen, alte Skepsis, die sich nicht als genügenden Wall gegen menschliche Verstiegenheiten bewährt hat, durch neue zu ersetzen. So war es auch nöthig, an die Stelle von Kants Kritik der reinen Vernunft die Kritik der Vernunft überhaupt zu setzen. Mauthner hat dazu ausgeholt und seine wuchtigste Kritik liegt schon darin, daß er statt Vernunft Sprache sagt.

Kant war von der Verachtung der Erfahrung ausgegangen, aber von einer Verachtung, die er nicht auf Grund eigener Prüfung erworben, sondern traditionell von der dogmatischen Philosophie übernommen hatte. Für ihn gab es über den Urtheilen, die auf Grund gehäufter Erfahrungen von unserer Vernunft gefällt werden, noch Urtheile der reinen Vernunft, sogenannte synthetische Sätze a priori, die allein Allgemeingiltigkeit und objektive Nothwendigkeit in sich bergen sollten, Urtheile, deren Bestandtheile schon vor Beginn

irgend einer Erfahrung in unserem Intellekt vorhanden sein sollten. Diese Formen und Prinzipien, die der Natur unserer Erkenntniß angehören, die also von vorn herein, a priori, in uns sind, schaffen erst die Welt, so wie wir sie gewahren: die Welt ist körperhaft und in fortwährender Bewegung, Veränderung und Wirksamkeit, weil wir die Formen und Prinzipien, die diese Welt erst schaffen, in uns tragen: Raum, Zeit, Größe, Gradunterschiede, Kausalität sind eben so nicht der Welt, sondern uns selbst, den Betrachtern, angehörig wie die Tönungen unserer spezifischen Sinnesenergien. So ist also die Welt nur unsere Erscheinung in der subjektiven Form des Raumes. Ganz eben so aber ist unser inneres Wesen, unser Ichgefühl, unsere Seele, auch nur unsere Erscheinung in der Form der Zeit. Das ist Kants unzweifelhafte Meinung, wenn auch moderne Panpsychisten diese Seite der Sache gern übersehen. Allerdings ist die Zeit ja selbst wieder eine apriorische Form der menschlichen Subjektivität; dieser eine Widerspruch aber ist nur ein vereinzeltes Beispiel für die fortwährenden Widersprüche, in denen Kant sich bewegen muß, weil er mit starren Begriffen dem ewig Fließenden und Unbegreiflichen, weil Ungreifbaren beikommen will. Was Kant lehrte, war: in der Außenwelt wie in unserer Innenwelt leben nur menschliche Vorstellungen; von Dem, was jenseits des Menschen wirklich sei, wissen wir nichts. Die Kategorien des reinen Verstandes, die Ideen der reinen Vernunft haben nur Geltung für unsere Erfahrung — obwohl sie vor aller Erfahrung schon in uns sein sollen —, sie versetzen uns nicht in die Lage, unsere Erfahrung zu durchbrechen; die Elemente unserer Erfahrung aber sind erstens das Unbekannte, zweitens Nur-Menschliches. Daß dieses Unbekannte, das hinter den Dingen steckt, eher etwas Geisthaftes (Noumenon) als etwas Körperliches sei, hat Kant öfter angedeutet; aber er hat sich dann immer wieder dagegen gewehrt und sich unter den rettenden Schirm der Zeit geflüchtet, die ja auch nichts sei, was den Dingen an sich selbst zukomme. Also auch von innen her keine Welterkenntniß! Das war Kants verzweifelte Erkenntniß, die er nicht nur den Rationalisten, sondern auch den Mystikern und Panpsychisten zurief und die der feinste Kantkenner, Schopenhauer, nicht wahrhaben, nicht einmal wahrnehmen wollte. Das Ichgefühl ist nach Kant nur das Subjekt all unserer Urtheile, aber nichts, wovon wir irgendwie Sicherheit als von etwas Wirklichem haben könnten.

Gerade in diesen Gedanken aber leitet Kant, auch schon in seiner Ausdrucksweise, zu Mauthner hinüber. Es giebt, lehrt Mauthner, keine reine Vernunft, es giebt keine Möglichkeit, die Erkenntniß anders zu fördern als mit Hilfe der Erfahrung, also der Sinne; die Allgemeinbegriffe sind nicht eingeborene Formen, die des Inhalts harren, sie sind nur Worte, gewordene Worte, und auch unsere Worte vom Werden und von der Ent-

wickelung sind wiederum Worte. Die Sinne aber, auf die all unser Erkennen — unser Bischen Erkennen — einzuschränken ist, sind nur Zufallssinne, sind gar nicht zur objektiven Welterkenntniß eingerichtet, haben sich nur so entwickelt, wie es das Interesse unseres Lebens erforderte. Und all Das — immer und immer wieder schärft Mauthner uns es ein — ist nur in Worten gesagt, weil es anders nicht gethan werden konnte; all Das soll nur als Negation verstanden werden Es steckt nichts hinter unseren Worten. Das wird uns in Worten gesagt, in denen die tiefste Erregung über diese furchtbare Erkenntniß zittert, die ja eben keine Erkenntniß, sondern der Verzicht auf alle Erkenntniß, die eine That und eine Unthat ist.

Kant hatte gesagt, die Dinge da draußen seien nur Erscheinungen in der subjektiven Form des Raumes, ihre Eigenschaften seien so, wie unsere Sinne beschaffen seien, und ihre gegenseitigen Beziehungen erfolgten auf Grund der subjektiven Form der Zeit. Kant macht also immer noch den Versuch, die Dinge durch Dinge zu erklären — denn Raum, Zeit, Sinne sind ja doch Dinge — oder, anders ausgedrückt: Dinge durch Worte, Worte durch Worte zu erklären. Mauthner aber ruft uns mit großem Hohn zu: Diese Dinge da draußen sind Dinge, weil Eure Sprache sie in die Form der Substantiva pressen muß, und ihre Eigenschaften sind Adjektiva und ihre Beziehungen regeln sich nach der Art, wie Ihr Eure Eindrücke auf Euch bezieht, nämlich in der Form des Verbums. Eure Welt ist die Grammatik Eurer Sprache. Wer aber, wenn Das nur einmal ausgesprochen ist, wird glauben wollen, daß es jenseits der Menschensprache noch etwas Substantivisches giebt, wo es ja sogar Sprachen mit anderen Kategorien, Köpfe mit anderen Weltanschauungen giebt!

Weltanschauung! Sie ist nichts Anderes als unser Sprachschatz; und der Sprachschatz ist unser Gedächtniß; und umgekehrt. Dieses „und umgekehrt" findet man, so oder so ausgedrückt, sehr oft in Mauthners Buch. Kein Wunder, da Mauthner erkannt hat, daß all unsere Urtheile nur Tautologien sind, daß aber diese Gleichsetzungen eben auch nur für unsere Worte gelten, daß es aber in Wirklichkeit — hinter all diese Worte setzt Mauthner dann immer ein Fragezeichen und sein leises, schmerzliches Lachen — keine Gleichheit, sondern nur Aehnlichkeit giebt. Wir sehen Aehnliches: Das ist das Geheimniß unserer Assoziation und unserer Begriffsbildung. Und wenn wir eine Unähnlichkeit wahrnehmen, wenn also unser Gedächtniß entgleist, erweitern wir einen Begriff oder wir bilden durch eine neue Metapher oder Bedeutungwandel einen neuen Begriff. Und so immer weiter. Die Welt strömt auf uns zu, mit den paar armsäligen Löchern unserer Zufallssinne nehmen wir auf, was wir fassen können, und kleben es an unseren alten Wortvorrath fest, da wir nichts Anderes haben, womit wir es halten könnten.

Die Welt strömt aber weiter, auch unsere Sprache strömt weiter, nur nicht in der selben Richtung, sondern nach den Zufällen der Sprachgeschichte, für die sich Gesetze nicht aufstellen lassen.

So also steht es: unsere Welt ist ein Bild, das mit sehr armsäligen Mitteln, mit unseren paar Sinnen, hergestellt ist. Diese Welt aber, die Natur, in ihrer Sprachlosigkeit und Unaussprechbarkeit, ist unermeßlich reich gegen unsre sogenannte Weltanschauung, gegen Das, was wir als Erkenntniß oder Sprache von der Natur schwatzen. Denn die Sprache ist nur ein Bild dieses Bildes, da alle Sprache durch Metapher entstanden und durch Metaphern sich weiter entwickelt hat. Unsere Sinne theilen uns nur mit, was wir wahrnehmen, also mit dem Gedächtniß, also mit der Sprache erfassen können. Unsere Nerven wissen von Dem, was sie angeht, mehr, als wir Nervenbesitzer ahnen, als unser Oberbewußtsein weiß und in Worte fassen kann. Die Welt ist ohne Sprache. „Sprachlos würde auch, wer sie verstünde.“ Homo non intelligendo fit omnia. Die Sprache, der Intellekt, kann nicht dazu dienen, die Welt uns näher zu bringen, die Welt in uns zu verwandeln. Als sprachloses Stück Natur aber verwandelt sich der Mensch in Alles, weil er Alles berührt. Hier beginnt die Mystik; und Mauthner hört mit Fug und Recht hier auf, Worte zu machen. Denn wenn die Mystik reden will, muß sie sich bewußt sein, daß sie spielerisch ist, nur Phantasie, nur Wortkunst, nur Bild in Bildern. Mauthner aber hat keine Zeit zum Spielen; erst muß der Ernst so gründlich besorgt werden, daß wir einsehen: unsere Weltanschauungen, unsere Religionen, unsere Wissenschaften sind Dichtung und Spiel. Der Ernst, der Streit, die Maske muß aus Begriffen und Worten hinausgeworfen werden. Hinter Mauthners Sprachkritik öffnet sich das Thor zu neuer Kunst und zum Spiel des Lebens, das nicht mehr ernsthaft genommen wird und das deshalb gerade großen Kämpfen, großen Wagnissen, unerhörtem Frevel, wunderbarer Schönheit geweiht sein wird. Das aber geht die Ethik an; und auch für dieses Feld hat Mauthner noch keine Zeit. Ich wollte nur andeuten, wie unser Leben bereichert wird, wenn wir uns von der Sprachkritik durch diese höllische Verzweiflung geleiten lassen.

In meiner kleinen Studie „Durch Absonderung zur Gemeinschaft“, die ich in der Flugschrift „Die neue Gemeinschaft“ bei Eugen Diederichs in Leipzig veröffentlichte, habe ich gesagt: „Die Abstraktion und das begriffliche Denken ist an der Endstation angelangt; es wartet nur noch auf den Keulenschläger, der es zusammentrümmert.“ Fritz Mauthner ist der Keulenschläger, den ich gemeint habe. Ganz klar wird Das erst werden, wenn die folgenden zwei Bände vorliegen. Dann werden wir aus tiefster Seele aufathmen; denn Unsereins hat dann wieder Etwas zu sagen.

Gustav Landauer.

Die Epileptiker in der Weltgeschichte.

Jüngst hat in Bremen ein an Epilepsie leidendes Individuum dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese eigenthümliche psychische Anomalie gelenkt, daß es in einem besonders unglücklichen Zeitpunkt ein Opfer seiner Sinnestäuschungen und des epileptischen Dämmerzustandes wurde. Das im Bewußtsein haftende aktuelle Ereigniß des Kaiserbesuches, verbunden mit dem durch das Menschengewühl heraufbeschworenen Erinnerungbild des brausenden Meeres, veranlaßte den ehemaligen Matrosen zu einer Wurfbewegung, die im Sinn des epileptisch verwirrten Thäters ein Auswerfen des Senkbleies in das Wasser sein sollte, in Wirklichkeit aber zu einer Verletzung des vorbeifahrenden Monarchen führte. Da Deutschland nach annähernder Schätzung mindestens 40 000 Epileptiker zählt, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil in Anstaltpflege untergebracht ist, so verdient die Fallsucht allerdings eine größere Beachtung, als sie bisher gefunden hat. Keine Bevölkerungschicht ist frei von epileptischen Personen. Man findet sie in der Aristokratie wie im Proletariat; und sie weisen, von ihrem Leiden abgesehen, die verschiedensten geistigen Qualitäten vom vollendeten Trottel bis zum bewunderswerthen Genie auf. Die Fallsucht ist auch insofern eine interessante Krankheit, als sie neben dem Caesarenwahnsinn und dem delirium tremens zu den wenigen Erkrankungen des Nervensystems gehört, über deren Vorkommen bei historischen Persönlichkeiten wir mit einiger Zuverlässigkeit unterrichtet sind. Denn die in die Augen springenden Symptome der Epilepsie — die Bewußtlosigkeit während des Anfalles, der Krampf mit seinen gewaltsamen Zuckungen, die sich nicht selten anschließenden visionären Träume — veranlaßten auch die Schriftsteller alter Zeiten, das Bestehen solcher Zustände bei bedeutenden Persönlichkeiten in ihren Aufzeichnungen der Nachwelt zu überliefern. Die Weltgeschichte weiß uns von einer ganzen Reihe von Epileptikern zu erzählen. Diese einmal kurz Revue passiren zu lassen, ist um so interessanter, als wir heute nicht mehr der Ansicht sind, daß die Epilepsie sich nur durch Krampfanfälle äußert, sondern wissen, daß auch in der von Anfällen freien Zeit Gemüth und Charakter der betroffenen Individuen in eigenartiger Weise verändert wird. Die epileptische Veranlagung historischer Persönlichkeiten erscheint uns daher nicht mehr, wie den älteren Beobachtern, als etwas Zufälliges und Gleichgiltiges, sondern giebt uns manche Aufklärung über das Verhalten dieser Personen. Da schwere Epilepsie zur Ausübung einer öffentlichen Thätigkeit untauglich macht, kann es sich in unseren Fällen natürlich nur um leichte Erkrankungen handeln; aber gerade in ihnen äußert sich die

Rücksichtlosigkeit, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit des Epileptikers, aber auch seine Neigung zu mystischer Schwärmerei und Mißtrauen sehr deutlich. Wird auch die geschichtliche Entwickelung im Wesentlichen von anderen Faktoren bestimmt als von den persönlichen Eigenschaften der jeweilig führenden Personen, so sind diese doch für die Form, in der sich das historische Geschehen abspielt, durchaus nicht gleichgiltig, besonders, wenn es sich um Epochen handelt, in denen die Machtsphäre des Einzelnen unendlich größer war als in der Gegenwart.

Den Griechen war die Fallsucht wohl bekannt. Sie glaubten, wie die Juden, daß sie durch einen Dämon verursacht sei, und bezeichneten sie wohl deshalb als Heilige Krankheit. Wie Aristoteles berichtet, zählte die mythologische Ueberlieferung auch Herkules zu den Besessenen. Der erste Epileptiker, von dem die Geschichte erzählt, war der Perserkönig Kambyses, der nach nur siebenjähriger Regirung zur Freude seiner Zeitgenossen plötzlich verstarb, ein sehr streitbarer Herrscher, gefürchtet wegen seiner Willkür und Grausamkeit von seinen Unterthanen und besonders seinen eigenen Familienangehörigen. Herodot scheint sich über den krankhaften Ursprung mancher Regirunghandlungen des Kambyses klar gewesen zu sein. An der Stelle, wo er über die Verfolgung der Familienmitglieder spricht, sagt er nämlich: „Auf diese Weise wüthete Kambyses gegen seine Anverwandten, es sei nun des Apis wegen oder aus einer anderen Ursache, denn vielfachen Leiden sind die Menschen unterworfen. So soll Kambyses von seiner Geburt an mit einer schweren Krankheit, die man die heilige nennt, behaftet gewesen sein; und da wäre es nicht unwahrscheinlich, daß bei einem heftigen körperlichen Leiden auch die Seele mitgelitten hätte."

Ob Alexander der Große epileptisch war, ist nicht mit Sicherheit überliefert, doch steht es von seinem Halbbruder Archidaeus fest. Dagegen dürfte bekannt sein, daß Julius Caesar an epileptischen Anfällen litt. Der Gewährsmann hierfür ist Plutarch: „Von Gestalt war Caesar hager, von Fleisch weiß und zart, leidend an Kopfschmerz und behaftet mit der Fallenden Sucht, einer Krankheit, die ihn zuerst in Cordyba heimgesucht haben soll; doch benutzte er die Krankheit nicht als Vorwand zur Weichlichkeit, sondern brauchte als Heilmittel das Kriegsleben, indem er durch die mühsäligsten Märsche, durch gemeine Kost und Lagern unter freiem Himmel die Krankheit bekämpfte und seinen Leib gegen ihre Angriffe möglichst schirmte." Plutarch theilt auch das Gerücht mit, Caesar habe während der siegreichen Schlacht bei Thapsus einen epileptischen Anfall gehabt: „Es wird erzählt, er selbst sei nicht in der Schlacht gewesen, sondern ihn habe während der Aufstellung des Heeres in Schlachtordnung seine gewöhnliche Krankheit ergriffen und er habe sich, da er ihr Herannahen merkte, ehe die Besinnung verwirrt und durch das Leiden gänzlich unterdrückt worden sei, schon in Zuckungen nach

einem der nahen Thürme tragen lassen und dort die Zeit in Ruhe hingebracht." Unter den Nachkommen der julisch-claudischen Familie waren viele geistig Gestörte. War es doch den aus diesem entarteten Stamm hervorgegangenen Kaisern vorbehalten, das später so bekannt gewordene Krankheitbild des Caesarenwahnsinns in reinster Form auszubilden. An Epilepsie litten aus dieser Familie noch der Kaiser Caligula und Britannicus, der Bruder des Nero.

Aus dem Mittelalter liegen wenige zuverlässige Mittheilungen über das Vorkommen von Epilepsie bei historischen Persönlichkeiten vor. Mit Sicherheit wird von dem angelsächsischen König Alfred dem Großen berichtet, daß er häufig an mit Bewußtlosigkeit einhergehenden Krämpfen litt. Aus der neueren Geschichte ist Napoleon hervorzuheben. Mehrere Anfälle werden von ihm berichtet, so ein besonders heftiger nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Aspern im Jahre 1809. Uebrigens litt auch der in dieser Schlacht siegreiche gegnerische Feldherr, Erzherzog Karl von Oesterreich, mitunter an epileptischen Anfällen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den genannten Personen die rücksichtlosen Thatmenschen überwiegen, die skrupellos ihrem Ehrgeiz und ihrer Machtstellung Tausende und Abertausende von Menschenleben ohne jede Spur menschlicher Empfindung zum Opfer brachten. Man geht wohl kaum zu weit, wenn man hierin bis zu einem gewissen Grade eine Aeußerung der dem Epileptiker eigenthümlichen Gemüthsstarre, Hartnäckigkeit und Grausamkeit sieht. Aber auch die mystische, auf übersinnliche Dinge gerichtete Schwärmerei, die manche Epileptiker besonders in fortgeschrittenen Stadien ihrer Erkrankung zur Schau tragen, finden wir bei einigen als fallsüchtig bekannten geschichtlichen Persönlichkeiten wieder. Wir müssen sie nur nicht unter den Herrschern und Feldherrn, sondern unter den Religionstiftern und Kirchenfürsten suchen. Ein Musterexemplar ist der Apostel Paulus, dessen Epilepsie von dem Theologen Krenkel durch einen scharfsinnigen Indizienbeweis unzweifelhaft festgestellt worden ist. Im zwölften Kapitel des zweiten Briefes an die Korinther spricht der Apostel davon, daß ihm gegeben sei „ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe." Wie Krenkel auf dem Wege der Sprachforschung und der Stellenvergleichung nachweist, sind damit Krampfanfälle gemeint, die trotz inbrünstiger Bitte zu Gott um Heilung den Apostel bis zu seinem Tode heimsuchten. Mit Recht faßt Krenkel auch die Bekehrungszene auf dem Wege gen Damaskus als die Vision eines Epileptikers vor dem Anfall auf. Der Apostel selbst scheint einen Zusammenhang geahnt zu haben, denn er berichtet zu gleicher Zeit von den Faustschlägen des Satans. Die Empfindungen, die Epileptiker in einzelnen Fällen vor dem Ausbruch

des eigentlichen Krampfes haben, können sich zu wirklichen Halluzinationen erweitern und sind als solche für die Rolle, die Fallsüchtige im religiösen Leben gespielt haben, ohne Zweifel von großer Bedeutung gewesen. Manche Kranke hören seltsam brausende Geräusche, sehen Funken, leuchtende Kugeln, glänzende Gestalten, Größer- und Kleinerwerden der umgebenden Gegenstände u. s. w. Das sind die Vorbedingungen für religiöse Visionen, die um so lebhafter sind, je mehr der Epileptiker schon an und für sich zu religiösen Grübeleien neigt. Die Kranken sehen dann den Himmel offen oder weiden sich am Anblick des Fegefeuers oder sehen den Teufel in leibhaftiger Gestalt. Auch Mohammed galt nicht ohne Grund bis in die Neuzeit als Epileptiker, da er an Krämpfen, Visionen und somnambulen Zuständen gelitten hat. Nach neueren Forschungen scheinen jedoch die abnormen psychischen Zustände Mohammeds, die auf die Ausbildung seines Religionsystems den größten Einfluß gewonnen haben, nicht auf epileptischer Veranlagung, sondern auf einer schweren Form der Hysterie, die man bei den zu Nervenkrankheiten sehr disponirten Völkern des Orients auch häufig bei Männern findet, beruht zu haben. Aus dem Mittelalter ist der Stifter des Franziskanerordens, der fanatische Franz von Assisi, aus der neueren Kirchengeschichte der kluge, aber herrschsüchtige Papst Pius IX. als fallsüchtig bekannt.

Für die bisher erwähnten Personen war die Krankheit kein Hinderniß, manchmal Bedeutendes zu leisten. Ist jedoch die Epilepsie hochgradig, so leidet schließlich die Intelligenz außerordentlich. Auch von solchen Individuen weiß uns die Geschichte zu erzählen. Zu diesen epileptischen Trotteln auf Königsthronen gehörte der Kaiser Karl der Dicke aus dem Hause der Karolinger, der auf dem Reichstag zu Tribur abgesetzt werden mußte, nachdem man durch Anwendung zum Theil barbarischer Mittel sich vergebens bemüht hatte, ihn von seinem Leiden zu befreien. Auch König Wenzel von Böhmen war Epileptiker. Aus unserem Jahrhundert sei der epileptische und geistesschwache Kaiser Ferdinand von Oesterreich erwähnt.

Außer der auf angeborener abnormer Gehirnkonstitution beruhenden Epilepsie giebt es noch eine ähnliche, mit Krämpfen und Bewußtlosigkeit verbundene Affektion, die durch Verletzung des Kopfes entstehen kann. An dieser Krankheit soll, wie englische Stimmen versichern, der Kaiser von Rußland leiden, seit er in einem japanischen Theehaus einen Hieb über den Kopf erhielt. Ob diese Angabe wahr oder falsch ist, läßt sich schwer feststellen, ist im Grunde auch nicht so wichtig, denn selbst in Rußland ist der Macht eines Einzelnen jetzt eine Schranke gesetzt. Heute hat deshalb die Frage, ob regirende Herren geistig gesund sind, den größten Theil ihres früheren Interesses verloren. Dr. Alfred Grotjahn.

❧

Antichristen.

A bas la soutane! Dieser Ruf durchschallt jetzt ganz Frankreich und eine Kommune nach der anderen beeilt sich, ihm Folge zu leisten und innerhalb ihrer Grenzen den Abbés und Curés das Tragen ihrer nicht schönen, aber altgewohnten Tracht zu untersagen. Selbst wenn man an den Leichtsinn und das Temperament der Franzosen gewöhnt ist, muß Einen die Kindlichkeit und Unbedachtheit dieses Feldzuges gegen die Langröcke überraschen. Denn kindlich ist dieses Vorgehen in jedem Sinn und unbedacht, insofern es für die Maßregelnden schlimmere Folgen haben kann als für die Gemaßregelten. Man will nicht haben, daß die Priester durch ihre Tracht auffallen und sich von anderen Citoyens unterscheiden. Wird Das durch das Verbot der Soutane erreicht werden? Keineswegs! Es steht im Bereich der Machthaber, einem Menschen dieses oder jenes Kleid zu verbieten, nicht aber, ihn zu zwingen, sich so zu kleiden wie alle Anderen, comme tout le monde. Wie kleidet sich denn dieser Herr tout le monde? Bürgerlich. Gut. Oder wie man in Deutschland sagt: „In Civil.“ Aber wird nicht Jeder den Offizier „in Civil“ von dem Professor, der sich auch bürgerlich kleidet, unterscheiden können, den Schauspieler vom Küster, den Friseur vom Ministerialrath, den Landjunker vom Kommerzienrath?

Der Zweck also dieser Maßregel, die Geistlichen — und damit wohl auch die Religion — für die Oeffentlichkeit unsichtbar, gleichsam nicht existirend zu machen, wird nicht erreicht werden. Dagegen wird etwas Anderes geschehen, das die Soutanenfeinde wohl nicht bezweckt haben. Der Kampf, den in Frankreich die Sozialisten und die Radikalen mit Hilfe der Regirung führen, muß seiner Natur nach mit mehr List als Kraft geführt werden. Und in solchen Kämpfen seine Leidenschaften und seine Ziele durch kleinliche, aber ins praktische Leben greifende Demonstrationen mit so greller Schrift zu affichiren, ist unklug, ist jedenfalls nicht sehr diplomatisch. Viele Menschen, die bis dahin der Kirche ziemlich gleichgiltig gegenüberstanden, und alle anständigen Menschen, denen jede kleinliche Hetze zuwider ist, werden jetzt den „armen“ Abbés — die, nebenbei bemerkt, in Frankreich meist bon enfant und in allen Klassen der Gesellschaft gern gesehene Gäste sind — ihr Mitleid und ihre Sympathien zuwenden. Und die Wähler, die bis dahin nur um die „Gesinnungtüchtigkeit“ ihrer municipalités besorgt waren, werden jetzt auch auf deren praktische Thätigkeit aufmerksam werden und Manchem wird der Gedanke kommen, daß die Maires am Ende doch wohl noch wichtigere und höhere Aufgaben zu erfüllen hätten als die, Kreuzzüge gegen das Soutanengespenst zu unternehmen.

Das sind Erwägungen, die auch schon von der französischen Presse ausgesprochen worden sind. Ihre Berechtigung ist unbestreitbar, wenn auch ihre Tragweite nicht über die Interessen einzelner politischer Parteien und der — nicht gefährdeten, aber geärgerten — Abbés selbst hinausgeht.

Wichtiger ist die symptomatische Bedeutung, die man dieser wie anderen Begleiterscheinungen des Kampfes, den Regirung und Volk in Frankreich gegen die Religion führen, beimessen kann. Diese kleinen Mittelchen, mit denen die

kleinen Leute der Regirung zu Hilfe zu kommen suchen, sind der beste Beweis dafür, daß der von der französischen Regirung inszenirte Kampf gegen die Kirche nicht nur persönlichen Motiven einzelner Parteiführer entspringt, sondern auch in ziemlich weiten Kreisen populär ist. Die ganze kulturhistorische Bedeutung und Tragweite dieses Kampfes aber kann man nur dann ermessen, wenn man in recht naiver Weise — es liegt eben im Wesen mancher Fragen, daß sie nur dann ernst und tiefgreifend beantwortet werden können, wenn sie naiv und gleichsam ohne eine Ahnung ihrer Bedeutung gestellt werden — nach seinen Ursachen fragt. Mit dem Hinweis, daß dieser Kampf dem Papst und seinen Ansprüchen auf Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten gelte, wäre nur eine ganz oberflächliche Antwort gegeben. Gewiß wird jetzt in Europa — England und Rußland ausgenommen — der Kampf vorwiegend gegen die katholische Kirche geführt, aber nur darum, weil sie durch ihre Organisation die mächtigste und kriegerischste ist, während die reformirten Kirchen nur vorsichtig zuschauen und sich beeilen, die Opfer des Kampfes in ihre Herbergen aufzunehmen. Wenn jedoch die Zeichen nicht trügen — und als ein solches Zeichen möchte ich unter anderen auch das in Amerika, England und Rußland, also in nicht katholischen Ländern, so rasch zunehmende kirchenfeindliche Sektenwesen gelten lassen —, wenn diese Zeichen nicht trügen, so scheint das neue Jahrhundert zum Schauplatz eines immer heftiger und bewußter werdenden Kampfes gegen die christliche Kirche in ihrer Allgemeinheit werden zu sollen.

Was ist der Grund, was sind die Ursachen dieses Kampfes?

Es scheint, daß die klarste Antwort auf diese Frage uns vom anderen Ende Europas, aus Jasnaja Poljana in Rußland, kommen soll. Vor mir liegt das Manuskript einer neuen Schrift des Grafen Lew Nikolajewitsch Tolstoi, die die Titel „Aufruf an die Menschheit“ und „Muß es denn wirklich so sein?“ trägt und den Lesern der „Zukunft“ aus einem hier veröffentlichten Auszug bekannt ist. Ich will versuchen, den hier in Betracht kommenden Theil ihres Inhaltes wiederzugeben, ohne persönlich und kritisch dazu Stellung zu nehmen.

Tolstoi beginnt mit der grellen Schilderung einiger Szenen aus dem sozialen Leben unserer Zeit.

Der Bauer will arbeiten und hat kein Pferd zum Beackern seines Feldes, aber es giebt reiche Leute, die nicht arbeiten wollen und sich zum Spazirenfahren Pferde halten, die so viel werth sind wie der ganze Hof eines Bauern. Es giebt Damen, die Hüte tragen, für die der Preis einer zwei Wochen langen angestrengten Bergwerksarbeit bezahlt wurde. Es giebt Menschen, die an einem Tage so viel veressen und vertrinken, daß für das Geld Hunderte von Hungernden gesättigt werden könnten. Es giebt Menschen, die gleich bei ihrem Erscheinen auf der Welt von einem Chor von Aerzten, Hebammen und Wärterinnen begrüßt, in Windeln mit seidenen Bändern gehüllt und in patentirte Wiegen gebettet werden, und es giebt andere Menschen, die irgendwie und irgendwo geboren werden, die man in Lumpen hüllte und mit Wasser und Brot ernährte, bis sie zur Freude ihrer Eltern früh wieder starben.

Eine solche soziale Ordnung, meint Tolstoi, kann nicht gerecht, kann nicht die richtige sein. Und wie ist es überhaupt möglich geworden, wodurch ist es so geworden, fragt er, daß die einen Menschen — die Minderheit —, die nicht

arbeiten, alle Lebensgüter genießen, mehr sogar, als sie verdauen können, während die anderen — die Mehrheit —, die arbeiten, nur das Zusehen haben und hungern und darben müssen? Wenn diese Zustände dadurch herbeigeführt sind, daß die Minderheit sich durch Gewalt zuerst des Bodens und dann des Geldes (durch Steuererhebung) der Mehrheit bemächtigt hat und jetzt dieses unrechtmäßig erworbene Eigenthum mit Gewalt schützt, so wäre eine Aenderung — und wer von der Mehrheit wünschte sie nicht? — sehr leicht und einfach herbeizuführen. Denn „Gewalt" kommt heutzutage in letzter Linie doch nur immer auf „Soldaten" heraus. Wer die Soldaten auf seiner Seite hat, hat die Gewalt. Wer aber sind diese Soldaten? Es ist die hungernde und darbende Mehrheit selbst, die von der Minderheit ausgebeutet wird. Diese Menschen werden sich doch nicht gegen ihre Brüder, gegen sich selbst benutzen lassen? Doch, sie thun es; und Das ist der beste Beweis für die Unzulänglichkeit einer Theorie, die da meint, daß die Minderheit die Mehrheit durch Gewalt, nur durch Gewalt unterdrücke und ausbeute. Sie beutet sie durch Gewalt und durch List aus. Durch Gewalt wurde die Basis des Besitzes geschaffen, durch List wird das Gebäude aufgeführt und geschützt. Und diese List ist so klug, daß die Minderheit zum Schutz ihres unrechtmäßigen Besitzes heutzutage persönlich kaum den Finger zu rühren braucht: es ist die Mehrheit selbst, die diesen Besitz schützt. Worin besteht nun diese so magisch wirkende List, welches ist der mächtige Zauberstab, der die Massen zwingt, gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen? Es ist die Kirche, es ist das Christenthum, antwortet Tolstoi.

In naiver Unkenntniß hatten die europäischen Herrscher diese anarchistische Religion angenommen und sie ihren Völkern aufgezwungen. Sie hatten nicht gewußt oder nicht bedacht, daß diese Religion das Eigenthumsrecht verwirft, das Richten und Kriegführen verbietet, einen anderen Herrscher als Gott nicht kennt, — mit einem Wort: die Existenz jedes Staates unmöglich macht. Als sie es merkten, war es zum Rückzug zu spät; es galt vielmehr, sich aus dem Feinde einen Bundesgenossen zu machen. Die neue Religion konnte nicht mehr abgeschafft, aber sie mußte wenigstens unschädlich gemacht, sterilisirt werden. Da man die Priester, die dazu nicht willig waren, verbrannte, so fand man schnell eine Menge Solcher, die willig waren, nicht nur zur Sterilisirung der Religion, sondern auch zu ihrer Nutzbarmachung für die Gewalt der Herrscher und für die Idee eines kriegerischen Staates. Durch falsche oder übertreibende Deutung einzelner Stellen der Evangelien wurde aus ihnen vor Allem der Gehorsam, der blinde Gehorsam gegen die Obrigkeit, gegen jede bestehende Obrigkeit oder Regirung als vornehmste Christenpflicht abgeleitet. Das war sehr viel. Das bedeutete fast Alles. Von diesem Dogma bis zu den modernen Fahnenweihen und Kanonentaufen war der Weg nicht weit. Schuldete man den Regirungen blinden Gehorsam, so mußte man eben Alles annehmen und ausführen, was sie verfügten. Und so verfügten sie denn, ihrer Interessen wohl bedacht, daß man auf ihren Befehl hinrichten, im Kriege morden, für die Pracht der Herrscher den Armen den letzten Heller wegnehmen und bei Alledem noch glauben müsse, so fordere es Gottes heiliger Wille, offenbart durch seinen Sohn Jesus Christus. Dafür wurde aber auch gesorgt, daß diese für die Herrscher sich in ihrer neuen Gestaltung so nützlich erweisende Religion auch dem Volk — namentlich den

Reichen — nicht allzu unbequem sei. Alle Verbote, die die anderen Religionen so lästig machen, wurden aufgehoben, Reichthum und Schwelgerei erlaubt; nur sollten die Brosamen den Armen zugeworfen werden. Verboten wurde nur der Diebstahl, das unbefugte Auflesen dieser Brosamen. Das Eigenthumsrecht sollte heilig bleiben. Auch alle positiven Gebote — mit Ausnahme des erwähnten Gehorsams — wurden aufgehoben oder umgangen. So war das Christenthum nicht nur unschädlich, sondern auch für die herrschenden Klassen recht einträglich gemacht worden. Es konnte jetzt — dieses frühere Gift — sogar dazu verwendet werden, wozu die Aerzte die unschädlich gemachten Krankheitgifte verwenden: zu Schutzimpfungen. Diese Impfungen wurden obligatorisch gemacht und der Erfolg war glänzend. Wenn nur die Impfung früh, in der Kindheit, geschah und auch die spätere Pflege eine sorgfältige war — und dafür sorgten die staatlichen Schulen —, so wurde der Mensch, durchdrungen von diesem unschädlich gemachten Christenthum, immun gegen die gefährlichsten Gifte des Verstandes und des Gewissens, besonders aber gegen das Gift des wahren Christenthums. Das Christenthum: Das ist also die List, mit deren Hilfe unsere Regirungen ihre Völker hintergehen und sie zwingen, gegen sich selbst zu wüthen. Zuerst die Hypnotisirung durch die Religion, dann die Verdummung durch die militärische Disziplin, — und der den Raub der Reichen mit seiner Waffe beschützende und seine Brüder mordende Proletarier-Soldat ist fertig. Darum keine Revolutionen, keine sozialen Reformen — die können der durch das gefälschte Christenthum vergifteten und hypnotisirten Menschheit doch nicht helfen —, sondern der Kampf gegen die Kirche, gegen das falsche Christenthum. Reißt den Menschen diese Binde von den Augen und sie werden sich selbst helfen.

So spricht Tolstoi.

Nicht also in Frankreich allein ist dem modernen Christenthum der Krieg erklärt, sondern auch im Herzen des „heiligen“ Rußlands erstehen ihm erbitterte und mächtige Feinde. Aber noch weiter von Osten her erhebt sich eine früher nie vernommene Stimme, die sich gegen die Religion wendet. Die Vertreter der buddhistischen Union in Japan, die Lehrer der sechs bedeutendsten buddhistischen Sekten, die sich in dem Kloster Kenindschi in Kioto versammelt hatten, haben von da aus ein am elften Oktober 1900 unterzeichnetes Offenes Schreiben an die geistlichen Häupter der ganzen Welt versandt, das diese geistlichen Häupter in seltener Einmüthigkeit wohlweislich unterschlagen zu haben scheinen. In diesem Sendbrief beklagen sich die Buddhisten über die zum Himmel schreienden Gräuel, die im Namen Christi an den Chinesen verübt worden seien. „Die Gewaltthaten und Grausamkeiten, die von den Chinesen verübt worden sind, verdienen wahrlich die höchste Entrüstung; aber wenn wir unsere Gedanken in die Tiefe der Herzen der Chinesen wenden, so können wir uns dennoch einer gewissen Sympathie nicht erwehren. Die Missionare selbst haben den Aufruhr durch ihr unvernünftiges Auftreten verschuldet, da sie die elementarsten Grundsätze einer jeden Religion in den Staub traten. Unter solchen Umständen können wir, die Buddhisten Japans, nur wünschen, daß die Geistlichen der ganzen Welt mit uns diese Thatsache anerkennen . . .“

Die Sprache des Schreibens ist eine mildere als die Tolstois, da die Buddhisten bekanntlich milde Leute sind und da es sich ja um einen Bitt- und

keinen Anklagebrief handelt. Aber der Schwerpunkt der Anklage liegt hier eigentlich in der Naivetät, womit der Unterschied zwischen den „die Grundsätze jeder Religion in den Staub tretenden" Missionaren und den „geistlichen Häuptern" Europas gemacht wird. Noch naiver sind die Reformvorschläge der Buddhisten. Die Missionare sollen keine Entschädigungen für die Verbrennung ihrer Kirchen und die Ermordung ihrer Glaubensgenossen verlangen. Die Buddhisten hätten, als die Chinesen ihren Tempel in Amoja einäscherten, ihre Regirung inständigst gebeten, von China keinen Schadenersatz zu beanspruchen, da Das die Grundsätze ihrer Religion verletzen würde. „Wenn wir uns der Geschichte zuwenden, so sehen wir, daß die großen Lehrer aller Religionen des Alterthums trotz den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, nicht nur keine Feindschaft und Rachsucht zeigten, sondern im Gegentheil voll Mitleid beteten, daß der Segen des Himmels ihre Verfolger begnade."

Das ist eine schwere, wenn auch durch höfliche Worte gedämpfte Anklage; und wie in den beiden ersten, in Frankreich und bei Tolstoi, ist hier der angegriffene Theil wiederum keine einzelne Konfession, sondern das ganze Christenthum. Auch ist es kein Konkurrenzkampf zwischen Religionen, da der Buddhismus, der sich heute in siebenunddreißig Haupt- und eine Menge Nebensekten zersplittert, in Japan, seit er in den siebenziger Jahren des staatlichen Schutzes zu Gunsten des wiederauflebenden nationalen Shintoismus beraubt wurde, nicht eigentlich als Religion, sondern eher als eine philosophische Schule oder als eine Art Freimaurerthum betrachtet werden muß. Ueber die Bedeutung aber und die Tragweite dieses Angriffes täusche man sich nicht. Wenn auch die Folgen der Ereignisse in China jetzt noch nicht übersehen werden können, so ist doch eine Konsequenz, die sie haben werden, gewiß: eine engere, vielleicht ungeahnt enge Verschmelzung der occidentalen Welt mit der orientalen. Und die Ideologen des gesammten Orients sind die Buddhisten.

So scheint denn das neue Jahrhundert wirklich zum Schauplatz eines Kampfes zu werden, an dessen Möglichkeit man früher nicht gedacht hätte. Hat doch das Christenthum anderthalb Jahrtausende lang als die Religion gegolten, die siegreich sei und siegreich bleiben werde, bis ihr kein Feind mehr lebe. Und da wir das prozentuale Verhältniß der Religionen völlig zu übersehen schienen, gewöhnten wir uns immer mehr in das Gefühl, die Zeit der unbesiegbaren und unangefeindeten Weltherrschaft des Christenthums sei schon erfüllt. Aber es zeigt sich, daß ihm jetzt erst die gefährlichsten Feinde erstehen, deren Zahl und Macht sich beständig mehrt. Und es sind nicht Die allein, die ich hier nannte. Denken wir nur an die auf allen Gebieten des Kulturlebens wachsende Macht des Judenthums, jener uralten, aber nicht alternden Religion, die die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit des Christenthums nie verloren und bis heute bewahrt hat. Denken wir endlich an die Erbfeindschaft der Philosophie und an die Schule, die so recht alle Eigenschaften hat, eine bürgerliche Mittelschule zu werden, und die schon jetzt millionenmal mehr Schüler besitzt, als es eine Statistik offenbaren würde: ich meine die so bequeme und so allgemein zugängliche Lehre der Agnostiker. Auf allen Seiten ist das Christenthum heute bedroht.

Paris. Wladimir Czumikow.



Neue Bilder.

Schon waren die Liefertermine für die großen Sammelausstellungen verstrichen und noch immer wurden wir zur Besichtigung neuer Bilder in die Läden der Kunsthändler gerufen. Neben den Massendemonstrationen der Künstlergenossenschaften haben die privaten Veranstaltungen den natürlichen Vorzug, daß sie durch die Räumlichkeiten auf ein gewisses Maß beschränkt sind. Mögen die Juroren der Sezession durch noch so strenges Auslesen und noch so fein bedachtes Zusammenhängen von kleinkalibrigen und leis gestimmten Gemälden das Barbarische der Anhäufung vielfältiger Kunst zu mildern suchen: unter vierhundert Katalognummern können sie es doch nicht machen, wenn sie überhaupt eine Art Ueberblick geben und den Ansprüchen der „dazu Gehörigen" gerecht werden wollen. Ins Alte Museum oder in die Nationalgalerie zu gehen, ist uns selten angenehm; nur das Gefühl, wieder dort gewesen zu sein, erfüllt uns mit der Genugthuung einer redlichen That. Eigentlich genossen werden Gemälde nur in den stillen Oberlichtsälen der Kunsthandlungen; nicht bei Schulte natürlich, wo die feinen Herrschaften auf ihrem nachmittäglichen Lindenbummel oder auch sonntags nach der Kirche in Schaaren einkehren, um nachzusehen, was los ist. Vom Fußboden bis zur Decke hängt Rahmen an Rahmen: Kühe, Ziegen und Schafe, Herzöge und Baroninnen, blaue Zimmer und rothe Dächer. Was macht es aus, daß die Thiere von Heinrich Zügel, die vornehmen Leute von Hubert Herkomer, die Interieurs und die Exterieurs von Gotthard Kuehl gemalt sind? Um so beklagenswerther; namentlich für Zügel. Und doch war Einer siegreich in dem Getümmel und ließ, was um ihn war, vergessen: Besnard. Ich hatte immer geglaubt, die bösen Bilder schlügen die guten tot; hier ists anders. Ein Bildniß der Réjane; wie sie aus dem Schatten der Coulisse ins helle Licht der offenen Szene schreitet, wie sie zum Brennpunkt vieler erwartungvollen Blicke wird und wie sie weiß, daß sie es wird: so hat der Franzose die Komoediantin gegriffen. Und wie uns die Dinge auf der Bühne erscheinen: grell, süß, flüchtig, so sind der Strich und die Farbe; darum ganz dies Leben, ganz dies Wesen. O, Herr von Herkomer, Pictor et Doctor, Heiliger von Bushey bei London, kommen Sie her, betrachten Sie dieses Bild und vergleichen Sie es mit dem Damenportrait, worunter Sie die Worte setzten: „Sehend sah ich nicht. Nicht hörend hörte ich." Man muß fürchten, daß das Auge des Künstlers selbst blind für die Wirklichkeit ist und sein Ohr nur Das noch vernimmt, was ihm wohlklingt; sonst hätte er das Emailbild, das den Deutschen Kaiser verherrlichen soll, sicher im Schmelzofen gelassen. Es ist eine unglaubliche Leistung.

Wie glücklich sind doch die Dichter zu schätzen, daß man sich mit ihren Büchern, den geliehenen, daheim in sein Kämmerlein einschließen kann! Aber die armen Maler! Wer keine Privatgalerie hat oder keine Künstler zu Freunden, daß er sie an ihren Staffeleien besuchen dürfte, kann ihre Kunst nie anders als im Paletot, in Hut und Handschuhen genießen, als Passant. Nur seines Spazir=

stockes oder Regenschirmes ist er so lange ledig. Ein Glück wenigstens, daß nicht alle Kunstsalons auf der Laufseite der Linden liegen. Es giebt noch einige, wo man eine Stunde für sich sein kann und sichs sogar ein Wenig bequem machen darf. Blos dort kommen die Bilder und die Maler zu ihrem Recht. Bei Keller & Reiner hatten während der letzten Wochen Ludwig von Hofmann, Walter Leistikow und Jakob Alberts ausgestellt. Bisher waren sie um die selbe Jahreszeit zugleich mit acht Anderen gekommen. Aber die Elf haben sich getrennt. Eine berliner Sezession hat in Charlottenburg ihr Häuschen und Liebermann hat außerdem noch seinen Cassirer in der Viktoriastraße. Hofmann und Leistikow, die Fruchtbaren, hatten unter solchen Umständen Platz, ihre Jahresarbeit auszubreiten, und Alberts, der Mühsamere, konnte sein Lebenswerk, konnte einmal ganz sich oder sich ganz ausstellen. Für den Betrachter war Das eine gute Gelegenheit, um Persönlichkeiten zu unterscheiden. Zwei Spekulative und ein Beschaulicher; die Einen sehnend, suchend, sich erschöpfend, der Andere genügsam, verweilend, sich ruhend; Hofmann, der ein Land der Träume mit einer froh verzückten, bang verzagten Jugend bevölkert, Leistikow, bei dem die Linien landschaftlicher Weiten pathetisch nachschwingen, Alberts aber, der mit Liebe und Treue die ihm heimische Wirklichkeit abbildet. Dort die Wunder freier, einziger, ungemessener Welten, hier die Alltäglichkeiten eines stillen Erdenwinkels. Ist die Frage nicht müßig, welches dieser Gebiete das ergiebigere sei? Daß Hofmann oder Leistikow in einem einzigen Winter so viele Bilder malen wie Alberts in zehn Jahren, weist den Gedanken nicht einfach zur Ruhe. Dieser Maler, der jahrein, jahraus sich beschränkt hat, die engen Stuben und niedrigen Kirchen der Halligbewohner, die Eintönigkeit dieser Deichinseln, deren Boden nur im Herbst einmal sich mit dem melancholisch blassen Schimmer einer Blumenblüthe überzieht, zu malen, beweist uns, was ein liebevoll sich versenkendes Gemüth aus scheinbarer Dürftigkeit hervorzubringen vermag. Zur Natur und Kultur eines eigenthümlichen Landes und Volkes bringt seine vertraute Schilderung uns in mannichfache sympathische Beziehungen; und das Aeußerliche ist mit Innerlichkeit verwirkt zu künstlerischen Reizen, zu Stimmung und Charakter. Man wage dreist, zu sagen, daß die hellen Halligstuben Jakobs Alberts in ihrer deutlichen Buntheit neben den klassisch gefälligen Interieurs eines Pieter de Hooch die köstlichere Nuance des Wahren und Unabsichtlichen voraus haben. Das Selbe dürfte nicht von Gotthard Kuehl, der am Liebsten in den Spitteln und Bullenwinkeln des alten Lübeck nach malerischen Durchblicken stöbert, behauptet werden. Denn gerade dieser Künstler, der ja schon vielfach unter günstigeren Voraussetzungen als neulich bei Schulte zu betrachten war, weist alle Merkmale der beflissenen Kunstmalerei und der bewußten Farbenschmeckerei auf, Eigenschaften, die aus den so dargestellten Behausungen den Geist ihrer Bewohner verscheuchen, den Hauch von den Geräthen streifen und die Luft mit Oel- und Firnißgeruch füllen. Eben davon ist auf den Bildern Jakobs Alberts gar nichts zu spüren. Da duftet es feucht nach blankgescheuerten Dielen und warm nach Räucherwerk, das auf den Ofen gestreut ward, und aus der sonntagfeierlichen Ordnung des ererbten schmuckvollen Hausrathes offenbart sich uns der Sinn, den hier Menschen ihrem Leben geben. Natürlich giebt es Standpunkte, von denen herab solches Werk gering erscheint: Poesie des Inventars. Aber die Malenden, die sich in Abstraktionen vermessen, erfahren sehr bald,

wie eng doch für die Willkür der Phantasie der Spielraum ist, — zumal, wenn sie nur Landschafter sind. Und Das ist Leistikow ausschließlich. Er hat zwar früher Enten im Vordergrunde gemalt, dann ziehende Schwäne, aber davon ist er abgekommen, abgekommen wie — leider — von so Vielem. So oft man glaubte, jetzt wäre er endlich mal so weit, war er bei nächster Gelegenheit wieder anderswo. Wenn ich eben noch den Satz auf ihn anwenden wollte, daß die Natur, die wir Gottes freie Natur nennen, das Idealisiren sich nur bis zu einem gewissen Grade gefallen läßt, indem ich dabei nur an Poussin und Claude als die Interessantesten unter den langweilig Gewordenen zu denken brauche, so will es mir in der Erinnerung an Leistikows Unbeharrlichkeit doch scheinen, als ob bei ihm die natürlichen Begrenzungen eher in der Person als in der elementaren Sache begründet lägen. Er ist ein Opfer des modernen Verkehrs. Angeregt von all den schnell sich mittheilenden Zeitbewegungen, suchte er die Sensationen des Tages als günstige Konjunkturen zu nützen. So hat er natürlich auch die dekorative Bewegung mitgemacht, hat zu Möbeln und Geweben — allerdings in einer nordisch primitiven Stilmanier — Entwürfe gezeichnet und Tapeten mit naturalistisch ornamentalen Friesen gemalt, die deshalb so schön waren, weil des Künstlers starkes Gefühl für das Feierliche in der Landschaft hier in ungehemmten Rhythmen, in frei fließenden Linien ausklingen konnte. Das gerahmte Bild war eben zu eng dafür gewesen; denn er ist nicht ein so differenzirter Farbenempfinder wie die Impressionisten aus Monets Kreis, noch ist er, der das Einfache will, ein urkoloristisches Temperament, wie es einzig Böcklin war. Darum sind seine neuen Sachen, in denen er durchaus weitere Konsequenzen ziehen wollte, zu leer für einen Goldrahmen, nicht köstlich und kostbar genug. Dort aber, wo er nicht verallgemeinert, sondern den Charakter einer Oertlichkeit festhält, schafft er ein inhaltvolles Gemälde: es heißt „Grunewaldsee". Und diesen Erfolg kopirt er seitdem, — so nebenbei.

Das Beharrungvermögen fehlt auch Ludwig von Hofmann. Aber bei ihm steht es damit anders: die Fülle der Gesichte ists, die diesen Schwelgenden nicht zur Muße des reiflichen Gestaltens kommen läßt. Bild an Bild zieht in rascher Folge an seinem Auge vorüber, und um von allen den Schimmer zu erhaschen, ist oft der erst auf der Palette die nassen Farben mischende Pinsel nicht schnell genug; da muß der weiche Pastellstift, dessen breite, feinstaubige Spuren sich unter dem Finger leicht zu Tönen verwischen lassen, als zweites Mittel dienen. Wenn man dann die so entstandenen Werke beisammen sieht, so imponirt die Pracht dieser Fruchtbarkeit; aber das Einzelne hat nicht die volle Reife, die letzte tafelbildmäßige Vollendung. Auf des Künstlers jüngsten Bildern war nicht der alte Sonnenschein. Die sonst immer hell und süß klingenden Farben sind dunkler und herber gestimmt. Statt Sonne und fächelnder Morgenlüfte diesmal Wetternebel und schwüle Nachtschatten; statt der lichtvollen Symbole mystische Dämmerungen. Nicht mehr die sorglos in paradiesischen Thalgründen dahinliebende Jugend mit den schlanken weißen Gliedern, sondern ein braunes, ernst blickendes Männervolk auf kahlen Berghalden, über die von den Firnen her frostige Winde streichen. Ob nicht schon ein Wenig Resignation sich in die frohe Schöpferlaune mischt?

Die Drei, die da mit Eigenwillen ihres Wesens Art behaupten, hätten

in den Salons von Cassirer nicht die richtige Stätte gefunden; denn dort werden mit anspruchsvoller Ausschließlichkeit nur die patinirten Impressionismen gepflegt; Manet und Monet, Renoir, Pissarro, Degas und Liebermann und was an letzten Entdeckungen und Umwerthungen der großen pariser Kunsthändler noch hinzukommt. Da ist nicht der Ort für lebhafte Manifestationen weiterer Weltanschauungen, sondern nur für die apartesten Sensationen des verfeinerten Geschmackes: Kunst im engsten Kreise. Farbige Kleinodien sind da zu sehen, die zum Besitz reizen, weil man bei langem und wiederholtem Betrachten immer neue Köstlichkeiten daran entdeckt. Jetzt waren von einem der Maris Sachen ausgestellt, die zum Theil noch in Barbizon zur Zeit von Diaz und Daubigny gemalt wurden Aber unter den dargebotenen Delikatessen findet man gelegentlich auch Schnepfendreck; und es ist dann sehr hübsch, zu beobachten, wie die Eingeschworenen von der Feder beim kritischen Genuß gewisser Renoirs Gesichter schneiden. Neue Namen, junge Künstlerschaft trifft man selten und die Zugelassenen haben den Ehrgeiz, sich in den Manieren von den Löwen dieses Salons möglichst wenig zu unterscheiden. Paul Baum, ein Landschafter, hat freilich aus den Experimenten der fanatisch einseitigen Pointillisten eigenthümlich schönen Nutzanwendungen gezogen. Weil er zugleich einen zärtlichen Sinn für die zeichnerischen Kleinigkeiten hat, macht sich seine Art der Farbenzerlegung höchst manierlich. Der junge Tag in seiner ganzen glitzernden Pracht leuchtet aus den Rahmen; eine wunderbar frische Luftigkeit. Und dennoch haben diese Bilder als Landschaften etwas Charakterloses. Daß sie das Land um Taormina oder das um Brügge darstellen, hat den Künstler weniger bekümmert als die Sorge, malerische Werthe zu schaffen. Einer aber, dem die Dinge überhaupt nichts sagen, dem Blume, Baum, Haus, Mensch, Alles, Alles nur Couleur ist, ist Kurt Herrmann. Wie gern schon möchte man seine glühenden Farbenflecke bewundern, wenn die Pietätlosigkeit nicht verstimmte, mit der solch duftendes Blumenwesen angeblickt ist! Seine neuen Versuche zur Erzeugung farbiger Energie haben ihn darauf gebracht, statt, wie die Neoimpressionisten, die Farben in Pünktchen, sie in centimeterbreite parallele Streifen aufzulösen. Also einen Bandillisten giebt es jetzt ... Ulrich Hübner ist ein warmer Mensch. Mag er nur seinen Geschmack an den feinen Franzosen bilden und sie mitsammt der Patina, die sie schon angesetzt haben, nachmalen: er ist doch, wie seine Stücke von Pommern und der mecklenburgischen Küste zeigen, ein Landschafter mit kräftig sich regendem Heimathgefühl.

Von Thomas Theodor Heine waren die Originale zu seinen Simplizissimus-Bildern die amusantesten Sehenswürdigkeiten. Ueber ihn müßte man ausführlicher reden. Auch über Auguste Rodin, für dessen sieben Sachen, kleine Terrakotten und Bronzen, bei Keller & Reiner ein Extrakabinet eingerichtet war. Am Maßstab lags denn auch, daß die Berliner nicht den richtigen Schreck bekamen, der aller großen Bewunderung vorausgeht.

Friedrich Fuchs.



Der Handschuh.

Als ich von dem Begräbniß des jungen Malers O. L., der sein Leben durch Selbstmord geendet hatte, nach Hause zurückkehrte, erschüttert durch den plötzlichen, unheilvollen Tod des genialen Künstlers, bewegt durch das Mitleid mit seiner armen, thränenlosen Mutter, einer einfachen Bäuerin, die mit ihrem einzigen Kinde ihr ganzes Glück, ihr Sonnenlicht begraben hatte, und als ich vor dem Bilde stand, das ich von seiner Hand besaß, da kamen mir aufrichtige Thränen in die Augen und ich fühlte vor diesem heiteren, in Luft und Sonne gebadeten Bilde doppelt schmerzlich das tragische Schicksal des dahingegangenen Lebensflüchtlings.

Ich nahm das Bild von der Wand und beschaute es fast andächtig noch einmal, Linie für Linie, und hatte beinahe eine körperliche Vorstellung davon, wie er einst vor dieser Leinwand gestanden haben mochte, wie seine Hand sich über die bunte Fläche bewegt hatte, als ob die Luft jetzt noch von der Bewegung seiner Finger beben müßte. Und ich sah ihn wieder vor mir, den schönen, blondlockigen Jüngling mit den träumerischen, feucht glänzenden, sehnsüchtigen Augen in dem slavischen Gesicht, seine geschmeidige, schlanke Gestalt eines Pagen, den Alle geliebt, den die Frauen gehätschelt und die ernsten Künstler geschätzt hatten, vor dem sich eine an Arbeit und Erfolg reiche Zukunft aufthat. Und mehr denn je war mir die Ursache seines Selbstmordes, seines Ekels vor der Welt, ein Räthsel. Denn die Phrasen, daß er sich künstlerisch nicht befriedigt gefühlt, daß er ein Schwinden seiner Kraft vorausgeahnt oder daß er in einem Anfall plötzlicher Geistesverwirrung gehandelt habe, sagten mir nichts oder stimmten nicht zu dem ruhigen, im Bewußtsein der Grenzen seiner Begabung überreich schaffenden Maler. Da bekam ich, mehrere Tage nach seinem Begräbniß, einen Brief aus der Provinz, von seiner Mutter an mich geschickt, mit einigen Zeilen von ihrer schwerfälligen Hand, worin sie mir mittheilte, daß der beiliegende, versiegelte Brief für mich unter dem Nachlaß ihres armen Kindes sich vorgefunden habe.

Und mit großer Bewegung las ich die folgenden Zeilen:

„Werther Herr und Freund, wenn Ihre Augen auf diesen Schriftzügen ruhen werden, dann werden meine Augen geschlossen sein, um sich nie wieder zu öffnen; denn ich werde diesen Brief vernichten, wenn ich diesen Tag überleben darf. Ich werde wieder leben können, ich werde meiner geliebten Kunst weiter dienen dürfen, wenn ich diesen Brief verbrennen kann. Jetzt weiß ich noch nicht bestimmt — oder ich lüge mir vor, daß ich es noch nicht weiß —, ob mir das Schicksal so viel Glück bereiten will, ob ich heute Abend jauchzen werde oder ob mein Mund für ewige Zeiten verstummen muß. Sie können sich nicht denken, wie seltsam mir dieser Gedanke ist, daß meine Lippen, die jetzt freilich ein Wenig vor Erregung beben, daß dieser Mund in einigen Stunden vielleicht stumm und kalt sein wird, daß mein Herz, das jetzt stürmisch und lebensdurstig in meiner Brust klopft, abends stillstehn und nie mehr zu einem Schlage sich erholen soll. Ich liebe das Leben und liebe abgöttisch die Kunst; aber ich könnte meiner Kunst nicht weiter leben, wenn ich heute nicht über mich Sieger bleibe.

Und weil ich weiß, werther Freund, daß Sie ein Dichter, daß Sie, mehr als Dies, ein mitfühlender und verstehender Mensch sind, so schreibe ich Ihnen

diesen Abschiedsbrief, wahrhaftig nicht aus einem literarischen Bedürfniß, wahrhaftig, im Angesicht des Todes, nicht in einer bedeutend sein sollenden Schauspielerstellung, sondern aus einer Art von Mitleid mit mir, weil ich mein Andenken rein und höchstens durch den Flor des traurigen Verstehens getrübt wissen möchte. Ich weiß aber Keinen, der mich besser verstehen könnte als Sie: meine Mutter, die gute, arme, unglückliche Frau, deren Bild ich küsse, kann mein Leid nicht verstehen; meine gesunden, robusten Malerfreunde aber werden nicht verstehen, wie ein Mensch dadurch in den Tod getrieben werden kann, daß er zu feig ist, eine Frau zu verführen. Sie aber, weil Sie ein Mensch und ein Dichter sind und weil ich weiß, daß Sie ein Dichter sind nicht um der schönen Worte willen, die sich zum Reime zusammenfügen, sondern wegen Ihrer Liebe zu den Menschen, Sie werden mich zu verstehen suchen, Sie werden mir verzeihen.

Vor mir auf dem Tisch, an dem ich schreibe, liegt ein feiner, zartgrauer dänischer Damenhandschuh. Ich habe mir ihn in dem Vorspiel des Stückes, das heute zu Ende gespielt werden soll, von einer Frau geraubt, die schön und leidenschaftlich, liebebedürftig und liebeverlangend ist. Sie hat sich in einer jener Liebeszenen, wie sie den brutalen Sinnlichkeitausbrüchen vorangehen und die in schön erfundenen Gleichnissen, in maskirten Anspielungen Alles verrathen, was die Lippen noch nicht entlarven wollen, in einem jener Schäferspiele der Liebe den Handschuh und damit den Besitz ihres graziösen Leibes von mir — nicht unwillig — entreißen lassen. Sie gehört mir, mir nach allen Paragraphen des ungeschriebenen Rechtes der Liebe; und sie sträubt sich auch gar nicht, Das weiß ich bestimmt, meinen Sieg gern anzuerkennen.

Aber — und mit diesem Aber beginne ich, mein Verhängniß, mein unentrinnbares Schicksal Ihnen darzuthun — ich weiß eben so bestimmt, daß ich heute abends vor dieser Frau stehen werde, die darauf wartet, Liebe in meinen Armen zu empfangen, daß ich vor dieser Frau mißtrauisch, argwöhnisch, wie ein Feigling oder Verbrecher, stehen werde, trotzdem meine ganze — Sinnlichkeit wage ich nicht zu sagen — meine ganze Begehrlichkeit auf dieses graziöse, liebenswerthe Geschöpf gerichtet ist, obgleich ich Tage und Nächte lang von ihren Reizen träume, trotzdem ich den Gedanken an ihre Augen nicht loswerden kann, die mich so begehrend und gewährend anblicken und die im Augenblick der Seligkeit sich entzückend verschleiern müssen; ich weiß, daß hundert Bedenken in mir aufsteigen werden, ob nicht ihr scheinbares Gewähren nur eine Falle ist, um mich zur höchsten Leidenschaft zu reizen und dann triumphirend meinen Umarmungen zu entfliehen, ob sie mit mir nicht ein frevles Spiel treibt, um den erkaltenden Gatten im Augenblick meiner rasenden Gluth herbeizurufen und ihm siegesgewiß zu beweisen, wie begehrenswerth sie sei, wie nüchtern seine Zärtlichkeit geworden oder wie sittsam und tugendhaft seine Gattin den Lockungen eines Künstlers wehrt; weiß, daß mich eine schmachvolle Feigheit lähmen wird, meinen Arm um ihren biegsamen Körper zu legen, und daß ich hundert neue Bedenken erfinden, tausend neue Gründe überlegen werde, um beschämt und gebrochen von dieser Frau fortschleichen zu können.

Glauben Sie nicht, daß ich dabei nur mit einem Gedanken etwa an Moral und Tugend denke! Ich bin unmoralisch, ich würde nicht einen Augenblick Sünde nennen, was mich begehrenswerthe Seligkeit dünkt, was ich wie ein Geschenk

des Himmels empfangen würde, wenn mein Verstand, meine Feigheit, meine quälende, mißtrauische Unruhe mich sündigen ließe. Ich bin in Gedanken ein größerer Sünder als meine beneideten, vorurtheillosen, gesund zugreifenden Kameraden; aber ich bin ein schmählicher, nüchterner Verstandesmensch, ich bin der Mensch der selbsterrichteten Hindernisse, während ich glühen, brennen, lodern sollte. Ich bin — und hier haben Sie mein Todesurtheil! — ich bin ein Mensch ohne Temperament.

Und so werde ich im Boudoir meiner koketten Schäferin den grauen dänischen Handschuh wie eine Siegesfahne schwenken, ihre Augen werden den Sieger wie Sklaven grüßen, ich aber, ich weiß es voraus, werde mit einigen witzelnden und klügelnden Worten, vorsichtig und mißtrauisch lauernd, ihr den Handschuh zurückgeben, mit Worten, die von falschem Edelmuth triefen und doch wund sein werden wie meine überdrüssige, jämmerliche Seele . . .

Das weiß ich bestimmt. Denn dieser zartgraue Handschuh ist nicht der erste, den ich erobert habe, und wenn es kein Handschuh war, dann waren es Schleifen, Locken, Briefchen oder Blicke, die mir den Sieg verkündeten; ich bin nicht eitel, heute am Tage der großen Erledigung gar, und jeder Handschuh, jede Locke, jedes Briefchen, jeder gewährende Blick war, ach, eine Niederlage, war eine Schmach für mich; ich bin unrettbar, denn ich bin ein Klügler und Deutler, — ich bin ohne Temperament!

Und darum, werden Sie ausrufen, darum mußte er, ein Künstler, in den Tod gehen? Ja Sie, Sie sind ein Glücklicher, ein Grandseigneur des Temperamentes; und wenn es auch bei Ihnen nicht in Lavaströmen, im Heulen eines Orkans zum Ausbruch kommt — denn Sie sind für mich der Inbegriff der Kultur, der gezügelten, gebändigten Leidenschaft, aber der Leidenschaft, wenn Sie auch das feine Lächeln des Temperamentbesiegers auf dem Angesicht tragen —, so haben Sie doch nie das bittere Loos eines Temperamentlosen fühlen können, das Pariagefühl eins Menschen, der außerhalb der Arena stehen muß, weil er nicht den Muth hat, den Eintritt zu begehren. Stellen Sie sich meine Jahre langen Kämpfe mit mir selbst vor, meine Sehnsucht, die Versuche, mein träges Gefühl zu stacheln, zu steigern, meine Selbstvorwürfe und meine schmachvollen Niederlagen! Meinen Ekel, wenn ich in den bequemen Armen des allzu bereiten Lasters suchen mußte, was zu besitzen mich meine Feigheit verhinderte. Und je mehr ich mich stacheln wollte, je mehr ich mich beobachtete, desto leidenschaftloser, desto feiger und argwöhnischer, desto temperamentloser wurde ich!

Und ich bin ein Künstler! Ich will ein Künstler sein! Sagen Sie nicht, daß Fra Angelico, daß alle die Miniaturen malenden Mönche in ihren Klosterzellen Künstler waren, ohne Frauen verführt zu haben! Darauf kommt es nicht an! Denn daß ich auch Frauen gegenüber der nüchterne, klügelnde Verstandesmensch bin: Das ist für mich, den verzogenen, nach der Leidenschaft schmachtenden Menschen, nur der immer wiederkehrende Anlaß, meinen Mangel an Leidenschaft zu erproben; aber alle Künstler, Fra Angelico und der sanfte Bellini, alle wirklichen Künstler hatten Leidenschaft, waren Temperamente, glühten und loderten, und war es auch nur um die Liebe des Himmels. Ich aber glühe nicht und lodere nicht und ich bin kein Künstler! Schauen Sie sich nur meine Bilder noch einmal an, wenn ich nicht mehr sein werde. Sie sind klug und — wie ich dieses

Wort hasse! — brav gemalt, jedes Sonnenstrahlchen, jedes Reflexchen ist mathematisch ausgedüftelt, aber es sind keine Kunstwerke. Wie habe ich mich danach gesehnt, einmal einen unlogischen, unmotivirten, unausgeklügelten Pinselstrich zu führen, mitten durch ein Gesicht meinetwegen, aber einen Pinselstrich, zu dem Kraft und Leidenschaft, zu dem das Temperament die Muskel meines Armes geschwellt hätte! Ich habe nie einen unlogischen Pinselstrich geführt; ich mag ein Talent sein, aber ein Genie ist ein Talent mit Leidenschaft, — und ich bin ohne Temperament . . . Ich bin kein Künstler!

Und weil ich Das weiß, weil ich es mit der selben Temperamentlosigkeit fühle, mit der selben arithmetischen Logik ausrechnen kann und weiß, daß sich dieser Zustand nicht ändern wird, es geschähe denn ein Wunder: darum stehe ich im Begriff, das dunkle Thor des Todes zu öffnen und aus einem Leben zu scheiden, das mir keine andere Ueberraschung bieten kann als die karge Befriedigung, zu wissen, daß zweimal Zwei Vier ist. Das mag einem Anderen Freude bereiten; für mich ist es zu wenig nnd darum gehe ich lieber aus eigenem Antrieb aus dem Dasein.

Aber vielleicht ereignet sich heute das große Wunder; vielleicht ist die ruhige Gewißheit, daß ein Erwachen meines Temperamentes für mich die Errettung aus den Armen des Todes bedeutet, vielleicht ist die sichere Voraussicht des Todes im Stande, das große Wunder zu wirken.

Dann will ich heute abends auf den Knien liegen und diesen Handschuh wie ein Heiliges küssen. Dann werde ich leben dürfen!

Ich sehne mich nach diesem Wunder, glauben Sie mir; aber ich fürchte, ich fürchte sehr, daß Wunder auch nur unlogischen, temperamentvollen, leidenschaftlichen Menschen geschehen können. Und darum verzweifle ich an der Möglichkeit, daß Sie diesen Brief nicht lesen werden! Sie werden ihn lesen!

So möge er denn in Ihnen das Glücksgefühl befestigen, das der Besitz des Temperamentes einem Künstler gewähren muß.

Und denken Sie manchmal an den unglücklichen Peter Schlemihl

O. L.

— —

Das war der Brief; das Wunder ist also nicht geschehen. Ich habe dieses Abschiedsschreiben oft und oft durchgelesen; es schien mir beim ersten Mal übertrieben, es schien mir — wie hätte sich der arme Schiffbrüchige an diesem Urtheil gefreut! — unlogisch und unbegreiflich. Ich habe den Brief und seinen Schreiber begreifen gelernt.

Und ich begreife ihn jetzt noch besser, seit ich in den Besitz der letzten Zeichnung des armen verstorbenen Freundes gelangt bin. Einer seiner jungen Kollegen hat sich seines künstlerischen Nachlasses angenommen und jetzt, nach Wochen, hat er mir ein Blatt geschickt, das meinen Namen als Widmung trägt. Es stellt in kühn hingeworfenen Kohlenstrichen die Skizze eines Gastmahls des Belsazar dar. Uebermüthige, von Kraft strotzende, trunkene Männer und tollgewordene, mit Weinlaub bekränzte Mädchen drängen sich um die üppig bestellte Tafel; aber der junge König — er hat die schlanke, geschmeidige Gestalt eines Pagen — ist entsetzt von seinem erhöhten Sitz aufgesprungen, sein rechter Arm ist weit

vorgestreckt, seine Finger weisen erschrocken auf die Wand. An der Wand aber hebt sich von dem dunklen Hintergrunde eine feine Damenhand in einem graziösen, enganſitzenden und schmiegsamen Handschuh ab, kokett und anmuthig, und mit zierlich gebogenen Fingern schreibt sie das furchtbare Mene Mene Tekel Upharsin hin: Du bist gewogen worden und bist zu leicht befunden!

Es ist nach meinem besten Gefühl eine grandiose Skizze. Und ich glaube, daß sie, wohl durch die furchtbare Nähe des Todes geweckt, auch jene Kraft aufweist, daß sie jenen Mangel missen läßt, dessen Bewußtsein den jungen Künstler getötet hat: Temperament!

Nur das Eine, daß er in jener schrecklichen Stunde, in der des Todes Schatten schon über dem Blatte lagerten, noch die gleichmüthige Ruhe hatte, die Skizze zu vollenden, mag dem Sterbenden bewiesen haben, daß er Recht habe, daß er ohne Leidenschaft war. Und dann hat er den Revolver an die Schläfe gesetzt und hat seufzend losgedrückt ...

Ich will die Skizze in meinem Arbeitzimmer aufhängen, hinter einem grünseidenen Vorhang, denn es ist kein Bild für profane Blicke. Ich aber will den Vorhang; von Zeit zu Zeit wegziehen und an den armen Gescheiterten denken.

Kein grauer Flor des Vorwurfs wird mir die Erinnerung an ihn trüben.

Prag. Hugo Salus.



Ein Arbeitgeberstrike?

In England ist ein riesengroßer Strike der Kohlenarbeiter in Vorbereitung. Wenn diese Blätter die Presse verlassen haben, ist der einstimmige Beschluß der londoner Delegirtenkonferenz der Bergarbeiter von den Massen wahrscheinlich schon angenommen und ins Werk gesetzt worden. Aber welche Konsequenzen auch immer dieser Beschluß haben mag: für seine prinzipielle Beurtheilung ist Das außerordentlich gleichgiltig. Er ist an sich so wichtig, daß er verdient, festgehalten und näher betrachtet zu werden.

Von den prinzipiellen Freihändlern wird stets behauptet, daß der Arbeiter ein reines Konsumenteninteresse in der Gesammtwirthschaft vertrete. Auch gehen fast alle wissenschaftlichen Vertreter der deutschen Sozialdemokratie von dieser Ansicht aus und plaidiren deshalb für den Freihandel. In neuester Zeit ist aber selbst aus den Reihen der sozialistischen Theoretiker schon darauf hingewiesen worden, daß der Arbeiter zwar ein sehr wesentliches Interesse habe, möglichst billig seinen Lebensmittelbedarf zu decken, und ihm also daran liegen müsse, durch Verbilligung sämmtlicher Konsumartikel einen möglichst großen Antheil an den materiellen Kulturerrungenschaften erwerben zu können; aber, so folgern jene Theoretiker sehr richtig, der Arbeiter ist nicht nur Konsument; er ist auch Produzent. Er muß seine Waare, die Arbeitkraft, zu möglichst hohen Preisen und möglichst dauernd verkaufen können. Insofern läuft sein Interesse mit dem des Unternehmerthumes parallel, wenigstens in Bezug auf die Rentabilität der nationalen Waarenproduktion. Aber auch die Solidarität der Arbeiter sämmtlicher

Branchen unter einander wird dadurch bedingt, weil von der allgemeinen Lohnhöhe die Konsumkraft der Arbeiter abhängt, die ja wiederum die Prosperität und die Höhe des Absatzes der Industrie bestimmt. Endlich aber sind alle Arbeiter nicht nur mit Rücksicht auf ihre eigene Tasche an möglichst billigen Preisen für Lebensmittel und Wohnungen interessirt, weil natürlich auch von diesem Faktor die Konsumfähigkeit der Masse beeinflußt wird.

Die Erkenntniß, daß die Arbeiter die Wirthschaft nicht nur vom Standpunkte des Konsumenten betrachten dürfen, beginnt also, sich theoretisch Bahn zu brechen; freilich sehr allmählich. Dagegen zeigt die praktische Arbeiterpolitik immer deutlicher Spuren des wirthschaftlichen Egoismus. Man erinnere sich, daß auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag eine Resolution der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter lebhaft diskutirt wurde, die ein Einfuhrverbot fremder Arbeiter verlangte. An dieser Resolution war ganz besonders interessant der Umstand, daß ihre Motivirung wie ein Haar dem anderen derjenigen der schutzzöllnerischen Unternehmer glich, die ihr Eigeninteresse mit dem bekannten „nationalen" Mäntelchen zu umhängen pflegen. Die Arbeiter sprachen nicht offen aus, daß sie sich durch die ausländische Konkurrenz beim Absatz ihrer Arbeitkraft beengt fühlen, sondern man forderte die Ausschließung fremder Arbeiter „im Interesse der Betriebssicherheit". Dieses eine Beispiel ließe sich durch viele andere — namentlich aus fremden Ländern — ergänzen. Aber der schlagendste Beitrag zu der Lehre vom Produzenteninteresse der Arbeiter wäre heutzutage im Grunde doch nur ein englischer Kohlenarbeiterstrike. Aeußerlich zwar erscheint dieser Strike allerdings als ein Protest gegen die in England wieder auflebenden Schutzzollideen. Doch dieser Schein kann die wahre Natur des Strikes doch nur sehr schwach verschleiern. Es handelt sich hier um das nackte egoistische Interesse aller am Kohlenbergbau Betheiligten, der Arbeiter wie der Unternehmer, während keine der anderen englischen Arbeiterorganisationen auch nur den leisesten Protest gegen den Kohlenzoll erhoben hat. Selbst der sicherlich sehr große Theil der englischen Arbeiterschaft, der den Transvaalkrieg auf das Schärfste verurtheilt, kann gar nicht umhin, zu erkennen, daß die Lösung der Finanzfrage verhältnißmäßig glücklich gewesen ist. Allenfalls könnte die Erhöhung des Zuckerzolles als drückend empfunden werden. Dagegen kann die Einkommensteuer in einem Lande, wo Einkommen bis zu 160 Pfund Sterling überhaupt frei sind und solche zwischen 160 und 400 Pfund Sterling nur um 160 Pfund Sterling gekürzt versteuert werden, den Massen natürlich gar nicht beschwerlich fallen. Der Ausfuhrzoll auf Kohle aber bedeutet, wenn er in der augenblicklich geringen Höhe überhaupt eine Wirkung üben kann, ein Glück für das Land. Denn die Beschränkung der englischen Kohlenausfuhr wird nicht nur eine Ermäßigung der inländischen Kohlenpreise zur Folge haben und dadurch der englischen Industrie eine größere Konkurrenzfähigkeit sichern, sondern sie gebietet auch dem Raubbau Einhalt. Die Konservirung der einheimischen Kohlenschätze aber hat für England eine viel größere Bedeutung als etwa für Deutschland. Unter den englischen Gelehrten bildet der Zeitpunkt, wo die Erschöpfung der Kohlenlager in greifbare Nähe gerückt sein wird, einen Gegenstand unablässiger Erörterung. Diese Frage hat ja für England schon deshalb eine außerordentliche Bedeutung, weil durch den heimischen Kohlenvorrath die Wehrhaftigkeit seiner Flotte in nicht geringem Grade bedingt ist. Die

Arbeiter, die unter solchen Verhältnissen zu Gunsten einer Aufhebung des Kohlenzolles ausständig werden, handeln also direkt gegen das nationale Interesse Englands und außerdem gegen das Interesse der großen Gesammtheit ihrer Berufsgenossen, die aus den in Folge des Kohlenausfuhrzolles verbilligten industriellen Produktionkosten unbedingt für sich Nutzen ziehen würden.

In Deutschland wäre nach meiner festen Ueberzeugung ein ähnlich motivirter Strike unmöglich. Dieser Strike beleuchtet recht grell in der englischen Arbeiterbewegung eine kranke Stelle, die mit dem Vorherrschen der gewerkschaftlichen Richtung zusammenhängt. Wenn es schon ganz unmöglich scheint, daß in Deutschland ein Strike gegen das nationale Interesse — „national" freilich nicht im alldeutschen Sinn des Wortes — inszenirt wird, so ist es erst recht undenkbar, daß eine Arbeiterkategorie strikt, um Forderungen durchzusetzen, deren Bewilligung alle übrigen Arbeiter schädigen würde. Denn die sozialistische Weltanschauung hat jedenfalls so viel für sich, daß sie das Solidaritätgefühl der Arbeiter stärkt und deren einzelne Gruppen hindert, selbstische Regungen gegen das Gesammtwohl der Klasse ins Spiel treten zu lassen. Zu Gunsten der englischen Arbeiter läßt sich freilich anführen, daß sie in dieser Frage irre geleitet — Das heißt: von den Arbeitgebern zu dem Strike verleitet — zu werden scheinen; denn nach den letzten londoner Berichten leisten die Arbeitgeber ihren Arbeitern passive Beihilfe. Während sie sonst nicht genug gegen die Kontraktbrüchigen wettern können, sehen sie diesmal deren gesetzwidrigem Verhalten mit verschränkten Armen zu. Im selben Augenblick aber werden die Arbeiter auch zu politischen Zwecken ausgebeutet: man will, wie es scheint, versuchen, durch ihren Strike dem englischen Ministerium Verlegenheiten zu bereiten, es, wenn möglich, zu stürzen.

Es wird interessant sein, zu beobachten, wie sich die übrigen Arbeiter zu diesem Strike stellen werden. Vorläufig liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die mächtigen Arbeiterorganisationen Englands ihre strikenden Kollegen unterstützen werden. Das stark entwickelte Nationalgefühl des englischen Arbeiters — das mit dem internationalen Gedanken an das gleiche Interesse aller Arbeiter sehr gut verträglich ist, insofern es den Kampf des Proletariates gegen das Unternehmerthum gilt — kann eine solche Unterstützung gerade in dem Augenblick doch nicht zulassen, wo die amerikanische Kohle zu ihrem Siegeszug durch die alte Welt sich anschickt und besonders den englischen Kohlenhandel schwer zu schädigen droht. Auch die deutschen Arbeiterorganisattonen werden dem Ausstand sicherlich ihre materielle Unterstützung versagen müssen, denn jeder Tag, an dem in England gestrikt wird, stärkt die Macht unseres Kohlensyndikates. Schon dieser Gesichtspunkt muß, abgesehen von der antisozialen Tendenz des englischen Kohlenarbeiterstrikes, die Deutschen zur Ablehnung drängen. Wenn die Arbeiter noch in letzter Stunde einen Ausbruch des Strikes vermeiden können, dann würden sie ihrer Nation einen großen Dienst erweisen. Denn so gesund der wirthschaftliche Instinkt unserer Arbeiter ist, die sich die Kulikonkurrenz fern halten wollen, so ungesund ist der übertriebene Egoismus der englischen Arbeiter, der sich selbst gegen das Interesse der Gesammtheit ihrer Klasse durchsetzen will.

Plutus.



Notizbuch.

DR. JOHANNES VON MIQUEL
STAATSMINISTER.

FRANKFURT A. M. WÖHLERTSTRASSE 2.

Dieses Kärtchen, das bei Liebmann oder bei Nathan schon bestellt sein mag, verkündet den allein wichtigen Theil der Ereignisse, die in der vorigen Woche ein weit über Preußens Grenze hinaustönendes Geräusch erregt haben. Die Theaterüberraschung des plötzlichen Landtagsschlusses wirkte auf die von Effekten aller Art ermüdeten Nerven der Neudeutschen nicht mehr, das Brunstgeheul angeblich liberaler Zeitungschreiber wurde nur mild noch belächelt und um die von ihren Ehrensesseln gestürzten Minister der Landwirthschaft und des Handels hatte man sich zu kümmern längst aufgehört. Die liefen so mit, machten nichts und konnten nichts hindern. Nur Miquels Fall ist ein politisches Ereigniß, dessen Bedeutung das blöde Auge freilich spät erst ermessen wird. Daran, daß der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums gefallen ist, darf man nicht zweifeln. Zwar hatte er schon im Winter Freunden gesagt, er werde im Mai aus seinen Aemtern scheiden; zwar hat sein Arzt, der auch Bismarcks Arzt war, dem Leidenden gerade in letzter Zeit dringend zum Rücktritt gerathen. Dann aber, in der kritischen Stunde, hat er, wie es scheint, doch den Anschluß versäumt. Er mochte meinen, ihn, den alten, auf mannichfachen Wegen bewährten Diener des Staats und des Königs, werde man mit schonendster Rücksicht behandeln und ihm Zeit lassen, nach einer schicklichen Pause die Abschiedsstunde selbst zu bestimmen. Das hätte auch nach außen besser gewirkt. Doch seine Feinde, deren gefährlichste ihn Kollegen nannten, konnten ihre Ungeduld nicht länger zügeln; mit welcher Heinzelmännchenkunst sie es dann fertig brachten, ihn über Nacht abzusägen: Das mag heute noch Hofgeheimniß bleiben. Ein allerliebst lehrreiches Kapitel aus den Annalen neupreußischer Politik. Herr von Miquel hat das Schicksal aller starken Intelligenzen erlebt, die nicht den Muth zu finden vermochten, sich auf sich selbst zu stellen und so zu handeln, wie ihre Natur es gebot. Er überragte seine sämmtlichen Kollegen im preußischen Staatsministerium um Hauptes länge, er war unter ihnen der einzige Politiker großen Stils, der einzige staatsmännische Geist, dem Talent und gründliche Bildung die Möglichkeit gaben, den drängenden Fragen unserer Zeit die Antwort zu finden, — und es ist deshalb nur natürlich, daß er ohne Ermatten von dem Gehudel der Kleinen verdächtigt, beschimpft und verketzert wurde, die nur mit Ihresgleichen zu thun haben wollen und sofort wüthen, wenn eine überlegene Intelligenz ihnen entgegentritt. Doch leider bot die Gestalt dieses Johannes auch dem freundlichen Betrachter kein ganz fleckloses Bild. Vor fünf Jahren schon mußte ich, als ich von Miquel sprach, an das — seitdem oft citirte — Wort erinnern, das Schillers grober Kapuziner über die verschlossene Seele des Friedländers sagt: „Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!" Daß der Finanzminister über den nebelhaften Kommunismus und über den rück-

ständigen Gassenliberalismus hinausgelangte, muß ihm als Verdienst angerechnet werden; im letzten Jahrzehnt aber hat er allzu Vieles mitgemacht, was er nicht billigen konnte. Mit skeptischem Lächeln pflegte er früher Besuchern zu sagen: „Da steht mein Stock, da hängt Hut und Paletot, — ich bin immer zum Gehen bereit!" Aber er ging nicht. Er rang über Caprivis Troupierthaten die Hände, ärgerte sich an Hohenlohes Unwissenheit und Greisenschwäche und hatte gegen die Zeitungpolitik des Grafen Bülow eine tiefe, begreifliche Antipathie. Aber er blieb. Ein Minister, der auf den Ruhm eines selbständigen Politikers Anspruch erheben wollte, durfte sich nicht in sein enges Ressort zurückziehen und für den allgemeinen Gang der politischen Entwickelung im Privatgespräch die Verantwortung ablehnen, wie Miquel es that. Er hatte zu lange in Parlamenten gesessen, in kommunalen und staatlichen, zu lange gesehen, wie bequem sichs in solchen Redeanstalten von der Hand in den Mund leben läßt, und sich allgemach selbst in die Schwätzersitte geschickt. Manchmal hielt er an einem Tage ein paar Reden; kaum eine war je darunter, die des Mannes schöpferische Intelligenz ahnen ließ. Und dennoch: das Werk der Steuerreform, das nur durch seine Umsicht und Energie möglich wurde, lobt den Meister; was er für die preußischen Finanzen gethan hat, würde ausreichen, seinem Namen in der Geschichte des Zollernstaates ein dankbares Angedenken zu sichern; auch der Grundgedanke seines weitausblickenden Planes einer Reichsfinanzreform wird von der Zeit und der Nothwendigkeit durchgesetzt werden. Das sollte selbst der Feind nicht vergessen. Im berliner Börsensaal wurde die Nachricht von Miquels Entlassung mit Hurrarufen begrüßt und Herr Eugen Richter stöhnte wohlig: Uff! Herr Alexander Meyer, in dem der Finanzminister Jahre lang den Verfasser einer von Bamberger pseudonym veröffentlichen Satire sah, öffnete dem Groll gegen den Apostaten die Schleußen und so ziemlich aus allen Wipfeln und Winkeln des Blätterwaldes wurde dem Scheidenden nachgeschimpft. Finanzminister werden fast immer behandelt, als gelte ihr Bemühen, neue Geldmittel aufzubringen, nur der Absicht, die eigene Tasche zu füllen. Das ist achtundvierziger Erbtheil. Bei Miquel lag die Sache noch besonders schlimm. Er war den Gradlinigen zu komplizirt. Er wußte, daß es auf jede Frage mehr als eine Antwort giebt, und fand, namentlich beim Nachtisch, ein dialektisches Vergnügen daran, die verschiedenen Antworten rednerisch durchzuphantasiren. Stets wurde er dann verrathen. Wie konnte er, hieß es, sagen, die Konservativen müßten die größten Esel sein, wenn sie für den russischen Handelsvertrag stimmten? Wie durfte er mit Zedlitz und Gamp, den Kanalgegnern, verkehren? Jedes Wort, das der sein Leben lang Unvorsichtige sprach, wurde in die geliebte Oeffentlichkeit gezerrt und jedesmal gab es dann eine wilde Hatz. Nun ist der Verhaßte endlich, endlich zur Strecke gebracht und aus allen Ecken kläfft es: Der Fuchs sitzt im Eisen! Der Vater aller Hindernisse ist unschädlich gemacht! Ein politischer Bankerotteur ist gerichtet! Habeant. Mag die plumpe Psychologie, die nur blitzblanke Ehrenmänner und schwarze Schurken unterscheidet, sich sonnen. Miquels Verstand ist nicht so groß, sein Charakter nicht so klein, wie sie dargestellt werden; dieser merkwürdige Mann war nie ein Genie, aber auch nie ein feiler Streber. Nur im Kreis winziger Kollegen konnte er übermenschlich groß scheinen. Er kennt Preußens Geschichte, Preußens Bedürfnisse, er weiß, daß die Kolonisirung und Kultivirung der preußischen Ostprovinzen für uns millionenmal wichtiger ist als Shantung und Kiautschou, und alle Phraseurpolitik flößt ihm, wie jedem ernsthaften Menschen, Ekelgefühle ein. Keiner von den jetzt

genannten Männern kann ihn ersetzen und die heute Zeternden werden ihn noch vermissen. Schade, daß er so lange blind blieb, daß er nie rechtzeitig merkte, auch ihm habe nun die Stunde geschlagen. Den König sah er nicht mehr, jede direkte Einwirkung war ihm also versagt. Bei den Kollegen, auch bei den von ihm ins Amt gebrachten, fand er nur Mißtrauen und stumpfen, unbezwingbaren Widerstand und er konnte sich nicht darüber täuschen, wer die ihm feindliche Presse mit nie ermüdendem Eifer speiste. Jedem, der an einen anderen Minister ein Anliegen hatte, rieth er seit Jahren: „Sagen Sie nicht, daß Sie schon mit mir gesprochen haben!" Sonst wäre die Ablehnung von vorn herein sicher gewesen. Jetzt sind sie ihn, der den Bureaukraten nie den Spott ersparte, los und jubeln laut. Ueber ein Kleines aber wird man, sobald eine heikle Frage auftaucht, in allen Ministerien seufzen: Wie hätte Miquel sich dazu gestellt, in welchem Nothnachen hätte er die Klippe umschifft? Dann wird auch der heute Geschmähte Gerechtigkeit finden. Er hatte beträchtliche Fehler. Die Macht der Vorstellung war in ihm stärker als die Kraft des Willens. Aber er war ein ungewöhnlich begabter, ungewöhnlich gebildeter Minister. Er kannte das Leben, verachtete die Ergebnisse bureaukratischen Drills, hatte kein Applausbedürfniß und bewahrte sich in den Tagen eines raschen Verfalls aller politischen Sitten den sachlichen Ernst aus besserer, deutscherer Zeit. So ungefähr wird einst seine Grabschrift lauten. Vorher aber soll er uns noch ein Buch über Preußen schreiben, über das Preußen Bismarcks und der wachsenden Großindustrie, der sinkenden Grundrente und des demokratischen Sozialismus, über das Preußen, das er entstehen sah und dem er die Fundamente errichten half. In der frankfurter Wöhlertstraße ists still. Kein Lucanus und kein Schweinburg wird den Schreibenden stören. Und hoffentlich bleibt Marxens entartetem Schüler der Grafentitel gnädig erspart.

* * *

Ueber die anderen beiden Opfer des Maifrostes ist eigentlich nichts zu sagen. Herr Brefeld war Handelsminister. Daß er es werden konnte: nur diese Thatsache wird noch lange denkwürdig bleiben. Als Sekretär des Staatsrathes hatte er dem Kaiser gefallen. Und kein Kanzler, kein Minister, kein Staatssekretär hatte den Muth, dem Monarchen zu sagen: Dieser graue Bureaukrat, der höchstens den Eisenbahndienst etwas genauer kennt, kann in Eurer Majestät Königreich Preußen niemals auf den von Tag zu Tag wichtigeren Posten des Handelsministers gestellt werden. Keiner thats. Und Herr Brefeld wurde Handelsminister. Es war selten in seinem Bureau zu treffen. Ein rüstiger Spazirgänger, der sich an allerlei knospender Schönheit freute. Und Die ihn trafen, kehrten mit verstörter Miene heim. Verständigung unmöglich, mochte sichs um Sozialreform, Bergwerksgesetzgebung, Aeltestenkollegium oder Börse handeln. Dem Manne wird keine Thräne nachgeweint. Aber angegriffen wurde er auch nicht. Nur im Osten ballte sich manchmal eine Faust, wenn der Name des Ministers genannt wurde, an dessen dreifach mit Gleichgiltigkeit gepanzerter Brust alle Versuche abprallten, den wirthschaftlich mehr noch als national gefährdeten Provinzen zu helfen. Der zweite ruhmlos Gefallene war von anderem Schlag. Freiherr von Hammerstein-Loxten. Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Ralliirter Welfe. Tüchtiger Landwirth, technisch gut beschlagen. Galt von Hannover her als strammer Agrarier; und als er ernannt wurde, ließ der Redakteur der Deutschen Tageszeitung einen Jubelartikel setzen. Da telegraphirte ein Führer des Bundes der Landwirthe: Vorsicht! Abwarten! Diesem Führer nämlich hatte die

neue Excellenz in Dinerstimmung einst des Herzens tiefstes Sehnen ausgeplaudert: Nur Minister werden. Dann werde ich mit mir reden lassen. Bald sollte sich denn auch zeigen, wie nöthig die empfohlene Vorsicht war. Der Herr aus Hannover war nicht wiederzuerkennen. Außer dem Biebersteiner hat Keiner die Agrarier so geärgert. Uebrigens ein guter Mann und spottschlechter Redner. Seine Parlamentsreden mußten häufig von einer Revisioninstanz zusammengestrichen und geändert werden. Seine Loyalität kannte keine Grenzen; über den Kaiser sprach er in einem Ton, dessen ein Oberbürgermeister oder Rektor sich nicht zu schämen brauchte. Ein guter Mann. Geleistet hat er nichts. Auch bei Hof galt er, trotz allem prästirten Eifer, nichts und in Rominten fiel ein hartes Wort über den Forstminister. Sehr nett, daß sein Fall jetzt eine Niederlage der Agrarier genannt wird. Ist irgendwo denn ein Minister zu finden, der für die seinem Ressort unterstellte Landwirthschaft noch weniger thut?

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Die uneingeschränkte Erforschung der ganzen sinnlichen wie über unsere Sinnlichkeit hinausreichenden Erfahrungwelt hat, indem sie nur unter den Geboten des nichts verschmähenden Wahrheitdienstes und ohne Vorurtheile irgendwelcher Art vordrang, unabwendbar und immer siegreicher Bahn gebrochen für das ernste Studium schwieriger Probleme, die uns die stets bestimmter beobachteten supranormalen Vorgänge des Seelenlebens darbieten. Es wollte lange scheinen, als ob aus der genauen Feststellung des rein thatsächlichen Naturgeschehens nur ein gewaltthätiger Rationalismus oder dann gar der Materialismus, der sich allmählich gern mit der Maske eines ‚Monismus‘ zu vermummen liebte, Stärkung gewönne. In den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts führte dann gerade jene wissenschaftliche Beachtung alles Thatsächlichen von selbst zur Durchforschung sowohl bisher unverstandener sinnlicher Geschehnisse, die von einem intelligenten Willen geleitet werden, wie auch geistiger Kundgebungen, die, oft ganz unabhängig von jeder sinnlichen Erfahrung, sich gleichwohl auf die vergangene, gegenwärtige oder künftige Erscheinungwelt beziehen können. Fälle der zweiten Art sind es gewesen, die zuerst die Aufmerksamkeit eines Kant und darauf auch Schopenhauers auf sich zogen, während die Fälle der ersten Art noch dem vollen Unglauben beider Philosophen begegneten. Schopenhauer hat im ‚Versuch über das Geistersehen‘ die Thatsächlichkeit solcher supranormalen Gesichte ohne Theilnahme unserer Sinneswahrnehmung anerkannt und in der ‚Transszendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal der Einzelnen‘ unzweifelhafte Fälle eines Vorausschauens der Zukunft erörtert. Die strenge Nothwendigkeit alles Geschehens, heißt es da, ‚wird empirisch und a posteriori bestätigt durch die nicht mehr zweifelhafte Thatsache, daß magnetische Somnambule, daß mit dem Zweiten Gesicht begabte Menschen, ja, daß bisweilen die Träume des gewöhnlichen Schlafes das Zukünftige geradezu und genau vorher verkünden.‘

Die londoner Society for psychical research, deren Leitung Männer von der Bedeutung eines Crookes, Myers, Sidgwick, Lodge, Barrett übernahmen, und das jüngst in Paris gegründete Institut psychologique international, an dem außer den Franzosen Richet, Rochas, Janet, Liébault u. s. w. ausgezeichnete Gelehrte aller Länder betheiligt sind, geben Zeugniß von der fortschreitenden psychologischen Erforschung des Supranormalen, in dem, weil in ihm Spuren unserer unbewußten und

umfassenderen Wesenheit durchzubrechen scheinen, auch für die Erklärung des psychisch Normalen wohl der allerwichtigste Anhalt gewonnen wird. Solche Vorbilder ermuntern mich zu dem Wagniß, nun auf einem Gebiet, auf das mich eigene Erfahrung wies, Forschungen anzustellen. Es ist jenes von Schopenhauer behandelte Gebiet des Vorausschauens der Zukunft, über das Ludwig (Kuhlenbeck) nachher in den „Spazirgängen ins Reich der Mystik" mit Bezug auf das Zweite Gesicht der Westfalen, Du Prel im zweiten, insbesondere dem Fernsehen und Fernwirken gewidmeten Bande seiner „Entdeckung der Seele" und neuerdings auch Flammarion im letzten Abschnitt von L'Inconnu Untersuchungen anstellten. Und so ersuche ich, daß Alle, die durch vorher gelieferte mündliche Berichte oder schriftliche Aufzeichnungen die Erfüllung von ihnen gewordenen deutlichen Ahnungen und Vorgesichten im Wachen oder im Traum, wie auch von Wahrsagungen so nachzuweisen in der Lage sind, daß sie Andere als Zeugen aufrufen können, freundliche Mittheilung an mich gelangen lassen mögen. Bei solchen Ahnungen und Vorgesichten, die unmittelbar dem entsprechenden Ereigniß voraufgehen, sind diese Zeugnisse, wo möglich, durch die Angaben anderer Personen, die dem Vorfall beiwohnten oder ihn sofort nach dem Geschehen erzählen hörten, zu ersetzen. Hauptsächliches Erforderniß ist immer, daß auf die erste Quelle zurückgegangen werden kann und daß deren Berichte durch andere schlagende Zeugnisse bestätigt werden. Wünschenswerth ist, daß wo die Berichtenden oder Zeugen keine öffentliche Stellung bekleiden und auch nicht durch öffentliches Wirken bekannt sind, andere Persönlichkeiten, deren Lebensstellung oder Wirken öffentlich ist, nicht zur Bestätigung der berichteten Vorgänge, sondern zur beglaubigten Feststellung jener Personen eintreten. Die Namen können bei der Veröffentlichung durch die Anfangsbuchstaben ersetzt werden, doch müßte ich selbst sie unbedingt kennen.

München. Dr. Walter Bormann,
Oettingenstraße 27, I r.

* * *

Herr Dr. Saenger schreibt:

Einige Leser dieser Zeitschrift, die offenbar auch meinen Beiträgen ihre Beachtung schenken, werfen in entrüsteten Zuschriften mir vor, ich hätte durch meine blinde Parteinahme für Joseph Chamberlain mich „stigmatisirt". Ich zweifle nicht daran und werde mit Stolz das Mal tragen, das die Fanatiker der Massenmeinung mir aufzuprägen für gut befinden. Es kann aber nur lehrreich sein, die Argumente hierher zu setzen, die sie ihrem Verdammungurtheil zur Stütze geben. Der Eine nämlich beruft sich auf Bismarck, müht sich ab, in dessen Thaten und Werken ethische Bestandtheile aufzutreiben und mir zu demonstriren, daß ihre Prinzipien mit den humansten Ueberlieferungen deutscher Vorzeit, mit dem Geschmack unserer Väter und Vorväter von Luther herab zu Goethe im Einklange ständen. Ich will dem Herrn Korrespondenten auf dieses heikle Gebiet nicht folgen, weil ich nicht gewohnt bin, mit Zwitterbegriffen umzugehen, die bald nach der Moral, bald nach der Realpolitik hin schielen und das quälende Bedürfniß nach einheitlichen, d. h. gerechten Maßstäben zur Beurtheilung menschlicher Geschehnisse geradezu foltern. Der Moralist erkennt für sein System von absolut guten Zwecken, das alle menschlichen Einzelhandlungen zur „Geschichte" verbindet, nur ein zugeordnetes System eben so guter Mittel

an; er konstruirt soziales Leben synthetisch, in abstracto, gewissermaßen im Laboratorium. Vor der Majestät dieses Maßstabes schrumpfen alle geschichlichen Heldenthaten zu eben so vielen Scheusäligkeiten zusammen. Die Wirklichkeit spottet dieser Maßstäbe. Sie stellt ihre großen Männer vor Aufgaben, die gelöst sein müssen und stets gelöst werden mit den Mitteln, die die ihnen entgegen strebenden Widerstände zu brechen im Stande sind. Was Bismarck geleistet hat, scheint eine von jenen unvermeidlichen Aufgaben gewesen zu sein; und ich glaube nicht, daß er mit weniger Rücksicht auf die wirklich regsamen sittlichen Kräfte als irgend eine der großen geschichtlichen Persönlichkeiten seine Mission erfüllt habe. Mir scheinen nun im englischen Imperialismus Aufgaben zu stecken, die kein englischer Staatsmann ungestraft übersehen kann; aus Gründen, die ich mehrfach in dieser Zeitschrift erörtert habe. Ein einziger Mann von gewaltiger Thatkraft, der mit allen Reizen einer verführerischen Persönlichkeit ausgestattet war, stemmte sich dem Imperialismus entgegen: man weiß, mit welchem Erfolg. Es ist auch noch unvergessen, mit welcher Großmuth Gladstone die Transvaal-Buren behandelt hat und wie seine stolzen Landsleute die Demüthigung hinunterwürgten, die schimpfliche Haltung der Sechshundert auf Majuba Hill ungerächt hinnehmen zu müssen. Die anti-imperialistische Iren-Politik trennte Chamberlain von seinem Herrn und Meister und wirthschaftliche Bedrängnisse brachten den Imperialismus, der bis dahin seit d'Israelis Tagen eine nur dekorative Rolle gespielt hatte, zur Herrschaft. Chamberlain warf sich mit Feuereifer ihm in die Arme; mit einer verzehrenden Energie, die unverkennbar aus dem stolzen Gefühl sich nährt, für das bedrohte Vaterland rettende Thaten herbeizuführen. Man muß diesen Mann gehört haben, um überzeugt zu sein, daß er glaubt, was er sagt. Kein brausendes Pathos, wie es in ununterbrochenem Fluß aus Gladstones Munde auf die Hörer eindrang, keine berechneten Stilkünste, sondern zuerst ein geschäftliches, stark mit Sarkasmen durchsetztes Parlando: klar, sachlich, vorsichtig, berechnet, zuweilen sogar trocken; dann aber, durch Zurufe gereizt, die seine Idiosynkrasien ins Herz treffen, schwillt die Rede bergan, hebt und senkt sich in leidenschaftlichen Erschütterungen, der Athem stockt, die Worte kommen nur zögernd auf die Lippen, aber aus dem Blick und von der Stirn droht der unbeugsame Trotz des Menschen, der von einer „Idee“ besessen ist. So zeigte sich Chamberlains panbritischer Imperialismus, als er gegen Gladstones irische Homerule-Politik kämpfte, so lebt er auch heute in diesem Manne fort. Ich bin nicht blind gegen seine Schwächen und Fehler, ich weiß, daß er untaugliche Mittel nicht verschmäht, klage aber nicht seine Moral, sondern seine fehlerhafte Berechnung an. Er erinnert in Ton und Haltung insofern an Canning, als er seine Landsleute durch seinen britischen Nationalstolz eben so begeistert, wie er das Ausland durch seine Rücksichtlosigkeit abzustoßen scheint, ist aber moderner, beweglicher, schmiegsamer, auch offener und schärfer geprägt als Jener. Kann man von Denen, die heute in den Staatskanzleien Europas hohe Politik machen, mehr sagen? Oder auch nur so viel? . . Die treibenden Motive seiner Politik hat Chamberlain nie verhehlt; Freunde wie Gegner wußten stets, woran sie waren, wußten stets, was sie bejahen konnten, was verneinen sollten: ist auch Das kein Verdienst in einer Zeit, wo bei Regirern und bei Regirten neurasthenische Unschlüssigkeit die Regel ist? Der Streit über die Nützlichkeit seiner Ziele und

die Korrektheit seiner Mittel sollte doch über den Werth seiner frischen und wagemuthigen Persönlichkeit nicht hinwegtäuschen; jedenfalls reichen an sie die Rosebery, Asquith, Campbell-Bannermann und anderen lauwarmen Demokraten nicht heran, die jetzt, in einer nicht oder nicht blos durch Chamberlains Schuld verfahrenen Situation, den geldscheu gewordenen britischen Philister mit dem Anreißer-Lockruf laut umschmeicheln: sie könnten den Imperialismus billiger machen.

Ein anderer Protestler beruft sich (wohl nach ciceronianischem Muster) auf den consensus omnium, auf die „wohlthuende" Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung, die der Gewalt- und Schacherpolitik Chamberlains längst das Urtheil gesprochen habe. Der Herr wird nicht erstaunt sein, von mir zu hören, daß ich die öffentliche Meinung nicht verehren, die Gewalt- und Schacherpolitik nicht unter allen Umständen verabscheuen gelernt habe; das Eine, weil ich für die Leistungen der Sechsdreier-Propheten der Lokal- und Tageblätter keine Empfänglichkeit besitze; das Andere, weil ich Zeitgenosse der preußischen Wasserpolitik bin . . . Noch Einer endlich bedauert, in Worten von so handfester Moralität, daß er sie in der Norddeutschen aufgelesen haben könnte, des Herrn Herausgebers Schwäche gegenüber meinen Zuwendungen: er hätte Hausrecht brauchen können. Gewiß hätte er. Aber er hat nicht.

* * *

Graf Fritz Hohenau, ein Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen aus dessen zweiter, morganatischer Ehe mit Rosalie von Rauch, hat in einem wegen Erpressung eingeleiteten Verfahren als Zeuge bekundet, er habe mit seinem Burschen Handlungen vorgenommen, die der Gesetzgeber unzüchtig nennt. Längst wurde darüber gewispert; nun ist die unsaubere Sache, auf dem Umweg über das Ausland, in die Presse gelangt, die liebe Pharisäergesellschaft, die seit den seligen Sternbergtagen nichts mehr zu schwatzen nnd zu schmatzen hatte, freut sich in keuscher Wollust des Lenzskandals und kein Vertuschermühen kann noch sein Ziel erreichen. Wenn es sich um einen privaten Vorgang handelte, verböte der Anstand die öffentliche Erörterung des Falles und ernsthafte Publizisten könnten der Gräfin Wedel-Bérard das Vergnügen gönnen, nach den Legenden der Häuser Prillwitz, Perponcher, Dönhoff nun auch die Geschichte der niederländischen Marianne und der Familie Hohenau für die zahlungfähige Kundschaft auszuschlachten. Doch leider handelt es sich um wichtigere Dinge; und wer Tardieus Wort beherzigt, qu'aucune misère physique ou morale, aucune plaie, quelque corrompue qu'elle soit, ne doit effrayer celui qui s'est voué à la science de l'homme, Der darf sich der unerfreulichen Pflicht nicht entziehen, auch über diese Dinge einmal rückhaltlos zu reden. Dabei kann die Frage ausscheiden, ob Graf Hohenau wirklich eine nach der deutschen Kriminalpraxis strafbare Handlung begangen hat. Die Antwort gehört in den Bereich der thatsächlichen Feststellungen, die nur in foro versucht werden können, und es ist thöricht, schon jetzt der Staatsanwaltschaft einen Vorwurf daraus zu machen, daß der Graf noch nicht auf der Anklagebank sitzt. Das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlung hat ihm sicher gefehlt; sonst hätte er den Erpresser beschwichtigt, hätte er nicht selbst freiwillig dem Präsidenten der berliner Polizei die That bekannt. Auch daran ist kein Zweifel möglich, daß man hier von einer krankhaften Perversion sprechen muß. Ein vornehmer Mann, der Gatte einer nicht erst seit dem Kotzeskandal wegen ihrer Schönheit oft erwähnten Frau, findet an den

ordinären Stallreizen seines Burschen Gefallen: Das, sollte man meinen, kann den Arzt, aber nicht den Richter interessiren. Und doch würde, bei der Auslegung, die der Paragraph 175 unseres Strafgesetzbuches in der neueren Rechtsprechung des Reichsgerichtes erfahren hat, Graf Hohenau wahrscheinlich verurtheilt werden, wenn er angeklagt würde; und doch ist er heute schon sozial vernichtet. Seit Jahren fordern Aerzte und Kriminalisten ersten Ranges die Beseitigung dieses Paragraphen, der nur dem chantage, der Erpressung jeglicher Art, Vorschub leistet. Soll die ihres Sinnes beraubte Bestimmung dennoch erhalten bleiben? Oder soll es wieder mit einem Schein von Recht heißen, der Reiche werde für Thaten, die der Arme im Zuchthaus büßt, in eine „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete“ psychiatrische Anstalt gebracht? Genügt es nicht, wenn die öffentliche Verletzung der Schamhaftigkeit, die Anwendung von Gewalt und der Mißbrauch wehrloser Kinder bestraft wird? Ueber psychisch-somatische Abnormitäten zu Gericht zu sitzen, kann nicht der Beruf einer Strafkammer sein. Anderthalb Jahrzehnte sind vergangen, seit Krafft-Ebing schrieb: „Nur eine sorgfältige ärztliche Untersuchung vermag die Fälle bloßer Perversität von denen krankhafter Perversion zu differenziren. Beim Mangel einer Definition, was unter widernatürlicher Unzucht zu verstehen sei, ist dem subjektiven Ermessen des Richters ein zu großer Spielraum eingeräumt. Die immer spitzfindiger werdende Auslegung des Paragraphen 175 in Deutschland beweist die Unsicherheit der Rechtsauffassung. Theoretische strafrechtliche Gründe für die Beibehaltung dieses Paragraphen lassen sich nicht gut aufstellen. Abschreckend wirkt er selten, bessernd niemals, denn krankhafte Naturerscheinungen werden nicht durch Strafen amovirt; als Sühne für eine strafbare Handlung, die nur unter gewissen und vielfach fälschlichen Voraussetzungen eine solche ist, kann er zur größten Ungerechtigkeit führen.“ Der Fall Hohenau zeigt alle typischen Merkmale solcher Fälle. Daß einem Grafen, einem Günstling des Kaisers, dem Sohn eines preußischen Prinzen, dieses Unglück widerfuhr, kann vielleicht nützlich werden. Freilich: es ist nicht der erste Fall, der sich in dieser Sphäre abspielt, nur der erste, der aus so hohen Regionen in die Niederungen der Oeffentlichkeit gezogen wird. Als einem früheren Minister des Innern vom berliner Polizeipräsidenten die Liste der amtlich bekannten aktiven Urninge vorgelegt wurde, sagte die verblüffte Excellenz: „Riesig feudale Gesellschaft; man muß sich beinahe schämen, daß man nicht auch auf der Liste steht.“

* * *

Aus der sehr freisinnigen Presse:

„Freche Ueberhebung einer anmaßenden Parlamentsmehrheit ... Mit kräftiger Faust hat der Monarch die Kanalrebellen zu Boden geschmettert ... Unbegreiflich, wie ein Minister des Königs so lange dulden konnte, daß die vom Zufall geborene Majorität die wie ein rocher de bronze stabilirte Autorität der Hohenzollern zu schwächen wagte ... Und deshalb bleiben wir, der jammernden Junkerfronde, der ihr Liebling entrissen ist, zum Trotz, bei der unerschütterlichen Meinung, daß nur die endliche Sicherung wahrer konstitutioneller Freiheiten ...

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 18. Mai 1901.

Der Sieger.

Graf Bülow hat Ruhe. Den Reichstag ist er bis um die Adventzeit, den preußischen Landtag mindestens bis in den Spätherbst los und Herr von Miquel denkt fern vom Staatsamt der Tage, da er von Bewunderern und Neidern des Kaisers Mann genannt ward. Auch der Sorge, am Main könne ein Sachsenwäldchen erwachsen, ist der Kanzler ledig, denn der unsanft weggeschickte Finanzminister hat über die Rolle, die er fortan zu spielen gedenkt, keinen Zweifel gelassen. Er ist entschlossen, den guten alten Mann zu mimen, der längst fühlte, daß sein Stündchen geschlagen hat, dankbar das Sektglas dem lieben Kollegen und bewährten Tafelredner Bülow entgegenhebt und frohen Herzens die Gnade des Königs rühmt, der ihn, den fast schon verbrauchten Greis, noch der Berufung ins Herrenhaus würdig fand. Da ist also nichts zu fürchten. Und auch die Presse ist gut. Hat sie nicht eben erst, aus reiner Liebe zu des Kanzlers ragender Huldgestalt, eigenmüthig verschwiegen, was die russische Regirung über des Grafen Waldersee Amt und Titel der Welt zu verkünden für nöthig hielt? Nicht die bismärckische Rücksichtlosigkeit laut gepriesen, womit der Kanzler einen allen Parteien verdächtigen Minister beseitigt habe? ... Das war vielleicht ein Bischen zu viel; den Vergleich hätte Hammann gerade jetzt lieber nicht suggeriren sollen. Denn der wirkliche Bismarck hätte anders gehandelt. Der hätte sich verpflichtet gefühlt, im Landtag zu reden und sein ganzes Ansehen für eine Vorlage einzusetzen, für die der Monarch sich nun einmal so lebhaft engagirt hatte.

Der hätte jede Entscheidung dem Aufschub vorgezogen und, statt Herrn von Wilmowski zu bemühen, der lästigen Excellenz unter vier Augen gesagt: Wir können nicht mehr zusammen arbeiten; ich werde deshalb den König bitten, mich Frau und Kindern zurückzugeben. Aber chacun sa manière. Es geht auch so; glatter sogar. Und die Hauptsache ist doch, daß die Leute zufrieden sind und von harmlosen Dingen sprechen. Krisis, Kanal, Diäten, Börsenreform, Sacharin, selbst Zolltarif: lauter ungefährliche Sommerthemata, besonders, wenn die Parlamentshäuser geschlossen sind. Wären im Reichstag noch länger die kleinen netten Konventikel abgehalten worden, dann hätte irgend ein Rother doch mal wieder über China und über die hundert Millionen geredet, die im nächsten Reichsetat fehlen werden. Solche unangenehme Sachen werden bequemer ohne neugierige Zuschauer erledigt. Schließlich muß Waldersee eines Tages ja heimkehren. Ein alter Herr, ein tüchtiger General an der Spitze braver Jungen, die viel ausgestanden haben und denen die Fahne schwarz-weiß-roth voranweht: in der Aufwallung nationalen Stolzes wird Manches vergessen. Graf Bülow braucht Ruhe, um ohne parlamentarische Anfechtung seine Chinesenpolitik liquidiren zu können.

An dieses Ziel seiner Wünsche ist er gelangt; und es wäre zwecklos, heute noch zu fragen, ob die Wahl des Weges, der ihn dahin führen sollte, richtig und ritterlich war. Ritterlich nennen seit Caprivis Heroenzeit bürgerliche — und manchmal auch soziale — Demokraten die Handlungen und Personen, die ihnen höchsten Ruhmes würdig scheinen. Vor eines großen Reiches Kanzler aber würde selbst Gregers Werle wohl nicht mit seiner idealen Forderung treten. Und wer möchte noch strenger sein und dem Leiter der Reichsgeschäfte nicht gern überlassen, wie er sich über das klüftige Gebiet zwischen Politik und Moral hinweghelfen will? Graf Bülow glaubte, mit Herrn von Miquel nicht länger hausen zu können. Der Kollege war ihm zu unbeliebt, zu sehr im Geruch hexenmeisterlicher Kunst, vielleicht auch in allen preußischen Angelegenheiten an Erfahrung zu sehr überlegen. Jedenfalls konnten die beiden Männer gemeinsam nichts Ersprießliches vollbringen. Der Eine kam aus der Sphäre des Beamtenadels, hatte sich in der Welt umgesehen und unter Industriellen, Technikern, Händlern mehr schöpferische Intelligenz gefunden als im ummauerten Kreise der Standesgenossen, auf die er, als Zugehöriger, skeptischen Blickes sah. Der Andere war, nach Ueberwindung politischer Kinderkrankheiten, behend die Ehrenleiter hinaufgeklettert und hatte auf der Höhe ein besseres Menschenmaterial gefunden als in der Börsenbourgeoisie, die dem Reifenden zur zweiten Heimath geworden war. Nur

mit diesen Leuten, dachte der Zugelassene, ist das alte Preußen zu halten; die anderen laufen uns weg, wenn von irgendwo her ihnen reicherer Profit winkt. Deshalb sorgte er, so viel ers vermochte, für den Grundbesitz — daß die sehr mobilen Kapitalisten selbst für sich sorgen, wußte er aus eigener Erfahrung und aus den Steuerlisten — und hoffte, die erhöhten Zolleinnahmen des wirthschaftlich wenigstens vom Caprivismus befreiten Reiches würden ihm die Möglichkeit schaffen, in der Reichsfinanzreform eine letzte Probe seiner Leistungfähigkeit zu bieten. Seit er diese Hoffnung aufgeben mußte, war er zum Scheiden bereit und verpaßte nur die Entschlußstunde. Einer von diesen beiden Männern mußte weichen; und natürlich fiel dem Aelteren, vom Ohr des Monarchen Verbannten das schwarze Loos. Den Kanal hätte die old parliamentary hand Miquels „durchgerissen". Er hätte den evangelischen und den katholischen Agrariern einen leidliche Preise sichernden Zollsatz zugesagt und im stillen Kämmerlein sie ermahnt, nicht durch allzu schroffes Verhalten den erzürnten König in die Siemensstraße zu drängen. Was aber hätte dem Ministerpräsidenten der von seinem Vertreter erstrittene Kanal genützt? Nach solchem Sieg wäre Miquel ein paar Jahre im Sattel sicher gewesen. Das alte Spiel wäre weitergegangen. In der Wilhelmstraße: Ja, der Finanzminister findet ein merkwürdiges Vergnügen daran, schlafende Hunde zu wecken. Und im Kastanienwäldchen: Ja, der Kanzler hat nur noch für Shantung Interesse. Damit ists nun vorbei. Einen Sündenbock giebt es einstweilen nicht mehr. Nur sollte man uns nicht erzählen, Miquel sei gefallen, weil er den Kanal nicht durchbringen konnte, sondern offen sagen: Bülow hat auf den Kanal, der ihm immer Pumpwasser war, fürs Erste verzichtet, weil es ihn wichtiger dünkte, Miquel mit bedächtiger Schnelle über Bord gehen zu lassen.

* * *

Jetzt ist er Herr, — so weit die Verhältnisse eines Ministerpräsidenten Herrschaft gestatten. Er, sagt man, hat nach freiem Belieben die Helfer gewählt und sich nur ein Bischen gegen Herrn von Podbielski gesträubt, der ihm für einen Landwirthschaftminister allzu agrarisch schien. Nur deshalb? Nicht auch, weil der in alle Sättel gerechte Husar zur Skatpartie des Kaisers gehört und der preußische Premier den Vortheil zu schätzen weiß, den die persönlich intime Beziehung zum Monarchen verleiht? Gerade für dieses Amt war der Mann ja recht klug gewählt. Herrn von Podbielski können die Agrarier nicht vorwerfen, er verstehe vom Wesen der Land-

wirthschaft nichts, die Händler nicht nachsagen, er kenne nur unmoderne Betriebsformen. Er steht mit Großindustriellen sehr gut, liest als Informirter und Interessirter den Kurszettel, ist Mitglied des Presseklubs und seiner Jovialität mag Manches gelingen, was ernsterem Eifer unerreichbar bleiben müßte. Auch sonst ist gegen die Wahl der neuen Männer nichts einzuwenden. Herr von Rheinbaben — außer ihm kam nur noch der Freiherr von Thielmann in Betracht, den Bucher schon einen erwachsenden Finanzminister nannte, der aber bei den Konservativen schlecht angeschrieben ist — wird sich vorläufig wohl still halten und froh sein, wenn ihm die Pflicht zur Initiative erspart bleibt; da Miquel ihn oft gelobt und zur Nachfolge empfohlen hat, kann ers eine hübsche Weile mitansehen. Der neue Minister des Innern ist unbekannt, vor persönlichen Angriffen also zunächst geschützt. Und Herr Theodor Möller ... ersetzt Herrn Brefeld. Das würde genügen, ihm freudige Begrüßung zu sichern, selbst wenn er, wie seine Berufsgenossen raunen, kein lumen coeli, sondern redseliger Durchschnitt sein und nur Herrn Hinzpeter seine Beförderung verdanken sollte. Ein Mann, der bei Woermann gelernt und auf eigene Gefahr große Geschäfte geleitet hat, kann nicht einmal durch elfjährige Parlamentarierdienstzeit völlig verdorben sein. Ein solcher Mann muß wissen, wie eine Maschine aussieht, was ein Termingeschäft ist und wie schwer eine Regirung der Produktion nützen, wie leicht ihr schaden kann. Das sind unerhörte Vorzüge im Bannkreis der preußischen Ministerialbureaukratie. Und diese alten und neuen Herren haben nun ein halbes Jahr Zeit, „homogen" zu werden. Und eben so lange hat ihr Präsident Zeit, Preußen kennen zu lernen, das neben China für uns immerhin ja noch wichtig ist.

Er wird fühlen, daß er diese Zeit nicht verlieren darf. Wenn das Wirken des Grafen Bülow bisher ungünstig beurtheilt wurde, pflegten seine Bewunderer, mit hochgezogenen Brauen, zu sagen: „Den kennt ihr noch gar nicht. Der kann sich ja nicht frei bewegen. Zuerst hat Onkel Chlodwig ihm die Bethätigungmöglichkeiten beschränkt und jetzt macht der alte Fuchs im Kastanienwald ihm das Leben schwer. China? Gott, China ... Jedes Kind weiß doch, wie da der Hase lief. Nein: Den kennt Ihr noch gar nicht. Dem strömen die neuen Ideen nur so zu. Staatsmann größten Stils. Ein Narr, wer Den für einen Wortmacher kauft. Wartet nur, bis er frei, nach eigenem Willen, zu handeln vermag; dann werdet ihr staunend Euer vorschnelles Urtheil bereuen." Nun ist es so weit. Ob er die neuen Kollegen selbst ausgesucht, ob er manchen davon nur hingenommen hat: es ist sein Ministerium.

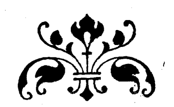
Niemand hindert ihn, nicht im Reich und erst recht nicht in Preußen. Und nun möchten wir endlich Thaten sehen.

Endlich. Denn mehr und mehr wächst die Zahl Derer, die unsere betriebsame Politik unfruchtbar finden und murren, die Karre komme überhaupt nicht mehr vom Fleck. Vor zwei Jahren: erste Kanalkatastrophe; allgemeine Freude, als die Parlamentirerei ein Ende hatte. Im vorigen Sommer: der Reichstag wird nicht berufen, auf daß ja kein unwilliges Wort die Hochstimmung störe, die gen Asien den großen Erobererzug rüstet. Jetzt: zweite Kanalkatastrophe; und die Abgeordneten werden schleunig heimgeschickt, weil der Kanzler die Kritik eines Unternehmens scheut, das er selbst, nach der Offenbarung Johannis, unglückselig genannt haben soll. Dazwischen Gesetzentwürfe, die nach langer, mühvoller Vorarbeit verschwinden oder deren Verschwinden doch Niemand bedauern würde. Auch das zufriedenste Gemüth wird nicht behaupten können, daß diese zwei Jahre reich an schöpferischen Leistungen waren. Und schon wird uns verkündet, die Wasserwirthschaft sei vorläufig zu anderen Akten gelegt, weil die ganze gesammelte Kraft der Regirenden auf die Gestaltung des Zolltarifes verwandt werden solle. Das ist, mit Vergunst, nur wieder eine neue Coulisse. Wie der Zolltarif schließlich, wenn er durch den Bundesrath und den Reichstag bugsirt und von den fremden Unterhändlern mit kritischen Randbemerkungen verziert worden ist, ungefähr aussehen wird, weiß heute schon Jeder, weiß Herr Oertel so gut wie Herr Singer. Der Kaiser wird und kann nicht widerrufen, was er in den neunziger Jahren so laut gesagt hat, und der von ihm berufene Kanzler darf nicht daran denken, in Tagen eines industriellen Niederganges durch beträchtlich gesteigerte Kornzölle den Waarenexport zu erschweren. Die Entscheidung über des Deutschen Reiches nächste wirthschaftliche Zukunft ist beim Abschluß der letzten Handelsverträge gefallen, die Entwickelung zweier Lustren ist aus der Geschichte eines ruhlos nach höherem Wohlstand strebenden Volkes mit einem Federstrich nicht zu tilgen und es wird sich im Wesentlichen jetzt nur noch darum handeln, den Uebergangsschmerz zu lindern. Das kann durch Narkose oder durch lokale Anästhesie versucht, plump oder taktvoll ausgeführt werden: eine Lebensfrage der Nation wird davon nicht mehr berührt und den Meisten ists, trotz allem Parteiengeschrei, recht gleichgiltig, ob die Agrarzölle um ein paar Groschen erhöht werden. Wie lange will man denn auf der deutschen Tenne dasselbe Stroh dreschen? Den Kampf gegen fürchterliche Umsturzpläne sind wir nun endlich los; er spukt nur noch durch dunkle Hirne oder wird benutzt, um eine Regirung zu ärgern, der von loya-

len Herzen sonst nichts anzuhängen ist. Doch auch die anderen Modethemata sind nachgerade nun abgedroschen und der gläubigste Leser gähnt, wenn sein Auge die Wörter Zolltarif und Börsengesetz allabendlich streift. Es hat lange gedauert, bis eine Mehrheit dahinter kam, daß in Deutschland noch etliche andere Dinge zu thun sind. Jetzt aber wird diese Ueberzeugung nicht leicht wieder zu entwurzeln sein.

* * *

Graf Bülow hat die Ruhe, die er braucht und ersehnte. Er mag sich um die Börse, um Nutzen und Nachtheil der Wasserstraßen und um den Zolltarif kümmern, — recht eifrig sogar und in dem Gefühl unabwälzbarer Verantwortlichkeit. Er trägt in zu deutlichen Zügen den Stempel seiner Klasse, als daß man fürchten müßte — oder: hoffen könnte —, er werde dem preußischen Grundadel versagen, was er ihm irgend gewähren kann. Doch darf er nicht wähnen, ernsthaften Leuten schon als großer Staatsmann zu gelten, wenn er einen Handelsvertrag schließt. Deutschland hat Sorgen, deren weites Gebiet des Kanzlers beredter Mund noch mit keinem Hauch berührt. Deutschland braucht, wie das liebe Brot, eine Politik, die es aus öden Niederungen erlöst und bei deren Betrachtung der Blick aufleuchten kann, sei es in stolzer Hoffnung, seis selbst im leidenschaftlichen Zorn. Der Kanzler hat gesiegt. Er ist, seine Dienerschaft ruft es jubelnd in alle Lande, im Reich und in Preußen der Herr der Lage. Jetzt kann er, jetzt muß er zeigen, was er vermag. Wir warten.



Deutsche und italienische Kunst.

Die Geschichte der italienischen Malerei des frühen Mittelalters*) ist noch viel zu wenig eingehend studirt, als daß man sie gerechter Weise schon mit der aufs Eingehendste erforschten Deutschlands vergleichen dürfte. Mit Vorbehalt aber ließe sich das Eine sagen, daß das Gipfelwerk deutscher Kirchenmalerei, die Decke von Sankt Michael, in seinen besten Theilen an freier Behandlung des menschlichen Körpers höher zu reichen scheint, als die Meister des byzantinisch-romanischen Freskobildes in Italien gedrungen sind, und daß auch das soester Altarbild zartere Formenreize ausströmt als die Tafeln der Meister des Südens.

Viel schneller leitet die Geschichte der Bildnerei in diesen Zeiten zu einem Vergleich zwischen deutscher und italienischer Kunstleistung hin. Von allen mühsäligen Vorstufen der Kunstentwickelung wird man in beiden Fällen absehen dürfen. Hier und dort hat man sich in peinlicher Langsamkeit aus dem gänzlichen Ungeschick der Karolingerzeiten zu besserer Bemeisterung des spröden Stoffes emporarbeiten müssen. Indessen ist es in Deutschland schon im elften, in Italien wenigstens im zwölften Jahrhundert zur Schöpfung von Bildwerken gekommen, denen vielleicht nicht mehr in unseren verwöhnten Augen, wohl aber in denen der Geschichte ein wesentlicher Werth zukommt. Daß Deutschland voranging, ist nicht bedeutungslos: die Bildnerei ist hier von ihren ersten lallenden Anfängen an nicht so ganz in die Fesseln der Nachahmung eines übermächtigen Vorbildes geschlagen gewesen wie etwa die Malerei durch Byzanz. Sie hat recht eigentlich ihre eigene Sprache zu reden versucht, so plump und ungeschickt die Lautbildung auch zuerst ausfiel. Die Erzreliefs, mit denen im Jahre 1015 die Hauptthür des Domes von Hildesheim geschmückt wurde — denn das Sachsen Bischof Bernwards ging auch in diesem Stück voran — wirken auf uns zuerst befremdlich; die Szenen aus den Heiligen Schriften des Christenthumes nehmen sich fast aus, als ob sie von ganz wenigen Figuren auf einem Marionettentheater abgespielt würden. Aber trotz ihrer nahezu drolligen Unbeholfenheit verrathen sie eine so starke Wirklichkeitkunst, ein so hohes Vermögen, den artistischen Kern starker Körperbewegungen zu erfassen, daß man durchaus nicht über sie lächelt. Technisch wenigstens schritt man dann in dieser Metropole niedersächsischer Kunst in der nächsten Zeit noch vielfach fort, wie die Apostelfiguren an den Chorschranken von Sankt Michael beweisen, die nach 1186 aufgestellt worden sind.

*) Bruchstück aus der „Kulturgeschichte der Neuzeit“, Band II: Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit, zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick: Zweite Hälfte, Entstehung des Christenthums, Jugend der Germanen. Dieser Theil erscheint nächstens bei Georg Bondi.

Schon im elften Jahrhundert aber war deutsche Bildnerei so geschätzt, daß eins ihrer Werke selbst bis nach Oberitalien gelangt ist: die Reliefs an den Erzthüren von San Zeno in Verona glaubt man, ihr sicher zuweisen zu können. Die italienische Bildnerei selbst aber ist sogar bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts noch nicht allzu viel weiter gediehen: die Thürreliefs am Seitenportal des Domes von Pisa, die man dem Pisaner Bonnanus zuschreibt und die um diese Zeit entstanden sein mögen, sind freilich etwas figurenreicher und zuweilen auch gewandter ausgeführt und richtiger gesehen. Aber ins Auge bohren doch auch sie sich nur dann, wenn einmal mit ihren primitiven Mitteln der seelische Inhalt eines einfachen Körpergestus ausgeschöpft ist, wie an dem Gekreuzigten, dessen Armhaltung die gänzliche Hinfälligkeit des Gemarterten rührend wirksam zum Ausdruck bringt.

In Pisa aber, das bis zuletzt in Wahrheit Italiens Kunsthauptstadt blieb, war es, wo noch zu Ausgang des Zeitalters die Bildnerei des Südens einen ganz neuen Aufschwung nahm. Niccolo Pisano, der im Jahre 1260 die Taufkirche seiner prachtliebenden Vaterstadt mit einer Kanzel ausschmückte, hebt sich sehr hoch über alle frühere Plastik der Italiener. Man hat etwas allzu häufig von Renaissancen schon des frühen Mittelalters gesprochen, man hat die verschiedenen Ströme antiken Einflusses, die sich im neunten und elften Jahrhundert über Deutschland ergossen, nicht mit vollem Recht so genannt, denn dort und damals handelte es sich um eine nie unterbrochene Einwirkung. Niccolo Pisano aber hat in der That eine Renaissance heraufgeführt, denn in völligem Gegensatze zu aller Unvollkommenheit und Naivetät des Kunstschaffens der voraufgehenden Zeit hat er die antiken Sarkophage, die ihm als Vorbild dienten und die man vermuthlich noch heute im Campo Santo seiner Vaterstadt betrachten kann, in jedem Sinne nachahmen wollen.

Diese völlige Abhängigkeit hat der Formengebung des Meisters zunächst die außerordentlichsten Vortheile gebracht. Sie beginnen schon bei der architektonischen Gesammtanlage des völlig freistehenden und ganz breit angelegten Werkes, an dem mehr als eine ganz antik harmonische Abmessung dem Auge schmeichelt. Die eigentliche Bildnerei aber unterscheidet sich in vielem Technischen von allen früheren Arbeiten des Zeitalters wie reifende Jugend von täppisch ungeschickter Kindheit. Ein so durchgearbeiteter Akt wie der des einzeln stehenden Herkules, so feierlich junonische Frauengesichter wie auf dem Relief der Geburt, so appollinisch regelmäßige Männerköpfe wie die der anbetenden Drei Könige und vor Allem so viel majestätisch drapirtes Faltenwerk wäre keinem anderen Bildhauer des Zeitalters möglich gewesen.

Doch freilich: auch die üblen Wirkungen all solch epigonischen Schaffens sind nicht ausgeblieben. Alle Schwächen des Urbildes sind fast noch sicherer nachgeahmt als seine Stärken. Daß hier sinkender und nicht blühender

römischer, geschweige denn griechischer Bildnerei nachgeeifert ist, verspürt man sehr schnell: die etwas steife Grandezza der Körperhaltung, vor Allem die fast ganz formelhafte und unpersönlich gewordene Regelmäßigkeit des Gesichtsschnittes, die Etwas von dem ungewollten Archaismus geistloser Verfallskunst hat, lassen es sehr deutlich merken.

Vor Allem aber fragt man, wo denn nun der Geist des Künstlers und seiner Zeit in diesem Werke dazu kommt, sich auszusprechen. Gewiß, er hat sich nicht ganz unbezeugt gelassen und tritt natürlich am Ehesten in bestimmten Unvollkommenheiten hervor: in der Ueberladung der einzelnen Relieftafeln mit Figuren und Linien, die schon Etwas von der Art beginnender Gothik hat; in dem bizarren und ästhetisch unhaltbaren, aber echt romanischen Gedanken, einen Theil der Säulen durch schreitende Löwen tragen zu lassen; und schließlich in der noch plumpen, allzu breiten und kurzen Abmessung aller menschlichen Gestalten, die am Auffälligsten bei dem ganz falsch proportionirten Herkules sichtbar wird und wieder romanischer Kunstweise so ganz entspricht, — von den allersichtbarsten Stilbethätigungen, wie dem dreigezackten Rundbogen und den etwas schwulstigen Kapitälen, zu schweigen. Aber wie gern würde man diese Unzulänglichkeiten in den Kauf nehmen, die nur überaus begreiflichen Mängeln des damaligen Kunstvermögens entspringen, wäre nur auch die besondere Stärke der Zeit erhalten geblieben!

Aber wo ist ihr bester Schatz, ihre Fähigkeit, tiefe und bewegte Wirklichkeit im Körperlichen und zuweilen doch auch im Seelischen, wenn auch mit noch so unbeholfenen Mitteln, darzustellen? Was hat diese kuhäugige Juno mit einer germanisch empfundenen Mutter zu schaffen, was all diese leeren Masken- und Typenköpfe mit dem inneren Ernst der Anbetung? Gewiß: noch ein Hauch dieses echtesten Merkmals germanischer Kunst, der inneren wuchtigen Leidenschaftlichkeit, wie sie die Vorfahren sehr viel öfter gefühlt haben mochten, als sie sie in ihrer stammelnden Formensprache hatten ausdrücken können, ist da: die ganz hingegeben-schwache Haltung des Schmerzensmannes am Kreuze athmet ihn aus. Aber sie mag von der gleichen Szene an der Domthür beeinflußt sein, sie steht dieser auch an Kraft des Eindruckes nach und wird erdrückt durch all die posenhaft feierliche Theatralik ringsum. Um es mit einem Worte zu sagen: in dem alten unbeholfenen Bonnanus war mehr von dieser Stärke; wie viel Tieferes aber hätte eine so groß angelegte künstlerische Persönlichkeit wie Niccolo leisten müssen, hätte er sich nicht von dem fremden Vorbild so ganz unterjochen lassen!

Und daß dies Alles nicht leere Konstruktion ist, zeigt uns ein Blick auf des Meisters so viel größeren Sohn. Giovanni Pisano hat mit einem Ruck den Einfluß dieses Epigonenthums, den sein Vater ihm gegenüber doch wahrlich mächtig genug geltend gemacht haben mag, von sich geworfen und

alle Tiefe, alles Pathos des Germanenthumes aus sich zu schöpfen vermocht. Doch er ist der Bringer eines neuen Kunstalters in der Geschichte der italienischen Bildnerei; er steht an den Pforten der Gothik. Aber der Vergleich mit ihm beweist unumstößlich, wie lähmend trotz aller formalen Förderung diese vorzeitige Eintagsrenaissance auf das innere Wachsthum der germanisch-italischen Kunst gewirkt hat. Die gleich gerichteten Nebenbewegungen, an denen es in Ober- wie in Unteritalien nicht fehlt, bezeugen es noch deutlicher, da hier hinter diesem Klassizismus — dem ersten der neu-europäischen Kunstgeschichte — nirgends eine so starke Persönlichkeit stand wie Niccolo Pisano.

Aber fast zur selben Zeit, vermuthlich nur wenig später als dies große Werk des toskanischen Meisters, entstand hoch im Norden, in einer kleinen sächsischen Bischofsstadt, eine Reihe von Statuen und Steinreliefs, an denen sich erwies, was germanische Kunst ohne alle besondere und neue Anleihe bei antiken Vorbildern schon damals zu leisten fähig war. Es waren die Jahre, in denen der Meister des naumburger Domes — wie man den Urheber dieser Arbeiten nennen darf, falls es, wofür Vieles spricht, wirklich ein Einziger ist — den hohen Chor des Gotteshauses mit den Denkmalen der Stifter und den Lettner dieses Chores mit einer Reihe von Passionszenen ausschmückte. Die Steinreliefs der Leidensgeschichte lassen sich am Ehesten mit dem Kanzelschmuck der pisaner Taufkirche vergleichen.

Fürs Erste deshalb, weil auch hier eine architektonische Fassung für das geschaffene Skulptur-Kleinod nothwendig war. Wie köstlich aber ist sie schon gelungen, ohne daß dabei nur die leiseste Anlehnung an antike Muster zu merken wäre! Gut entworfen ist zunächst der Lettner selbst, dessen Formen den allgemein angewandten des Uebergangsstiles entsprechen und besonders glücklich über die Fläche vertheilt sind; aber wie wunderbar ist die schwierigste Aufgabe dieser Verbindung von Bau- und Bildkunst gelöst, die Einfügung der großen Kreuzigungsgruppe in das Portal, das vom Hauptschiff der Kirche in den hohen Chor führt. Das Kreuz selbst ist ohne allen Zwang als Mittelpfosten der Thür verwandt, die Gestalten der beiden Leidtragenden, der Madonna und des Johannes, sind rechts und links als Nischenfiguren in eine kleine, spitzbogige Chorhalle eingefügt, deren unendlich fein abgemessene Verhältnisse sich in das Auge schmeicheln und die entzückende Einzelheiten, wie etwa die beiden Säulchen rechts und links, aufweist. An Versehen fehlt es nicht: so nimmt sich das vierblättrige Blendfenster des Giebels nicht ganz glücklich aus. Aber auch die schwierige Unterbringung der langen Reliefreihe ist vorzüglich gelungen.

Und nun das Bildwerk selbst: der Abstand, der diese obersächsischen Arbeiten des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts von den niedersächsischen des elften trennt, ist ein ungeheurer; aber auch die Zwischenstufen, die vom

Hildesheimer zum naumburger Dom führen, die bamberger und wechselburger Arbeiten, selbst das wundervoll starke Portalrelief aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das einen wesentlich früheren, überaus reichen und schönen Thür-Umbau an Sankt Godehard schmückte und dessen Jesus nach der köstlich naiven Weise der Zeit ein eben so markig niederdeutsches Bauernantlitz trägt wie die beiden Heiligen ihm zur Seite: Alles ist weit übertroffen. Das Erstaunlichste indessen: fast jede technische Befangenheit und Unzulänglichkeit ist abgestreift. Hier und da findet man wohl kleine perspektivische und anatomische Mängel, aber sie sind so gering an Zahl und Tragweite, sie heben sich so weit über die Fähigkeit nicht nur dieses, sondern auch noch des ganzen folgenden, des gothischen Zeitalters, Italien immer mit einbegriffen, daß man darüber nicht genug staunen kann. Und dabei hat der Meister sich wahrlich nicht leichte, sondern die allerschwersten Aufgaben gestellt; jede der sechs Leidensgeschichten, die hier erzählt werden, ist voll von Gestalten, Handlung und Bewegung. Trotzdem ist die Komposition reich und einheitlich zugleich, nicht nur dem Inhalt des Geschilderten, sondern, was künstlerisch noch werthvoller ist, auch dem Zusammenfluß der Linien nach. Wie köstlich gehen nicht in den beiden Meisterstücken der überhaupt bevorzugten linken Seite, wie des Ganzen selbst, in dem Judas-Handel und in Petrus' Schwertschlag, alle Theile in Eins auf! Eine mächtige Hand hat hier all die Zerfahrenheit und Breite, die der Kunst und noch mehr der Dichtung so früher Zeiten eigen sind, vollkommen gemeistert.

Die selbe Kraft künstlerischen Zwanges zeigen auch die Einzelheiten der Darstellung, so namentlich die Gewandformen. Die Falten fallen immer gut, ohne irgend eine Uebertreibung oder fremde Entlehnung: sie sind von gothischer Knittrigkeit und Fältelung eben so weit entfernt wie von römisch-klassizistischer Feierlichkeit. Was der Künstler mit ihnen beginnt, ist aus der Wirklichkeit selbst geschöpft und doch alles Andere als kleinlicher Naturalismus. Er weiß die ästhetische Kraft eines aufgerafften Tuches und der so entstehenden Falten ganz wiederzugeben: man sehe nur das Gewand des schlagenden Petrus oder die Falten des Tischtuches beim Abendmahl.

Nur wer mit verklebten Augen an allen den Reizen vorbeigeht, die das bunte Leben täglich und stündlich rings um uns ausstreut, wird solche Dinge gering achten. Verständlicher und offensichtlicher tritt die eigentliche Kraft dieser hohen Wirklichkeitkunst in vollkommener Wiedergabe der Körperhaltung und Körperbewegungen zu Tage, und zwar durchaus nicht nur der starken: alle, die lautesten wie die leisesten Schattirungen der Aktion stehlen sich uns ins Auge, — so überzeugend wie das Leben selbst und nie doch das Ueberflüssig-Kleinliche zu Hilfe rufend. Wie wunderbar kraftvoll ist die doch wahrlich anspruchslose Handbewegung des Zuschauers beim Judas-

Handel wiedergegeben, mit der er sich das Gewand zusammenrafft. Und endlich die Köpfe: sie strotzen von tiefer Wirklichkeitbeobachtung. Uns wird so deutsch ums Herz, wenn wir sie anschauen; damit ist Alles gesagt. Eine lange Reihe von ganz persönlichen Gesichtern, wieder frei von allen unnützen Nebensachen und doch ganz sie selbst; man gedenkt unwillkürlich der lebendigen Menschen, deren ganz spezifischer Typus hier wiedergegeben ist. Der Mann am Tisch des Abendmahls, dessen Haupt reizvoll absichtlich halb verhüllt ist, trägt so sprechende Züge, daß man meint, ihn einmal gekannt zu haben. Der Hohepriester Kaiphas hat viel von dem klugen, breit ausgeprägten Kopf Heinrichs von Sybel, bis in dessen charakteristische Mundfalten hinein. Wer lange unter Thüringern gelebt hat, empfängt von den Gesichtern noch unmittelbarer den Eindruck der Wahrhaftigkeit: so ganz spiegeln sie die Art des Stammes wieder. Er sucht immerfort im Gedächtniß nach den Seitenstücken, die er etwa noch eben auf der Straße gesehen hat. Und doch drängt sich nie die Banalität von Alltagsgesichtern in die Fülle scharf umrissener Züge.

Gewiß, ein Letztes fehlt diesen Reliefs zur Größe: die Weihe eines hohen Stiles und tiefste, letzte Gedanken. Der Jesus des Abendmahls und noch mehr der der Kreuzigung zeigt das Antlitz eines gütigen, jedoch gar nicht göttlichen Menschen. Aber was der stärkste Realismus schaffen kann, der eben den Kern der Dinge sieht, Das ist hier fast vollkommen geleistet; und es entspricht der Erdigkeit und Wärme dieser Wirklichkeitkunst, daß sie ihre Bildwerke allesammt mit leise und wohlthätig getönten Farben überzogen hat, die zum Mindesten heute den besten Eindruck machen. Und weit höher steigt der Meister da, wo er einzelne Menschen schildert: in den Gestalten der Beiden am Kreuz und in der langen Reihe von Portraitstatuen im hohen Chor. An diesen Werken größeren Maßstabes feiert zunächst sein scharfer Blick für die Einzelheit noch größere Triumphe: die Hände seiner Figuren, insonderheit seiner Frauen, sind preiswürdig über alles Maß hinaus. Denkt man aller der stümperhaften Unbeholfenheit, die die Bildhauer nicht nur dieser, sondern vielleicht noch zweier folgenden Jahrhunderte dieser ihrer schwierigsten Aufgabe entgegenbrachten, so staunt man immer von Neuem das Wunder an, daß diesem Meister gelang, jeden, auch den kleinsten anatomischen Fehler zu vermeiden und, was noch viel mehr heißt, das persönliche Gepräge einer Hand zum Ausdruck zu bringen, ja, zuletzt sie ganz in das Gesammtbild einer Persönlichkeit einzufügen, sie eben so wie Kopf und Leib zum Beschauer sprechen zu lassen. Bei der Madonna, bei der lachenden und der ernsthaften Gattin — von den beiden Statuen-Paaren Eckards des Zweiten und Hermanns von Meißen — ist die Hand jedesmal ein Gipfel der Darstellung, eine der wirksamsten und doch leisesten und zartesten Noten in der Symphonie des

Bildwerks. Am Höchsten aber steigt diese Kunst feiner, ganz zurückgehaltener Wirkungen an der Statue der Frau Adelheid. Die Geberde der hier ganz absichtvoll und doch nicht verzerrt gebogenen Hand ist im künstlerischen Sinn, wie in dem schöner Lebensform — große Kunst ist, wie große Wissenschaft, Aristokratie —, unsäglich distinguirt. Wie ganz bewußt dieser Meister die Lyra beherrschte, der er so violinenzarte Töne abzulocken versteht, lernt man, wenn man gewahrt, daß von allen diesen schönen, ausdrucksvollen Frauenhänden sich fast immer nur eine zeigt, während die andere im Kleidwerk mit jedesmal neuer Motivirung verborgen bleibt, gleich als wolle uns der Künstler sagen: Ich weiß schon, wie unerhörte Freuden ich Euch bereite, aber ich selbst will sie Euch selten machen. Nur Regelindis hält ihr Andachtbuch und blättert zugleich darin; und die Madonna greift mit der Rechten nach dem armen gequälten Herzen und weist mit der Linken zu dem Opfer hin, das doch auch ihre Liebe bringen muß.

Doch auch die unbelebten Dinge reden an diesen Werken noch eindringlicher als in den Leidensgeschichten des Lettners, wenn auch in der selben Flüstersprache, die nur den aufmerksamsten Ohren hörbar ist. Was der Faltenwurf am Gewande der Madonna einer antiken Statue großen Stiles an Reichthum und edler Harmonie nachgiebt, wäre doch schwer zu sagen. Und er fügt sich so ganz dem melancholisch-edlen Sinn der Gestalt ein, er paßt in seiner düsteren, schweren Pracht so wohl zu dieser Schmerzensreichen. Viel freier und doch in königlicher Majestät fließt der andächtig Lesenden das Kleid herab, fast so schön und auch so feierlich wie ihr Name lautet: Regelindis. Die größte Fülle dieser Reize hat die verschwenderische Hand des Künstlers über das Gewand der Adelheid ausgebreitet: an ihm hat der Meister ganz absichtlich, ganz voll künstlerischer Hintergedanken, alle Wirkung nur darauf gestellt, einen ganz schlanken, edel-hohen Frauenkörper anzudeuten, ohne daß doch die keusche Geschlossenheit und Herbheit des Kleides mehr als die zartesten Umrisse verräth.

Zuletzt aber — und Dies ist nicht wichtiger, aber vielleicht deutlicher als alles Andere — ist von der Seele in diesen Statuen weit mehr verrathen als in den Reliefs. Die Köpfe athmen eben so viel Wirklichkeitsinn wie jene, sie sind ganz persönlich gehalten und jeder von ihnen mag ein Bildniß sein, wenn auch vermuthlich nicht von den Dargestellten, die, als der Künstler am Werk war, schon ein Jahrhundert im Grab ruhten; eher vielleicht von ihren Enkeln. Sie sind allesammt dadurch ausgezeichnet, daß bei ihnen in jedem, auch im körperlichen Sinn, Persönlichkeit herrscht und niemals Typus, niemals auch typische Schönheit, — was wir Heutigen, durch die tausend Glätten und Süßlichkeiten inzwischen durchlebter Kunstalter hart Geprüften, besonders dankbar empfinden. Aber weit stärker fällt der leidenschaftliche

Drang des Künstlers auf, seelische Eigenschaften, Charaktere, Temperamente zu schildern. Fast jede von diesen Figuren, auch unter den minder bedeutenden, ist von einer sehr klar ausgeprägten psychologischen Absicht beherrscht; so der Alte mit dem erhobenen Schwert, der etwas leidsam-cholerisch in die Welt schaut, der Jüngling mit dem aufgestellten Schild, Thino von Gistritz, dessen Mund so drollig mürrisch geformt ist. Der Graf Dithmarus, der sich hinter dem Schild verbirgt und dessen Gesicht ganz dieser Geberde entsprechend ängstlich und geduckt ist. Dann in langsam fortschreitender Steigerung Konrad von Wettin, dessen ernsthaft edler Kopf das prachtvollste, das deutscheste Jünglingsantlitz aufweist, und der Schildhalter Wilhelm von Kamburg, dessen tiefe Züge unter der Last des Lebens zu leiden scheinen, und endlich der am Kreuz stehende Johannes, der mit fast theatralisch heftiger Geberde und einem fast schauspielermäßig bekümmerten Gesicht weniger ein bestimmtes Temperament als den hohen Schmerz der Stunde zum Ausdruck bringen soll. Eine ganz spezifisch gesehene und eben so spezifisch geartete Natur ist er noch überdies; der genüßlich fein gespitzte Mund und die tiefen Falten erinnern, wie noch viele andere Züge, an einen geistvollen Schriftsteller unserer Tage.

Die Frauen treten weit weniger ausgesprochen auf, aber der tiefe Blick des Meisters für die Realität des Lebens und der Seele bewährt sich an ihnen nicht minder. Sie sind so zurückgehalten geschildert, wie ihre sicherlich viel weniger differenzirte Art es verlangte, nicht selten befangen, fast lieblich-dümmlich, — das Wort in dem gütigen Sinn gebraucht, das ihm Gottfried Keller etwa lieh. Die beiden Edelsten und Schönsten selbst, Adelheid und Regelindis, spiegeln stille deutsche Weiblichkeit; ganz mädchenhaft ist die ernste, schalkhaft drollig, nicht eben klug, die heiter lachende Gattin. Und hier erweitert sich die Schilderung zur Szene, das Portrait wird zum Drama; denn neben den Ehefrauen treten die Gatten auf und bilden in ihrer eben so scharf herausgetriebenen Charakteristik zu ihren Genossinnen das merkwürdigste Gegenspiel. Das Meisterstück ist auch in der Reihe der Frauen die Gestalt am Kreuz. Unsäglich fein ist zunächst das höhere Alter der Heilandsmutter angedeutet, die doch zugleich ein schönes, und zwar ganz persönlich schönes Antlitz zeigt. Es ist von dem lieblichen Typus, der an Frauen deutschen Männern die beste Augenweide bereitet, aber ganz von Gram durchfurcht und erfüllt von dem selben leidenschaftlich großen Schmerz, den auch die Haltung der Hände, ja selbst das Gewand ausspricht.

Ueberschaut man das gesammte Werk, so wächst und wächst es vor unseren Augen und die Gestalt des Meisters, der hinter ihm steht, mit ihm. In den letzten und größten Theilen des Ganzen, in dem Johannes, in der Adelheid, in der Maria ist in Wahrheit der Realismus, von dem die Leistung

emporsteigt, weit übertroffen und es ist eine der seltenen Höhen dieser Kunstübung erstiegen, zu denen nur die großen Wirklichkeitkünstler dringen, die sich über sich hinaus zu heben wissen. In ihr ist Stil, ist Größe. Denn die Bildniß-Statuen offenbaren eine Künstlerpersönlichkeit, die auf starke Prägung, herrische Meisterung der Natur ausgeht, ohne daß sie freilich dem Kern der Wirklichkeit, den sie mit fest saugenden, tief bohrenden Blicken sich erobert, in anderer Richtung Gewalt anthun möchte, als die Richtung des Dargestellten selbst sie weist. Alle größten Portraitisten bis zu Velasquez und Tizian hinauf waren dieses Schlages, und wo in unseren Tagen sich diese hohe Kunst wieder regt — es geschah erst jüngst —, da schlägt sie den selben Weg ein, da hält sie die selbe Mitte zwischen Wiedergabe und Stilisirung, Steigerung der Persönlichkeit. Der Meister des naumburger Doms aber gehört zu den Ersten dieser Reihe; er hat unter den Bildnern des romanischen, ja auch des gothischen Stiles keinen, unter den Malern des germanischen Mittelalters wenige Seinesgleichen; denn was seiner Seelenkunde an Differenzirung fehlt — und es ist wahrlich wenig genug, auch wenn man ihn mit Künstlern sehr viel höherer, feinerer Entwickelungstufen vergleicht —, Das ersetzt die Einzigkeit und Vorbildlosigkeit seines Wirkens. Denn wo wären die Werke, die er nachgeahmt hätte? Von der Antike kann ihn nur der Hauch erreicht haben, der durch sein ganzes Zeitalter nachwehte und den der Lauf der Jahrhunderte schwach genug hatte werden lassen. Und Italien? Vor Jahren, da ich diese Bildwerke zuerst sah und mit noch halb blinden Augen ihre Schönheit nur wie aus der Ferne dunkel empfand, da sagte man mir, diese Madonna sei so schön, daß sie doch wahrscheinlich von Italiener-Hand herrühre. Heute lächle ich der Sorge und mein Gewährsmann wird es mit mir thun. Wer hätte denn dieser Italiener sein sollen, da Niccolo Pisano, der erste Meister des Jahrhunderts, nicht einen dieser Köpfe, nicht eine dieser Hände je zu schaffen im Stande gewesen wäre? Und mich dünkt, man wird schon um dieser Erkenntniß willen, wenn von den größten Namen germanischer Kunst gesprochen wird, wenn von Stephan Lochner, von Holbein und Dürer, ja selbst den Brüdern van Eyck die Rede ist, von dem Meister des naumburger Doms fortan nicht mehr schweigen dürfen.

Und ist noch nöthig, zu sagen, auf welche Seite die Wagschale sich neigt, wenn nordisch-germanische und italisch-halbgermanische Bildnerei gegen einander gewogen werden? Wer von dem freundlichen Saalestädtchen die Gedanken nach Pisa zurückschweifen läßt, das heute noch das edle Totendenkmal einer ungleich größeren Vergangenheit ist, wird doch unmöglich die kalte, leere und zuletzt erborgte Pracht von Niccolo Pisanos in den kaiserlich-römischen Sarkophagstil übersetztem Klassizismus mit der ursprünglichen herben Kraft des deutschen Meisters und seiner Wirklichkeitkunst und noch weniger

mit dem höheren Ton seiner leidenschaftlich stilisirten Seelenmalerei auf eine Stufe stellen wollen. Denn daß die eine fast ganz geliehen, die andere fast ganz selbständig ist, braucht kaum erwähnt zu werden; auch das absolute Werthverhältniß ist kein anderes. Und auch alle die üblichen Vorurtheile gegen nordische Kunstübung verblassen vor dem tiefen, aber durchaus nicht nur innerlichen Glanz der naumburger Bildwerke. Wir beten die edelste Schauspielerin unserer Tage nicht zuletzt ihrer unvergleichlichen Hände wegen an; wirkt es da nicht wie ein Wunder, in dieser sonst so plumpen und ungeschlachten Zeit einen Künstler diese selbe Schönheit finden und vollkommen wiederspiegeln zu sehen? Man vergleiche nur einmal die Hand der Wöchnerin Maria an Niccolos Kanzel; sie steht wahrlich hoch genug über den kindisch-tölpelhaften Versuchen aller sonstigen Bildnerei dieses Zeitalters, aber sie wirkt wie ein ungeschicktes Gefüge neben der anmuthigen und doch ganz wahren Hand der Adelheid oder Regelindis. Daß die größere Herbheit die echtere Wahrhaftigkeit bei dem Nordländer ist, nimmt nicht Wunder; und wenn sich hier einmal die Abhängigkeit von der Antike durch die gänzlich leeren Maskengesichter an der italischen Kunst rächt, die ihr sonst so viele formale Vorsprünge dankt, so sind wir zuletzt nicht überrascht. Aber kann es auch eine zartere Anmuth, eine aristokratischere, gewähltere Form hohen, aber auch vollkommen wirklichen Menschenthumes geben, als diese Werke eines der tausendmal plump gescholtenen Deutschen hier wiederspiegeln?

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.



Selbstanzeigen.

Ideale Lebensziele. C. G. Naumann, Leipzig 1901.

Da mir die Selbstanzeige meines Buches erlaubt wurde und ich es ungebührlich finde, es selbst zu empfehlen, so will ich vor der Lecture warnen; natürlich nur einige Schichten der Gesellschaft. Vor Allem möchte ich die Schwelger im Glauben abhalten, meinem Buch nahzukommen. Besonders die Abschnitte über die Ideale des Wissens und der Sittlichkeit bringen Betrachtungen, die die Unwissenheit der im Glauben Festen beeinträchtigen und jenen Dünkel verringern könnten, der sie Alles verachten läßt, was von Naturwissenschaften gelehrt wird. Die Natur halten sie nämlich für eine abscheuliche Konkurrentin Gottes und wären entsetzt, in meiner Schrift Betrachtungen über die Weltphysik als Erzieherin oder Bescheiden auf die Fragen zu begegnen, ob man Seelen suchen dürfe und ob das Christenthum einen Gesittungwerth habe. Verletzt wäre auch das Zartgefühl der im Glauben Aufrechten durch meine Ansichten über die „Passionwege zum Wissen", über die kritischen Widerstände im Dienste der Wahrheit, vielleicht auch durch die ausführlichen Betrachtungen über die Philosophie des Geschlechtstriebes und über die Wechselbeziehungen von Lieben und Leben. Ab-

stoßen müßten sie auch in dem Abschnitt über die Ideale des Genusses die Essais über die Darstellung der Frauenschönheit bei verschiedenen Kulturvölkern. Es giebt zwar Aesthetiker, die in der künstlerischen Nachbildung edelgebauter Frauenkörper, die von Schneidern absieht, den Gipfelpunkt des Naturschönen erblicken; allein sie kommen nicht gegen jene Ueberkeuschen auf, die im Versinnlichen der Frauenanmuth, die das Tragen eines Bademantels lästig findet, eine polizeilich zu verfolgende Schamlosigkeit erkennen. Deshalb Hände weg von einem Buch, das Solches unumwunden bespricht! Auch konservative Politiker sollten meinem Buch aus dem Wege gehen, da ihnen viel Unangenehmes darin gesagt wird. Schon die Hinweise auf das menschlich Perverse bei Natur- und Kulturvölkern, unhöfliche Betrachtungen über die lückenhafte Bildung von Volksvertretern, über den Zwang im Ideendienst und viele andere Ausführungen über ethische Ideale und über „politische Vernunftziele" müßten ihnen wider den Strich gehen. Noch zwei andere Gesellschaftschichten würden bei der Wohlgenährtheit ihres Dünkels und Hochmuthes meinem Buch ihre Abneigung deutlich zeigen: das Junkerthum und die lückenhaft erzogene Lehrerschaft der Hochschulen. Ihr Unmuth würde besonders bei dem Kapitel meiner Schrift von der Umbildung des Unterrichtes hell auflodern. Auch die Abhandlung: „Wie ein gebildeter Fürst dem Idealstaat dienen könnte" würde sie ärgern, weil ein Fürst dieses Schlages gegen Mönche und Spitalsbrüder der Wissenschaft eben so entschieden auftreten würde wie gegen Junker, die wenig gelernt und das Wenige bereits vergessen haben. Die Rückständigen aller Farben, die sich grundsätzlich von allen idealen Lebenszielen abwenden, mögen also mein Buch ungelesen lassen.

München. Professor Dr. Adalbert Svoboda.

❧

Der Ungebändigte, Roman. Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck).

Mein Buch ist als psychologischer Versuch gedacht, als eine Roman-Monographie, als ein Relief, nicht aber als ein objektives, abgerundetes Ganze. Der Ungebändigte allein tritt in den Vordergrund, in volle Beleuchtung, während alle Nebenpersonen nur so weit Berücksichtigung finden, wie sie zu ihm in Beziehung treten. Aus seinem Gesichtswinkel ist das Werk geschrieben; ein Stück Leben wird darin festgehalten, so wie es sich in seinen Augen spiegelt, nicht aber, wie es etwa allgemein als wahr angenommen wird. Die Hauptperson selbst soll ein Typus, eine Verkörperung der modernen, neurasthenisch belasteten Jugend sein, ein Mensch, dessen anerzogene und ererbte Ideale im schärfsten Kampf mit seinem unersättlichen Drang nach kalter Erkenntniß liegen. Seine Seele, die mit dem glückhaften Märchenschiff und einer Ladung sonniger Träume und bunt schillernder Illusionen auf das räthseltiefe Meer des Ungewissen hinausgesegelt ist, leidet Schiffbruch an den scharfen, starren Klippen schroffen Zweifels. Der „Held" vermag jedoch die Besitzthümer seiner Kindheit nicht ganz preiszugeben; er klammert sich krampfhaft an die spärlichen Trümmer seiner untergegangenen Herrlichkeiten. Er wird zum Illusionmorphinisten, der ohne benebelndes Narkotium nicht mehr leben kann. Er giebt sich seinen Ekstasen hin, bleibt aber stets nüchtern genug, um sich auch während solcher Stimmungen im Spiegel scharfer Selbst-

kritik beobachten zu können. Er keucht unter der Last seines Verstandes und krankt an dem Konflikt seiner dissonirenden Empfindungen. Enttäuscht und verzweifelnd ergiebt er sich seinem letzten Rausch, dem Taumel der Sinnlichkeit; er wird zum Don Juan, allerdings zu einem dekadenten Don Juan, der mit sich selbst mehr als mit seinen Opfern ringt. Auch das Weib vermag ihm dauernde Befriedigung nicht zu bringen, seine Unrast und Zerrissenheit nicht zu heilen. So wirft er denn, aus Ekel vor sich selbst und der ganzen Welt, das Leben von sich.

Wien. Karl Johannes Schwarz.



Der kleine Willberg.

Seit der kleine Willberg, wie die Kameraden ihn nannten, oder Herr von und zu Willberg von Willbergshagen, wie er sonst hieß, durch Allerhöchste Kabinetsordre zum Lieutenant mit monatlich fünfundzwanzig Thalern Gehalt ernannt worden war, wurde er von Tag zu Tag sonderbarer. Körperlich war er wohl und munter, er hatte einen guten Appetit, er aß für Zwei und trank für Drei und hatte einen Kasinorest wie ein alter Stabsoffizier. Daß er während des Essens über den Dienst schalt, ist selbstverständlich.

So schien es fast, als ob er ganz gesund sei; und doch war er krank und sein Leiden nahm von Tag zu Tag zu. Er litt nämlich an Bazillen oder, richtiger gesagt, an einem Bazillus, — und noch dazu an dem gefährlichsten, den es giebt, obgleich ihn noch kein Arzt entdeckt hat.

Namentlich die Civilisten, die mit dem kleinen Willberg verkehrten, merkten, daß er ernstlich krank sei. Seine Ansichten wurden von Tag zu Tag verschrobener und so glaubten sie zuerst, er hätte Flöhe im Gehirn, wie es beim Militär genannt wird, wenn Einer geistig nicht ganz normal ist. Schließlich kamen sie aber dahinter, daß Willberg in seinem Schädel den Militär-Bazillus spaziren trug, der sich dadurch äußert, daß er in dem von ihm Heimgesuchten nicht nur den Glauben, sondern sogar die felsenfeste Ueberzeugung hervorruft: es giebt nur einen Stand auf der Welt, den Offizierstand; alles Andere ist noch ganz bedeutend weniger als gar nichts. Erst kommt der Lieutenant, dann kommt er nochmals, dann kommt er zum dritten Mal, — und dann kommen die Anderen auch noch nicht. Die zählen gar nicht mit.

Der kleine Willberg wußte nicht, daß er krank war. Er hielt sich geistig für vollständig gesund und er selbst konnte schließlich auch nicht allzu viel für seinen Gehirnklapps; der war ihm anerzogen worden. Schon im Corps hatte die Dressur begonnen. Als er dort mit sieben Jahren ankam, war er für sein Alter noch merkwürdig verständig gewesen; er hatte sogar noch mit einigen Freunden, die nicht im Corps waren, hin und wieder einen schriftlichen Gruß gewechselt. Aber bald hatte sein Stubenältester ihm klargemacht, daß sich so Etwas für einen Kadetten nicht passe. Er hatte es eingesehen und danach gehandelt.

Mit zehn Jahren war er schon vollständig militarisirt. Wenn er von seinem Vater sprach, erzählte er nicht, dieser würdige Herr sei Rittergutsbesitzer

und Mitglied des Herrenhauses, sondern nur, daß er früher bei den Gardedragonern gestanden und da den letzten Feldzug mitgemacht habe. Und wenn er von seiner Mutter sprach, vergaß er nie, zu erwähnen, daß sie die Tochter eines Brigadekommandeurs sei. Darauf war er sehr stolz, denn er war in seiner Stube der Einzige, dessen Mutter einer Offizierfamilie entstammte. So hatte er also durch und durch militärisches Blut in den Adern. Dessen mußte er sich würdig zeigen. Das sah er von Tag zu Tag mehr ein. Er zeigte sich würdig und der Lohn blieb nicht aus: nach fünf Jahren wurde er selbst Stubenältester und nach weiteren fünf Jahren war er so sehr Soldat, daß er nicht begriff, wie er als Civilist geboren werden konnte.

Mit achtzehn Jahren trat er in die Armee als Fähnrich ein. Er hatte die Ansichten eines verrückten Kaninchens, aber trotzdem war das Regiment auf ihn sehr stolz und der Oberst sagte sogar: „Er ist ein Fähnrich, der in Bezug auf seine Gesinnung und die untadelhaften Auffassungen nichts mehr zu lernen braucht. Wäre er älter, so würde ich sagen: ich könnte mir keinen besseren Lehrer für meine jungen Offiziere wünschen.“ Und der Fähnrich war wirklich tadellos; er sprach nur, wenn er gefragt wurde, und suchte seinen Umgang nur in Offizierkreisen.

Als er Lieutenant geworden war, mußte er auch in den Civilfamilien, in denen das Offiziercorps verkehrte, Besuch machen. Zuerst strikte er; aber als ihm erklärt wurde, ohne Besuch gemacht zu haben, werde man nicht eingeladen, und ohne eingeladen zu werden, könne man nicht leben, und eingeladen zu werden, verpflichte zu nichts, und wieder einzuladen brauche man nicht, und abbrechen könne man den Verkehr ja immer wieder, — als ihm die Augen so geöffnet wurden, sagte er: „Na, denn meinetwegen.“ Er nahm einen Wagen, fuhr bei den Familien herum und war im Stillen gegen Alle entrüstet, die ihn annahmen. Aber ihre Dinereinladungen lehnte er nicht ab; o nein: im Gegentheil.

Er war hochmüthig. Einige Civilfamilien ärgerten sich über seinen militärischen Bazillus, sagten es dem Regimentsadjutanten und Der sagte es dem Herrn Obersten. Und der Kommandeur ließ sich seinen Lieutenant kommen. „Mein lieber Willberg“, sagte er, „Sie sind noch jung; Ihre Ansichten und Anschauungen sind zwar die richtigen, aber Sie haben noch nicht tolerant denken gelernt. Sie sind im Corps erzogen, also in den richtigen Grundsätzen. Mit vollem Recht sehen Sie in dem Stande, dem Sie angehören, den vornehmsten und edelsten, denn die Armee ganz allein hat unser Vaterland zu Dem gemacht, was es heute ist. Niemand will und kann uns den ersten Platz, den wir im Staat einnehmen, rauben. Aber Sie müssen die innere Genugthuung, die Sie bei der Vorstellung, Offizier zu sein, empfinden, verbergen lernen. Civilisten sind nun einmal auch nöthig und es ist ein Akt der Großmuth, ihnen nicht nur die Existenzberechtigung zuzugestehen, sondern sie auch als eben . . . na, sagen wir: mit ausgesuchtester Höflichkeit zu behandeln. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Es ist nicht immer leicht, für so schwierige Verhältnisse, wie es das des Offiziers dem Civilstand gegenüber nun einmal ist, das richtige Wort zu finden. Denken Sie nach, dann werden Sie selbst das Rechte treffen.“

Nach dieser Rede des Herrn Obersten, die das Rechte wollte und das Unrechte förderte, wuchs der Militär-Bazillus unheimlich auf und verdrängte gar bald auch noch die letzten verständigen Ansichten, die der kleine Willberg in lichten

Momenten manchmal gehabt hatte. Großmuth, Höflichkeit, vornehmster Stand: der Aufforderung, hierüber nachzudenken, war er nicht mehr gewachsen.

Es kam der Hauptschlachtentag des Regiments, der Tag, an dem vor mehr als dreißig Jahren die damals erst neu gegründete Truppe sich heldenmüthig geschlagen hatte. Wie kann ein so denkwürdiger Tag besser gefeiert werden als durch ein Festessen, bei dem sich Alle, die an dem erworbenen Ruhm noch unschuldiger als ungeborene Kinder sind, bis zur halben oder ganzen Bewußtlosigkeit betrinken? So gab es denn in dem festlich geschmückten Kasino ein großartiges Liebesmahl, zu dem alte Regimentsangehörige und viele Gäste geladen waren. Gleich von Anfang an wurde sehr brav gezecht und an der hübsch geschmückten Tafel herrschte gar bald eine äußerst lustige Stimmung. Die, denen zu Ehren man heute die theuersten Speisen und Getränke genoß, hatten es vor dreißig Jahren, als sie sich tot oder zu Krüppeln schießen ließen, nicht halb so gut gehabt.

Der Einzige, der an der langen Tafel nicht in Stimmung kam, obgleich auch er das Trinken nicht vergaß, war der kleine Willberg; und daß seine Laune nicht besonders rosig war, kam daher, daß er zwischen zwei Civilisten saß. Einen hätte er sich zur Noth noch gefallen lassen; aber gleich zwei auf einmal! Das war bitter. Er that das Klügste, was er nach seiner Meinung thun konnte: er ignorirte die beiden Herren vollständig. Sprechen konnte er doch nicht mit ihnen; was wußten die beiden Civilisten denn von dem Ehrentag des Regiments! Davon hatten sie doch keinen blauen Dunst; na, und über etwas Anderes konnte man sich doch heute nicht unterhalten.

Wenn der kleine Willberg trotzdem sich plötzlich mit seinem Nachbar zur Rechten in ein Gespräch einließ, so geschah es, weil der Regimentsadjutant ihm durch eine Ordonanz die schriftliche Aufforderung sandte, sich gefälligst Etwas um seine Nachbarn zu kümmern. Willberg fand die Zumuthung stark. Er wußte ja nicht einmal, wer die Beiden waren; vorgestellt hatten sie sich ihm ja natürlich; aber wer versteht denn die Namen?

„Sind Sie auch Soldat gewesen?" fragte er endlich.

„Selbstverständlich", lautete die Antwort, „aber leider nur ein Vierteljahr. Ich wurde sehr krank, lag viele Wochen im Lazareth und wurde dann als dauernd dienstuntauglich entlassen."

„Schlapp", dachte der Lieutenant; „so was kann auch nur einem verweichlichten Civilisten passiren"; laut aber sagte er: „So, so, also Sie sind nicht Reserveoffizier? Sehr schade für Sie. Darf ich, ohne indiskret sein zu wollen, fragen, was Sie jetzt sind?"

„Gewiß", gab der Andere zur Antwort, „warum denn nicht? Ich bin Schriftsteller."

Der kleine Willberg machte ein mitleidiges Gesicht: „So? Schriftsteller?" fragte er. „Sagen Sie mal, lohnt sich Das denn eigentlich? Kann man denn davon leben? Was bekommt man denn für solche Angelegenheit bezahlt? Ich habe mir sagen lassen, zum Leben sei es zu wenig, zum Sterben zu viel."

Der Andere lächelte ironisch, dann sagte er: „Ich glaube, Herr Lieutenant, wir kennen uns zu wenig, als daß Sie von mir einen genauen Bericht über meine Einnahmen verlangen können."

„Wie Sie wollen", sagte der kleine Willberg ganz ruhig; „ich glaubte, es würde Ihnen Spaß machen, sich einmal aussprechen zu können. Im Grunde interessirt Ihre Thätigkeit mich natürlich sehr wenig... Habe keine Zeit, zu lesen, außerdem hat mir Jemand gesagt: Schriftstellern kann Jeder."

„Gewiß", lautete die Entgegnung, „schriftstellern kann Jeder; wenigstens versucht es heutzutage Jeder. Sie kennen gar keine Bücher? Aber die Geschichte Ihres Regiments werden Sie doch gelesen haben?"

„Aber selbstverständlich." Der kleine Willberg sah seinen Nachbar, in dessen Worten eine gewisse Geringschätzung der Regimentsgeschichte zu liegen schien, scharf an. „Das kann allerdings nicht Jeder schreiben, dazu muß man Soldat gewesen sein mit Leib und Seele, sich eins fühlen mit seinem Regiment . . . Aber Pardon! Das werden Sie kaum nachfühlen können."

„O doch", erwiderte der Andere ruhig.

„So; wundert mich; liegt doch eigentlich außerhalb Ihrer Sphäre. So was zu schreiben, ist beinahe so schwer, wie selbst ein guter Soldat zu sein."

„Welche Eigenschaften halten Sie dazu für erforderlich?"

„Gute Familie, tadelloser Ruf, gute Gesundheit . . ."

„Das ist Alles?"

Der kleine Willberg sah verwundert auf: „Was sollte noch fehlen?"

„Geistige Begabung ist also nicht erforderlich?"

In dem selben Augenblick erhob sich ein Redner. Feierliche Stille. Er ging aus von dem Wort Bismarcks: „Alles können die anderen Staaten uns nachmachen, nur nicht den preußischen Lieutenant." Er rühmte die Ritterlichkeit der Gesinnung, den Diensteifer, die Pflichttreue . . . und schloß mit einem Hoch auf den Geist des Offiziercorps.

Die Musik blies Tusch, die Gläser klangen an einander, ein donnerndes Hoch ertönte, und während der kleine Willberg mit seinem Nachbar zur Rechten anstieß, sagte er, der die Rede ganz falsch verstanden hatte: „Was brauchen wir geistige Begabung? Sie hören es ja: der Geist ist da!"

Aber der Nachbar sah aus, als hätte ihn die Rede ganz anders gepackt als die jungen Lieutenants ringsum; er schrie nicht mit Hurra, sondern blickte träumerisch vor sich hin, so daß der kleine Willberg beinahe Mitleid mit ihm verspürte. „Solch armer Civilist", dachte er; „nicht mal einen Begeisterungrausch kann er empfinden"; und mit halblauter Stimme fragte er: „Soldat sein ist doch schöner als schriftstellern, was?"

Der hob die Augen und sagte: „Ueber Selbsterlebtes zu schreiben, ist sehr hübsch, auch wenn man die Geschichte seines Regimentes schreibt. Auch dann, wenn man nur als gewöhnlicher Soldat von der Schulbank aus weg in den Krieg zog und gleich lahm geschossen wurde. Und dann ist auch die geistige Begabung da; auch darin haben Sie Recht."

...Und von dem Tage an wurde der kleine Willberg in dem Verkehr mit den Civilisten noch zurückhaltender, als ers unter der Einwirkung seines Militärbazillus schon früher gewesen war.

Freiherr von Schlicht.



Deutschthum in Amerika.

Den Deutschen im Ausland, besonders denen in Nordamerika, wird häufig der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Nationalität schnell und leichtfertig aufgäben. Das wird ihnen am Meisten von ihren Landsleuten in der Heimath verübelt. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt und kann deshalb nur zum Theil zurückgewiesen werden. Aber ich hoffe, eine gerechtere und mildere Beurtheilung der Deutschamerikaner herbeizuführen, indem ich den Versuch unternehme, die Schwierigkeiten darzulegen, mit denen sie zu kämpfen haben, um sich und ihren Nachkommen die ursprüngliche Nationalität zu erhalten.

Ich frage zunächst: Wer wandert aus und welche Gründe veranlassen zur Auswanderung? Die folgende, den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes (Neunter Jahrgang, erstes Heft, 1900) entnommene Tabelle giebt die Antwort:

Beruf der im Jahre 1899 ausgewanderten Deutschen.

	Beruf und Berufsstellung.	männl.	weibl.
A.	Land- und Forstwirthschaft (auch Gärtnerei, Thierzucht, Jagd, Fischerei).		
	1. Selbständige (Eigenthümer, Pächter)	334	
	2. Landwirthschaftliche Tagelöhner, Knechte, Mägde, auch sonstige Gehilfen	2154	87
	3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 u. 2	534	1151
B I.	Bergbau, auch Hütten- und Salinenwesen.		
	1. Erwerbend Thätige	76	
	2. Nicht erwerbend thätige Angehörige	15	24
B II.	Industrie (Gewerbswesen), auch Bauwesen.		
	1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	460	4
	2. Gehilfen aller Art und Arbeiter in einem bestimmten Industriezweige	2584	49
	3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	320	739
C I.	Handelsgewerbe, auch Versicherungsgewerbe.		
	1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	779	2
	2. Gehilfen aller Art	2323	2
	3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	112	365
C II.	Gast- und Schankwirthschaft, sonstige Verkehrsgewerbe.		
	1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	40	—
	2. Gehilfen aller Art	653	46
	3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	29	83

Beruf und Berufsstellung	männl.	weibl.
D I. Häusliche Dienstboten (nicht gewerbliche; diese sind unter A, B II, C I und II, 2 eingereiht).		
1. Erwerbend Thätige	60	281
2. Angehörige	14	44
E. Sogenannte freie Berufsarten, auch öffentlicher (Staats- u. s. w.) Dienst.		
1. Selbständige	490	93
2. Angehörige	31	70
F. Ohne Beruf und Berufsangabe.		
1. Selbständige	673	5821
2. Angehörige	921	1272

Die Tabelle bezieht sich auf alle deutschen Auswanderer; da aber 81 Prozent von ihnen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern, giebt sie wohl auch ein richtiges Bild von der Berufsangehörigkeit der deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten. Ein großer, etwa der neunte Theil sind ländliche Arbeiter, die sich in der neuen Welt selbständig zu machen hoffen. Sie sind nicht zufrieden mit dem Lohn und der Lebenshaltung, die ihnen die alte Heimath bieten, Verwandte und Freunde sind ihnen vielleicht schon vorangegangen, schreiben ihnen begeisterte Briefe über die amerikanischen Zustände und suchen sie zu überreden, auch drüben ihr Glück zu versuchen. Bauernsöhne, deren ältester Bruder das elterliche Gut übernommen hat, wandern aus, um in Amerika ein kleines Gut zu erwerben und sich hinaufzuarbeiten. Das baar ausgezahlte kleine Erbtheil reicht nicht aus, um sich im Vaterland anzukaufen, der jungfräuliche Boden drüben im Westen dagegen ist billig und gewinnverheißend. Vielfach wird dort sogar noch die Ansiedelung unterstützt, so von den Agenturen der großen, weite unbebaute Landstrecken besitzenden Eisenbahnen, die durch billige Ueberlassung des Grundstückes und durch Gewährung von Kredit für die ersten nothwendigen Geräthschaften locken. Arbeiter und Handwerker siedeln häufig über, weil die hohen amerikanischen Löhne sie anziehen.

Nur ein verhältnißmäßig geringer Prozentsatz aller Auswanderer stammt aus gebildeten Kreisen. Zu ihnen gehören hauptsächlich die Leute, die in ihrer Laufbahn Schiffbruch gelitten haben: heruntergekommene oder durch Unglück in Schulden gerathene Menschen, solche, die ein Examen nicht bewältigen konnten; zuweilen auch Personen, die mit den Strafgesetzen in Konflikt gerathen waren. Alles flüchtet nach Amerika, um, wenn möglich, dort ein neues Leben anzufangen. Zu dieser Gruppe sind auch die geistlichen oder sonst fertig ausgebildeten Beamten zu rechnen. Die allgemeine Ueber-

füllung in den liberalen Berufsarten und das dadurch herbeigeführte lange Warten auf eine feste Anstellung treibt sie in großer Zahl nach Amerika. Ihnen reihen sich endlich auch junge Leute an, denen der bureaukratische deutsche Polizeistaat zu eng ist, die nach größeren Verhältnissen und nach freierer Bewegung streben, besonders junge Kaufleute und Ingenieure.

Unglückliche heimische Verhältnisse, daneben die Hoffnung auf Besserung ihrer Lage, treiben also die Meisten zur Auswanderung und dieser Umstand mag allein schon die patriotische Erhaltung des Deutschthums in Frage stellen, zumal es vielen deutschen Einwanderern auch wirklich gelingt, sich emporzuarbeiten.

Bis vor Kurzem fehlte es an einer mächtigen Vertretung der deutschen Interessen im Ausland, hinter der die Macht eines großen deutschen Staates stand. Was wußte der Ausländer von Baden, Hessen, Oldenburg u. s. w.? Der Deutsche war daran gewöhnt, sobald er sich im Ausland ansiedelte, vom Vaterland losgerissen zu sein, er fühlte sich ihm durch nichts mehr verbunden, glaubte, ihm nichts mehr zu schulden, und war meist von dem Bestreben erfüllt, dem Lande anzugehören, dem er sich zugewendet hatte; wollte er aber diesem sich nicht völlig hingeben, so sah er sich genöthigt, sich unter den Schutz irgend eines anderen, mächtigeren Staatswesens, etwa Englands, zu stellen. Schon allein dieses Gefühl der Vogelfreiheit oder aber der eben erworbenen Zugehörigkeit zur neuen Heimath mußte naturgemäß die Schwächung des deutschnationalen Empfindens beschleunigen.

Sehr erschwerend für die Erhaltung des Deutschthums, besonders bei den Nachkommen der Ausgewanderten, ist die Erscheinung, daß die Deutschen als Masse unbeliebt sind und in geringem Ansehen stehen. Der Grund dafür ist in mehreren Umständen zu suchen. Erstens befinden sich unter den deutschen Einwanderern viele schlechte Elemente; die große Mehrzahl stammt aus der untersten Klasse. Nur 2,6 Prozent aller Auswanderer gehören den freien Berufen an, nicht ganz 2 Prozent sind als selbständige Geschäftsinhaber in Industrie, Gewerbe und Bauwesen angeführt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Amerikaner, die unsere Nation nur durch jene Eingewanderten kennen lernen, sich kein sehr günstiges Urtheil von ihr bilden. Die deutschen Arbeiter, die sich drüben ansiedeln, stehen entschieden auf einer tieferen Stufe allgemein menschlicher Gesittung als die amerikanischen. So denken vor Allem die in Nordamerika stark verbreiteten Temperenzler, denen sich die Deutschen schon durch ihr vieles Trinken mißliebig machen: wo sich ein paar Deutsche niederlassen, thut sich alsbald auch eine Schankwirthschaft auf. Endlich ist auch ihre viel berufene Irreligiosität ein Hauptgrund, weshalb sie in Amerika geringe Sympathien genießen. Besonders die gebildeten Deutschen, aber auch die anderen, halten wenig auf Sonntagsruhe und stehen allem Kirchlichen lau gegenüber: Das kann die meist sehr kirchlichen Ameri=

kaner nicht gerade für uns einnehmen. Diese Geringschätzung der Deutschen geht zuweilen so weit, daß ihre Kinder in der Schule etwa die Stellung einnehmen wie bei uns vielfach die Juden. Ich erinnere mich, daß ein deutscher Knabe mich drüben fragte, ob die amerikanischen Kinder in Deutschland eben so schlecht behandelt würden wie sie in Amerika. Darin liegt natürlich für die Kinder eine große Versuchung, ihr Deutschthum zu verleugnen.

Es giebt viele deutsche Schulen in den Vereinigten Staaten. Fast zu jeder deutschen Kirche gehört eine; zuweilen wird diese aber nur Sonnabend abgehalten und kann dann natürlich nur als eine Ergänzung der englischen angesehen werden. In den kleinen Gemeinden wird der Unterricht vom Prediger allein ertheilt, an den größeren amtiren ein oder mehrere Lehrer, aber ihre Leistungen sind, entsprechend ihren kümmerlichen Gehältern, sehr gering, während die englischen Elementarschulen fast immer recht gut sind. In der deutschen wird Schulgeld gefordert und jedes Kind muß sich seine Bücher selbst anschaffen: die amerikanische Public School ist frei; in ärmeren Distrikten werden sogar die Bücher unentgeltlich geliefert. Dazu kommt, daß in verschiedenen Staaten gesetzliche Bestimmungen den Schulbesuch aller auf dem Lande aufwachsenden Kinder streng regeln; im schulpflichtigen Alter müssen sie während der Hälfte jedes Jahres eine amerikanische Schule besuchen; für die Städte bestehen je nach den einzelnen Staaten verschiedene Verordnungen in Bezug auf den obligatorischen Unterricht im Englischen, in amerikanischer Geschichte u. s. w. Es ist also nur natürlich, daß sehr viele deutsche Familien der amerikanischen Schule den Vorzug geben, was wiederum auf die deutsche Schule ungünstig zurückwirkt.

Auf diese Weise lernen die deutschen Kinder aber Alles auf Englisch; und zwar die wichtigsten Fächer, Geschichte und Geographie, ausführlich in Bezug auf Amerika, nur oberflächlich in Bezug auf Deutschland. Der Unterricht athmet amerikanischen Patriotismus. Die Kinder lernen die amerikanischen Denker und Dichter kennen, die deutschen bleiben ihnen fremd. Alle in der Schule neu erworbenen Begriffe wissen sie nur englisch auszudrücken, alle Bezeichnungen, alle Namen englisch auszusprechen. Und all Das soll die deutsche Sonnabendschule oder gar die vielfach ungebildete Mutter in Bezug auf Deutschland ergänzen? Das ist doch kaum zu erwarten. So erzogene Kinder sind aber schon keine richtigen Deutschen mehr. Da sie wohl englisch, ihre Kameraden aber kein Deutsch verstehen, sind sie gezwungen, den größten Theil des Tages englisch zu sprechen; bald sprechen die älteren Geschwister auch unter einander englisch. Die Kleinen, die auf diese Weise sehr viel Englisch zu hören bekommen, beherrschen bald beide Sprachen gleich gut, ja, bekommen in den meisten Fällen einen ausgeprägt deutsch-amerikanischen Accent; jeder Deutsche hört sofort, daß sie in Amerika aufgewachsen sind, jeder Amerikaner hält sie für seine Landsleute.

Ich entsinne mich, daß deutsche Kinder bei dem Absingen eines Liedes stets Leibe statt Liebe lasen, bis sie das Wort in ihrem Buch in Lebe umänderten. Die deutsche Schrift ist den Meisten dieser Kinder unbekannt, so daß ihnen die Briefe ihrer Verwandten von jenseits des Ozeans unzugänglich sind.

Die Erwachsenen sind in vielen Beziehungen genöthigt, sich einigermaßen zu amerikanisiren. Schon ihr Beruf wird sie vielfach zwingen, englisch zu sprechen. Die Geselligkeit hat natürlich den landesüblichen Anstrich, ja, selbst Familienfeste müssen auf amerikanische Weise gefeiert werden, da Freunde und angeheirathete amerikanische Verwandte weder deutsch verstehen noch deutsche Kost lieben. Die täglichen Mahlzeiten sind amerikanischer Arbeit- und Zeiteintheilung angepaßt, der Küchenzettel muß die Produkte des Landes berücksichtigen. Die Hauseinrichtung wird in den seltensten Fällen vom Vaterland mit herübergenommen; natürlich hat sie dann auch ganz amerikanisches Gepräge. Mancherlei amerikanische Gebräuche erscheinen der Hausfrau besonders praktisch und sie führt sie in ihre Wirthschaft ein; wieder Anderes ist durch äußere amerikanische Einrichtungen und Sitten bestimmt. So wird dem deutschen Haus mehr und mehr der amerikanische Stempel aufgedrückt und die Kinder lernen nie recht deutsche Art und Sitte kennen.

Es ist auch sehr die Frage, ob man ein Recht hat, den Kindern das Gefühl der Zugehörigkeit zu Amerika zu nehmen. Sie kennen Deutschland nicht: wie können sie es lieben! Sogar die Aussicht, es einmal kennen zu lernen, ist für die Meisten ausgeschlossen; man würde ihnen jedes Vaterland nehmen, wollte man ihnen verbieten, Amerika als das ihre zu betrachten. Außerdem sind sie amerikanische Bürger, finden ihren Weg viel leichter im Leben, wenn sie wie Amerikaner aufzutreten und sich Geltung zu verschaffen wissen, wenn sie so schnell zu arbeiten verstehen wie Jene, — ists nöthig, auf Kosten deutscher Gründlichkeit. Kurz, die deutschen Eltern, besonders die unbemittelten, würden ihren Kindern das Leben unnöthig erschweren, wenn sie hartnäckig versuchten, sie vollständig deutsch zu erhalten.

Um so mehr müssen wir Diejenigen unter unseren Landsleuten bewundern, die trotz all diesen Schwierigkeiten doch fest an ihrem Deutschthum halten. Daß solche Familien nicht vereinzelt sind, zeigen die vielen Glockenthürme von deutschen Kirchen. Die Kirche ist die eigentliche Trägerin des Deutschthums und zu ihrer Erhaltung werden oft recht große Opfer gebracht. Unter den deutschen Gemeinden überwiegen bei Weitem die kleinen; zuweilen bestehen sie nur aus dreißig bis vierzig stimmberechtigten Gliedern. Hat eine solche Gemeinde die Kosten für die Erhaltung eines Gotteshauses und die Besoldung eines Geistlichen allein aufzubringen, so tragen sie dieses meist sehr drückende Opfer nur aus Liebe zum Deutschthum. Recht viele Männer und Frauen schließen sich allerdings der deutschen Kirche nur der damit ver-

bundenen Sonnabendschule wegen an; ein Grund, der für die Wohlhabenderen unter ihnen nicht vorliegt, da diese ihren Kindern auf andere und bessere Weise deutschen Unterricht geben lassen können. Deshalb stehen die gebildeten Deutschen häufig außerhalb jeder Kirchengemeinschaft oder sie haben sich einer amerikanischen Kirche angeschlossen; dadurch werden die deutschen Gemeinden noch ärmer, als sie ohnehin schon sein würden. Diese Geldnoth aber schädigt die deutschen Kirchen in beträchtlichem Maße. Sie können ihren Pastoren in der Regel nur ein so geringes Gehalt bieten, daß wenige wirklich gebildete Leute sich um solche Stellen bewerben; die deutschen Prediger entstammen häufig ziemlich untergeordneten Familien, ihre Frauen sind ungebildete Farmerstöchter und sie selbst stehen kaum auf der Höhe unserer hiesigen Volksschullehrer. Geistiges Streben ist den Meisten von ihnen gänzlich fremd. Daß etwas anspruchsvollere Deutsche sich nicht zu ihnen in die Kirche setzen und ihre Kinder zu ihnen in die Schule schicken wollen, ist begreiflich.

Was ferner die Kirche in ihrer Fähigkeit, das Deutschthum zu erhalten, beeinträchtigt, ist der Umstand, daß sie sich den Wünschen der Deutschamerikaner anpassen muß, will sie nicht Familien zweiter und dritter Generation und besonders gemischt-nationale Familien der deutschen Kirche ganz entfremden. Amtshandlungen wie Taufen und Trauungen müssen häufig aus Rücksicht auf die amerikanischen Freunde und Verwandten des Hauses in englischer Sprache vollzogen werden. Auch verlangen die größeren deutschen Gemeinden jetzt allgemein einen englischen Abendgottesdienst: Das ist schon der erste Schritt zu einer langsamen Umwandlung in eine amerikanische Kirche. Die deutsche Kanzel ist vielfach abgeschafft und der Prediger steht auf einer Art Katheder, wie es in amerikanischen Kirchen, außer in katholischen, üblich ist. Manche Pastoren predigen im schwarzen Rock statt im Talar; auch ist eine Anzahl ins Deutsche übersetzter amerikanischer Hymnen mit ihren mehr weltlich klingenden Melodien unseren tiefernsten Chorälen eingereiht. In einem Gotteshause mußte ich sogar mit Witzen gewürzte Ansprachen hören, über die die versammelte Gemeinde in ein schallendes Gelächter ausbrach. Das war nicht mehr die alte liebe Kirche des Heimathlandes. Aber die Verhältnisse drängen zu solchen Veränderungen. Viele Kirchen würden ohne sie überhaupt nicht mehr bestehen können und die Gefahr für die Erhaltung des Deutschthums würde dann noch größer sein, da mit den Kirchen drüben die verschiedenartigsten geselligen Veranstaltungen zusammenhängen und dadurch ein Anlaß zum Verkehr der deutschen Familien unter einander gegeben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit gepflegt wird. Wunderbarer Weise giebt es in den Vereinigten Staaten trotz Alledem noch aufblühende deutsche Kirchen. Erst im Jahre 1898 ist in Chicago eine herrliche deutsche Kirche eingeweiht worden, um die sich eine Gemeinde von 200 Familien als feste Glieder und gegen 2000 Familien schaaren.

Ein anderer Träger des Deutschthums sind die verschiedenen deutschen Vereine, vor Allem die Gesangvereine. Diese feiern, abwechselnd in den verschiedenen Städten, jedes Jahr ein großes Sängerfest. Deutsche Musik und deutscher Sang stehen bei den Amerikanern in hohem Ansehen. Die hervorragendsten Musikdirektoren sind fast sämmtlich Deutsche; ich erinnere an Thomas in Chicago, den vor drei Jahren verstorbenen Seidl in New-York, Damrosch und Andere; auch die Orchester bestehen zum großen Theil aus Deutschen. Daneben blühen deutsche Kriegervereine, Kegelklubs, Unterstützungvereine u. s. w. Bedeutende deutsche Zeitungen vertreten die deutschen Interessen und bringen ausführliche Nachrichten aus der Heimath. Daß diese Vereine, diese Zeitungen blühen, ist ein Beweis, wie stark die Deutschen sich ihre Eigenart bewahrt haben und ihre Sonderinteressen pflegen. Eben so sind auch die deutschen Krankenhäuser, Waisen- und Diakonissenhäuser Wahrzeichen deutschen Sinnes und deutscher Opferwilligkeit.

Fährt man durch die westlichen Staaten der amerikanischen Union, so ist leicht zu unterscheiden, wo deutsche, wo amerikanische Ansiedler wohnen. Das tiefe Heimathgefühl des Deutschen läßt ihn bleiben, wo er sich einmal niedergelassen hat; darum pflanzt er Bäume rings um sein Haus, zieht Spaliere und Blumen und richtet sich meist so ein, als ob er ganz sicher wäre, vielen Generationen von Nachkommen eine Heimstätte zu schaffen. Der Amerikaner dagegen sucht aus dem gegenwärtigen Besitz möglichst viel herauszuwirthschaften, dann verkauft er ihn und nimmt neues, Gewinn verheißendes Land in Angriff; unter solchen Umständen hat er kaum ein Interesse, Bäume anzupflanzen, die erst seinem Nachfolger kühlenden Schatten spenden können.

Wie Bier, so ist auch Wurst und Sauerkraut überall da zu bekommen, wo Deutsche beisammen wohnen. Den Weihnachtbaum haben die Deutschen mit sich nach Amerika genommen und dort auch in manche amerikanische Familie gebracht. All diese unscheinbaren Dinge tragen zur Erhaltung des Deutschthums wesentlich bei. Natürlich bewirkt das sehr häufige Heirathen der Deutschen unter einander das Selbe; es zeugt von dem weit verbreiteten Sinn für deutsches Wesen und bürgt für die Ueberlieferung des Deutschthums auf neue Generationen.

Zusammenfassend werden wir also sagen können: Noch ist das Deutschthum in den Vereinigten Staaten stark und eigenartig. Aber zugleich ist es zum Theil doch schon beständig in der Umwandlung begriffen und nur eine dauernde starke Einwanderung aus dem Heimathlande wird die Erhaltung des Deutschthums für kommende Zeiten sichern.

Halle a. S. Else Conrad.



Giuseppe Verdi.

Am siebenundzwanzigsten Januar dieses Jahres ist Giuseppe Verdi in Mailand gestorben, im Hotel Milano, wo er seit dem Tode seiner zweiten Gattin das Winterquartier aufzuschlagen pflegte. Durch eine bis ins hohe Greisenalter rege Schaffenskraft hatte der Meister die Welt in Erstaunen gesetzt und noch im Tode bewährte sich die zähe Energie seines Geistes. Sein starker Wille schien bis zum letzten Athemzug selbst gegen die Forderungen der Natur sich aufzulehnen und täuschte fast eine Woche lang die Voraussetzungen der Aerzte. Diese Willenskraft, die im Leben, überall, wo es die Bekundung der künstlerischen Individualität galt, sich durchzusetzen wußte, die aus dem Bauernjungen von Busseto den gefeierten Komponisten gemacht hat, ist das Imponirende an der Persönlichkeit Verdis. Man pflegt diesen Charakterzug bei Richard Wagner immer so nachdrücklich hervorzuheben; man wird ihn auch bei dem Italiener nicht übersehen dürfen, der es zwar an Universalität der Begabung, an Einfluß auf die gesammte künstlerische Entwickelung der Neuzeit mit seinem im selben Jahre (1813) geborenen Kunstgenossen nicht aufnehmen kann, der aber als zweitwichtigster Förderer des musikalischen Dramas auch sonst zu einer Parallele mit Wagner herausfordert.

Italien hat die Größe Verdis nicht unterschätzt, als es die Trauer um ihn zu einer Nationalsache machte. Das wäre wohl auch geschehen, wenn er am politischen Leben seines Volkes unbetheiligt geblieben wäre; denn mehr als die vergängliche Arbeit der leitenden Staatsmänner hat sein Lebenswerk der Ehre und dem Ansehen Italiens genützt. Wir Deutschen haben alle Ursache, Neid zu empfinden, wenn wir sehen, wie in unserem Nachbarlande ein solcher Mann geehrt wird, und wenn wir damit vergleichen, eine wie beschämend untergeordnete Stellung alle künstlerischen Angelegenheiten in unserem öffentlichen Leben einnehmen. Die musikalischen Kreise Deutschlands haben sichs denn auch nicht nehmen lassen, ihrer Sympathie für die dem genialen Meister dargebrachte Huldigung nach Kräften Ausdruck zu geben. Aber mit den Verdi-Feiern, die veranstaltet worden sind, mit der Stiftung eines internationalen Denkmalfonds ist es nicht abgethan; man wird sich nun vielmehr ernstlich die Frage vorlegen müssen: Was war die eigentliche Bedeutung des Mannes? Hat er uns neue Aussichten, neue Wege eröffnet und wird eine zukünftige Entwickelung der Tonkunst aus seinem Vorbilde Nutzen ziehen?

Die Beurtheilung des eben Heimgegangenen schwankt natürlich noch.

Schon jetzt aber darf man sagen, daß seine Selbständigkeit von den Zeitgenossen arg verkannt worden ist. Die Sucht, zu klassifiziren, und eine oberflächliche Betrachtung haben sich die Sache recht bequem gemacht: man theilte die gesammte schöpferische Thätigkeit Verdis in drei Perioden. In der ersten war er der Nachahmer Bellinis und Donizettis, in der zweiten Meyerbeers, in der dritten und letzten natürlich Wagners. So waren die Stilunterschiede in seinen Werken auf eine einfache und leicht zu begreifende Art erklärt. Daß man kein Eklektiker zu sein braucht, um innerhalb einer volle sechzig Jahre umspannenden Schaffenszeit seinen Standpunkt zu wechseln, daß Verdi nicht der Künstler gewesen wäre, der er ist, wenn die ereignißreichsten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts spurlos an ihm vorübergegangen wären: Das wurde dabei freilich übersehen. Eine vorurtheillose Betrachtung wird im Gegentheil zeigen, daß gerade in Verdis Schaffen das Persönliche außerordentlich wirksam war, daß er, wie wenige andere Meister, seinen Arbeiten den Stempel eines originellen Geistes aufgedrückt hat. Obgleich er die Entwickelung der Musik von 1839 bis 1899 durchaus in seiner Weise mitmachte, hat er doch in allen Phasen immer das selbe Kunstideal hochgehalten und oft da bestimmend eingegriffen, wo man irrthümlich ihn von seiner Umgebung beeinflußt glaubte.

Als Verdi auf den Plan trat, stand die italienische Oper noch in voller Blüthe und übte auf das Ausland den alten, unwiderstehlichen Zauber. Den Erfolgen Bellinis und Donizettis war der Kultus des Gesangsvirtuosenthums zu Hilfe gekommen, der, durch Rossinis Kompositionstil gefördert, ganz Europa in einen Rausch versetzte. Das änderte sich in der zweiten Jahrhunderthälfte gar bald und gründlich. Schon in den zwanziger Jahren hatte sich in Deutschland eine starke Opposition geregt, aber sie war auf die Kreise der Fachleute und auch da nur auf eine Partei beschränkt geblieben. Man begann, den Zwang, sich unter die Traditionen und die Gefühlsweise eines fremden Volkes zu beugen, als lästig und unwürdig zu empfinden. Die glückliche Zeit eines Mozart, der deutsches und italienisches Wesen zu verbinden wußte, war vorüber; beide Elemente trennten sich wieder und das Selbstbewußtsein der deutschen Meister erwachte. Aus Italien waren die Formen der Oper gekommen, aus Italien die Komponisten, Instrumentisten und Sänger, die sie eingebürgert hatten. Aber im Lauf einiger Jahrzehnte war die Pflege der dramatischen Musik in Deutschland so heimisch geworden, daß das nationale Empfinden und die durch die eigene kunstgeschichtliche Entwickelung gegebenen Bedingungen sich auf die Dauer nicht zurückdrängen ließen. Karl Maria von Weber war der Erste, der ihnen Geltung verschaffte. Er folgte den Vorbildern, die Mozart in seiner „Entführung“ und vor Allem in der „Zauberflöte“ gegeben hatte, schuf die deutsche Nationaloper und bahnte damit den

Werken Marschners und Wagners den Weg. Er konnte den neuen Idealen nur Boden gewinnen im Kampf gegen die Vorherrschaft der Italiener; und so sehen wir vom ersten Aufblühen des deutschen Musikdramas an eine Feindsäligkeit gegen italienisches Opernwesen in musikalischen Kreisen erwachen. Da es den Meistern, die für eine nationale Kunst eintraten, nicht eben leicht gemacht wurde, war die Erbitterung gegen das von der Menge bevorzugte Welschthum gewiß nicht unberechtigt; aber nach und nach nahm die Verurtheilung der glücklichen Nebenbuhler doch recht gehässige Formen an. Aus jener Zeit stammen die meisten Schlagwörter und Sentenzen über die italienische Oper, die sich in der Literatur bis in unsere Tage fortgepflanzt haben. Auch Wagner noch bedurfte einer einseitigen Darstellung der Thatsachen, um seine Zukunftträume in um so leuchtenderen Farben malen zu können.

Man muß dieser Thatsachen gedenken, um das Urtheil über Verdi zu verstehen. Die alte Vergötterung des bel canto ist zwar nie ganz geschwunden; aber von den sechziger Jahren ab war sie in der öffentlichen Meinung und bei einem großen Theil des Publikums einer Geringschätzung, jedenfalls einer Verständnißlosigkeit gewichen, die reichlich die früher begangene Ungerechtigkeit aufwog. Den Niedergang wie den Aufschwung förderten äußere Umstände. Nach einer Epoche glänzender Entwickelung sank das Virtuosenthum in der Oper schnell von seiner rühmlichen Höhe. Die phänomenalen Stimmen, die einst Begeisterung geweckt hatten, wurden immer seltener; die großen Meister und Meisterinnen der alten italienischen Gesangskunst starben aus, sie selbst gerieth in Verfall und eine neue Generation hörte die Werke der Italiener nur noch von Sängern, die wenig oder gar nicht deren eigenthümlichst'n Reiz zur Geltung zu bringen vermochten.

Die ersten reifen Meisterwerke Verdis, „Rigoletto“, „Troubadour“ und „Traviata“ (die alle in den Jahren 1851 bis 53 entstanden), fielen in eine Zeit, wo man selbst in Deutschland noch die volle Empfänglichkeit für ihre Vorzüge besaß. Später, als überall deutsche Sänger sich der dankbaren Partien bemächtigt hatten, als daneben aber auch die Anschauungen einer neuen, mit aller Kraft sich durchringenden Kunstrichtung das Urtheil zu bestimmen begannen, wurde Verdi verpönt als einer der Hauptvertreter des alten, zu bekämpfenden Opernwesens. Man schätzte ihn nicht ein nach der Kraft und Originalität seiner Erfindung, sondern nach den entwertheten Formen, deren er sich zunächst bedient hatte. Daß gerade die ernsteren Musiker lange vornehm auf ihn herabsahen: daran war Verdi freilich zum Theil selbst schuld. Seine heißblütige Natur ließ ihn das Leidenschaftliche des Ausdrucks bis zum Aeußersten steigern; sein schnelles Schaffen war stets zu sehr auf die Hauptsachen gerichtet, er vernachlässigte das Detail und zeigte sich in den älteren Werken oft wenig wählerisch in den Mitteln. Eine gewisse Unkultur

des Geschmackes verrathen schon die Textbücher, die er komponirte, verrieth auch die Behandlung des Orchesters, obgleich hier geniale Effekte schon anfangs nicht selten sind. Später jedoch nahm auch die Faktur eine durchaus vornehme Haltung an. Als die phänomenale Entwickelung seiner Begabung und das Glück, das ihm treu blieb, den Meister auf einen weithin sichtbaren Posten hob und das Gefühl seiner künstlerischen Verantwortlichkeit steigerte, vollzog sich in ihm langsam, aber stetig eine Umwandlung. Immer mehr tritt uns in seinen Arbeiten jene Vertiefung und Verfeinerung entgegen, die den Erzeugnissen seiner üppigen Phantasie allein noch abging, um sie wahrhaft Großem ebenbürtig erscheinen zu lassen. Und dahin kam Verdi, ohne von seiner Frische und Urwüchsigkeit das Geringste einzubüßen, in seiner Schöpferkraft noch als Achtzigjähriger ein wahres anthropologisches Wunder.

Jede Entwickelung künstlerischer Tendenzen birgt auf ihrem Höhepunkt in sich die Keime zu ihrer Bekämpfung; ist sie erst zur Herrschaft gelangt, so wird jede Einseitigkeit als solche erkennbar und legitimirt die Gegensätze, die sie hervorruft. Als Wagners „Ring“ von Bayreuth aus die deutschen Bühnen erobert, als das Erscheinen des „Parsifal“ und bald darauf der Tod seines Schöpfers dem großen Reformationwerk die letzte Weihe gegeben hatten, da schien auch Manches wieder zum Dasein berechtigt, was im Meinungskampf der erregten Geister mit dem Ueberlebten und Ungesunden niedergemäht worden war. Was Nietzsche zu seinem Abfall von Wagner getrieben hatte, was Hans von Bülow die Augen öffnete und ihn befähigte, der Apostel des Schönen jeglicher Gestalt zu werden, was die Massen für die Reize realistischer Werke vom Schlage der „Cavalleria“ empfänglich machte, — es war im Grunde die Reaktion gegen die alleinseligmachenden Theorien des wagnerischen Musikdramas, die Empfindung für die Lücke, die es im tonkünstlerischen Leben nicht auszufüllen vermochte. Das Ideal der deutschen Oper, nach dem das ganze Jahrhundert gesucht hatte, war von Wagner in leuchtender Klarheit gezeigt worden; nun durfte man auch andere Ideale daneben wieder gelten lassen. Dem suchenden Auge boten sich nicht viele Erscheinungen von monumentaler Bedeutung; und für das Drama namentlich konnten nur die Werke eines Einzigen in Betracht kommen. Giuseppe Verdi hat gerade dadurch eine Sendung erfüllt, daß er zu rechter Zeit dem germanischen das romanische Ideal an die Seite rückte. Bei ihm ist, schon äußerlich betrachtet, das Maß und die Uebersichtlichkeit der Formen gewahrt, die der natürlichen Genußkraft entsprechen, und der Inhalt verläßt nicht das Gebiet rein menschlicher Vorgänge. Verdi hat gezeigt, daß man noch immer eine Oper schaffen kann, deren Werth überwiegend in der Musik beruht, ohne daß man darum die an einen modernen Text zu stellenden Anforderungen außer Acht zu lassen braucht. Alle theoretischen Konstruktionen liegen ihm fern; außer dem Streben nach

dramatischer Wahrheit des Ausdrucks finden wir nichts prinzipiell in seiner Musik vertreten. Er kennt das Symbol, aber verwendet es nicht im Sinne des „Leitmotives", er verzichtet auf keine Form des Einzel- und Ensemblegesanges (auch nicht auf die des Kanons und der Fuge) und weiß sie alle seinen Zwecken dienstbar zu machen. Jede Situation, jede Phase der psychologischen Entwickelung giebt ihm neue Mittel, die er in völliger Freiheit, mit der Naivetät des wahren Genius benutzt. Dabei blieb ihm der Reiz melodischer Erfindung stets die Hauptsache.

Wie Alles im Leben dieses Mannes, ist auch die Stetigkeit merkwürdig, mit der sein Schaffen sich in aufsteigender Linie bewegt. Das Beste und Eigenthümlichste hat Verdi in seinen drei letzten Opern gegeben: „Aida", „Othello" und „Falstaff" sind recht eigentlich sein künstlerisches Vermächtniß. Die „Aida" ist noch ungleich; hier hat das Bestreben, durch Pomp und äußeren Glanz dem Wesen einer Festoper gerecht zu werden, Gebilden von bleibendem Werth ein sterblich Theil beigemischt. Voll dramatischen Schwunges und von ergreifender Innerlichkeit ist die Musik des „Othello". Sie hat schon jetzt auf italienische und französische Zeitgenossen vielfach anregend gewirkt. Der „Falstaff" aber erst krönte das Lebenswerk des greisen Meisters. Diese letzte Opernpartitur ist von einer so köstlichen Frische, so reich an genialen Einfällen und voll überlegenen Humors, daß sie nur den vollendetsten Schöpfungen an die Seite gesetzt werden kann. In trüben Jugendtagen hatte Verdi schon einmal, damals freilich ohne Erfolg, einen komischen Stoff behandelt; als es Abend um ihn ward, beschloß er, ein echter Philosoph, mit der risata final sein mühvolles Tagewerk. Der „Falstaff" wird noch einige Zeit brauchen, um allgemein das rechte Verständniß, die rechte Würdigung zu finden; dem schaffenden Musiker gewährt er einen Ausblick auf ungeahnte Bahnen. Einer künftigen Generation bleibt es überlassen, zu entscheiden, in welchem Umfange Verdi die weitere Entwickelung des musikalischen Dramas beeinflußt hat. Daß er mit seinen späteren Werken eine Brücke geschlagen, daß vielleicht er allein aus der Periode des Stillstandes, wie sie naturgemäß jedem gewaltigen Aufschwunge folgt, einen Ausweg gefunden hat, kann schon heute behauptet werden. Trotzdem wird Verdi, so wenig wie Wagner, im eigentlichen Sinn Schule machen. Was ihn doppelt über eine zur Grübelei und Abstraktion neigende Zeit hinaushob, die Ursprünglichkeit und die Fülle seiner musikalischen Gedanken, ist leider mit ihm zu Grabe getragen. In das Buch der musikalischen Erfinder großen Stils aber hat die Geschichte seinen Namen als den vorläufig letzten mit wehmüthigem Stolz eingezeichnet.

Paul Faber.

Dannenbaum.

Kaum hat die industrielle Krisis eingesetzt, so zeigt sich auch schon, daß alle Phrasen von der Gesundheit unserer Gründungen gegenüber der rauhen Wirklichkeit in sich zusammenfallen. Ich hatte schon mehrfach Gelegenheit, in dieser Zeitschrift die morsche Basis einzelner Gründungen und die Unvermeidlichkeit ihres Zusammenbruches zu charakterisiren. Das Buch der Börsenskandale ist nun um ein neues Blatt bereichert, das die Ueberschrift trägt: „Aktiengesellschaft Dannenbaum=Differdingen". Das Interesse deutscher Aktionäre an dieser Gesellschaft konzentrirt sich besonders auf die Zeche Dannenbaum, eine Gründung der kurzen Hausseperiode um 1889. Die Gesellschaft, die aus den Zechen Dannenbaum, Friderika und Prinz Regent besteht, gehört dem Kohlen- und Kokssyndikat an und ist mit fast 848 000 Tonnen Jahresproduktion betheiligt. Davon entfallen ungefähr 300 000 Tonnen auf Kokskohle. Trotz dieser recht stattlichen Produktionmenge hat die Gesellschaft den Aktionären niemals besondere Freude bereitet. Nach den glänzenden Jahren 1889, 1890 und 1891 hat die Dividende sich nur um etwa vier Prozent herum bewegt. Das tolle Jahr 1900 aber, das alle Nonvaleurs wieder an die Oberfläche der Kursbewegung trieb, erweckte für Dannenbaum auch in den Kreisen der Spekulation große Hoffnungen und die optimistische Empfänglichkeit der Börse wurde in jenen Tagen besonders durch eine Spielergruppe ausgenutzt, an deren Spitze der nicht gerade gut beleumundete Spekulant Herr Leo Hanau stand, der ja bekanntlich noch bis in die Mitte des vorigen Jahres die berliner Börse auf unglaubliche Weise terrorisirte. Die Aktien, die im Jahre vorher nur 99¾ Prozent im Kurse notirten, wurden bis auf 166⅔ Prozent hinaufgetrieben; und zwar wurde diese Steigerung durch die inzwischen publizirte Fusion mit dem luxemburgischen Hochofenwerk in Differdingen motivirt. Diese Werke bestanden erst seit 1896 und noch heute sind ihre Anlagen nicht fertig ausgebaut. Mit diesem neuen Werk wurde ein wahrer Schönheitkultus getrieben. Man wußte nicht genug die wundervoll modernen Anlagen von Differdingen zu preisen und machte dadurch den Dannenbaum-Aktionären gehörig den Mund wässerig. So wurde denn aus Dannenbaum und Differdingen ein Paar. Die Dannenbaum=Aktionäre hatten für je 1000 Mark ihres Besitzes 1000 Frcs. Aktien und 250 Frcs. vierprozentige Obligationen der neuen Gesellschaft erhalten. Die armen Aktionäre, die den Uebergang zur neuen Aera mitmachten, hatten das Nachsehen. Schon am fünfzehnten August 1900 wurde der Antrag auf Zulassung der Aktien zum Börsenhandel gestellt. Er blieb ohne Erfolg. Die berliner Zulassungstelle wollte zunächst die Veröffentlichung der ersten Bilanz abwarten. Am Ultimo des Jahres war der Prospekt noch immer nicht genehmigt. Inzwischen kam die Bilanz, die auch eine Dividende aufwies. Aber man konnte sie wegen Mangels an Ueberfluß oder vielleicht gar wegen Ueberflusses an Mangel vor Monaten nicht zahlen. Man ging pumpen. Endlich fand man bei der Darmstädter Bank Gegenliebe. Dieses Institut, das seit seinem portugiesischen Mißerfolg sich der peinlichsten Solidität beflissen hatte, kam gerade vor Schluß der Hochkonjunktur

auf den lustigen Einfall, auch im allgemeinen industriellen Reigen mitthun zu wollen. Es betheiligte sich bei der rheinischen Bank des Herrn Hanau und fiel durch diesen geschickten Faiseur wirklich auch auf die Metze in Differdingen herein —: die alte Geschichte vom keuschen Jüngling, der, wenn er einmal über die Stränge schlägt, es ordentlich thut. Also die Darmstädter Bank pumpte. Als der Betrag zu groß geworden war, wandelte man die Buchschuld in Obligationen um und brachte diese unter das Publikum. Man sprach damals davon, daß die Darmstädter Bank in puncto Geldbedarf getäuscht worden sei. Jene 10 Millionen Frcs. fünfprozentiger Obligationen wurden nicht an die Börse gebracht, sondern am zwölften Februar 1901 in den Bankbureaux zur Zeichnung aufgelegt; man versprach natürlich, die Einführung zu beantragen. Die Einführung selbst erfolgte erst am achtundzwanzigsten März 1901 zusammen mit den Aktien, deren Zulassung nun erst genehmigt wurde.

In dem Prospekt, mit dessen Locktönen im Februar zur außerbörslichen Zeichnung auf die neuen fünfprozentigen Obligationen aufgefordert wurde, war auch nicht mit dem kleinsten Wörtchen angedeutet, daß die Gesellschaft noch weiteren Geldbedarf habe. In den offiziellen Prospekt vom März war jedoch auf Veranlassung der Zulassungstelle die folgende Bemerkung hinzugefügt worden: „Es hängt von der Realisirung der gebuchten Aufträge und der dadurch bedingten Eingänge ab, in welcher Höhe weitere Geldbeschaffung nothwendig sein wird.“ Man hatte damals also versucht, das Publikum hinters Licht zu führen, und man darf daher als sicher annehmen, daß man auch die Darmstädter Bank getäuscht hat. Denn diese als unbedingt ehrlich bekannte Bank hätte sich wissentlich niemals zu einer Täuschung hergegeben. Für das Finanzgebahren der Gesellschaft ist es übrigens höchst charakteristisch, daß man die vierprozentigen Obligationen, die man im Umtausch gegen ihre Dannenbaum-Aktien den deutschen Interessenten gegeben hatte, nicht zur Einführung brachte.

Der neue Geldbedarf stellte sich, wie zu erwarten war, bald ein. Man spricht davon, daß jetzt schon wieder 6000000 Frcs. Buchschulden über die Obligationenschuld hinaus bestehen sollen. Jedenfalls ist der Geldbedarf außerordentlich dringend, und da alle möglichen Verhandlungen über die Geldbeschaffung sich, hauptsächlich wohl wegen der ungünstigen Lage des Geldmarktes, zerschlagen haben, so hat die Gesellschaft vorläufig ihre Zahlungen einstellen müssen; auch ist bereits ein komplizirter Reorganisationplan ausgearbeitet worden, der darauf hinausläuft, eine neue Gesellschaft zu bilden und Obligationäre und Aktionäre unter ganz erheblichen Opfern an einem neuen Unternehmen zu betheiligen. Da die Gesellschaft den belgischen Gesetzen untersteht, so müssen die Obligationäre sich gefallen lassen, daß man von ihnen Verzichtleistung auf die Kapitalansprüche verlangt, während die Aktionäre noch verhältnißmäßig glimpflich fortkommen.

An diesen an und für sich sehr traurigen Vorgang knüpft sich eine ganze Menge prinzipieller Fragen, deren Erörterung über den Werth unserer Börsengesetzgebung gründlich aufzuklären vermag. Zunächst interessirt die Führerin bei dem Unternehmen, die Darmstädter Bank. Sie ist bekanntlich auch dabei, die Reorganisation der Spielhagen-Banken durchzuführen. Wegen dieses Planes hat man sie an der Börse scherzhaft „die Sanitätwache für gefallene Aktienunternehmungen“ getauft. Aber es liegt Methode darin, daß jetzt die Banken diesen

Rettungdienst organisiren. Früher galt es als wenig ehrenvoll, verdorbene Gesellschaften zu saniren. Die Herren „Sanitäträthe“ waren kleine Bankiers, die, wo immer es eine Aktienleiche gab, sich sofort zur Hilfeleistung — für ihre eigene Tasche — einstellten. Dabei aber handelte es sich um kleine Gesellschaften, deren Kapital in der Regel die erste Million nicht überstieg. Aber die großen Leichen von heute passen in keinen Sarg, den kleine Pfuscher herstellen könnten. Der Zug ins Große, der unserer industriellen Entwickelung eigen ist, macht sich sogar noch beim Tode der Aktiengesellschaften geltend.

Noch interessanter ist die Frage der Prospekthaftung, die jetzt wieder einmal öffentlich diskutirt wird. In dem Prospekt der Obligationen kann man offenbare Unwahrheiten finden. So werden zum Beispiel für das erste Geschäftshalbjahr 1900/1901 $1^7/_8$ Millionen Francs Reingewinn als erzielt angegeben. Daß die Gesellschaft sogar im November 1900 die Keckheit hatte, für die Periode Juli 1900 bis Juli 1901 einen Ueberschuß von $6^1/_2$ Millionen Francs in sichere Aussicht zu stellen, will ich nicht besonders moniren. Wer haftet nun aber für diese Unwahrheiten? Der Prospekt selbst ist von der Gesellschaft Dannenbaum-Differdingen in höchsteigener juristischer Person unterzeichnet worden. Da ist natürlich nichts zu holen. Aber der Erlaß des Prospektes geht von der Firma L. S. Rothschild aus, die demnach für unrichtige oder ungenaue Angaben nach § 43 des Börsengesetzes haftbar gemacht werden kann. Ich nehme selbstverständlich nicht an, daß die Firma die Unrichtigkeit der Angaben gekannt hat; aber sie hätte sie kennen müssen. Denn weshalb hat wohl die Darmstädter Bank den Prospekt nicht unterzeichnet? Sie hat sich, durch die erste Täuschung gewitzigt, wahrscheinlich gründlich informirt. Ich glaube, das Emissionhaus thäte am Besten, die Emission rückgängig zu machen. Denn sehr viel wird von den Obligationen vermuthlich ohnehin nicht unter das Publikum gekommen sein. Eine Regreßklage aber wäre für eine solche Firma doch sehr, sehr bitter.

Aber ist denn die hiesige Zulassungstelle der Fondsbörse ganz ohne Schuld? Gewiß: sie soll für das Publikum nicht die Vorsehung spielen, sie hat nur die Pflicht, dafür zu sorgen, daß dem Publikum alles zur Beurtheilung einer neuen Emission nöthige Material unterbreitet wird. Sie war zwar auch diesmal mißtrauisch und wird Diesen oder Jenen durch den erwähnten Zusatz über die Geldkalamität vom Erwerb der Werthe wohl abgehalten haben. Immerhin aber nur sehr kluge Leute; denn nicht Jeder vermag ihre dunklen Orakelsprüche zu enträthseln. Etwas deutlicher hätten die Herren schon werden können.

Mit einem Wort möchte ich endlich noch das Problem der Industrieobligationen berühren. Der Fall Dannenbaum zeigt von Neuem, wie werthlos nicht hypothekarisch eingetragene industrielle Obligationen sind. Das Risiko ist groß, die Verzinsung gering. Die Kundschaft der Dresdener Bank, die alte Dannenbaum-Obligationen besitzt, kann sich ins Fäustchen lachen: ihre Obligationen sind auf die Zeche Prinz Regent hypothekarisch eingetragen. Sie braucht sich jetzt also keine Kapitalreduktion gefallen zu lassen. Plutus.



Zwei Briefe.

Frau Elisabeth Gnauck-Kühne schreibt mir:

„Ueber ‚Mutterschaft und geistige Arbeit‘ haben Adele Gerhard und Helene Simon eine interessante psychologische und soziologische Studie bei Georg Reimer in Berlin veröffentlicht. Die Unterlage zu ihrer Arbeit haben die Verfasserinnen durch eine internationale Umfrage gewonnen; sie wandten sich nicht nur an Frauen, die in Wissenschaft und Kunst Leistungen aufzuweisen haben, sondern auch an solche, die auf dem Gebiet der Agitation, des Essais und des Journalismus bemerkenswerth sind. Sie preisen den Werth der mütterlichen Aufgabe für die Kulturentwickelung. Auch für das schwere Problem ‚Mutterschaft oder geistige Arbeit‘ finden sie auf Grund ihres statistischen Materials einen glücklichen und geradezu überraschenden Ausblick durch die Thatsache, daß die meisten bedeutenden Frauen erst in späteren Jahren ihr Bestes geschaffen haben. Dieser Umstand vernichtet die althergebrachte Ansicht, daß das Weib frühreif mit seiner Entwickelung im Vergleich zum Manne fertig ist, weil in dem Weibe überhaupt weniger zu entwickeln sei. Mit Recht weisen die Verfasserinnen, trotz höchster Bewerthung des Mutterberufes, die Ansicht zurück, er sei das bewußte Ziel des Weibes bei der Eheschließung. Sie vertheidigen die Gattenliebe als die Vorschule zur Erfüllung beiderseitiger Familienpflichten. Anlaß zu dieser Vertheidigung der Gattenliebe und zu der Forderung gemeinsamen Familienlebens bietet ihnen die Ansicht einer berühmten Schriftstellerin, daß die Kinder der Mutter gehören und von ihr ernährt werden sollen, der Vater nur ein geduldeter Gast in der Mutterfamilie zu sein habe. Dieser Mutter ist der Gatte demnach nur Mittel zum Zweck, wie nach heutiger Auffassung die Mutter der Kinder dem Manne nur Mittel zum Zweck ist. Beide Klippen umschiffen die Verfasserinnen glücklich. Die Forderung, in der die Arbeit gipfelt, ist die einer höchsten Bewerthung des Mutterberufes und auf Grund dieses Berufes und zum Zweck seiner Erfüllung Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch Ertheilung des Wahlrechtes. Die Mutter muß, um Menschen erziehen zu können, wissen, was die Menschheit bewegt; um gute Bürger und Bürgerinnen erziehen zu können, darf sie dem Staatsleben nicht fremd gegenüber stehen. Wollen wir gute Mütter und tüchtige Pädagoginnen erziehen, so darf der Mutterberuf nicht mehr, wie bisher, zur ungelernten Arbeit gehören, sondern er muß die bestmögliche Ausbildung zur Vorbedingung haben. Die Vorbereitung auf den schwierigsten Beruf, den der Mutter, hängt heute noch rein von Zufälligkeiten ab. Auf diesen Mangel hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst des Buches, das kein ernster Leser ohne reiche Anregung aus der Hand legen wird.“

* * *

Herr Dr. Saenger schreibt:

„Ob viele von unseren Lesern wissen, wer Marie Barkany eigentlich ist, welcher Nation sie entstamme, welches Gewerbe sie treibe? Einigen Berlinern wird sie aus der Hülsen-Zeit der Königlichen Schauspiele freilich noch bekannt sein; aber ich glaube nicht, daß sie in Denen, die das Theater der ‚Kunst‘ wegen aufsuchten, tiefere Eindrücke hinterlassen hat. Sie sprach schlecht, vermochte weder den Begriffs- noch den Empfindungsgehalt der ihr anvertrauten Poetenworte — damals spielte man noch Shakespeare und Schiller — zu gestalten, ergriff von der dramatischen Situation nur das Stoffliche oder grob Sinnliche, zeigte mehr fahrige Nervosität als aus dem

Innersten einer kernhaften Natur aufquellende Leidenschaft und störte nicht selten das Ensemble durch eine geräuschvolle Vordringlichkeit, die das Streben verrieth, bemerkt zu werden und von sich reden zu machen. Und in der That: sie wurde bemerkt. Fontane fand sie, in Worten von verdächtiger Höflichkeit und kühler Anerkennung, komisch; seinem Humor konnten, wenn sie im Sommernachtstraum den Weheruf nach Lysander ausstieß, unmöglich die Untergrundtöne entgehen, die deutlich auf die Grenze zwischen Europa und Asien als die Heimath der Tragoedin hinwiesen. Aber als Persönchen von nicht übler perspektivischer Wirkung. Sie kleidete sich nach berühmten pariserischen Mustern, rauschte, in Roben von knisternder Eleganz, durch die Straßen der potsdamer Vorstadt und wird gewiß zum Glück der Kreise beigetragen haben, die sie kannten. Dann verschwand sie; ob mit oder gegen Hülsens Willen, wüßte ich nicht zu sagen. In den Zeitungen wurde es still von ihr, nur in den Spalten des damals unter Davidsohns Leitung blühenden Börsencouriers tauchte ihr Name noch ab und zu auf, wenn der so weichmüthige Isidor Landau in Kunsterinnerungen schwelgte ... Was Das die Oeffentlichkeit angeht? Die so fragen, gehören zu den Glücklichen, die Zeitungen nicht zu lesen brauchen. Als Frau Agnes Sorma ihren vorjährigen internationalen Ausflug unternahm, war der gebildete Deutsche, der ja noch immer an Schillers Dogma von der Schaubühne als moralischer Anstalt glaubt, einigermaßen berechtigt, zu wissen, wie seine Lieblingsschauspielerin neben Sarah Bernhard und Eleonora Duse auf dem internationalen Theatermarkt bewerthet werde. Er sah daher dem Ausgang ihrer Unternehmung mit Spannung entgegen, begleitete die Frau, deren bezaubernde Anmuth in Gestalt und Geberde, Wort und Wesen in allen deutschen Gauen nachhaltige Begeisterung geweckt hatte und seit Jahren fest in der Gunst der Theaterbesucher wurzelte, mit den wärmsten Wünschen auf ihre Kunstfahrt und erwartete von seinem Leibblatt gelegentlichen Bericht darüber, ob die Ausländer seinen Geschmack theilten. Neben den Nichtigkeiten und Ueberflüssigkeiten, von denen die Zeitungen sonst voll sind, wäre solchem Bericht fast kulturhistorische Bedeutung zuzusprechen; denn nachdem der politische und wirthschaftliche Ehrgeiz der Nation einigermaßen gesättigt ist, ist man auf die Würdigung heimischer Kunstübung und Kunstbeflissenen in der Fremde um so ängstlicher bedacht und fühlt sich geschmeichelt, wenn deren Lob von fern her widerklingt. Die Fahrt endete bekanntlich mit einer schweren Enttäuschung. Wir mußten erfahren, daß man außerhalb der Reichsgrenzen dem augenblicklich vollendetsten Ausdruck deutscher Grazie und deutschen Liebreizes die höchste Schätzung versagte, daß man in der Kunst der Menschendarstellung uns nicht für voll nahm. Und nun lesen wir unter den ‚eigenen‘ Drahtberichten unserer ‚besten‘ Blätter, was Agnes Sorma nicht gelungen ist, sei Marie Barkany geglückt: die Fremden nämlich zur Würdigung von deutscher Art und Kunst zu zwingen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Das — nicht gelogen, nein, aber — bis zur völligen Entstellung des objektiven Sachverhaltes übertrieben ist. Wer je im Auslande dem Kunsttreiben näher gestanden hat, weiß, wie objektiv so unwahre, so irreführende Berichterstattung zu Stande kommt, wie durch ‚Beziehungen‘ zu den dort vertretenen Zeitungen der heimische Blätterwald zum Tönen gebracht wird und wie auf Grund einer so gemachten Reputation daheim mit Erfolg weiter gearbeitet werden kann. Und mit Schrecken sieht er, wie felsenfest das dumme Vertrauen ist, das in die windigsten Zeitungberichte sogar Menschen setzen, denen fast von den Windeln her die Sonne Homers geleuchtet hat."

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 25. Mai 1901.

Draga.

Es war höchste Zeit. China zieht schon lange nicht mehr und aus Südafrika kam seit Wochen keine die Nerven aufrüttelnde Nachricht. Kanal und Zolltarif haben ihre Schuldigkeit reichlich gethan und das entschieden liberale Flehen, der Monarch möge in seiner Huld endlich die Konservativen zu Paaren treiben, konnte nicht jeden Morgen wiederholt werden. Sogar aus alten und neuen Scheusäligkeiten des verruchten Johannes von Miquel war kaum noch ein Zeilchen zu schinden. Die Verhaftung zweier Bankdirektoren und das wilde Frevelspiel amerikanischer Spekulanten durfte der maßvolle Mann nur mit leisem Finger streifen. Nur keine Sensation, die den Kapitalisten ängstet und eine Reprise erschwert! Den Börsen, die man jetzt lieber Märkte nennt, geht es ohnehin schlecht genug. Was also? Schon wurden die ewigen Wahrheiten, die während der politischen Saison mit Kamphertütchen im Pelzschrank hängen, hervorgesucht, wurde der Leser mit Artikeln über das Wesen des Verfassungstaates, die Einheitlichkeit der Regirung und die Ziele verständiger Handelspolitik gefüttert. Auch Afghanistan und Australien kamen schon wieder an die Reihe, Smith und Mill wurden citirt und nächstens mußten die gefürchtetsten Themata auftauchen: die Kontingentirung der Steuern und die Berufung in Strafsachen. Dabei schwindet erst nach Pfingsten die Inseratenfülle und der Metteur fordert gebieterisch Text, um die Annoncenseiten aufputzen zu können. Eine üble Lage für den zur Brillantenlieferung verpflichteten Redakteur ... Da kam vom Balkan die Rettung:

die ehrenwerthe Familie Obrenowitsch sorgte wieder einmal für einen Weltskandal. Im vorigen Spätsommer hatte der Serbenkönig Alexander seinen lieben Papa plötzlich weggejagt und eine frühere Hofdame seiner — schon länger verbannten — Mama, Frau Draga Maschin, zur Gattin erwählt. Das war für die heißesten Tage immerhin Etwas gewesen. Der neuen Königin, die den keuschen Schatz nicht allzu streng gehütet haben sollte, ließ sich Allerlei nachsagen, Dichtung und Wahrheit; und als der König, ehe er noch mit seiner Trauten vor den Altar trat, offen bekannte, er sei sicher, bald ein Kindlein küssen zu dürfen, als die Schwieger auf Postkarten ihres Sohnes gekrönte Frau ein lüderliches Weibsbild schalt, schmunzelte Europa in fröhlichster Operettenstimmung. Dann folgte die Thronrede, in der Alexander sagte, er werde seinen Vater nie wieder ins Serbenland lassen, also dürfe das Volk auf bessere Tage hoffen, Milan starb, mit dem Namen der Theaterspielerin Odilon auf bleicher Lippe, in Wien den Martyrtod und schnüffelnde Reporter schilderten uns anschaulich die Wochenstube, in der Saschas Kind dem Leib der Frau Draga entbunden werden sollte. Eine silberne Wiege; die Amme aus der Gegend der Schwarzen Berge; und der Weiße Zar wird Pathe sein. Jetzt ist der holde Wahn zerrissen. Frau Draga hat auf ein Kind vielleicht nie, einstweilen wenigstens sicher nicht zu hoffen. Russische, französische, österreichische, rumänische, serbische Aerzte haben sie untersucht und sämmtlich bescheinigt, von einer Schwangerschaft könne gar nicht die Rede sein. Der Chor der Accoucheure wird durch die Stimmen wirklicher oder angeblicher Autoritäten verstärkt, die sich, weil sie ihren Namen nicht ungern in den Zeitungen lesen, interviewen lassen, und die offiziösen Depeschenbureaux belehren den Erdkreis über die verschiedenen Formen eingebildeter Schwangerschaft. Die ganze Geschichte ist, so sollte man meinen, nur für das Ehepaar, allenfalls noch für das Serbenvolk wichtig. Doch es fehlt an Stoff; und die Thatsache, daß eine Königin wider Erwarten nicht in die Wochen kommt, hilft über eine leere Woche hinweg. Dem Schmunzeln ist helles Lachen gefolgt. Zu komisch: eines Gesalbten Frau, die sich in anderen Umständen glaubt, während sie an Metritis leidet! Um den Schein zu wahren, spricht man mit hochgezogenen Brauen von den möglichen politischen Folgen der Enttäuschung. Als ob irgend Jemand sich darum kümmert, welcher Advokat oder Medizinmann in Serbien Minister ist! Nein: der Skandal, die Sexualposse reizt die Neugier. Was mag, da so viel schon enthüllt wird, erst hinter den Coulissen vorgehen? Gewiß wollte die freche Abenteurerin — allmählich hat die Phan-

tasie aus der Ingenieurswittwe eine Theodora oder Messalina gemacht — ein fremdes Kind unterschieben. Gewiß wird der betrogene König sie mit Schimpf und Schande aus dem Palast treiben. Oder ist er so dumm, die Schwindlerin bei sich zu behalten? Der purpurne, mit breiten Hermelinstreifen besetzte Vorhang hat sich ein Bischen gehoben: nun wirds im Prunksaal gleich drunter und drüber gehen. Das Hinterhaus jubelt, weil auch vorn so ruppige Sachen passiren.

Ob die Sache auch so fürchterlich schiene, wenn sie nur in einem Romanband lebte, nur, nach des antisemitischen Patriarchen Wort, ein Problema wäre?

Ein junger König, den ein schlechter Vater gezeugt, eine schlechte Mutter erzogen hat. Ein lebhaftes Temperament; fast gar keine Hemmungen. Unklare Träume von Freiheit und Völkerglück. Kein Mißtrauen; die Wohlfahrt der Nation das höchste Ziel. Der Ekel trennt ihn vom Vater. Nun steht er allein; und die erste erfahrene, nicht ganz reizlose Frau hat ihn in ihrem Netz. In ihrer Nähe athmet er auf. Da weht nicht Hofluft. Da hört er Wahrheit, lauscht er zum ersten Male der Stimme des Volks. Und wie bescheiden die Liebste ist! Nichts will sie für sich. Die echte Slavin; selig, wenn des Mannes Fuß ihren Leib als einen Teppich berührt; jede Laune, jede Mißhandlung sogar wird lächelnd, beglückt ertragen. Das kannte der König noch nicht. Und diese Frau, die nur sein Leben mitlebt, soll er zur Maitresse machen? Etwa gar eine der höfisch konventioneller Ehen schließen, von denen er als Knabe schon so Uebles vernahm? Dem eben vom Hoflupanar befreiten Lande wieder das Schauspiel unzüchtigen Wandels bieten? Nein. Sein Liebchen soll auch seine Königin sein. Daß sie ein Bürgerkind ist, wird ihm vom Volk gedankt werden. Doch sie gab sich ohne Ring am Finger schon einem Manne. Sie selbst hat es ihm gestanden, als sie in seinem Arm lag und mit geschlossenen Augen flüsterte, sie dürfe jetzt hoffen, durch seiner Liebe Kraft das reinste Mutterglück kennen zu lernen. Das Geständniß that ihm, er kann sichs nicht verhehlen, nicht einmal weh. La femme, enfant infirme et douze fois impure! Und wie oft mochten alle Verführerkünste an dieser Schönheit erprobt sein. Ein Wunder noch, daß sie sich so hielt. Nun, da sie sein Kind trägt, soll er sie verlassen, sie als Kebse unter das Hofgeschmeiß stoßen? Zwar: die Gute heischt nichts Anderes. Manchmal, sagt sie in singendem Märchenton, während ihr warmer Athem sein Haar zittern läßt, manchmal wirst Du mich besuchen. In meiner Einsamkeit, dem Tempel treuen Gedenkens, dem Heim Deines

Kindes. Mit Deiner Herrscherlust wirst Du und mit Deinen Sorgen kommen und Die stets finden, die Du gerade suchst. Dann plaudern wir; auch von des Volkes Noth und Sehnen. Davon hörst Du auf Deiner Höhe nichts; davon kann nur ein in dumpfer Niederung erwachsenes Wesen Dir erzählen. Und keine Eifersucht, nie ein Laut der Klage. Wie sollte ich, die so begnadet ward, mein Geschick nicht preisen? Vielleicht ists ein Knabe. Der soll überreichlich dann Alles haben, was Dir Aermstem fehlte ... Vielleicht ists ein Knabe ... Der Entschluß ist gefaßt. Die letzte Ueberraschung, liebe Mitbürger! In Eurer Mitte fand ich mein Weib. Und zum Zeichen, daß es fortan zwischen uns keine Heimlichkeiten giebt, sage ich Euch, sage ich vor der Welt: Die ich zum Altar führen will, trägt meiner Liebe sprossenden Keim unter dem Herzen. Die Frau erbebt, als sie das Wort hört. Seit sie die Hoffnung aufleuchten, die Treppe zum Thron ihrem Fuß frei sah, hat sie gekämpft, mit der Zähigkeit einer Verwöhnten, die ihren Reiz welken fühlt und der auf goldener Bettstatt ein weiches Lager winkt. Jetzt ist sie verpflichtet: sie schuldet dem Lande ein Kind. Soll an der einen Lüge der ganze Plan scheitern? Eine Königin vermag viel. Und sie will ihn ja glücklich machen, will ja dem Volk einen guten König geben. Ein Leben lang hat sie sich im Dienst roher, trunkener, perverser Männer geplagt, sinnlosen Begierden Sättigung geschafft und unter Taumelnden die traurige Rolle der heiteren Animirdame gespielt. Keine List blieb ihr fremd, aus jeder Gefahr wand sie behend sich heraus. Nur geduldige Ruhe: es wird, es muß auch diesmal gehen. Ein Arzt, ein galanter Franzose, bescheinigt die Schwangerschaft. Monate sind gewonnen. Da platzen barsche Moskowiter herein. Mit Denen ist nichts zu machen; und zu dem Mittel, das, um Männer zu kirren, eine Messalina gewählt hätte, mag die nur nach modernem Maß Ruchlose nicht greifen. Immer wieder muß sie vor dem nüchternen Blick Sachverständiger die Scham entblößen und immer bleibt es bei dem Spruch: In diesem Leibe reift keine Frucht. Sogar die kleine Alltagskomoedie einer fausse couche wird ihr versagt. Da kann nur Eins noch versucht werden, das Aeußerste: Ich log, weil ich Dich liebe, weil ich Dich nicht verlieren, ohne Dich nicht fortleben kann, — nun verdamme mich, zertritt das Gewürm, das Dir im Staube nachkroch! Das Leid kleidet sie gut. Und der König umschlingt den zuckenden Leib: Ich lasse Dich nicht, halte Dich fest als meine Gehilfin. Und schenkt uns das Schicksal kein Kind, so lehrt es mich doppelt Dich lieben.

Ist die Geschichte nicht rührend? Der König hätte alle Herzen für sich, der Königin würde der strengste Richter mildernde Umstände zuerken-

nen und die Spötter könnten sich in Acht nehmen. Doch sehr schön, daß es noch so ideale Herrschergestalten giebt. Und die arme Frau! Du lieber Himmel: wer hat im Ehebett nicht schon eine kleine Nothlüge entdeckt?

Jetzt ist Majestät Mob unnahbar grausam. Jetzt thut Jeder, als kennt die Weltgeschichte nur tugendsame Königinnen. Und außer dem spaßhaften Zwiespalt des sittlichen Gefühls, das, was es in der Fabel bewundert, im Leben verlacht und verachtet, zeigt dem Betrachter sich noch ein ernsteres Schauspiel. Unter dem Firniß leben die alten Gedanken. Die gepriesene Bildung des Jahrhunderts hat an dem Sinn der Menge nichts Wesentliches geändert. Wir waren Rationalisten, sind Deterministen und Demokraten, aber wir gestatten den Königen nicht, Menschen zu sein, und rümpfen die Nase und ringen die Hände, wenn ein sechsundzwanzigjähriger Kronenträger handelt, wie auf dem weiten Rund der Erde täglich Legionen verliebter Fante in hitziger Thorheit handeln. Könige sollen im Hermelin, mit Krone und Szepter ins Bett gehen und Königinnen sollen in frommer Ergebenheit warten, bis der Storch klappernd naht und sie ins Allerhöchste Bein beißt. Dann fließt blaues Blut und in güldener Wiege zappelt eine Prinzessin oder gar ein Prinz. So war es immer und so soll es bleiben. Den ärgsten, durchsichtigsten Schwindel hätte man dem serbischen Alexander verziehen; seine kecke Aufrichtigkeit ist unverzeihlich. Ueberhaupt paßt es sich nicht, daß ein souverainer Herr eine bürgerliche Wittwe heirathet, noch dazu eine, die nicht so keusch gelebt hat wie Katharina und Elisabeth, Eugenie und Isabella. Alle Putzmacherinnen ärgern sich an den doch sicher ganz höllischen Machinationen, die der dunklen Dame auf den Thron geholfen haben, — die selben Putzmacherinnen, die den hier knapp und kunstlos skizzirten Hintertreppenroman verschlungen und seiner Heldin aus Papierblumen Kränze gewunden hätten. Ja, liebe Leute, warum zetert Ihr dann, wenn die Monarchen sich auf ihr Gottesgnadenthum berufen? Sie kennen Euch ganz genau und wissen, was Euer Gaumen begehrt. Vor Eurem Richterstuhl ist Draga nicht zu retten. Merkwürdig ist nur, daß noch keinem sozialdemokratischen Feuilletonisten der Einfall gekommen ist, Saschas Frau als die gehetzte Proletarierin zu symbolisiren, die mit leidenschaftlichem Griff die höchste Gewalt an sich reißt und die Monarchie zur Unfruchtbarkeit verdammt. Vielleicht erleben wirs noch. Einstweilen müssen wir uns mit der Lehre begnügen, die zwischen den unbenutzten Windeln der politischen Wochenstube am Balkan zu finden war.

Pobedonoszew.*)

Die im ersten Stock des Grand Hotel in Wien gelegenen Räume, die die Ecke zwischen Kärtnerring und Akademiegasse bilden, beherbergten im Herbst 1896 einen der meistgenannten Männer unserer Zeit, einen, wie man sagt, der Mächtigen dieser Welt.

Wer kennt nicht den Namen des Oberprokurators des Heiligen Synod? Wer hat nicht gehört von Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew? In einem geräumigen Salon, in den das Licht durch fünf große Fenster einfiel, empfing er mich des Oefteren; und dabei verbreitete er sich über einige Probleme, die die russische Welt bewegen.

Der Oberprokurator ist ein schmächtiger, nun vierundsiebenzigjähriger Mann, aus dessen Gesichtszügen uns ein strenger Geist entgegenweht. Seine durchdringenden, mit einer schwarzen Hornbrille bewaffneten Augen fixiren den Zuhörer, während er sich in temperamentvoller Rede ergeht. Er muß gewöhnt sein, in der großen Welt zu leben, denn in beträchtlichem Grade besitzt er die Gabe des Causeurs, die er besser entfaltet, wenn er französisch spricht, als wenn er sich des Deutschen bedient. Das Französische ist ihm sehr geläufig. In deutscher Sprache drückt er sich mit einiger Härte und Anstrengung aus. Aber selbst wenn er französisch plaudert, wirft er von Zeit zu Zeit ein deutsches Wort dazwischen, einen wissenschaftlichen oder literarischen Terminus. Sehr bald bekommt man den Eindruck, daß er über Alles au courant ist, was die historische und theologische Publizität in Europa zeitigt. Ein Einschlag von Gläubigkeit zieht sich durch seine Gespräche. Mehr vom Standpunkt des Glaubens als der Kunst äußerte er sich auch über Das, was er zuletzt auf Reisen gesehen hatte. Er war eben aus Italien zurückgekehrt, hatte manche Woche im Venezianischen und Lombardischen zugebracht, hatte an den Schönheiten von Venedig, Mailand und auch Bellagio seinen vielbeschäftigten Geist ausgeruht.

Ich dachte nun, das allgemein Menschliche, das er in den idealen Gebilden der Kunst in Italien zu sehen bekommen hatte, müßte sein starres Herz erweicht haben, und so lenkte ich, durch Alles, was ich über ihn gehört, in der Vorstellung befangen, einen Großinquisitor vor mir zu haben, der die Einen kneble, um die Seelen der Anderen zu retten, absichtlich die Rede auf die Liebe athmenden Offenbarungen der italienischen Malerei, die doch nicht zu den Mitgliedern einer Kirche, sondern zu allen Edleren sprechen.

*) Ein Abschnitt aus dem im „Allgemeinen Verein für deutsche Literatnr" (Paetel) in Berlin nächstens erscheinenden Buch „Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen".

Er nahm mit Behagen diesen Faden auf und erzählte von einem Besuch, den er in der Brera zu Mailand gemacht: wie er mit Entzücken vor Raffaels Lo sposalizio gestanden hätte und welch warmer Ton auf diesem Gemälde läge, das die Vermählung der Heiligen Jungfrau darstellt.

Ich erwartete nun, aus dem Munde des Mannes, in dem wir uns vielleicht nur nach dem Hörensagen gewöhnt haben könnten, eine Art Torquemada oder Arbues, einen Ketzerverfolger, einen Ketzerrichter zu sehen, milde, weiche Töne über das Walten der Religion zu vernehmen, deren hoher Diener er in seinem Vaterland ist. Während er eine Pause machte, verdichtete sich vor meinem Auge der Gegensatz zwischen dem goldenen Gemälde des Urbinaten, auf dem sogar die zurückgewiesenen Freier mit ihren verdorrten Stäben in versöhnender Auffassung erscheinen, und dem von mir sitzenden dürren Mann, der nach der Zeitlegende in den Wäldern Rußlands die Scheite bräche, um sie für Andersdenkende anzuzünden. Und mir war es, da er so einen Augenblick schwieg, als ob sich seiner Brust der schrille Ruf entringen wollte: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“

Da hob er nun an, zog das Künstlerische auf den Boden des positiven Glaubens und bemerkte, daß das Leben ohne Religion nichts sei, daß der Glaube Berge versetze, daß unsere Zeit, indem sie nicht glaube, krank, sterbenskrank sei und daß die Erhaltung des Glaubens der Väter der Fundamentalartikel für jeden russischen Politiker sein müsse. Das deutsche Wort „Zersetzung“ schien ihm den moralischen Zustand der Gegenwart am Besten zu kennzeichnen und so flocht er wiederholt den Ausdruck in die Konversation, auch als diese französisch geführt ward. Er sagte von den modernen Denkern: „Sie haben zersetzt, sie haben nicht zu bauen gewußt. In der Sphäre des Christenthumes zumal haben die Häupter der tübinger Schule — er meinte Baur und Strauß — Unheil angerichtet und Göttliches zerstört. Sie haben eine Welt von Schutt und Trümmern geschaffen.“

Ich erlaubte mir, zu bemerken, Europa hätte sich gewöhnt, in Seiner Excellenz einen Hort der Rechtgläubigkeit zu sehen, der von seinem orthodoxen Standpunkt aus den Andersgläubigen feindlich gesinnt sei.

Mit Lebhaftigkeit fiel er nun ein: „Ich bin ein unglücklicher Mensch. Die Welt lebt in dem Wahn, Alles, was in Rußland geschehe, werde durch mich gethan. Ich, heißt es, beeinflusse die Gesetzgebung in der Richtung der Unduldsamkeit, ich, sagt man, verfolge die Juden und treibe sie aus. Ich sei es auch, der den Katholiken nachsetze. Alles, alles Russische, was in Europa mißfällt, wird in den Namen Pobedonoszew hineingelegt. Ueberzeugen Sie sich da einmal selber, daß man mir nicht einmal jetzt Ruhe läßt, wo ich zur Erholung außerhalb des Vaterlandes weile.“

Und er las mir einen eben eingetroffenen anonymen Brief vor, in

dem der Schreiber ihm ans Herz legte, die Juden besser zu behandeln. „Es ist“, äußerte er, „ein recht harmloses Schriftstück, — harmlos im Vergleich mit gewissen Drohbriefen, ja sogar Todesurtheilen, die mir wegen meiner angeblichen Grausamkeiten manchmal zugehen. Es hat sich eben eine verhängnißvolle Fama um den Namen Pobedonoszew gebildet, in dem sich für Europa das böse Prinzip verkörpert.“

„Und könnten Eure Excellenz nicht durch entschiedene Erklärungen die, wie sie sagen, befangene Meinung der Zeitgenossen vor der Oeffentlichkeit zerstören?“

Er erwiderte hart: „Die Oeffentlichkeit setzt sich aus lauter Lüge zusammen. Und wer möchte die von gewissen nach Effekt und Sensation jagenden Skribenten erdichteten Legenden alle desavouiren, die vor unseren eigenen Augen aus dem Nichts erstehen?“

„Wir können also,“ fiel ich ein, „aus der Art, wie sogar die Zeitgeschichte gemacht wird, die Mancher, zum Beispiel Eure Excellenz, nach vielen Richtungen hin zu kontroliren im Stande ist, die Legendenbildungen früherer Tage beurtheilen?“

„O, an den schönen Legenden der Vorzeit mag ich nicht rütteln lassen. Sie sind unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit wahrer als die Geschichte, die auf Raub, Mord, Schande, Schuld basirt. Doch um zu den angeblichen Verbrechen zurückzukehren, wegen deren mich die öffentliche Meinung Europas ächtet, so versichere ich Sie: mein Ressort ist die orthodoxe Kirche und nur diese. Die Maßregeln gegen die Juden gehören nicht in meine Domäne. In Europa bestehen übrigens durchaus unrichtige Vorstellungen von den Motiven der Entscheidungen, die die russische Regirung gegen die Juden getroffen hat. Die Judenfrage ist uns keine religiöse Frage. So wenig wie die Katholiken werden die Juden aus konfessionellen Gründen mit Unduldsamkeit behandelt. In Petersburg kennt man jene Intoleranz nicht, die jetzt etwa in Wien vorhanden ist. Der russische Staat kann sich wohl an Duldsamkeit mit manchem anderen messen, der da meint, im Alleinbesitz der Gesetze der Menschlichkeit zu sein. Jede Glaubensgenossenschaft darf sich, ohne daß ihr die Behörde auch nur die geringste Schwierigkeit bereitet, in Rußland ihre Kirchen bauen. In Oesterreich, wo der Staat auf katholische Glaubenseinheit hält, ist Das vielleicht weniger einfach ... Die Judenfrage ist uns Russen ein rein wirthschaftliches Problem; und was unsere Stellung zu den Katholiken anbelangt, so ist sie eine national-staatliche. Die Bekenner der römischen Kirche identifiziren sich leider ganz mit dem Polenthum. Das können wir nicht ruhig hinnehmen. Die Maßregeln gegen die Katholiken gelten also eigentlich den Polen. Die Juden wieder dürfen wir als die wirthschaftlich Starken nicht gewähren lassen. Ich sage es offen heraus: die

Russen können in der Konkurrenz mit den Juden nicht aufkommen. Die Juden Rußlands sind religiös, mäßig und hängen mit Innigkeit an ihren Familienbanden. Ihre Zähigkeit ist unvergleichlich. Was sich der Jude bei uns in den Kopf setzt, Das führt er aus, im Guten und im Schlimmen. Auf dem Lande und in den kleinen Städten schlägt er Alle aus dem Felde. Juden waren es, die die Schänken hielten und die Bauern benachtheiligten und bewucherten. So ward der Jude Rußlands zu einer wirthschaftlichen Gefahr für die Landbevölkerung. Und Dies um so mehr, als er jung zu heirathen pflegt und zahlreiche Nachkommenschaft hat. Sein Familienleben macht ihn den Anderen überlegen. Aber auch in den höheren Ständen war der Jude durch seine radikalen Anschauungen in unliebsamer Weise bemerkbar. Gewiß: es giebt unter unseren Juden tüchtige Advokaten, hervorragende Aerzte und sie nehmen eifrig an geistiger Arbeit Theil. Aber wer könnte ihnen den Hang zum Radikalismus absprechen? Sie stellen an unseren Universitäten ein großes Kontingent von Sozialisten und Nihilisten . . ."

„Und sollten nicht", wandte ich ein, „die allgemeinen Gesetze den Juden gegenüber so gut ausreichen wie gegenüber den Anderen? Wird nicht Rußland dadurch, daß es die Juden schlecht behandelt, Schaden nehmen? Soll die Austreibung der Juden etwa dem Handel und dem Verkehr Nutzen bringen? Leidet nicht Spanien, das wirthschaftlich so tief gesunken ist, noch heute darunter, daß es seine Juden, die ein hervorragendes Element der Kultur und des Wohlstandes waren, vor Jahrhunderten ausgetrieben hat?"

Pobedonoszew: „Vergleichen Sie nicht Spanien mit Rußland! Bei uns ist es, wie gesagt, wirthschaftliche Nothwehr, dort war es religiöser Zelotismus. Das christliche Spanien wollte sich der Mauren und der Juden als Andersgläubiger entledigen. Wir dagegen sind keine Glaubensfanatiker. Wir würden auch zur katholischen Kirche anders stehen, wäre sie nicht die feurige Agentin des Polenthumes. Ermessen Sie an einer einzigen Thatsache, wer fanatischer ist: die katholische Kirche mit dem Papst an der Spitze oder die orthodoxe, deren Oberhaupt der Zar ist. Die römische Kirche verbietet dem Katholiken, ein Gotteshaus orthodoxen Glaubens zu betreten. Der Orthodoxe dagegen kann eine katholische Kirche besuchen, ohne daß ihn eine Strafe trifft. Wenn ich, der ich ein so hohes Amt in der orthodoxen Kirche bekleide, zufällig in einem Ort weile, wo keine Kapelle unseres Ritus ist, so darf ich in ein katholisches Gotteshaus treten und das Sakrament in der Form der römischen Kirche empfangen. Darf man also sagen, daß wir Fanatiker seien? Rom freilich hat den Gedanken nicht aufgegeben, uns an sich zu reißen. Papst Leo XIII. ist ohne Zweifel ein starker Geist, aber wenn er von der Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen träumt, so ist Dies nur Chimäre... Der katholische Klerus darf sich auch

kaum darüber beklagen, daß wir ihm nicht konziliant begegneten. Als Kardinal Agliardi bei der letzten Zarenkrönung als Abgesandter des Papstes in Moskau weilte, gab er ein Mahl, bei dem ich mein Glas auf alle homines bonae voluntatis leerte. Er war zufrieden damit ... Doch wie könnten wir dem Polonismus der katholischen Geistlichen mit verschränkten Armen gegenüberstehen? Der Katholik in Deutschland fühlt sich als Deutschen. Der Katholik in Rußland fühlt sich nur als Polen. Und wir denken nicht etwa daran, dem Polen zu verbieten, seine Sprache zu lernen, seine Sprache zu sprechen. Wir wollen nur im Staatsinteresse, daß das Russische überall Amtssprache sei, als offizielles Idiom in amtlichen Schriftstücken figurire. Ist damit gesagt, daß wir den Polen wehren, ihre Sprache, ihre Literatur zu pflegen? ... Freilich: den Gegensatz, der zwischen der russischen und der polnischen Volksseele besteht, möchte und könnte ich nicht wegleugnen. Der Russe ist ernster und gründlicher, der Pole mehr äußerlich angelegt, glatt, prunkvoller Repräsentation und chevaleresken Formen zugethan. Dem Polen verdanken wir so manches Uebel, auch den Zustand, in dem sich der Jude befindet, der gewöhnt war, den Schlachzizen zur Hand zu sein, und der noch heute in Ermangelung eines wirklichen Mittelstandes in Polen zwischen dem glanzvollen Adel und der armen, elenden Volksmenge steht."

Das Gebot der Höflichkeit erforderte, daß ich dem Oberprokurator nicht zu scharf opponirte. Keineswegs aber ließ ich es an der Andeutung fehlen, daß mir seine Darstellung der Dinge zu sehr von seinem eigenen retrograden Geist, von seinen eigenen Neigungen diktirt scheine, daß von dem Ausland und vielleicht auch von den aufgeklärten Russen die jüdische und polnische Frage in Rußland auf Grund anderer Thatsachen und anderer Ideale in anderem Licht gesehen würden. Ich konnte wohl nicht den vor mir stehenden Mann und mit ihm die Machthaber Rußlands offen des crimen laesae majestatis an dem Menschengeschlecht zeihen und begnügte mich, mit kühlem Zweifel seine Argumente aufzunehmen.

Es wollte mir nicht recht einleuchten, warum Unduldsamkeit, aus wirthschaftlichen Motiven hervorgegangen, weniger grausam sein sollte als solche, die auf religiöser Grundlage ruht und sich doch wenigstens mit einem idealen Mantel drapirt. Mir schien die Judenverfolgung in Spanien oder die Hugenottenverfolgung in Frankreich, die doch zur angeblichen Ehre Gottes ins Werk gesetzt waren, fast eher zu entschuldigen als eine auf materielle, ökonomische Berechnung gestützte Unterdrückung. Der Gott Pobedonoszews kam mir zu einem erbärmlichen wirthschaftlichen und nationalen Schutzzöllner degradirt vor.

Ich fragte den Oberprokurator, ob er in Rom geweilt und welche Eindrücke er in der Hauptstadt des Katholizismus empfangen habe. Zu

meinem Befremden vernahm ich, er sei nicht nur diesmal nicht, sondern überhaupt nie in Rom gewesen.

Vielleicht beurtheilt er bei all seinem reichen Wissen und den vielen Erfahrungen die Dinge doch mehr aus dem engen russischen, vielleicht gar nur moskowitischen Gedankenrahmen heraus als aus den Weltbeziehungen, die doch jede höher gestimmte Seele zu unterhalten den Beruf hätte.

Anziehend aber war es mir, daß er die Komoedien der eben abgelaufenen pariser Festwoche, in der Zar Nikolaus Gast der Republik gewesen war, als keinen allzu großen Gewinn für die Weltmoral und nicht einmal für die russische Bilanz anschlug. Er sprach mit gediegenem Ernst über die Posen der Boulevard-Politiciens, über die rhetorische Charlatanerie an der Seine. Was er sagte, schien mir eine glückliche Ergänzung Dessen, was Tolstoi einmal zu dem fanatischen Déroulède geäußert hat.

Noch Anderes besprachen wir: die Frage des Schulzwanges, die Emanzipation der Frauen, die Wirkung der modernen russischen Schriftsteller auf unsere Zeit. Pobedonoszew erklärte, er müsse sich gerade im Interesse der Freiheit gegen den Schulzwang bäumen. „Will man", sagt er, „die Leute nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so muß man die armen Würmer zuerst kleiden und den Eltern einen materiellen Ersatz für den Schaden bieten, den ihnen die Abwesenheit der Kinder von Haus und Arbeit bringt." Auch über die Frauen bekennt der Oberprokurator Gesinnungen, die im Gegensatz zu den emanzipationfreundlichen Strömungen im russischen Reich stehen. Pobedonoszew will nicht, daß sich die Frauen von der Häuslichkeit entfernen. „In Rußland", meint er, „sind die Frauen übrigens nicht zu beklagen. Die Gesetze haben ihrer Individualität von je her größeren Spielraum gewährt als in anderen Ländern. In der Ehe giebt es Vermögenstheilung; die Frau hat ein altes Anrecht auf Besitz. Sogar in Bezug auf die Munizipal- und Provinzialwahlen ist sie kein Wesen niederer Art. Ich kann mich aber nicht für Ideen erwärmen, wie sie etwa William Lecky in seinem neusten Werk Liberty and Democracy ausspricht, wo er der äußersten Emanzipation das Wort redet."

„Lecky! Ich bin mit dem englischen Denker gerade vor ein paar Wochen in Wien zusammengetroffen, wo er mit seiner Frau einige Zeit weilte, um die architektonischen Schönheiten und die prächtigen Museen unserer Stadt kennen zu lernen. Wenn der Engländer aber, selbst im Besitz einer nicht gewöhnlichen Frau, Mrs. Elisabeth Lecky, deren Feder man zuweilen in Macmillans Magazine begegnet, mit seinen emanzipationfreundlichen Ideen über die Frauen Eurer Excellenz wenig aus der Seele gesprochen hat, so mögen Sie sich desto mehr von seinen Betrachtungen über den Niedergang des Parlamentarismus angezogen gefühlt haben. Der berühmte Historiker

— er ist selbst Mitglied des Hauses der Gemeinen — findet ja, daß die zu große Erweiterung des Wahlrechtes und das Sinken der Völker einander wie Ursache und Wirkung bedingen und daß die wahre Freiheit von dem suffrage universel getötet werde, wie denn auch nach ihm die blühendsten Finanzen unter der Wucht des allgemeinen Stimmrechtes niedergehen".

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen", bemerkte der Anwalt der Zarenautokratie, „daß Lecky in mir mit seinen Worten über die parlamentarische Vielrednerei und konstitutionelle Verderbniß sympathische Saiten berührt. Rußland zumal sehnt sich ganz und gar nicht nach den angeblichen Segnungen einer Verfassung."

Der berühmte Engländer führte uns auf andere englische und amerikanische Schriftsteller und ich konnte hören, daß Pobedonoszew sich eingehender mit Carlyle und Emerson beschäftigt, ja sogar manche ihrer Arbeiten ins Russische übersetzt habe. „Ich versuchte mich überhaupt", so erzählte er, „in früheren Jahren im Uebersetzen. Meine russische Uebertragung der czechischen ‚Memoiren des Grafen Wratislaw' über seine Gefangenschaft bei den Türken hat eine gewisse Volksthümlichkeit bei uns erlangt. Die Geschichte dieser Gefangenschaft, die in das siebenzehnte Jahrhundert fällt, ist unter den Slaven so bekannt geworden wie das Martyrium Silvios Pellico unter den Italienern." Doch, fuhr er fort, seien ihm diese und ähnliche literarische Arbeiten nur eine Erholung von seiner eigentlichsten Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft gewesen. Er gedachte nun seines dreibändigen, in mehreren Auflagen erschienenen „Systems des russischen Civilrechts" und seines sechsjährigen Lehramtes an der juristischen Fakultät der Universität Moskau.

„Moskau," fiel ich ein, „beherbergt einen Ihrer hervorragendsten Geister. Die Gemeinde Tolstois erstreckt sich über ganz Europa."

Er entgegnete: „Ja, er hat einen großen Namen in der Welt. Aber Sie werden begreifen, daß er mir, so wie er sich nun seit Jahren giebt, nicht gerade Bewunderung entlockt. Er endet als Prophet, wie einst Gogol. Er spricht aus Wolken heraus. Nun, ich muß es mir versagen, das Prophetenthum Tolstois anzuerkennen . . ."

Drei Jahre nach meinen ersten Zusammenkünften begegnete ich Pobedonoszew, als er, auf dem Heimwege von seiner Sommerreise nach Petersburg begriffen, sich im Herbst 1899 wieder einige Tage in Wien aufhielt.

Er hatte sich seitdem nicht besonders verändert. Wenn er inzwischen auch die Schwelle der Siebenzig überschritten hatte, war er doch lebhaften Geistes geblieben. Er plauderte mit dem alten Eifer, zunächst über seinen Sommeraufenthalt in Salzburg, wo er vier Wochen in angenehmster Weise verbracht habe und wohin er immer wieder gern zurückkehren werde. In Wien weile er nur vorübergehend, auf der Durchreise nach Petersburg, wohin ihn wieder

die Pflichten seines mühsäligen, arbeitreichen Berufes riefen. „Ich verfolge", sagte er, „auch zu Hause die Vorgänge in Oesterreich. Doch weiß ich nicht, wie Ihre parlamentarischen und politischen Wirren beigelegt werden sollen."

„Wir sind", bemerkte ich, „Alle darüber im Unklaren, denn die Konfusion ist groß. Ist es richtig, daß die czechischen Aspirationen einen Rückhalt an den Sympathien der Russen finden?"

„Die Czechen! Sie sind ja ganz im Banne der deutschen Bildung!"

„Excellenz wollen damit sagen, daß die Czechen in die Schule der Deutschen und nicht der Russen gegangen seien?"

Pobedonoszew: „Gewiß. Und wie wollten sie ihre Abhängigkeit von deutschem Wissen verleugnen? Ich habe übrigens den Eindruck, daß es ihnen heute an bedeutenden Männern fehlt. Sie haben keine Führer wie ehemals. Oder soll man etwa eine ihrer heutigen politischen Autoritäten mit einem Palacky und anderen hervorragenden Geistern, denen ich einst persönlich nah stand, in eine Linie stellen?"

„Excellenz haben soeben den Namen Palacky ausgesprochen. Sie erinnern sich, daß bei dem vor Kurzem gefeiertenen Palacky=Jubiläum in Prag General Komarow im Namen der Russen sprach?"

„Es wundert mich, daß man hier diesen Mann so ernst nimmt. Komarow und sein Gefolge genießen wenig Kredit bei uns in Petersburg."

Und Pobedonoszew fügte hinzu, die Czechen hätten kein Recht, sich in ihrem Kampf gegen die Deutschen auf russische Patronanz zu berufen.

„Und die Slavische Wohlthätigkeit=Gesellschaft?"

„Ach was! Wir Russen sind höfliche Leute, höflich auch gegen die Czechen, wenn sie zu uns nach Rußland kommen. Das ist aber Alles . . . Und gestatten Sie mir die Bemerkung: Welchen Grund haben wir Russen denn, anders als objektiv dem Antagonismus zwischen Slaven und Deutschen in Oesterreich gegenüberzustehen? Sollen wir vielleicht für die Polen in Galizien schwärmen? Sollen wir die österreichischen Polen dafür loben, daß sie die Russen so hartnäckig unterdrücken?"

„Excellenz meinen wohl die Ruthenen?"

„Ach, Ruthenen! Das ist nur ein Name. Sie sind unseres Stammes und unserer Religion und darum sage ich Russen. Sie werden von den Polen in Galizien geknechtet und sind auch geknechtet in der Bukowina."

„Excellenz gelten allerdings nicht als ein Freund der Polen. Doch auch die Katholiken in Kongreß=Polen behaupten, von Rußland bedrängt zu werden."

„Und ich bin wohl dem Auslande der Unterdrücker par excellence? Es ist falsch, was die Zeitungen über mich verbreiten. Man überschätzt meinen Einfluß. Ich erscheine vor Kaiser Nikolaus einmal im Monat, erstatte ihm Bericht, sehe ihn gewöhnlich eine Viertelstunde. Ich bin durchaus

nicht allmächtig in Rußland. Mein Ressort ist begrenzt*). Nicht einmal Das, was man unter Kultus zusammenfaßt, untersteht mir ganz. Vieles davon fällt in das Ressort des Ministers des Innern. Ich habe eine Stimme im Minister=Komitee wie andere Minister. Ich bin auch Geheimer Rath und Staatsrath, bekleide noch andere Würden; aber ich wiederhole: ich bin nicht allmächtig. Es widerspricht der Wahrheit, wenn man mich als Feind der Katholiken ausgiebt, wenn man von Rußland überhaupt sagt, daß es die Katholiken verfolge. Bei uns treten manchmal Russen zur römischen Kirche über; sie thun es offen und leiden dafür keine Strafe. Nur insoweit der Katholizismus ein Instrument des Polonismus ist, müssen wir ihm, wie ich Ihnen schon vor Jahren erklärte, an den Leib rücken. Wir bekämpfen, ich wiederhole es, die Polen, nicht die Katholiken."

„Es scheint, Excellenz, daß die Beziehungen zwischen der russischen Regirung und der Kurie jetzt freundlicher sind als früher? Rußland hat seit einigen Jahren einen Minister=Residenten beim Vatikan und man sprach davon, daß zur Wahrung der Interessen des Heiligen Stuhles ein päpstlicher Nuntius nach Petersburg entsendet werden solle?"

„Ja, man sprach davon. Es giebt Leute bei uns, die es wollen. Aber ich bekämpfe diesen Plan. Und ich hoffe zu Gott, es möge niemals dazu kommen, daß ein Vertreter des Papstes in Petersburg sitze..."

Von den, wie er meinte, angeblichen Katholiken=Verfolgungen in Rußland kam Pobedonoszew auf die nach seinem Dafürhalten gleichfalls ungerechten Klagen über die Unterdrückung Finlands. Aus Finland, meinte er, schicke man Leute nach England, die hetzen und Rußland verletzende falsche Mittheilungen in die Welt setzen. „Nun, die finländische Frage ist nichts als die Frage der Einheit der Armee. Was würden Sie sagen, wenn in irgend einem anderen Lande eine Provinz oder eine Bevölkerungschicht Privilegien in der Armee in Anspruch nehmen wollte? Und uns soll nicht gestattet sein, durch Aufhebung der Privilegien der Finländer die russische Armee zu vereinheitlichen und zu stärken?"

„Und wie die finländische Frage, so werden," fuhr er fort, „auch die anderen Probleme, die Rußland beschäftigen, im Auslande nicht selten unrichtig beurtheilt, wobei man die Beweggründe der Handlungen Einzelner leicht verdächtigt. Man stellt mich als einen Judenverfolger dar. Alles, was insbesondere in der Zeit Alexanders des Dritten gegen die Juden geschehen ist, hat das Ausland auf meine Rechnung gesetzt. Nun, die meisten dieser Maßnahmen gegen die Juden fielen gar nicht in mein Ressort. Ich

*) Man vergleiche damit den „Pobedonoszew" betitelten Artikel des Herausgebers im ersten Bande der „Zukunft".

habe unter gebildeten Juden manchen Freund. Die vor Kurzem verstorbene Baronin Hirsch in Paris hatte mir eine Million Francs für russische Schulen zur Verfügung gestellt. Wie hätte sie, die den Juden so viele Wohlthaten erwiesen hat, Das gethan, wäre sie der Meinung gewesen, daß ich ein Judenverfolger sei? Die Gesetze der Menschlichkeit gelten auch in Rußland. Sehen Sie zum Beispiel die Affaire Dreyfus ..."

„Irre ich nicht, so ist diese Frage in Rußland vielfach ohne Voreingenommenheit behandelt worden."

„Gewiß", erwiderte der Ober-Prokurator. „Und traurig genug, daß eine Frage, die nie aus dem Rahmen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hätte heraustreten sollen, zum Theil von Juden und Gegnern der Juden in jüdischer und judenfeindlicher Beleuchtung angesehen wurde. Die Verhandlungen des Prozesses in Rennes haben für jeden objektiven Beurtheiler ergeben, daß Dreyfus unschuldig ist. Und als Unschuldiger wird er auch vielfach in Rußland bemitleidet. Zwei Momente sind es, die, wie mir scheint, den Franzosen maßgebend waren, den Unschuldigen abermals zu verurtheilen: erstens wollte ein gewisser Fanatismus nicht zulassen, daß die chose jugée desavouirt werde. Zweitens war es Manchen wichtig, das Ansehen der Armee zu retten, die Vielen berufen scheint, ein stabiles monarchisches Regime an die Stelle des ewigen Wechsels zu setzen."

Pobedonoszew sprach sich nun über die inneren Zustände in Frankreich mit scharfem Tadel aus. Den wahren Grund der Zersetzung sollte man in der Erziehung der französischen Jugend suchen. In dieser Beziehung stimme er ganz mit den Times überein, deren Redakteure die wunde Stelle richtig bezeichnet hätten. Er verweise auch auf das vor einiger Zeit erschienene Werk Bodleys über Frankreich, dessen Lecture er nur empfehlen könne.

Ich sagte, die Vorgänge in Frankreich, die eben nicht den Sympathien bei den Besten Rußlands zu begegnen schienen, könnten wohl ein Wachsen der russischen Neigungen für Deutschland zur Folge haben.

Pobedonoszew erwiderte: „Unsere Beziehungen zu Deutschland sind jetzt gut. Die hervorragende Stellung, die die Deutschen seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts im administrativen und kommerziellen Leben Rußlands einnahmen, mußte es mit sich bringen, daß die Russen zuweilen das Bedürfniß empfanden, sich ihrer zu erwehren. So gab es in Rußlands Geschichte Momente der Reaktion gegen den deutschen Einfluß. Aber, wie gesagt, jetzt ist das Verhältniß zu Deutschland das korrekteste. Und was mich persönlich anlangt, so bin ich mit deutschem Wissen genährt."

Damit war unsere Unterredung beendet.

Wien. Sigmund Münz.



Sacher-Masoch.

Nachdem dem Namenspender des „Sadismus“ kürzlich in dem pseudonymen Dr. Eugen Dühren ein so sachkundiger und so überaus erfolgreicher Biograph erstanden ist,*) konnte es wohl auf die Dauer nicht ausbleiben, daß auch seinem psychosexualen Antipoden, dem Schutzheiligen der an Zahl und wachsender kultureller und literarischer Bedeutung nicht ganz geringen „masochistischen“ Gemeinde, die Ehre eingehender monographischer Bearbeitung zu Theil werden mußte. Dies ist in dem eben erschienenen Werke von Schlichtegroll**) in ausgiebigster Weise geschehen; freilich nicht, was in mancher Hinsicht zu bedauern bleibt, von einer auf dem sexualpsychologischen und pathologischen Gebiete kompetenten, fachmännischen Seite, wohl aber von einem mit guter Kenntniß des literarischen Materials und mit großer, nur allzu großer und enthusiastischer hero-worship an den „Helden“ seiner Darstellung herantretenden begeisterten Verehrer. Der Verfasser dieser Biographie ist ehrlich davon durchdrungen, daß Mit- und Nachwelt seinem vergötterten Helden bisher nicht im Entferntesten gerecht wurden, daß man ihn vielmehr mit schreiender Unbilligkeit behandelt, verketzert, zerrissen, seine Tendenzen verdammt, seine Stoffe angefeindet habe und daß seine ihn aus allerpersönlichsten Motiven begeifernden Gegner „das Große, Erhabene, ja, das geradezu Klassische, das die deutsche Dichtung ihm verdankt, nicht gelten lassen mochten“. Er erblickt in ihm den Fortsetzer, ja den Vollender Goethes, seit dessen Tode, nach ihm, „kein Autor in Deutschland aufgetreten, der einen Vergleich mit ihm so wohl auszuhalten vermöchte wie eben Sacher-Masoch. Er ist nicht nur ein Aehnlicher: er ist sogar mehr, er ist geradezu der Fortsetzer Dessen, was der große Wolfgang begonnen, und somit einer der Hauptmarksteine an dem Wege, den deutsches Schriftthum in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zurückgelegt hat.“

Das sind etwas volltönende Worte und sie können uns wohl einigermaßen neugierig stimmen, näher zu erfahren, was der Mann, dem sie gelten, denn in einem sechzigjährigen Lebenswerke gethan und geschaffen, was er, gleich dem „Olympier“, lebend gedichtet und dichtend durchlebt hat.

Nach den Ermittelungen seines Biographen soll Sacher-Masoch von einem spanischen Ahnherrn, Don Mathias Sacher, herstammen, der in der

*) Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis vom Dr. Eugen Dühren. Dritte Auflage. Berlin, H. Barsdorf. 1901.

**) Sacher-Masoch und der Masochismus. Literarhistorische und kulturhistorische Studie von Karl Felix von Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn. 1901.

Schlacht bei Mühlberg 1547 als Rittmeister bei der spanischen Kavallerie Karls des Fünften mitkämpfte, in dieser Schlacht verwundet wurde und in der Folge die Tochter eines böhmischen Adeligen heirathete, mit der er sich in Prag dauernd niederließ. Als bei der Zertrümmerung des polnischen Staates die „Königreiche" Galizien und Lodomerien an Oesterreich fielen, wurde ein Großvater unseres Helden, Johann Nepomuk von Sacher, in österreichischer Beamtenstellung zunächst mit der Aufsicht über die Staatssalinen des salzreichen Landes betraut; der offenbar geschickte und pflichttreue Mann avancirte später zum Gubernialrath und zum erblichen Standesherrn des Königreiches und starb 1836. Zu dieser Zeit fungirte sein Sohn Leopold bereits als Polizeidirektor in der Provinzialhauptstadt Lemberg. Er hatte 1827 die Tochter eines kleinrussischen Adeligen, des Professors und Universitätrektors Franz von Masoch, eines um das Medizinalwesen der Provinz verdienten Mannes, geheirathet und durfte mit kaiserlicher Erlaubniß 1838 seinem Namen den Familiennamen und das Wappen der Masochs hinzufügen. Der einzige Sprößling dieser Ehe, unser Leopold von Sacher-Masoch, wurde am siebenundzwanzigsten Januar 1836 im lemberger Polizeipräsidium geboren: ein zart angelegtes, schwächliches Kind, das nur durch die kraftstrotzende ruthenische Amme Hanscha am Leben erhalten und über die Gefahren der ersten Kindheit weggebracht werden konnte. Aus ihrem Munde vernahm der Knabe die schwermüthigen Volksweisen der Ruthenen, denen er begierig lauschte, und ihr behauptete er selbst nicht blos die Erhaltung seiner psychischen Existenz, sondern im eigentlichen Sinn auch „seine Seele" zu verdanken. In dem bunten Treiben jenes Völkergemisches, in dem sich Orient und Occident kreuzen, fand der empfängliche Knabe früh die mannichfachsten Anregungen, während sein Natursinn sich in dem reizend gelegenen Viniki, dem Heimathort jener Hanscha, zu schönster Blüthe entwickelte. Mächtige Eindrücke von ganz anderer Art brachte das Aufstandsjahr 1846; die von den ruthenischen Insurgenten gegen ihre polnischen Herren und Bedränger damals verübten Gräuel mußten sich der Phantasie des zehnjährigen Knaben auf das Lebhafteste einprägen, wie sie denn auch in seinen späteren literarischen Werken mannichfache Verwerthung und poetische Ausschmückung gefunden haben. In ähnlicher Weise wirkten zwei Jahre später (1848) die Revolutionszenen in Prag, wohin der Vater inzwischen als Hofrath und Polizeichef berufen worden war; hier erst, in — dem damals noch deutschen! — Prag, erlernte der junge Leopold auch die deutsche Sprache. In der schönen Hauptstadt der Steiermark, in Graz, wohin der Vater 1853 in gleicher Beamtenfunktion übersiedelte, begann Sacher-Masoch seine Studien, promovirte 1855 zum doctor juris und habilitirte sich im darauf folgendem Jahr, ein Zwanzigjähriger, als Privatdozent für deutsche Geschichte. Nach der Schilderung eines

seiner damaligen Hörer: „ein zarter, schlanker Jüngling von beinahe knabenhaftem Aussehen", der sein Kolleg über die Reformationzeit „etwas müde und abgespannt" vortrug. Doch war es ihm ernst mit dem erwählten Beruf; und so gab er 1857 seine erste, mit Beifall aufgenommene historische Schrift „über den Aufstand in Gent unter Karl dem Fünften" heraus, die er dem jungen Kaiser Franz Josef widmen durfte und der 1862 eine zweite, ihren Stoff der selben Zeitepoche entnehmende Schrift, „Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich", folgte. Die dafür gemachten Spezialstudien erwiesen sich noch in anderer, ungeahnter Weise fruchtbar; sie lieferten Sacher-Masoch den dankbaren Stoff zu dem ersten größeren novellistischen Werk, mit dem er (1866) in die Oeffentlichkeit trat: zu dem dreibändigen historischen Roman „Der letzte König der Magyaren". Ein bedeutendes Werk, das viele spätere Schöpfungen seines Urhebers weitaus überragt und dem Staub der Vergessenheit, der sich über geschichtliche Romane nur zu leicht lagert, wohl entrissen zu werden verdient. Ich erinnere mich noch des imponirenden Eindruckes, den mir dieses Jugendwerk des damals noch gänzlich ungenannten Autors machte, als es mir unmittelbar nach seinem Erscheinen, während des Feldzuges von 1866 in Böhmen, auf der Bibliothek des kleinen lichtensteinischen Schlosses Rattay, wo ich für einige Zeit Quartier gefunden hatte, zufällig in die Hände gerieth. Schon damals waren mir die eigenthümlichen, herrschsüchtig despotischen und geradezu grausamen Züge auffallend, die Sacher-Masoch einzelnen seiner Frauencharaktere, namentlich der (im Uebrigen stark idealisirten) Königin Maria zu geben wußte, und nicht minder die bis zur Willenlosigkeit herabsinkende Schwäche und Schlaffheit seiner Männergestalten; doch ahnte ich natürlich noch nicht, in wie engem Zusammenhang diese Schilderungen mit der persönlichen Eigenart ihres Autors standen. Inzwischen war Dieser selbst bereits dem Bann seines Schicksals, das ihn zur willenlosen Beute despotischer Frauengewalt, zum lebenslänglichen Sklaven einer von freien Stücken auf sich geladenen Gynäkokratie bestimmt zu haben schien, unentrinnbar verfallen.

Schlichtegroll sagt von ihm: „Er war eine Persönlichkeit, die die Weiber faszinirte und sie anzog, wie der Lichtschein die Motten. War aber die Annäherung erfolgt, der Kontakt geschlossen, pflegte sich das Bild schnell zu verkehren: das Weib ward zur Kerze und der arme Schmetterling, der sich die Flügel versengte, war der Dichter selbst." In recht erheblichem Maße versengte sich Sacher-Masoch so die Flügel zuerst an einer Frau Anna von Kottowitz, Tochter und Gattin eines Arztes, die bedeutend älter war als der junge Dichter; nach Schlichtegroll „eine Dirnennatur, aber ohne den Muth, die Konsequenzen auf sich nehmen zu wollen, lüstern und doch sentimental prüde, sich stets das Opfer wähnend und in Wahrheit doch nur von

Anderen Opfer fordernd." Sie lebte mit dem Mann, der „ein Libertin schlimmster Art", auch sonst, wie es scheint, moralisch sehr niedrig bewerthet war, in äußerst unglücklicher Ehe und zog den jungen Sacher=Masoch, dem gegenüber sie sich auf die femme incomprise hinaufspielte, leicht als hilfbereiten Tröster in ihre umstrickenden Netze. Nach mancherlei Zwischenfällen brachte sie es dahin, sich von ihrem Gatten zu trennen und offenkundig mit Sacher=Masoch zu leben, wobei sie dann ihre maßlosen Launen, ihre Verschwendungsucht, ihr stetes Anbetungbedürfniß, ihre von Tag zu Tag wachsenden exzentrischen Ansprüche in ungezügelter Weise hervorkehrte. Sacher=Masoch arbeitete damals an seinem groß angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Vermächtniß Kains", dessen erster Theil („Die Liebe") mit der so berühmt und vorbildlich gewordenen „Venus im Pelz" 1870 erschien; unstreitig eine seiner besten und ausgereiftesten novellistischen Schöpfungen, wofür er freilich das Modell in nächster Nähe zur Hand und vor Augen gehabt haben mochte. Uebrigens hatte er noch das unverdiente Glück, daß ihn ein unter dem nom de guerre eines Grafen Meciszewski auftauchender Abenteurer — der sich in der Folge als durchgegangenen russischen Apothekerlehrling entpuppte — von diesem unwürdigen Idol, als dessen Anbeter er über vier Jahre Stand gehalten hatte, endgiltig befreite.

Freilich wurde er nur befreit, um im „Irrgarten der Liebe" blindlings weiter zu taumeln. Den Empfindungen, mit denen er auf sein überstandenes Verhältniß zur Kottowitz zurückblickte, hat er selbst in einem als literarische Beichte à la Strindberg aufzufassenden Buch „Die geschiedene Frau. Passiongeschichte eines Idealisten" (1870) künstlerisch vollendeten Ausdruck gegeben. Aber wurde er auch von diesem Weibe frei —: die Befreiung vom Weibe trat leider nicht ein. Ihm war einmal verhängt, an dieser für so viele schwach= und weitherzige Männer verderblichsten Lebensklippe immer und immer wieder zu scheitern. An die Stelle jener treulosen Dauergeliebten traten zunächst flüchtigere Verhältnisse von zum Theil recht fragwürdiger Art und mehr und mehr spezifisch „masochistischer" Färbung. So reiste Sacher=Masoch, wie sein Biograph berichtet, mit einer Fürstin Bogdanoff, die ihn ihrer Gunst gewürdigt hatte, als deren Diener oder Privatsekretär — der Welt gegenüber jedenfalls ganz als ihr Untergebener erscheinend — für einige Zeit nach Florenz. Mit einer Baronin Fanny Pistor ließ er sich in der „Wanda und Severin"=Position, Das heißt: sie in der Pelzjacke auf einer Ottomane mit strenger Miene auf ihn herabblickend, er demüthig zu ihren Füßen knieend, photographiren. Von einem Verhältniß mit der für ihn begeisterten Baronin Reizenstein (schriftstellerisch bekannt unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf) riß er sich los, weil sie doch nicht so recht sein erträumtes Frauenideal mit Pelzjacke und Peitsche zu verkörpern vermochte

und er überdies unerfreuliche Nebenbeziehungen zu ihrer Kammerjungfer entdeckte. Nicht lange darauf fiel er in die Netze der Frau, die den unheilvollsten Einfluß auf sein Leben üben sollte: der unter dem Namen Wanda von Dunajew bekannten Tochter einer geschiedenen grazer Selterswasserbuden- und Tabaktrafik-Inhaberin, Aurora Rümelin. Ohne jeden Liebreiz, mit harten, gewöhnlichen Zügen, wie ihr Bild sie zeigt, nichts weniger als verführerisch, scheint sie dafür ein stattliches Talent zur Intrigue, einen strebsamen Eifer zum Emporkommen um jeden Preis, womöglich mit Vorspannung anerkannter Größen der Literatur, besessen zu haben. Siebenundzwanzigjährig bandelte die unbeschäftigte und unternehmunglustige junge Dame erst mit Rosegger an, bei dem sie aber trotz unverdrossen wiederholten Versuchen kein Entgegenkommen fand, dann mit dem schwachen und unselbständigen Sacher-Masoch, bei dem sie auf Grund der aus seinen Werken geschöpften Personalkenntniß besseren Erfolg hatte. Sie besuchte ihn maskirt, als vornehme Dame, als Offiziersfrau unter dem Namen Alice auftretend, ließ sich von ihm die Füße küssen und stellte ihm auch die gewünschten weiteren thätlichen Mißhandlungen in Aussicht. Sie brachte es dahin, daß er die mit einer grazer Künstlerin, Fräulein Frauenfeld, angeknüpfte Verlobung zurückgehen ließ, daß er auch alle seine sonstigen Familien- und Freundschaftbande allmählich lockerte, seine akademische Stellung schließlich aufgab und mit der angeblichen Frau von Dunajew, die durch ihn Mutter eines Knaben geworden war, eine Ehe einging (1873). Wir wollen die Geschichte dieser elenden, ohne gegenseitige Liebe und Achtung geschlossenen und aufrecht erhaltenen Verbindung und der traurigen häuslichen Verhältnisse, die das Ehepaar erst in Bruck an der Mur, dann in Budapest, schließlich eine Weile in Leipzig zur Schau stellte, hier nicht weiter verfolgen. In Leipzig, wohin Sacher-Masoch zur Begründung und Leitung einer in großem Stil geplanten Zeitschrift sich gewandt hatte, wurde ihm nochmals das unverdiente Glück, daß der durch andere romantische Abenteuer zu allgemeiner Notorietät gelangte spätere Figaro-Mitarbeiter Jacques St.-Cère — damals noch ein simpler Jakob Rosenthal, der aber dem Jakob schon den besser klingenden Vornamen Armand substituirt hatte — ihm seine Frau ver- und entführte und mit ihr nach Paris durchging; eine Art Talentprobe für die später mit so viel Aplomb in Szene gesetzte Entführung einer anderen, nicht minder bekannten und berühmten Schriftstellersgattin.

Inzwischen tröstete sich Sacher-Masoch anfangs mit einer durch Korpulenz hervorragenden Jüdin, später mit seiner nachmaligen zweiten Gattin, der von Schlichtegroll als talentvoll, klug und energisch geschilderten, 1856 zu Straßburg geborenen, als Gouvernante in Amerika und Europa viel herumverschlagenen und schließlich in der Pleißestadt gelandeten Hulda

Meister. Sie sorgte mütterlich für den Dichter und den bei ihm gebliebenen einen Sohn Alexander (den anderen, Demetrius, hatte die Mutter mit auf die Reise genommen). Nach einem kurzen nochmaligen Auftauchen Wandas in Leipzig und nach Jahre langen widerlichen Auseinandersetzungen, nach Ueberwindung zahlloser, aus dem Doppelverhältniß als Ausländer (Oesterreicher) und als Katholik erwachsenden Schwierigkeiten konnte endlich die Scheidung sowohl wie die Möglichkeit zur Eingehung einer neuen Ehe erreicht werden und Sacher-Masoch heirathete Hulda Meister, mit der er sich nach dem völligen Zusammenbruch seiner leipziger Hoffnungen in dem kleinen Dörfchen Lindheim in der Wetterau ein bescheidenes Heim gründete. Allerdings verfolgten ihn auch hierher Belästigungen und Drohungen seiner ersten Frau, die, als Mutter des einzigen ihm gebliebenen Kindes auftretend, nicht müde wurde, die Rechtsgiltigkeit der neuen, zweiten Ehe anzufechten und literarische und persönliche Gegner ihres Gatten als Mitkämpfer für sich zu gewinnen. Immerhin war dem viel geprüften Dichter noch ein ruhiges Ausklingen vergönnt und er konnte, vor der Zeit geistig und körperlich aufgerieben und erschöpft, aber resignirt und in Frieden, eben erst sechzigjährig, sanft und schmerzlos am neunten März 1895 sein Leben beschließen.

Ein Leben, das so viel verheißend begonnen hatte und so traurig versandete! Wesentlich doch mit durch eigene Schuld, — wenn auch diese Schuld mehr eine solche der Schwäche, der Passivität als des aktiven Sündigens sein mochte. Diesem Helden der Schwäche aber, wie sein Biograph es thut, im Gegentheil eine „ungewöhnliche Stärke“ zu vindiziren und alles Unglück seines Lebens auf die verhängnißvolle Rolle, die seine erste Frau, Wanda Dunajew, darin gespielt habe, zu schieben, von ihr zu behaupten, „daß sie ein herrliches Leben gebrochen und fast an den Rand des Abgrundes geführt hat“: Das erscheint doch nicht blos als Uebertreibung, sondern geradezu als Aeußerung unbegreiflicher Verblendung. Welch ein „Mann“, der eine Frau solche Rolle in seinem Leben spielen läßt, und welche „Stärke“, die sich widerstandlos zum Spielball eines solchen Weibes hergiebt und zu dessen Fußschemel erniedrigt! Und sie war in seinem Leben ja keineswegs die Erste und Einzige. Der unheilvolle Drang, der Sacher-Masoch nicht blos zum Weibe trieb, sondern ihn nur noch in der sklavischen Unterwerfung unter das Weib und in der Mißhandlung durch das Weib wollüstigen Genuß finden ließ, hatte allmählich, wie es scheint, die Macht eines allbeherrschenden, unwiderstehlichen Triebes über ihn angenommen. Ich besitze ein sehr charakteristisches document humain dafür in dem Bericht, den eine hochangesehene österreichische Schriftstellerin über ihre vor etwa zwanzig Jahren erfolgte Begegnung mit Sacher-Masoch zu erstatten die Güte hatte. Dieser Bericht lautet wörtlich:

„Als ganz junges Mädchen und noch völlig unbekannte Anfängerin schrieb ich an Sacher-Masoch, dessen ‚Vermächtniß Kains‘ mir gewaltig imponirt hatte, und bat ihn, mein Streben durch seinen Rath und Beistand zu unterstützen. Er antwortete mir sehr ausführlich und sehr freundlich und es entspann sich eine lebhafte Korrespondenz zwischen ihm und mir, die etwa ein Jahr lang währte. In seinen Briefen zeigte er sich als einen außerordentlich gutmüthigen und gefälligen Menschen; auch als anhänglichen Gatten und — namentlich — zärtlichen Vater. Doch schon brieflich versicherte er mich, daß es sein höchstes Glück wäre, von einer Frau gepeitscht zu werden. Einige Jahre später kam er nach Wien und besuchte mich. Er war sehr erstaunt, daß ich ihn (es war im Frühling) ohne Pelz empfing; schwärmte mir von seinen Kindern vor und bat mich gleichzeitig, ihn zu peitschen. Aber natürlich müßte ich mich zu diesem Zweck in einen Pelz kleiden.

Ich fragte ihn scherzend, ob er wirklich durchgehauen werden wolle, und zwar so, daß er es spüre und es ihm wehthue, was er bejahte. Darauf meinte ich, daß ich allenfalls bereit sei, ihn zu prügeln, da er so sehr erpicht sei auf diesen Genuß; nur müßte die Sache mit der Prügelei zu Ende sein. Damit aber war er nicht einverstanden. Zuerst die Prügelei und dann ... das Andere. Ich ließ die Sache fallen, da ich den Scherz (für mich war es eben nur ein Scherz) satt zu bekommen anfing. Daß er mich fragte, ob ich mich schon einem Mann hingegeben hätte (eine Frage, die mich, die ich noch sehr jung und sehr herb war, aufs Aeußerste überraschte), daß er mir rieth, mich dem Erstbesten hinzugeben, um den ‚ersten Schreck‘ hinter mir zu haben, daß er mich auf die homosexuelle Liebe zwischen Frauen aufmerksam machte und meinte, ich hätte vielleicht dazu Talent, indem die Männer mich nicht ‚reizten‘, will ich noch nebenbei bemerkt haben. Ich empfing einen höchst sonderbaren Eindruck von ihm, muß aber sagen, daß er, von seinen Excentrizitäten auf dem sexuellen Gebiet abgesehen, ein liebenswürdiger, einfacher und sympathischer Mensch war und daß namentlich seine schwärmerisch-zärtliche Liebe zu seinen Kindern etwas Rührendes an sich hatte.“

Wie auch aus der vorstehenden Schilderung hervorgeht, war Sacher-Masoch eine überwiegend liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter den Bann einer verhängnißvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur. Gewiß werden wir seiner dichterischen Begabung und eigenartigen Bedeutung gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm freilich nicht immer und nicht von allen Seiten zu Theil wurde. Ich selbst habe diese Bedeutung noch bei Lebzeiten des Dichters ausdrücklich betont*) und habe insbesondere auch hervorgehoben, wie sehr gerade die ihm eigene Wendung des erotischen Problems einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung der Geschlechterverhältnisse entsprungen

*) In meiner Darstellung der sexualen Neuropathie, zuerst abgedruckt in Zuelzer Oberländers klinischem Handbuch der Harn- und Sexualorgane. Band IV. Leipzig, F. C. W. Vogel 1894; vgl. den späteren erweiterten Sonderabdruck, Sexuale Neuropathie, 1895, pag. 111.

sein mag, einer Auffassung, die — nicht ohne tiefe Berechtigung — in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampf das Weib als den stärkeren, siegreichen Theil sieht, — wie es ja unzweifelhaft gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften in Folge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen in gewissem Grade der Fall ist. Wenn also auch zuzugeben ist, daß Sacher-Masoch häufig aus einem bestimmten Milieu, oft auch aus eindrucksvollen Jugenderinnerungen heraus schöpfte und daß seine Gestalten wenigstens zum Theil in thatsächlich bestehenden kulturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der inneren Schwäche und Widerstandlosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwerthigen Ideen", die ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr losließen und nicht nur auf sein gesammtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnißvollsten Einfluß behaupteten. Gewiß werden wir auch für seine menschlichen, nur allzumenschlichen Verfehlungen wie für die unverkennbaren Minderwerthigkeiten seines späteren literarischen Schaffens — nach den ersten glanzvollen Erfolgen — alle möglichen entschuldigenden und mildernden Umstände bereitwillig zugeben. Aber den uns von seinem Biographen aufgedrängten und so absichtvoll nachdrücklich hervorgekehrten Vergleich mit Goethe müssen wir doch als eine geschmacklose Uebertreibung nicht nur, sondern geradezu als ungeheuerliche Profanation im doppelten Sinn zurückweisen, die wir in Goethe nicht nur die genialste und universellste Dichterpersönlichkeit, sondern auch den vorbildlichen Lebenskünstler und höchsten Meister der Selbsterziehung verehren, während der arme Sacher-Masoch sein Leben lang als Poet weder im Sinn der bekannten Faustvorschrift die „Poesie zu kommandiren" noch den sein persönliches Dasein verwüstenden Mächten Halt zu gebieten vermochte. Nicht an Goethe, sondern allenfalls an Günther, an Lenz, an den unglücklichen Bürger, an Grabbe und andere, durch eigene und fremde Schuld entgleiste „Genies" mögen wir bei der Erinnerung an sein Schicksal denken. Er „wußte sich nicht zu bezähmen", müssen wir abschließend auch von ihm mit den Worten jenes Größten urtheilen, „und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Professor Dr. Albert Eulenburg.



Die Weisheit der Inder.

Männiglich ist bekannt, daß unter der Regirung des Kaisers Heliogabal Rom von einer Gesandtschaft aus Indien besucht wurde, deren Mitglieder auf ihrem Wege vom Osten eine denkwürdige Unterredung mit dem trotz seiner Ketzerei berühmten christlichen Philosophen Bardesanes pflogen. Daraus entstand dem Weisen die Lehre vom Schicksal; sie war dem indischen Karma entlehnt und wurde bis in die jüngste Zeit von den Kommentatoren arg mißdeutet. Nicht eben so bekannt dürfte sein, daß die Gesandten ihren Weg bis nach Berytus zur See nahmen und nach ihrer Landung gastliche Aufnahme bei dem weisen Euphronius fanden, dem Haupt der philosophischen Fakultät der Universität Berytus. Natürlich fragte Euphronius seine Gäste, was ihnen in Rom als ihrer besonderen Aufmerksamkeit würdig aufgefallen sei.

„Das Uebel von des Kaisers Karma,“ sagten sie.

Euphronius heischte nähere Erklärung.

„Karma“, erklärten sie, „ist die wirkende Ursache, die die Geburt jedes Individuums bestimmt und von dessen Gut und Uebel (Verdienst und Schuld) es die Inkarnation ist. Jede That hat Folgen; und da diese Folgen oft von zu weit wirkender Kraft sind, um in dem Leben des ursprünglichen Thäters erschöpft zu werden, so schafft sie sich nach dem Zerfall des Körpers einen neuen, der ihrer Beschaffenheit genau entspricht. Diese Wahrheit ist faßlich ausgedrückt in der Lehre von der Wiedergeburt: je nach ihren Thaten werden die Individuen als Schweine oder Pfauen, Bettler oder Prinzen wiedergeboren. Das aber ist eine oberflächliche, unwissenschaftliche Erklärung; denn thatsächlich ist es nicht das Individuum, sondern der Charakter, der, wie sich der Seidenwurm in Seide einspinnt oder die Wassermotte mit Schlamm bedeckt, für sich eine neue Persönlichkeit schafft in Uebereinstimmung mit seiner eigensten Natur. Wir werden deshalb zu der Betrachtung gelenkt, welche unausdenkbar hohe Sündenlast Jemand aufgehäuft haben mußte, bis Rom mit einem Herrscher von der Art Heliogabals heimgesucht werden konnte.“

„Was habt Ihr in dem Thun des Kaisers denn so ungeheuerlich gefunden?“

„Um nur von solchen Vergehen zu sprechen, die vor sittsamen Ohren schicklicher Weise genannt werden dürfen, finden wir, daß er der Natur gleichsam ins Angesicht schlägt, da er an Dingen Gefallen findet, die den Absichten der Natur zuwider sind. Er badet in kostbaren Essenzen, läßt Schiffe in Weinströmen segeln, Pferde mit Reben und Löwen mit Papageien füttern, Fische mit Perlen würzen; er trägt Gemmen an seinen Sohlen, läßt seine Fußböden mit Goldstaub bestreuen, die öffentlichen Straßen mit kostbarem Marmor pflastern, fährt mit Hirschgespannen, verachtet den Genuß von Fischen und jammert, wenn er in der Nähe des Meeres weilt, darüber, daß ihm noch nicht gegönnt war, auf einem Phönix zu speisen. Alles Maß muß die Thorheit und Ruchlosigkeit übersteigen, die sich in einem solchen Herrscher verkörpert hat. Sollte seine Regirung noch lange währen, dann wehe dem nächsten Geschlecht!“

„Nach Eurer Lehre werden also der Menschen Schicksale nicht von den Parzen gesponnen, sondern von ihren eigenen Vorgängern bestimmt?“

„Also ist es. Nur muß man bedenken, daß der Mensch sich von seinem Karma lösen kann. Das ist möglich auf dem Wege philosophischen Nachdenkens und religiöser Kasteiungen. Wenn freilich Jeder diesen Pfad wandeln würde, wäre die Existenz mit all ihren Uebeln bald zu Ende; denn die blutdürstigsten Sieger, die je die Welt entvölkerten, haben nicht den tausendsten Theil der Existenzen zerstört wie Buddha allein.“

„Das sind dunkle Dinge und ich bedaure, daß Eure Anwesenheit hier nicht lange genug währen wird, um mich darüber aufzuklären.“

„Begleite uns nach Indien und Dir wird am Urquell Belehrung werden.“

„Ich bin bejahrt und gebrechlich,“ sagte Euphronius, „und durch alte Gewöhnung an meine jetzige Umgebung gebunden; doch will ich die Sache meinen Jüngern vortragen und nur ihren Eifer dämpfen, damit die Freiwilligenschaar nicht allzu zahlreich werde.“

Als er ihnen jedoch den Vorschlag machte, fand er taube Ohren, obgleich er seine Schüler scharf tadelte und ihnen Mangel an Strebsamkeit vorwarf. Wie anders war der Wissensdurst gewesen, der ihn in seinen Jugendtagen bis nach Alexandria getrieben hatte, nur um einen berühmten Rhetoriker zu hören! Am Abend kamen dann doch zwei seiner Jünger zur selben Stunde und erboten sich, das Unternehmen zu wagen, wenn ihnen eine Belohnung zugesichert würde, die den Gefahren und Strapazen entspräche.

„Sicherlich seid Ihr begierig, das Geheimniß kennen zu lernen, das kein Weiser entbehren kann, mein weltberühmtes Dilemma? ’s ist viel, ’s ist vermessen, ’s ist ungeheuer ... Aber bringt die Weisheit der Inder nach Berytus und mein Geheimniß soll Euch kund werden.“

„Nein, Meister“, sagten sie, „nicht Dein Geheimniß ists, das wir begehren: es ist Deine Tochter.“ Nach heftigem Wortwechsel willigte der Meister, der im Grunde seines Herzens geneigter war, sich von seiner Tochter, als sich von seinem Geheimniß zu trennen, ein, sie Dem zuzusprechen, der die befriedigenste Darstellung der indischen Metaphysik heimbringen würde. Dieses Wort sollte nur für den Fall nicht gelten, daß der Meister etwa während der Abwesenheit der Jünger genöthigt wäre, die Hand der Tochter als Preis für irgend einen noch subtileren Kniff zu gewähren. Das aber dünkte ihn im Grunde unmöglich.

* * *

Mnesitheus und Rufus reisten also mit der Gesandtschaft nach Indien und gelangten unversehrt nach Palimbothra. Inzwischen hatten sie sich wohlweislich bemüht, die Sprache der Inder zu studiren, in der sie sich nun ganz leidlich zu verständigen vermochten. Als sie ihr Reiseziel erreicht hatten, wurden sie tüchtigen Lehrern anvertraut, die sie in den Kanon der buddhistischen Schriften einzuweihen hatten. Um ein paar der wichtigsten zu nennen: die jungen Leute sollten das Lalistavistara, das Dammapada, das Kuddhapatha, das Padimmokka, das Uragavagga, das Kalavagga, das Maharagga, das Atthakavagga und das Upasampadakammaca kennen lernen. Diese in toten Sprachen abgefaßten und in seltsam krausen Schriftzeichen aufgezeichneten Werke waren obendrein noch mit Kommentaren versehen, deren Umfang den des Textes überstieg.

„Himmel!" riefen Mnesitheus und Rufus; „kann das Leben eines Mannes zur Erkennntniß all dieser Dinge ausreichen?"

„Nein", erwiderten die Inder. „Der eifrige Jünger wird seine Forschungen in einem späteren Stadium wieder aufnehmen; und sofern er mit außerordentlichen Gaben begnadet ist, darf er hoffen, das Ziel, das er sich gesetzt hat, bei der fünfzehnten Transmigration zu erreichen."

„Das Ziel, das wir uns gesetzt haben", sagten die Griechen, „ist, unseres Meisters Tochter heimzuführen. Wird die schöne Euphronia dann auch fünfzehn Transmigrationen durchgemacht haben und werden ihre Reize trotz Alledem unvermindert bestehen bleiben?"

„Solches ist sehr schwer zu entscheiden; denn wenn die Jungfrau durch Uebung der Tugend verdient haben sollte, als Elefant geboren zu werden, bedarf sie — nach der Ordnung der Natur — nur weniger Transmigrationen. Ist sie unseliger Weise aber eine Ratte geworden und geblieben, ein Frosch oder sonst ein kurzlebiges Wesen, so wird die Zahl der nothwendigen Wandlungen sehr groß sein."

„Die Aussicht, am Ende von fünfzehn Transmigrationen einen Frosch zu heirathen", sagten die Jünglinge, „lockt uns gar nicht. Giebt es denn kein Mittel, das Studium zu beschleunigen?"

„Zweifellos", sagten die Inder; „durch strenge religiöse Uebungen."

„Welcher Natur sind sie?"

„Der unerschrockene Jünger kann sich an einen Baum binden und so lange in die Sonne starren, bis er seines Gesichtes beraubt ist. Er kann eine Eisenstange durch seine Wange und Zunge bohren und so jeden Mißbrauch der Sprache unmöglich machen. Es steht ihm frei, sich bis an die Knie in die Erde zu vergraben und sich von Almosen fremder Spender ernähren zu lassen. Er mag sich auf einen stacheligen Pfühl betten, bis die Verhärtung seines Fleisches ihm den Anspruch auf den Titel eines Rhinozeros unter den Weisen sichert. Da jedoch diese Uebungen eine Ortsveränderung voraussetzen und also seine nahe Berührung mit den geistigen Führern ausschließen, ist es räthlicher, die Arme über den Kopf emporzustrecken und so lange in dieser Stellung zu verharren, bis die Sehnen den Dienst versagen."

„Dann", rief Rufus, „lebewohl Philosophie, lebewohl Euphronia!" Man darf annehmen, daß Mnesitheus die selbe Bemerkung gemacht hätte, wenn Rufus ihm nicht zuvorgekommen wäre. Der Widerspruchsgeist aber und die Sucht nach Ueberlegenheit bestimmten ihn, seinem Rivalen Kleinmuth vorzuwerfen, und er ging so weit, daß er sich schließlich in der Zwangslage fand, sich dem Gottesurtheil unterwerfen zu müssen. Nur bat er, es möge ihm, als einem Fremdling, gestattet sein, blos die rechte Hand emporzustrecken. Der König des Landes kam ihm liebenswürdig zu Hilfe; er ließ ihn an einen Baum binden und seinen ausgestreckten Arm über dem Kopf mit eisernen Schnüren anketten. In die andere Hand drückte man einen Fächer zum Schutz gegen Belästigung durch Mosquitos und Mücken. In dieser Lage — die Mönche lasen ihm unablässig die Schriften Buddahs vor und erläuterten sie nach der Heiligen Lehre — wurde ihm in kurzer Zeit, noch ehe sein Arm steif geworden war, das Elend des Lebens natürlich vollkommen klar.

* * *

Nach überstandener Prüfung eilte er heim, den Lohn seiner Leiden zu fordern. Die Geschichte schweigt über seine Erlebnisse bis zu seiner Ankunft in Berytus, wo der fremdartig und verwildert aussehende Mann mit dem ausgestreckten steifen Arm von einer übelwollenden Menge umringt wurde. Als sich die Sache bedrohlich anließ, eilte eine Person von sehr würdigem, gewichtigen Aussehen auf den Schauplatz. Diese Person schwenkte den Stab und ein Hagelschauer von Streichen sauste allsogleich auf die Köpfe der Wüthenden hernieder.

„Ihr Nichtswürdigen", rief der Stabträger, „habt Ihr meinen Lehren gelauscht, um einen arglosen Fremden zu mißhandeln? Nein: ich will nicht länger unter solchen Barbaren weilen. Ich werde meine Schule nach Tarsus verlegen!"

Der Haufe zerstob. Opfer und Retter standen einander gegenüber.

„Mnesitheus!"

„Rufus!"

„Nenne mich Rufinianus, denn so glaube ich, mich seit der Erhöhung meiner Würde geziemend nennen zu dürfen, da ich Nachfolger und Schwiegersohn des Euphronius geworden bin."

„Schwiegersohn? . . . Soll mir also nun auch noch der Lohn meiner unsäglichen Leiden versagt bleiben?"

„Du vergissest", sagte Rufinianus, „daß die Hand Euphronias nicht etwa als Lohn irgend welcher religiösen Uebung zugesagt war, sondern als Preis für die vernünftigste, also annehmbarste Darstellung der indischen Philosophie. Die wurde, nach der Ansicht unseres Meisters Euphronius, von mir geliefert. Aber folge mir in meine Behausung, damit Du Dich erfrischen und laben kannst."

Als Dies geschehen war, erbat Rufinianus die Geschichte des Mnesitheus und berichtete dann seine eigene. „Auf meiner Heimreise", sagte er, „sann ich der Frage nach, welchen wahrscheinlichen Zweck Euphronius bei unserer Sendung im Auge gehabt haben mochte, und ich glaubte, zu erkennen, daß ich ihn bisher arg mißverstanden hatte. Ich vermochte mich absolut nicht zu erinnern, daß er jemals die Möglichkeit zugegeben habe, er könne von anderen Philosophen Etwas lernen. Auch hatte er nie das allergeringste Interesse für irgend ein philosophisches Dogma gezeigt, außer für sein eigenes. Das System der Inder, dachte ich, muß entweder werthvoller oder werthloser als das des Euphronius sein. Ist es werthvoller, dann wird er es nicht brauchen, ist es werthloser, noch weniger. Ich schloß deshalb, daß unsere Mission zum Theil ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung war, zum Theil seinem Bedürfniß entsprang, sagen zu können, sein Name sei weit über die Lande verbreitet, seine Lehre werde sogar an den Ufern des Ganges verkündet. Danach machte ich meinen Plan und trat vor Euphronius mit froh blickendem Antlitz hin. Nur einen leisen Anflug von Bekümmerniß ließ ich merken, — um Deinetwillen. Denn Du, sagte ich, seiest von einem Tiger verschlungen worden.

‚Schön', sagte Euphronius in hochmüthigem Ton, ‚und was ists mit der Weisheit der Inder?'

‚Die Weisheit der Inder' antwortete ich, ‚ist ganz und gar dem Pythagoras entlehnt.'

‚Sagte ich Das nicht immer?' rief Euphronius seinen Schülern zu.

‚Immer', erwiderten sie.

‚Als ob ein Barbar einen Griechen belehren könnte!‘ rief er.

‚Es ist schon viel, wenn er im Stande ist, Etwas von ihm zu lernen‘, sagten sie.

‚Pythagoras ging also nicht nach Indien, um bei den Gymnosophisten Belehrung zu suchen?‘ fragte er mich.

‚Im Gegentheil‘, erwiderte ich; ‚er ging hin, um sie zu belehren, und die armsälige Kenntniß göttlicher Dinge, die sie besitzen, ist ganz und gar ihm entlehnt. Seine Mission ist in einem barbarischen Gedicht, Ramayana genannt, geschildert, wo er bildlich dargestellt ist, wie er sich mit Affen verbündet. Er wird weit über das Land hin angebetet als Siva, Kamadeva, Kali, Gautamo Buddha. Die Namen, unter denen man ihn verehrt, kann ich nicht alle aufzählen.‘ Als ich ferner erklärte, dem Euphronius zu Ehren sei am Ufer des Ganges ein Tempel errichtet und ein Fest, genannt Durga Pooja oder das Fest der Vernunft, gefeiert worden, wurde seine Stimmung noch besser und er gewährte mir ohne weitere Bedenken die Hand seiner Tochter. Einige Jahre darauf starb er und hinterließ mir das berühmte Geheimniß, das Dilemma. Nun bin ich das Haupt der Schule und der Begründer der rufinianischen Philosophie. Auch bin ich der Verfasser einiger bewunderten Werke, insbesondere eines Lebens des Pythagoras und eines Handbuchs der indischen Philosophie und Religion. Ich hoffe in Deinem eigensten Interesse, Du wirst Dir nicht einfallen lassen, mir zu widersprechen. Niemand würde Dir Glauben schenken, sprächest Du gegen mich. Auch über Deine Enttäuschung als Werber um Euphronias Hand wirst Du sicherlich bald hinwegkommen. Ich versichere Dich aus aufrichtigem Herzen und der Wahrheit gemäß, daß für einen einarmigen Mann gleich Dir eine Frau wie Euphronia nicht passen würde, sintemalen die Vertheidigung seines Bartes, so sie sich in einem Zustand der Erregung befindet, den Gebrauch beider Hände erfordert, — und auch den der Füße. Aber begleite mich in ihr Gemach, damit ich Dich ihr vorstelle. Wie oft hat sie mein Aussehen im Vergleich zu Deinem getadelt! Nun hoffe ich auf Genugthuung, da sie Dich so dürr wie einen Wolf findet und so schwarz wie Schlacke. Da ich aber gesagt habe, ein Tiger habe Dich verschlungen, wirst Du gefälligst mittheilen, ich hätte Dein Leben gerettet, aber diesen Umstand aus Bescheidenheit bisher stets verschwiegen."

„In den Schulen der Inder", sagte Mnesitheus, „habe ich gelernt, man dürfe nicht lügen. Ich will Euphronia nicht sehen, will nicht ihr Ideal von mir noch meins von ihr zerstören. Lebewohl! Möge die rufinianische Schule blühen und gedeihen! Mögen Deine Werke über Pythagoras und Indien die Nachwelt belehren bis hinab ins zehnte Glied! Ich kehre nach Palimbothra zurück, wo ich in Ehren gehalten werde desselben Umstandes wegen, der mich hier dem Spott preisgiebt. Es wird meine Pflicht sein, die Eingeborenen darüber aufzuklären, daß sie dem Pythagoras dankbar zu sein haben, dessen Name nie an mein Ohr schlug, so lange ich unter ihnen weilte."

London. Richard Garnett.



Hamburger Theater.

Das ablaufende Spieljahr ist für die hamburger Theatergeschichte ohne Frage bedeutender als ein Dutzend seiner Vorläufer. Durch die Gründung des Deutschen Schauspielhauses hat sich heute schon eine frischende Bewegung in der trägen Stauung der hiesigen Theaterzustände, die eine bedenkliche Neigung zum Versumpfen zeigten, bemerkbar gemacht. Wenn auch die hochgespannten Hoffnungen, die man vor und bei der Gründung des neuen Theaters uns mit Trompetenstößen in die Ohren schmetterte, sich zu kleinem Theil erst erfüllt haben, (ich widerstehe an dieser Stelle einer Versuchung, mit dem Grafen Bülow Schiller falsch zu citiren), so sind doch die Kassandra-Weissagungen jener Schwarzseher, die an des Dramaturgen Gotthold Ephraim bekanntes Urtheil über Hamburgs Zukunft als Theaterstadt erinnerten, noch weniger eingetroffen. Es giebt Leute, die den Stuhl in achtzehn Sprachen zu nennen wissen und sich doch immer daneben setzen. Alfred Freiherr von Berger gehört nicht zu ihnen; heute schon sitzt er auf dem Direktorsessel seines Schauspielhauses fest und bequem, — so lange er will. Man munkelt freilich dort, wo man Gräser und Titel wachsen hört, daß es in Wien und auch in Berlin je einen Direktorstuhl geben soll, der dem Baron noch geeigneter für den Schwerpunkt seiner Thätigkeit erscheine. Seltsame Preßgerüchte, die immer wieder an bestimmter Stelle auftauchen, von da durch den Blätterwald fliegen, um als Enten herabgeschossen zu werden, schienen noch in letzter Zeit diese Meinung zu bestärken. Aber sofern es Herrn von Berger ernst um seine Kunst ist, wird er ein halb begonnenes Werk, das gedeiht, nicht sogleich verlassen wollen; weniger die äußere Thatsache, daß er am ersten April seine bisherige Hotelwohnung in Hamburg mit einem eigenen Heim vertauscht hat, als vielmehr die Bedeutung und Geschäftslage seiner Bühne lassen darauf schließen, daß er wenigstens das nächste Spieljahr noch in Hamburg bleiben wird. Die Leitung des neuen Theaters hat kürzlich die Einladungen zum Abonnement auf die nächste Spielzeit ergehen lassen und, statt die ziemlich hohen Eintrittspreise herabzusetzen, wie mancher Pessimist hier klüglich rathen wollte, die Preise zum Theil sogar noch erhöht: ein untrügliches Zeichen dafür, daß die geschäftlichen Aussichten des Deutschen Schauspielhauses nicht übel sind.

Das ahnte man. Interessant aber bleibt, festzustellen, wie und seit wann die Berger-Bühne bei den Hamburgern so beliebt geworden ist. Mit leiser Wehmuth denke ich an das erste Vierteljahr ihrer Spielzeit zurück. Der große Kronleuchter über dem Parquet warf ein schlechtes Licht auf viele Sitzreihen, die ihren Beruf verfehlt hatten. In Gesellschaften und im Café hörte man vielfach die Frage: „Waren Sie schon im Deutschen Schauspielhaus?“ War die Frage an einen echten Hamburger gerichtet, so lautete die Antwort fast immer: „Nein. Die geben mir zu schwere Sachen. Und dann kennt man die Schauspieler nicht.“

Diese beiden Gründe sind charakteristisch für den hamburger Theatergänger.

Der Hamburger alten Schlages ist im Grunde erheblich ernsthafter, schwerblütiger als der Berliner; darum kann er nach fleißiger Tagesarbeit eher ein schweres steak als ein „schweres Stück“ vertragen; er sucht sich heiter zu stimmen; er liebt es auch, die alten, ihm vertrauten Darsteller auf der Bühne zu sehen. So hatte das neue Theater anfangs hart zu ringen und die Stimmung war flau. Das wurde mit einem Schlage anders, als kurz vor Weihnachten Kaiser Wilhelm dem Schauspielhause seinen Besuch abstattete. So republikanisch der Hanseat auch ist: die Welt ist rund und man kann bekanntlich sehr wohl, wenn man beharrlich nach Westen steuert, nach Osten kommen. Herr von Berger drang in der Republik durch, sobald er den Monarchen für sich gewonnen hatte. Scherz bei Seite; man sagte sich: „Wo der deutsche Kaiser hinfährt, da muß was los sein“. Man ging hin. Es war was los. Und Herr von Berger zeigte sich nicht spröde; er war entgegenkommend: er gab nicht immer so „schwere Sachen“. Ach nein, er hielt mit seiner Mission sogar die „Mission“ des Herrn Philippi für vereinbar, er gab Kadelburgs Einakter schmerzhaften Angedenkens, Koppel, Schönthan blieben uns nicht erspart, „Flachsmann“ und Blumenthals „Strenge Herren“: all die lieben alten Bekannten kamen. Und da das einfachste Mittel, Schauspieler in ihrem Fach kennen zu lernen, im Allgemeinen der Theaterbesuch ist, so lernten die Hamburger auch bald die Darsteller des Schauspielhauses kennen, unter denen sie ja auch ein paar alte Bekannte fanden. Und man merkte: die junge Künstlerschaar war mit Eifer bei der Sache und manches frische, interessante Talent war darunter. Das Schauspielhaus kam in die Mode; fortan gabs der ausverkauften Häuser so viele, daß trotz den neunzehnhundert Plätzen, die das neue Theater hat, für das nächste Jahr, wie gesagt, manche Preise noch erhöht werden konnten. Und da sollte Berger zurücktreten?

Wird man nun auch die Leistungen erhöhen? Hoffentlich. Ich habe bei keiner Premiere des Schauspielhauses gefehlt und im Ganzen den Eindruck gewonnen, daß Herr von Berger nicht nur theatralischen, sondern auch literarischen Ehrgeiz hat, der sich in diesem ersten Spieljahr nicht so in Thaten umsetzen konnte, weil das Fundament noch nicht sicher genug war. Es ist wahr: wir haben manchen Kehrricht über die Bühne in der Kirchenallee wirbeln sehen; aber das volle gelbe Korn blieb doch in der Mehrzahl. Von den neuen Werken, die in Berlin Erfolg hatten, hat Berger keins seinem Publikum vorenthalten. Goethe, Hebbel, Schiller, Grillparzer waren mehrmals zu Gast im Schauspielhause; und wenn man fragt, warum Shakespeare, Kleist und Ibsen fehlten, — nun, Herr von Berger mochte sich wohl an den großen Briten nicht eher heranwagen, als bis er sein junges Ensemble fest in der Hand und zu leidlich einheitlichem Stil erzogen hat. Kleist und Ibsen freilich: hier stoßen wir bei dem ehemaligen Literaturprofessor auf eine schwache, allzu schwache Seite; er ist nämlich Ibsengegner — ein hübsches Wort, nicht wahr? — und nach Dem, was er in seinen Vorträgen über Kleist verlauten läßt, ist er nicht weit davon entfernt, Grillparzers völlig schiefes Urtheil über diesen Dichter zu unterschreiben. Den Lesern der „Zukunft“ brauche ich wohl über diese . . . Eigenheiten des Professors nichts zu sagen.

Sie sind um so befremdlicher, als Herr von Berger sonst keineswegs in die Enge blickt; er hat schon manche kleine, aber kecke That vollbracht. Er wagte, seinem ziemlich spröden Publikum Courtelines köstlichen „Boubouroche“ vorzu-

setzen, er wird im nächsten Jahr, wo er auf sicherem Boden steht und sich freier regen kann, gewiß Größeres wagen und durchführen. Daß er es durchführen kann, dafür bürgt ihm seine zahlreiche, von wirklich glühendem Eifer erfüllte Spielerschaar. Die Stücke sind immer würdig und fein inszenirt, mit den Proben wird nicht gespart („Boubouroche" hat fünfzehn Proben gehabt) und, was mir das Beste an der Regie ist: man kann auf sie das gute Wort anwenden, das Grabbe einst von Immermann sagte: Die Stücke werden hier „so dargestellt, wie der Dichter sie gedichtet hat."

Daß gegenüber den nicht bestreitbaren Erfolgen Bergers die „Vereinigten Theater" (Hamburger Stadttheater, Thaliatheater, Altonaer Stadttheater) einen schweren Stand haben, ist begreiflich. Trotzdem könnten diese Bühnen sehr wohl daneben gedeihen, wenn sie mit dem nöthigen Geschick geleitet würden, denn Hamburg-Altona kann heute sehr gut ein großes Theater mehr unterhalten als vor dreißig Jahren. Es würde sich zwischen den verschiedenen Bühnen auch eine sehr ersprießliche Arbeitstheilung ergeben, wenn das hamburger Stadttheater seine eigentliche Aufgabe in der sorgfältigen Pflege der Oper erblicken wollte und vielleicht daneben sich an ein paar klassischen Dramen genügen ließe; der Thaliabühne, die über tüchtige Komiker verfügt, bliebe dann die „heitere Muse" und das bescheidenere Stadttheater in Altona könnte, zum Theil mit den selben Darstellern, zwischen dem Repertoire der beiden Geschwister wechseln. Freilich darf nicht verschwiegen werden: der bekannte Vertrag des Deutschen Schauspielhauses mit den vierzehn fruchtbarsten Autoren ist für das hamburgische Theaterleben eine Gefahr. Das Schauspielhaus kann das viele frische Futter, das ihm kontraktlich geliefert wird, ja nicht einmal bewältigen; es war schon nah daran, Konventionalstrafe an den Autor zahlen zu müssen, weil der Termin nicht eingehalten werden konnte. Alle Theaterdirektoren zwischen Tilsit und Trier werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie erfahren, daß die neue Bühne in dieser Zwangslage fortwährend Stücke vom Spielplan absetzen mußte, die noch bis zuletzt ausverkaufte Häuser ergaben. Warum überläßt Herr von Berger nicht Blumenthal, Kadelburg, Philippi, Schönthan und Koppel-Ellfeld dem Thalia-Theater? Den Theaterinteressen Hamburgs wäre damit gedient und Bergers literarischem Ansehen würde es gewiß nicht schaden. Aber die Herren Bittong und Bachur, die den „Vereinigten Theatern" vorstehen, tragen selbst die Schuld. Sie haben sich von Berger überrumpeln lassen und müssen zu spät einsehen, daß sie die Konkurrenz unterschätzt haben. Jetzt sind sie wohl aus ihrer Ruhe aufgerüttelt, aber es kommt, wie der Hamburger sagt, „'n Bischen reichlich spät", und als sie neulich „Wenn wir Toten erwachen" ankündigten, konnte man den Säulenanschlag beinahe für unfreiwillige Selbstironie der beiden Direktoren ansehen. Die Spieler der Vereinigten Theater sind denn auch auf ihre beiden Direktoren durchaus nicht gut zu sprechen; ich glaube fast, sie würden ihren Bittong darum geben, wenn sie ihren Bachur loswerden könnten.

Hamburg. Karl Strecker.



Selbstanzeigen.

Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Von G. Th. Fechner. Zweite Auflage, besorgt von Kurt Laßwitz. Verlag von Leopold Voß. Erster Band. Preis 6 Mark.

Am neunzehnten April dieses Jahres ist ein Jahrhundert vergangen, seit Gustav Theodor Fechner in Großsärchen bei Muskau in der Niederlausitz geboren wurde. Der Entdecker der psychophysischen Maßformel, der Begründer der experimentellen Psychologie, der feinsinnige Aesthetiker und tiefblickende Philosoph ist der Vertreter einer Weltanschauung, die das Interesse immer weiterer Kreise auf sich gezogen hat. Denn sie ist geeignet, den beiden scheinbar entgegengesetzten Forderungen gerecht zu werden, die unsere Zeit bewegen. Wir verlangen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit für den Naturlauf, um endlich der Naturwissenschaft die Möglichkeit sicheren Fortschritts zu verbürgen; und wir sehnen uns zugleich nach einer Antheilnahme des Gemüthes an einem allgemeinen, die ganze Welt durchfluthenden Bewußtsein, das der Urquell unserer freien, persönlichen Selbstbestimmung ist. Gerade vor fünfzig Jahren hat Fechner in seinem Werk „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" die Grundzüge seiner Weltanschauung entwickelt, die er dann im Einzelnen ausgebaut hat. Das Buch ist schon lange im Buchhandel vergriffen. Es dürfte daher den zahlreichen Freunden fechnerischer Lehren willkommen sein, zu erfahren, daß die Verlagsbuchhandlung Leopold Voß (Hamburg und Leipzig), bei der die erste Ausgabe von Zend-Avesta 1851 erschien, nun in diesem Jubiläumsjahr das Buch neu auflegt. Der Biograph Fechners, Kurt Laßwitz, der schon die neue Auflage von Fechners „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" besorgte, hat auch die Durchsicht der neuen Auflage von Zend-Avesta übernommen.

Hamburg. Leopold Voß.

❧

Die Musik als tönende Weltidee. Erster Theil: Die metaphysischen Urgesetze der Melodik. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Von der metaphysischen Kunstlehre Schopenhauers und von dem Kunstwerk Wagners ausgehend, habe ich versucht, in das innere Wesen der Tonkunst einzudringen und ein Mittel zur Entschleierung ihrer geheimnißvollen Urgesetze aufzufinden. Nachdem Kant die Unmöglichkeit, mit unserer logisch arbeitenden Gehirnerkenntniß die Räthsel der Ewigkeit, des Jenseits und der sogenannten Letzten Dinge zu ergründen, unwiderleglich dargethan, Schopenhauer aber darauf hingewiesen hatte, daß, was der Wissenschaft und selbst der Philosophie verschlossen bleiben muß, unserem Gemüth, nicht unserem Verstand und unserer Vernunft, in den Werken der Kunst klar und deutlich ausgesprochen wird — nämlich das den Erscheinungen der Dinge zu Grunde liegende Wesen —, muß es wohl als die vornehmste Aufgabe der Aesthetik angesehen werden, die Kunst in ihrem innersten Wesen zu erfassen und dieses Wesen gerade dem Verstande und der Vernunft zugänglich zu machen. Da keine Kunst sich so vollständig, ja, fast absolut von der Erscheinungwelt abzulösen vermag wie die Musik, die Schopenhauer sogar die tönende Wiedergabe der vollendetst möglichen Philosophie nennt und die er

deshalb direkt als eine Idee der Welt, eben die tönende Weltidee, hinstellt, so wird auch das Eindringen in das Wesen der Künste im Allgemeinen noch am Ehesten möglich sein, wenn man das Wesen der Musik zum Gegenstand philosophischer Forschungen macht. Allerdings: philosophischer Geist muß über solcher Thätigkeit walten. Keine Wissenschaft bedarf in so hohem Maße einer gründlichen Reform wie die Aesthetik. In keiner Wissenschaft ist so mit hohlen Phrasen herumgeworfen worden wie in dieser. Endlich mußte der Weg verlassen werden, auf dem man aus trockener, abstrakter Reflexion Gesetze für das stets konkrete Kunstwerk abzuleiten pflegte, statt umgekehrt aus den Meisterwerken dieser Künste erst die Gesetze zu entwickeln. Ein Buch nun, das den Versuch macht, das Wesen der Musik aus den Kunstwerken der Musik zu ergründen, ist meine Schrift. Ich gehe zunächst von Wagners „Ring des Nibelungen" aus, weil der Meister dieses Werk selbst als weltumfassendes Gedicht hinstellt und speziell brieflich äußert, es enthalte Anfang und Ende der Welt. Folgerichtig nahm ich nun das Orchestervorspiel zum „Rheingold" als die künstlerische Darstellung des Anfanges dieser Welt und wies es als die tönende Entwickelung des Erdplaneten vom Chaos bis zur Hervorbringung der höchsten Lebewesen nach. Aus der Musik dieses Vorspieles konnte ich nun auf die denkbar einfachste Art und dabei immer an der Hand der schopenhauerischen Metaphysik schreitend, diese aber gleichzeitig ergänzend und korrigirend, die Urgesetze der Melodik entwickeln, die allerdings so einfach sind, daß man nicht begreift, warum sie nicht schon längst gefunden wurden. Diese Gesetze haben die selbe unbedingte Geltung für die gesammte Musik wie die Naturgesetze in ihrem Bereich; da sie aber nicht in der Natur (Physik) wirken, sondern in der von dieser unabhängigen Kunst, glaubte ich, sie mit Recht metaphysische nennen zu dürfen. Um nicht einseitig zu erscheinen, beschränke ich mich nicht darauf, von einem einzigen Ausgangspunkt aus meine Gesetze zu entwickeln, sondern ich thue das Selbe auch außerdem von der diatonischen, beziehentlich chromatischen Tonleiter aus. Dabei enthüllt sich von selbst noch das Gesetz der melodischen Polarität und — mit Hilfe zweier Zeichnungen — die Darstellung des tönenden Individuums und der Charakter der verschiedenen alten Tongeschlechter. Durch praktische, vernunftgemäße Anwendung all dieser Gesetze auf musikalische Kunstwerke kann man einen bisher völlig ungeahnten Blick in die Werkstätte, ja, in das Herz des schaffenden Meisters thun. Man kann den Gefühlsinhalt seiner Werke weit deutlicher in Worte fassen, als es bisher möglich war. Daß dieses Verfahren aber nicht trügerisch, sondern völlig zuverlässig ist, beweise ich an Kunstwerken, deren musikalischer Inhalt durch poetischen Text oder dramatische Handlung außerdem verständlich gemacht wird: Beides muß und wird sich decken. Dies zeige ich an Liedern, besonders aber an Beethovens Ouverturen und an Richard Wagners musikdramatischen Motiven.

Dresden. **Kurt Mey.**

Ein Reformator als exakter Forscher. Ein Vademecum für den Herrn Pfarrer Dr. Josef Müller zu Pasing bei München. Berlin 1901. Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung.

Herr Müller hat mich wiederholt auf Grund meiner Jean Paul-Arbeiten

mit den schwersten Vorwürfen überhäuft und schließlich versichert, er selbst habe zum ersten Male eine exakte, auf Grund des gesammten handschriftlichen Materials gefertigte Darstellung des äußeren und inneren Lebens des Dichters gegeben. Daß er sich dabei auch gegen meinen religiösen Standpunkt erhebt, wird wohl nicht überraschen, denn er selbst beabsichtigt ja als Herausgeber der Zeitschrift „Renaissance" nichts Geringeres als die Reform des Katholizismus und die Augsburger Abendzeitung begrüßt eben diese Zeitschrift als Kristallisationpunkt zu einer Wiedergeburt des christlichen Lebens in zeitgemäßem Sinne; sie ist, fügt sie hinzu, das einzige Organ seiner Art in Deutschland und hat die Zierden der katholischen Wissenschaft zu Gönnern und Mitarbeitern. Für Jeden, der Herrn Dr. Müller noch nicht kennt, dürften die vorliegenden Blätter ausreichendes Material zur Beurtheilung bieten. Professor Dr. Paul Nerrlich.

Stammbuchblätter des Herrn Modernissimus. Parodistisches und Mystisches. Charlottenburg, Verlag von Max Simson.

Ich halte es nicht für unwichtig, meinem Buch einige Geleitzeilen mit auf den Weg zu geben. Was ich hier geboten habe und bieten wollte, ist nicht nur Parodie und soll es nicht nur sein; vielmehr war es meine Absicht, nicht nur durch die Parodie erheiternd, sondern auch durch die Nachahmung kritisch zu wirken. Wer übrigens denkt, daß ich in dem kleinen, Bierbaum nachgeahmten Gedicht, das ich hier als Probe folgen lasse, versucht habe, seine ganze Dichtungart wiederzugeben, ist eben im Irrthum; hier, wie bei noch vielen anderen Autoren, war es mir nicht möglich, seine ganze Manier, sondern nur, einige seiner prägnantesten Eigenheiten wiederzugeben:

Blumenwiesen-Liedel.

Ich geh' auf einer Wiese,
Da kommt die kleine Lise,
Li-la-Lise
Auf die Blumenwiese,
Gucke! Gucke!
Trallala!
Gucke! Gucke!
Bum!

Kommt im Tanzschrittchen her,
Zottelt wie ein Zottelbär,
Zi-za-Zottelbär
Auf die Blumenwiese her,
Gucke! Gucke!
Trallala!
Gucke! Gucke!
Bum!

Sing' für Dich zwei süße Lieder,
Schenkst mir einen Buschen Flieder,
Flie-fla-Flieder,
Für die süßen Lie-la-Lieder!
Gucke! Gucke!
Wiesentanz!
Gucke! Gucke!
Bum!

Julius Erich Bierleben.
(Rudolf Eger.)



Die amerikanische Krisis.

Man hatte schon längst nicht mehr daran gezweifelt, daß der Taumel, den die Kurssteigerungen an der new-yorker Börse in der internationalen Spekulation hervorgerufen hatte, ein Ende mit Schrecken nehmen müsse. Aber Amerika ist das Land der Ueberraschungen; und so schlug es auch diesmal aller festländischen Logik ein Schnippchen, indem es den Krach nicht in gerader Linie, sondern auf merkwürdig verschlungenen Zickzackwegen eintreten ließ. Denn das Ende setzte nicht, wie allgemein erwartet wurde, mit einem scharfen Rückgang der Eisenbahn-Aktien ein, sondern das Vorspiel bot eine reguläre Schwänze, wie sie in gleicher Heftigkeit bisher überhaupt noch nicht da war. Das Hauptmerkmal der letzten Phase der Amerikaner-Hausse war die beständige Steigerung der Northern-Shares gewesen. Die verschiedenartigsten Gerüchte wurden als ihre Ursache ins Feld geführt, aber Genaueres erfuhr man nicht. Die Steigerung war so außerordentlich abnorm, daß man sich mit einem großen Anschein von Recht überall sagte: Das ist der letzte Taumel vor dem Zusammenbruch. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn die europäische Spekulation Northern-Aktien verkaufte, um von dem schließlichen Zusammenbruch durch billigen Rückkauf zu profitiren. Die Unglücklichen wurden leider zu spät gewahr, daß sie sich unrettbar in einen Irrgang verloren hatten. Zu ihnen gehörten aber nicht etwa berufsmäßige „Fixer“, die sich den Amerikanern mit Haut und Haaren verschrieben hatten, sondern sehr viele Händler, die nur klug berechnete Abwickelungsgeschäfte im Auge hatten, als sie auf den amerikanischen Leim gingen. Und Das geschah, weil die eigenthümliche amerikanische Börsenverfassung das Termingeschäft nicht kennt, sondern die sofortige Lieferung der verkauften Stücke verlangt. Zunächst bekamen das Uebel die Prämienhändler zu fühlen, die auf lange Termine Prämien gekauft und die Stücke mit Nutzen realisirt hatten. Sie waren gezwungen, da sie ihre Verpflichtungen doch erst an dem Tag erfüllen konnten, wo die Prämien fällig wurden, sich fort und fort Stücke zur Ablieferung zu leihen, wobei das Leihgeld schließlich viel mehr veschlang, als sie jemals hoffen durften, an der Prämie zu verdienen. In noch viel üblerer Lager aber befand sich die Arbitrage, die in Berlin gekaufte Stücke entweder in New-York oder in London zu liefern hatte und so ebenfalls gezwungen war, Tag um Tag Northern-Aktien hereinzunehmen; dadurch wurde schließlich das Leihgeld bis auf die stattliche Höhe von 60 Prozent getrieben. Für die berliner Arbitrage fiel außerdem noch erschwerend ins Gewicht, daß man hier thörichter Weise den Mediohandel in Northern vor Kurzem aufgehoben hatte, so daß die Arbitrageure gezwungen waren, in Berlin pro ultimo zu kaufen und in London pro medio zu verkaufen. Als nun der Medio-Termin herankam, als die Amerikaner bei den londoner Brokers auf Lieferung drangen und sich weigerten, die Stücke hineinzugeben, sah sich die berliner Arbitrage genöthigt, ihre Lieferung zu suspendiren, da es selbst unter schwersten Opfern nicht möglich war, sie auf ordnungmäßigem Wege zu prolongiren. Zu all diesen Schwierigkeiten kam nun auch noch der unselige Umstand, daß die in Europa gekauften Stücke in New-York und London gar nicht ohne Weiteres lieferbar sind, sondern erst nach Umschreibung in die amerikanischen Bücher der Gesellschaft. Diese lästigen und langwierigen Formalitäten bewirkten natürlich noch eine weitere Erschwerung der Lieferung.

Es ist, um den ganzen Vorgang zu verstehen, nothwendig, den Ursachen der Schwänze nachzuspüren, — die diesmal insofern keine Schwänze im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist, als nicht gewöhnliche Jobber den Aktienankauf bewirkt haben, um aus der Zwangslage ihrer Mitmenschen Nutzen zu ziehen. Es handelt sich vielmehr wieder einmal um einen der in der letzten Zeit so üblich gewordenen „deals": zwei große Finanzgruppen streiten nämlich um die Suprematie in der Northern-Bahnverwaltung. Es handelt sich im Wesentlichen darum, daß die Finanzgruppe Morgan-Hill, die das große Northern-Netz in Händen hat, den Ankauf der chicago-burlingtoner Bahn betrieben hatte und die Firma Cuhn, Loeb & Co., die an diesem Unternehmen stark interessirt ist, nun für sich die Mehrheit der Aktien der Northern-Bahn ankaufen wollte, um dadurch indirekt Einfluß über die Burlington-Bahn zu gewinnen. Man mag über diese Deals denken, wie man will — die Mehrheit der Urtheilsfähigen wird sicher meinen, daß hier unter dem Vorwand von Konsolidirungen in den meisten Fällen ein Gaukelspiel getrieben wird —: man ist trotzdem gezwungen, unter dem Gesichtspunkt dieser Deals die letzten Vorgänge zu betrachten; dann aber erscheint die Schwänze als die ungewollte Nebenerscheinung einer wohl überlegten Finanzoperation. Die Richtigkeit solcher Annahme haben die Entrepreneure durch ihr Verhalten auch bewiesen. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, den Ablieferungskurs der Northern-Bahnaktien ganz nach Gutdünken in die Höhe zu schrauben, und sie hätten Das auch gethan, wenn es ihnen nur darauf angekommen wäre, zu schwänzen. Aber zunächst lag ihnen nur daran, die Mehrheit der Aktien in ihre Hände zu bekommen. Deshalb setzten sie auch ziemlich coulante Bedingungen fest, als man vom Kontinent aus mit ihnen in Unterhandlung trat.

Erst ganz allmählich — in dem Maße nämlich, wie man dieser Vorgänge sich bewußt wird — kommt den Berlinern die Erkenntniß, welcher ungeheuren Gefahr sie entronnen sind. Daß die Deutsche Bank zwei ihrer Direktoren nach London geschickt hat, um mit ihrem „Geschäftsfreund" Morgan zu unterhandeln, ist kennzeichnend für die außerordentlichen Interessen, die für sie auf dem Spiel standen. Man sprach an der berliner Börse davon, daß die Lieferungverpflichtungen der Deutschen Bank in London und New-York sich auf ungefähr 25000 Stück beliefen: man kann sich danach ausrechnen, welche Opfer sie hätte bringen müssen, wenn die Amerikaner rücksichtlos Lieferung verlangt hätten. Aber mit der Deutschen Bank gemeinsam petitionirte die gesammte deutsche Spekulation bei den Amerikanern um Stundung. Direktor Mankiewicz ließ sich vor seiner Abreise von allen berliner Firmen, die sich dazu bereit fanden, eine Liste ihrer Engagements geben, um sie für sie zu reguliren. Es soll eine stattliche Liste gewesen sein, die Herr Mankiewicz mit nach London genommen hat. Und doch darf man als ganz sicher annehmen, daß in jener Liste nicht alle Engagements der berliner Häuser verzeichnet waren. Wie ich von zuverlässigen Leuten höre, hat besonders eine große Reihe kleiner Firmen Bedenken getragen, ihre Engagements der Deutschen Bank mitzutheilen, weil sie befürchteten, dadurch ihren Kredit zu schädigen. Daraus läßt sich am Besten ermessen, welches außerordentlich große Interesse an amerikanischen Werthen in Berlin besteht. Aber gerade der weite Umfang dieser Interessen ist das Bedenkliche an dem Vorgang: denn durch die Suspendirung der Lieferungen ist die Gefahr nur aufgeschoben,

nicht beseitigt. Der Tag wird doch schließlich kommen müssen, wo es sich zeigt, wie viele reine Baisseengagements bestehen; die Stücke werden doch schließlich einmal zur Lieferung gelangen müssen. Selbst wenn zwischen den Gruppen Morgan und Cuhn, Loeb & Co. eine Einigung zu erzielen ist, wird der Kurs, zu dem jene Gruppen ihre Aktien hergeben, noch immer recht hübsch hoch sein. So stehen denn der berliner Börse voraussichtlich noch recht schwere Verluste bevor. Aber auch für die Amerikaner kann die momentane Erregung nicht ohne schwerwiegende Folgen vorübergehen. Zunächst wird sich die internationale Finanzwelt enthalten, auf den amerikanischen Märkten zu operiren. Außerdem aber hat sich jetzt wieder deutlich gezeigt, wie künstlich in Szene gesetzt die meisten amerikanischen Bewegungen sind. Daher wird wohl auch der Enthusiasmus des amerikanischen Publikums sich sehr bald wesentlich abkühlen, so daß es mit dem „boom“, wenigstens vorläufig, aus sein dürfte. Der scharfe Rückgang, der in den amerikanischen Werthen eingetreten ist, hat dem dortigen Publikum schwere Verluste zugefügt. Diese Verluste werden wiederum nicht ohne Einwirkung auf die Aufnahmefähigkeit für Industrieprodukte bleiben. Daneben zeigt sich immer deutlicher, wie sehr auch die so viel gepriesene Belebung der amerikanischen Waarenmärkte rein spekulativer Natur ist. So wird, wenn nicht alle Berechnungen trügen, der Anblick der zusammengebrochenen Aktienspekulation schließlich auch die Siedehitze der amerikanischen Industriebegeisterung schnell abkühlen. Damit hat die amerikanische Krise eingesetzt und ein verstärkter Export in die alte Welt wird auch den dickfelligsten Mitteleuropäern bald Angst einjagen.

Plutus.

Notizbuch.

Herr Stoecker kam ein Bischen zu spät; sonst wäre die unter dem beinahe naturalistisch klingenden Titel Branntweinsteuer bekannte Novelle nach dem Willen der Reichstagsmehrheit Gesetz geworden. 199 Männer müssen anwesend sein, wenn der löbliche Reichstag einen staatsrechtlich giltigen Beschluß fassen soll; da am fünfzehnten Mai nur 198 Erkürte im Disputirsaal des Wallotbräus weilten, mußte die Berathung abgebrochen, konnte die in gieriger Spannung erwartete Novelle nicht der Reichsdruckerei zur Veröffentlichung übergeben werden. Die Schuld an diesem Abortus trug der Präsident Graf Ballestrem. Er hatte die Schlußsitzung, in der sich das Schicksal der Branntweinsteuer entscheiden sollte, auf den Mittwoch vor dem Tage der Himmelfahrtfeier anberaumt und vergessen, daß an diesem Tage die vom Centrum in den Reichstag sistirten süddeutschen Geistlichen die Mittagszüge benutzen mußten, um am nächsten Morgen ihres Pfarramtes zu walten. So brauchte die Opposition — Sozialdemokratie und Freisinn —, der merkwürdig viel daran lag, das fast schon geborgene Gesetz zu vereiteln, die Debatte nur in die Länge zu ziehen: dann konnte der Erfolg ihr nicht fehlen. Des Wunsches Erfüllung förderte Herr Bachem, der ein Langes und Breites zur Geschäftsordnung sprach, — und endlich kam der Augenblick, wo von der Sella verkündet ward: „Der Reichstag ist beschlußunfähig“. Wäre Herr Stoecker ein Viertelstündchen früher in den Saal getreten, so blieb den Hoffenden die Enttäuschung erspart. Anmuthig war die Komoedie

nicht; aber wir werden uns in die Sitte gewöhnen müssen, daß eine Minderheit mit allen Kniffen der Mehrheit das Leben sauer macht. Und die Verbündeten Regirungen? Wollten sie das Branntweinsteuergesetz oder wollten sie es nicht? Mysterium. Wenn sie es wollten, konnten sie es nämlich zwei Tage später haben. Graf Bülow aber, so las man, sah lächelnd dem Schiffbruch im Hafen zu und schickte die in den Wahlen Geweihten dann bis zum sechsundzwanzigsten November heim. Uebermäßig viel haben die zu so langen Ferien Entlassenen nicht geleistet. Wenn man die Titel der beschlossenen Gesetze durchliest, wird man finden, daß fast alle, die Seemannsordnung so gut wie das Urheberrecht, bei einer kleinen Schaar Sachverständiger besser aufgehoben gewesen wären als im Schooß der angeblichen Volksvertretung, die ja doch nur aus den von den Fachleuten ihr hingeworfenen Knochen ihr Süppchen zu kochen vermag. Und da wundert sich männiglich, daß die Abgeordneten so ungern in den Reichstagssaal gehen. Was sollen sie denn unter der Kuppel anfangen? Zusehen, wie drei oder fünf Kollegen ein Ragout aus alten Brochuren und Zeitungartikeln anrichten? Allerlei Nothmittel werden jetzt zur Füllung des Hohen Hauses empfohlen. Diäten will der Kaiser dem Reichstag einstweilen noch nicht gewähren. Abkürzung der Legislaturperioden? Das wäre nicht schlecht. Von einer bis zur anderen Wahl vergeht bei uns zu viel Zeit. Wie heute die Dinge in Deutschland liegen, wäre es am Gescheitesten, den Reichstag in jedem Jahr wählen zu lassen. Mehr als eine Sache wird jetzt ja doch nie betrieben und im Lenz pflegt es mit dem Latein immer zu Ende zu gehen. Warum soll man die Wähler da nicht einfach fragen, ob sie für die Umsturzvorlage, das Flottengesetz, die Lex Heinze, den Chinesenkrieg, den agrarischen oder den händlerischen Zolltarif sind? Das wäre Etwas wie ein unseren parlamentarischen Formen angepaßtes Referendum und brächte wenigstens klare, bündige Antworten. Die Angst vor der Massenerregung, die in Wahlzeiten zu erwarten wäre, kann Keinen mehr schrecken; von einem Ueberschwang politischer Leidenschaft darf doch im Ernst nicht gesprochen werden. Doch was man auch beschließen möge: der Reichstag wird leer bleiben, so lange er uninteressant ist. Schon Bamberger, der von Bismarck doch oft recht unfreundlich behandelt worden war, seufzte: „Die Sache macht keinen Spaß, seit man mit dem Großen nicht mehr die Klingen binden kann.“ Und wie langweilig ist die Sache nun erst geworden! Könnten sonst in den größten Blättern täglich Sitzungberichte veröffentlicht werden, aus denen selbst der eifrigste Leser nicht klug zu werden vermag? Wäre der Absatz der Stenogramme sonst so gering? Stellt die Abgeordneten vor Aufgaben, die das Volk interessiren, schickt ihnen Regirungvertreter, die Etwas zu sagen haben, — und das Haus wird voll sein. Sonst nicht.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

In einem der letzten Hefte Ihrer Zeitschrift behandelte Herr Leo Berg die Schulüberbürdungfrage. Seine Ausführungen haben mich zu folgenden Bemerkungen angeregt.

Man hat sich von der Schulreform viel versprochen, auch für einen — um es mit einem Wort auszudrücken — gesundheitgemäßen Lehrgang. In dieser Hinsicht aber sehen wir Eltern mit all unserem Hoffen und Harren uns traurig getäuscht.

Den Aerzten sind wir Eltern gewiß dankbar, wenn sie — wie aus den Notizen

der Tageszeitungen über den... kottbuser Aerzteverein hervorgeht — die Führung im Kampf gegen eine weitere Gesundheitschädigung der Schüler höherer Lehranstalten übernehmen. Die Armee aber für jene Führer haben wir Eltern zu stellen. Sehr mit Unrecht haben wir die Ueberbürdungfrage wie diejenige der Unterrichtsreformirung Anderen, insbesondere den Lehrern, zu beantworten fast ganz überlassen, statt uns zu organisiren und das Gewicht unseres Willens kräftig in die Wagschale zu legen. Wir Eltern sind aller Betheiligung an dem Ergehen unserer Kinder beim Unterricht systematisch entwöhnt worden. Wäre es zu viel, wenn in jeder Schule eine Woche lang während eines Schulhalbjahres Eltern und Erzieher dem Unterricht ihrer Kinder beiwohnen dürften, ja, dazu eingeladen würden? Ist es in der Ordnung, daß wir uns von dem Verlauf der Schulstunden unserer Kinder nicht durch den Augenschein überzeugen? Wir wollen die Lernfreudigkeit unserer Kinder bewahrt haben. Es ist unsere Pflicht, uns das Recht, den Unterricht daraufhin zu beobachten, zu erringen. An eine solche Woche müßte sich eine Konferenz zwischen Eltern und Lehrern schließen mit freier Aussprache und Fragekasten-Beantwortung: daraus würden beide Theile Nutzen ziehen. Noch ein Zweites. Wenn die Schulen — auch die höheren — ihre Kurse auf mittelmäßige Fähigkeiten einzurichten gezwungen sind, wenn für ganz Unbegabte und Abnorme an den berliner Gemeindeschulen ein gesonderter Unterricht, mit Recht, eingeführt worden ist: liegt denn der Gedanke dann so fern, auch für vorzüglich Begabte eine besondere Veranstaltung zu treffen? Früher ließ man Schüler, die Außerordentliches leisteten, eine ganze Klasse überspringen. Das ist, aus Furcht, eine Art Schüler-Virtuosenthum zu züchten, abgekommen. Wenn aber die Klassenziele die selben blieben und nur dadurch mit einer geringeren Stundenzahl erreicht würden, daß Begabten und Lernbegierigen nicht Alles vielmals erklärt und mit ihnen immer wieder repetirt zu werden braucht, wenn durch eine solche Veranstaltung Eltern nur eben die Möglichkeit verschafft würde, die freie Zeit solcher Söhne zu einer Ausbildung nach ihrer Eigenart zu benutzen, so könnte daraus viel Segen ersprießen. Vielleicht würde ein ernster Versuch dieser Art in einer Stadt von fast zwei Millionen Einwohnern einen unerwartet großen Erfolg haben. Mit der größten Werthschätzung

Ihr ergebenster
H. Scherk."

* * *

Die Berliner Sezession hat ihre dritte Kunstausstellung eröffnet. Wer, wie ich, nur in dem Katalog blättern kann, wird von Sehnsucht nach dem Haus in der Kantstraße gepackt werden. Von Alberts bis zu Zügel: eine stattliche Liste. Israels ist da, den die Meisten nur aus Reproduktionen, nur als einen starken Anreger kennen. Sechs neue Böcklins. Die Brüder Maris, deren aparten Ton die aus Holland heimkehrenden Kunstpilger uns so oft priesen, Monet und Renoir, Whistler und Lavery, Rodin, Charpentier, Meunier, Segantini und Zorn; und von den Deutschen die Feinsten. Es muß eine Lust sein, durch diese intimen Säle zu streifen. Und es ist kein kleines Verdienst des Herrn Max Liebermann und seiner Freunde, daß sie die alljährlich am Lehrter Bahnhof paradirenden Offiziellen so rasch und völlig aus dem Felde geschlagen haben. Die Thatsache, daß die Sezession tausendmal interessanter ist als die gräßlich berühmte Große Berliner Kunstausstellung, ist nicht mehr zu leugnen. Welche Seligkeit schon,

daß man vor den Becker, Saltzmann, Knackfuß & Co. sicher ist! Hier ist wirklich die Möglichkeit gegeben, einen beträchtlichen Theil des Besten kennen zu lernen, was in neuster Zeit aufrechte Künstler geschaffen haben; und in dem knappen Raum spürt man das stille Walten eines gebildeten Geistes. Dieser kaum noch bestrittene Erfolg ärgert allerlei Leute. Und wer wäre zum Wortführer dieser Verärgerten geeigneter als Professor Ludwig Pietsch, wer näher dazu als er, für Die um Werner die traurige Ritterschaft zu wagen? Zwar kann selbst er, der Jahrzehnte lang in endlosen Artikeln die schlimmsten Schinken gelobt hat, nicht darüber hinweg, daß in den Sälen der Sezession schöne Sachen zu sehen sind. Von 146 in vier Sälen ausgestellten Kunstwerken muß er 81 lobend erwähnen. Nur Trübner findet er „lächerlich, widerlich, gräulich"; und von Rodin, den Kenner das stärkste plastische Genie des Jahrhunderts genannt haben, sagte er, eine kleine Gemeinde „preise ihn viel". Der ganzen Rezensirerei aber schickt er eine Einleitung voraus, die in jeder Silbe verräth, wie schwer dem Herrn Professor diesmal das Lob ward. Da hatte Liebermann in der Eröffnungrede — ohne Angabe der Quelle — das berühmte Wort Schopenhauers citirt: „Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde, und, wie Jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen". Schöner und schlichter konnte die Ehrfurcht vor ernstem künstlerischen Schaffen nicht ausgedrückt werden. Herr Pietsch ahnt natürlich nicht, aus welchem Munde das Wort stammt; er möchte auf seine alten Tage ironisch scheinen und fragt, ob man „auch jede Schmiererei von Stümpern und talentlosen Sudlern, wie so viele in dieser Ausstellung verstreut sind", wie einen Fürsten betrachten solle. Er benutzt also, auf seine Weise ganz schlau, die Gelegenheit, um bei der annoch gläubigen vossischen Gemeinde das Vorurtheil zu wecken, in der Sezession wimmle es von Schmierern, Stümpern, Sudlern. Dieser Aberglaube wird dann durch die Behauptung genährt, man begegne in der Kantstraße „recht vielen Solchen, deren Eigenes so elendes Gefasele, so wüstes Zeug ist, wie es freilich noch nie von einem Anderen gesagt worden war". Und so geht es weiter; immer in dem selben Deutsch, immer mit der selben Unparteilichkeit. Das Musterstück einer gehässig färbenden Kritik. Der Sezession wird sie nicht schaden. Und Manchem mag es gleichgiltig dünken, ob Herr Ludwig Pietsch, dessen Sündenregister schon ganze Bände füllt, wieder einmal zeigt, daß er Herrn von Vogtländer — zu dem er sich leider nie öffentlich als Schwiegervater bekennt — für einen viel größeren Künstler hält als die Monet, Rodin, Klinger und Trübner. Deutsch schreiben lernt er nun doch nicht mehr und ernst wurde er schon nicht genommen, als er sein berüchtigtes Urtheil über die Echtheit eines Meissonier abgab. Mag sein. Aber wie vielen Talenten hat dieser Todfeind der Kunst und der Sprache den Aufstieg erschwert! Er trägt einen wesentlichen Theil der Schuld daran, daß Berlin als Kunststadt so rückständig geblieben ist. Alle, die nicht zum offiziellen Klüngel gehören, wissen es, Alle ballen gegen den Schädling die Faust, — in der Tasche; offen tritt selten ihm Einer entgegen. Ist der Mann wirklich so stark, so furchtbar gefährlich? Seine Stärke beruht darin, daß seine Kritiken nicht gelesen, sondern nur überflogen werden. Würden sie, all in ihrer Lüderlichkeit, gelesen, dann könnte sogar die Gnade des Geheimen Justizrathes Lessing den Herrn Professor nicht halten, dem zu publizistischer Thätigkeit höherer Art jede Vorbedingung fehlt, und Herr Pietsch müßte sich endlich mit der Rolle des Parade- und Ballreporters begnügen.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 1. Juni 1901.

Deutsche Weltpolitik.

Die uralte Streitfrage, ob Politik eine Kunst oder eine Wissenschaft sei, ist für den augenblicklichen Stand der Dinge dahin zu entscheiden, daß die praktische Politik Kunst, die theoretische Wissenschaft ist. Jeder von großen Gesichtspunkten beherrschten Staatskunst — und die praktische Politik ist Staatskunst — muß heute eine Summe von positiven staatswissenschaftlichen, philosophischen und historischen Kenntnissen zu Grunde liegen, wenn sie von dauerndem Erfolge begleitet sein soll. Gewiß giebt es heute noch Staatsmänner von Intuition und Instinkt, wie den Präsidenten Krüger, den selbst ein Bismarck recht hoch stellte. Aber diese Abart von politischem self-made man, ohne Schulung und Bildung, ohne wissenschaftliche Vorbereitung und theoretische Kenntnisse, ist im günstigsten Fall an der Peripherie der Kultur und auch da nur als Ausnahme möglich, nicht in deren Centrum und nicht als Regel. Solche Instinktpolitiker, denen die Kenntniß der theoretischen Politik abgeht, mögen ja als geborene Genies der Politik ihren Beruf erfüllen; aber sie gleichen im besten Fall jenen Wunderkindern der Tonkunst, Malerei oder Plastik, die als Naturburschen der Kunst Verblüffendes leisten, aber unter Umständen vollständig versagen, sobald sie auf die Akademie kommen. Und wie es heute keinen Künstler großen Stiles mehr giebt, der, aller Begabung uneingedenk, den regulären Lehrplan der Akademie grundsätzlich verschmähte, so ist jetzt in Kulturstaaten kein Staatsmann vornehmen Gepräges mehr denkbar, der die theoretische Politik geflissentlich mißachtete und ihre Lehren abschätzig in den Wind schlüge.

Schließlich verhält sich die theoretische Politik zur praktischen nicht

anders als die Kriegswissenschaft zur Kriegskunst. Geniale Haudegen, und wären sie geborene Strategen, würde man heute nicht mehr an die Spitze der Armee stellen, es sei denn, sie hätten sich mit den Grundzügen der Kriegswissenschaft, wie sie Kriegsakademie und Generalstab ausbauen, vertraut gemacht. Gewiß macht die Kriegsakademie noch nicht den geborenen Feldherrn, so wenig die Kunstakademie gottbegnadete Künstler schafft; aber wo Talente wirklich stecken, treiben die Akademien sie heraus und bringen sie zur höchsten Entfaltung. Eben so wenig wird die theoretische Politik einen von Hause aus intellektuell wie charakterlich stiefmütterlich Bedachten jemals zum praktischen Politiker umstempeln. Denn die praktische Politik ist eine Naturbegabung, so gut wie das Kompositions- oder Feldherrntalent. Was dem Künstler die Phantasie, Das bedeutet dem heutigen Staatsmann rasche Fassungskraft, Umsicht, Scharfblick, Entschlossenheit und kühner Wagemuth. Wem Mutter Natur nur eine dieser Gaben versagt hat, Dem müßte man ein „hands off" von der Politik, der heutigen zumal, zurufen. Ich betone das Wort: heutige Politik. Denn seit Bismarck hat eine Umwerthung der politischen Werthe stattgefunden. Waren früher Schlauheit und Verschlagenheit, Fuchs-Verschmitztheit und Schlangenlist die vielbewunderten Kennzeichen eines Staatsmannes alten Schlages (Metternich, Talleyrand, Beust e tutti quanti), so sind heute diese Diplomatenkünste durch Bismarck in Verruf erkärt und zum alten Eisen geworfen worden. An deren Stelle sind männliche Gradheit und gesinnungadelige Offenheit getreten, zumal die moderne Politik sich viel mehr zwischen den Nationen als zwischen den Kabineten abspielt. Wo aber Parlamente mitzusprechen haben, da hilft kein noch so fein ersonnenes Ränkespiel, sondern nur der Muth der Ueberzeugung und das offene Wort unbeirrbarer, weil sittlich gerechtfertigter Thatkraft. Um aber diese Thatkraft der eigenen, wie allen übrigen gesitteten Nationen beibringen zu können, muß sie nicht blos aus einer geschlossenen Weltanschauung hervorfließen, sondern im ständigen Einklang mit dem augenblicklichen Stand der in Betracht kommenden Wissenschaften stehen. Denn ein Staatsmann bedarf unabweislich einer gebieterischen, ja zwingenden Autorität, Das heißt: des unbedingten Glaubens der Nation an sein großes Können und edles Wollen. Dieser Glaube würde aber untergraben, wenn die von ihm verfochtene Ueberzeugung den feststehenden Ergebnissen der Wissenschaft widerspräche. Und so muß denn der heutige Staatsmann über die wichtigsten Ergebnisse der in seinen Interessenbereich fallenden Wissenschaften in großen Zügen unterrichtet sein, will er anders die Geschicke seiner Nation mit sicherer Hand ihrer höchsten Bestimmung entgegenführen.

Zusammenfassend können wir das Wesen der modernen Politik, im Unterschied von der Instinkt- oder Naturburschenpolitik krügerischer Prägung

und der findigen, intriganten Diplomaten-Politik der alten Schule, so kennzeichnen: die heutige Politik ist eine auf wissenschaftlichen Erfahrungen und Erkenntnissen ruhende Regirungskunst. Ist somit der geborene Politiker im Wesentlichen Künstler, und zwar mit der Einschränkung: ein auf den Hochschulen herangebildeter Künstler, so erwächst ihm auch die selbe Aufgabe wie dem Künstler: die Herstellung des Ebenmaßes, des Rhythmus, der festgegliederten Ordnung. Symmetrie ist das Lebenselement aller Kunst. Wie nun die Künstler in Ton, Farbe und Marmor Harmonien hineinzulegen die Bestimmung haben, so schwebt dem Staatskünstler als Ideal vor: die Harmonie der Interessen aller Staatsbürger. Um diese Harmonie herzustellen, muß er das ihm zu Gebote stehende Instrument, die Volksseele, meisterlich handhaben können. Das Volk muß nach der Melodie tanzen können, die ihm die gottbegnadeten Staatenlenker und geborenen Staatskünstler vorspielen. Es soll aber auch tanzen und nicht schläfrig dahintrotten oder gar mürrisch abseits stehen. Die Staatskunst muß nach Alledem die Staatswissenschaften, namentlich Philosophie und Geschichte, zu Rathe ziehen, deren Repertoire gleichsam durchspielen, um aus ihnen die Elemente zur Herstellung eines Interessen-Gleichgewichts unter allen Ständen und Klassen zu entnehmen. Staatskunst ist daher die Fähigkeit, Kompromisse schließen zu können; sie besteht im gerechten Abwägen aller in Betracht kommenden vitalen Interessen zunächst der ganzen Nation, ferner in der Herstellung einer richtig balancirenden Mitte zwischen den einzelnen Berufen und Klassen.

Der Kampf zwischen der Gesammtheit und der Einzelpersönlichkeit ist nämlich das Thema der Weltgeschichte. Die Gesammtheit, in der vorgeschrittenen Form des menschlichen Zusammenlebens zum Staat verdichtet, vertritt die Interessen der Gemeinschaft des Volkes, der Nation, weiterhin des Menschengeschlechtes. Dieses Kollektivum bedarf zu seiner Erhaltung der Autorität, der Organisation, der hierarchischen Gliederung, der Unterordnung der Einzelnen unter das Allgemeine. Dieser Unterordnung widerstrebt aber das Individuum je länger, desto ausgesprochener. Und gerade unter den Germanen, denen der Freiheitdrang eben so im Blut steckt wie den Slaven das Autoritätbedürfniß und den Romanen die Suggestibilität, das jeweilige Beherrschtsein von einem hypnotisirenden Schlagwort (gloire, grande nation, drapeau), bleibt es das höchste Geheimniß der Staatskunst, die Staatsautorität so zu festigen daß sie den centrifugalen Bestrebungen der Einzelindividuen die Waage hält. Das Geheimniß moderner Staatskunst ruht in der Herstellung eines Gleichgewichts zwischen dem berechtigten Freiheitstreben der Persönlichkeit und dem eben so berechtigten, weil für den Bestand der Gesellschaft unerläßlichen Machtcentrum des Staates. Autorität — Anarchie: so heißen die beiden Pole des sozialen Lebens. Früher tastete man im Dunkeln, während man heute wissenschaftliche Fachgutachten zu Rathe zieht.

Die lebendigen und wirksamen Kräfte in der Gesellschaft werden heute arithmetisch gegen einander abgeschätzt. Das Mythologische weicht auf der ganzen Linie dem Logischen, der mystische Gefühlsüberschwang macht der klaren Einsicht Platz. Zieht man diese wissenschaftliche Einsicht zu Rathe, so erscheinen die uns umdräuenden politischen und sozialen Probleme nicht mehr unlösbar, wenn auch immer noch komplizirt genug. Der alte Urgegensatz zwischen Individuum und Gattung nimmt nämlich heute folgende Formen an: Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Landwirthschaft und Industrie, zwischen staatlicher Autorität und gesellschaftlicher Anarchie. Um diesen Kampf zu beschwichtigen, zu sittigen, ja, zu adeln, bedarf es eines Mannes, eines ganzen Mannes . . . Mitbestimmend für Gang und Richtung der großen Politik sind die Fortschritte der Technik, in der seit dem Ausgang des Mittelalters die Deutschen die Führung übernommen haben. Der thorner Köppernigk (Copernikus) revolutionirt die Astronomie, Kepler lehrt uns die ersten wirklichen Naturgesetze, Gutenberg und Fürst geben uns die Buchdruckerkunst, Berthold Schwarz bereitet das Schießpulver und der magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke erfindet 1650 die Luftpumpe. Der Leser wird fragen: Was haben diese Thatsachen mit der reichsdeutschen Politik zu thun? Nun, mir scheint nichts gewisser, als daß die Fortschritte in der Technik, wie sie durch diese deutschen Bahnbrecher erst möglich geworden sind, den Verkehr unter den Nationen von Grund aus umgewandelt haben und daß diesen Verkehrswandlungen politische Umwälzungen auf dem Fuße gefolgt sind. Und daß heute den Deutschen vielfach die Führung innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises zugefallen ist, verdanken sie, neben ihrer gesunden Erbmonarchie und dem tapferen Schwert, besonders dem Umstand, daß sie eine mehrhundertjährige Tradition im Erfinden und Entdecken besitzen. Die Deutschen haben im sechzehnten Jahrhundert die Religion reformirt, im siebenzehnten Technik und Wissenschaft in neue Wege geleitet, im achtzehnten der Literatur (Lessing, Schiller, Herder, Goethe) und Philosophie (Leibniz, Kant) neue Bahnen eröffnet, im neunzehnten die Naturforschung zur höchsten Blüthe gebracht (Humboldt, Wöhlert, Liebig, Helmholtz, von Baer, Virchow, Hertz); in der Sprachwissenschaft (Wilhelm Humboldt, Bopp, Diez) und Geschichtforschung (Niebuhr, Curtius, Ranke, Zeller, Mommsen) sind sie an die Spitze der gesammten Weltliteratur getreten. Was Wunder also, wenn jener Nation, die den Begriff „Weltliteratur" geprägt hat (Goethe), jetzt der Parallelbegriff „Weltpolitik" erwachsen ist? Denn um kein Geringeres handelt es sich heute. Wie seit dem Ausgang des Mittelalters den Deutschen in jedem Jahrhundert eine besondere reformatorische Kulturaufgabe größten Stiles von der geschichtlichen Vorsehung zuertheilt worden ist, so scheinen mir an der Wende dieses Jahrhunderts alle Anzeichen dafür zu

sprechen, daß die monarchisch organisirten Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert die größte aller Aufgaben zu lösen berufen sind: die Reform der äußeren und inneren Politik. Das Ziel dieser Reform sehe ich in der Hegemonie des germanischen, besonders des deutschen Elementes innerhalb des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises und in dem allmählichen Uebergang der Weltherrschaft auf die christlichen Kulturvölker. Die persischen, mohammedanischen und chinesischen Kultursysteme sind unrettbar verloren und der Oberherrschaft der weißen Rasse anheimgefallen. Das Ziel der deutschen Weltpolitik kann nun kein anderes sein, als auf vertraglichem Wege und, wenn es sein muß, durch das Schwert einen proportional seinen geschichtlichen Leistungen auf allen Gebieten der Technik, seiner Kunst und Wissenschaft, seiner Industrie und seinem Handel entsprechenden Antheil bei der Auftheilung der östlichen Kulturen zu gewinnen.

Wenn so das Ziel einer deutschen Weltpolitik nur in der progressiven Erweiterung des nationalen Machtzweckes liegen kann, so scheint mir, daß man das zu diesem Ziel führende Mittel im gesellschaftlichen und sittlichen Kulturzweck nach innen zu suchen habe. Um nach außen mit Glück und Geschick Weltpolitik treiben zu können, die das deutsche Volk in jedem Augenblick in die Lage bringen kann, das Schwert ziehen zu müssen, sollte eine innerdeutsche Reformpolitik parallel laufen, die zu verhüten hat, daß man eben dieses Schwert, dessen man nach außen gebieterisch bedarf, auch noch gegen die eigenen Bürger zu richten hätte. Das Korrelat einer Machtpolitik nach außen bildet eine Friedenspolitik nach innen. „Viribus unitis“ ist stets der tiefste soziale Wahrspruch gewesen und wird es immer bleiben. Um die ganze deutsche Volksseele für eine Weltpolitik zu entzünden, muß in jedem einzelnen deutschen Herzen zum Mindesten ein Flämmchen von Liebe und Vertrauen zu Kaiser und Reich unterhalten werden, und wo dieses Flämmchen im Verlöschen begriffen ist, muß es wieder neu entfacht werden. Denn nach außen lauter Feinde, mindestens Neider haben, im Innern aber von Millionen stiller Reichsverdrossenen und sonstiger staatsfeindlichen Elementen umgeben zu sein: Das wäre fürwahr eine schlechte Gewähr für den Bestand der Nation und der Dynastie. Eine soziale Pazifizirung, besonders der produzirenden Stände, halte ich eben so sehr für ein Gebot des nationalen und dynastischen Selbsterhaltungtriebes wie für die Vorbedingung einer fruchtbaren nationalen Weltpolitik.

Denn zwischen dem romanischen, slavischen und germanischen Element innerhalb unseres, des westeuropäisch-amerikanischen, des ganzen christlichen Kultursystems muß noch um die Weltherrschaft gekämpft werden. Je mächtiger sich die Deutschen militärisch, wirthschaftlich und kulturell emporrecken, desto mehr wächst naturgemäß die Zahl ihrer Neider. An Neid erweckenden Erfolgen fehlt es

eben nicht. Die erste Landarmee der Welt mit einem Offiziercorps, das geradezu vorbildlich geworden ist. Eine aufstrebende Marine, die vielleicht durch die Qualität ihrer Mannschaft ersetzt, was ihr augenblicklich noch an Quantität abgeht. Ferner eine Finanzverwaltung, deren Ordnung eine mustergiltige und deren Prosperität von keiner anderen erreicht, sicherlich nicht übertroffen wird. Dazu eine Beamtenschaft, wie sie geschulter, im Beruf tüchtiger und zuverlässiger kein Volk der Erde aufzuweisen hat. Least not last: die Schulen, die elementaren so gut wie die Hochschulen, die Universitäten, die Akademien, Polytechniken, Handels-, Gewerbe-, Landwirthschaft- und Fortbildungschulen. An der fable convenue, daß der deutsche Schulmeister an Königgrätz und Sedan seinen Antheil habe, ist die Beobachtung richtig, daß die allseitig anerkannte Ueberlegenheit der Deutschen in Handel und Wandel, in Zucht und Sitte, in Ordnung und Disziplin einer Schulorganisation zu danken ist, die der militärischen Organisation parallel läuft und von dieser die straffe Disziplin und des Ziels bewußte Haltung übernommen hat. Die deutsche Schule ist das Korrelat zum deutschen Heere. In Heer und Schule hat der zäheste politische Gedanke der Deutschen, das nationale Kaiserthum, seine festesten Stützen. Tritt nun endlich hinzu, daß die deutsche Industrie und ihr Zwillingsbruder, der deutsche Handel, seit 1870 welterobernd vorgerückt sind und die Handelsweltmacht England in ihrer kommerziellen Hegemonie aufs Ernstlichste gefährdet, so ergiebt die Häufung aller dieser Erfolge einen solchen Zündstoff von Mißgunst, daß sich das Deutsche Reich in jedem Moment darauf gefaßt machen muß, einer Explosion gegenüberzustehen. Je größer eben die Erfolge sind, desto gebieterischer macht sich auf der einen Seite die hypnotisirende Zaubergewalt des „Prestige" in der Form eines allgemach alle Völker ergreifenden Weltrespektes geltend, aber auf der anderen Seite wird dieser erzwungene Weltrespekt nur unter knirschendem Grimm gezollt.

Die verhältnißmäßige Jugend der wieder geeinten deutschen Nation ist — besonders für gealterte Dynastien — doppelter Grund zur Mißgunst. Namentlich im Hinblick auf die höchst problematischen Verhältnisse in Oesterreich vermag sich das Deutsche Reich doch nur auf seinen eigenen starken Arm zu verlassen. Die Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und die Geschicklichkeit seiner Lenkung sind die einzig sichere Gewähr seines Bestandes. Es mag ja sein, daß kommende Geschlechter, die eine höhere Kulturform erzeugt haben werden, ohne diese stramme militärische Organisation ihr Auslangen finden können. Wenn sich nämlich dermaleinst die gesitteten Nationen der Welt durch einen Areopag ihrer Vertreter endgiltig dahin geeinigt haben werden, ihre kollidirenden Interessen nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit der Feder in der Hand zum Austrag zu bringen, also ihre Fehden nicht mehr durch Kriege, sondern durch Verträge zu schlichten, dann wird sicher-

lich auch das deutsche Volk, dessen größter Denker, Kant, diesen Zustand prophezeite, mit dabei sein. Aber bei der augenblicklichen Konstellation der Weltpolitik darf sich das deutsche Volk zu allerletzt diesen Luxus der Sentimentalität gestatten. Das sehnsüchtige Träumen von einer schöneren chiliastisch-messianischen Zukunft darf uns den Arm für die Aufgaben der Gegenwart nicht lähmen, sonst wären die Deutschen wirklich jene unverbesserlichen Träumer, wofür die anderen Nationen sie bis zum glorreichen Kriege gehalten haben. Bismarck hat, unter Wilhelm dem Ersten, die deutsche Nation aus ihrem tausendjährigen Schlaf nur geweckt, damit sie wach bleibe, nicht aber, damit sie, in der Hoffnung auf ein Tausendjähriges Reich, wieder einschlafe.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.



Die sozialistische Krisis.

Seit Liebknechts Heimgang macht der „Vorwärts“ schwere Tage durch. Ich gehörte zwar nie zu den Bewunderern der journalistischen Leistungen des alten Herrn. Sein Stil rasselte stets bedenklich, strotzte zuweilen sogar, wohl wenn die Neidhards der Partei den Alten besonders verdrossen hatten, von bösen Geschmacklosigkeiten, die selbst die stets aufrichtige Gesinnung dieses Parteiheiligen nicht entschuldigen konnte, und verlor im Lauf der Zeit die kleinen Reize der ästhetischen Kultur, mit denen die Schreiber — wenn nicht ihre Leser, so doch — einander zu unterhalten, Das heißt: vor dem Gähnen zu bewahren pflegen. Abgegriffene Citate, die zum alten Eisen des Handwerks gehören und die Blattlschreiber sich gegenseitig ausborgen, weil sie keine Zeit haben, die Literatur an ihren Quellen aufzusuchen; stereotype Schimpfwörter, die wie die Kletten zusammenhängen und die Leser mehr zum Gähnen als zur Empörung reizen konnten; Lehrsätze aus dem orthodoxen Marxismus, mit denen sich die Radauagitatoren die Westentaschen vollstopften, wenn sie auf die „Tour“ gingen: Das waren schwerlich die Mittel, unabhängige Geister der Partei zu gewinnen. Und dennoch war Liebknecht ein ganzer Mann in Allem, was er that; auch als Redakteur. Die Hauptsache war: er bekannte ganze Meinungen. Er schwankte nie. Neue Gedankenreihen, die nachdenkliche Gemüther zur Revision ihrer Ansichten zwingen, die sie stutzig und unsicher machen, verfehlten auf ihn jeden Eindruck. Seine Erinnerungen an Marx schrieb er, als die unausgesetzte kritische Minirarbeit das feste Gefüge seiner Lehre bedenklich angenagt hatte und selbst pietätvolle, aber geistvolle und fortbildungfähige Freunde schon das Gefühl zu beschleichen

anfing: auch dieser Bau ist in der Geschichte einst zu modern bestimmt. In Liebknecht regte sich nicht der geringste Zweifel: die Zeichen der Verwesung, die am Marxismus bereits sacht merklich wurden, spürte er nicht. Er sah Zukunft in Dem, worauf schon Altersrunzeln die Inschrift „Gewesen" gruben. Aber für das — neben seiner ewigen historischen Bedeutung — wirklich Unsterbliche an seinem Helden: die leidenschaftliche Energie seines Denkens, die Mannbarkeit seines Ausdrucks, das mit ungeheurer Kraft zurückgedämmte Temperament, mit einem Wort: für den Persönlichkeitwerth seiner Leistung fehlte ihm der kongeniale Maßstab. Das gerade hatte aber für die Partei, der er diente, unschätzbaren Werth. Denn so gelang es ihm, dem Blatt, selbst als in den letzten Jahren seiner Thätigkeit die Einheit der Partei Risse bekam und die bekannte Kluft zwischen der Rechten und der Linken sich aufthat, die einheitliche Haltung zu erhalten, durch die es auf seine vielen halbgebildeten Leser ohne Zweifel lange eine hypnotische Wirkung geübt hat.

Aber Liebknecht ging und Eisner kam. Die Schaar der Marx-Kritiker war nicht mehr zu zählen, im eigenen Lager wimmelte es von Ketzern: die Dogmen-Revision war unvermeidlich geworden. Schlagwörter, die, wie die Krisen-, Katastrophen- und Verelendungtheorie, ihrer Wirkung auf die so gern gläubige Masse sicher waren, wurden rasend schnell diskreditirt. Bernstein kam und mit ihm zog ein neuer Geist in den „wissenschaftlichen" Sozialismus ein. Ein Geist, der ihn zerstören will. Nicht, daß er so ziemlich jede Aufstellung seines Meisters ablehnte, daß er den hypothetischen Charakter seiner Theorie mit auffallender Schärfe betonte, daß er von den früheren affektiven Beiwörtern, mit denen er Jahre lang sein Andenken geliebkost hatte, die zärtlichsten fallen ließ, der Anerkennung durch immer größere Einschränkungen alle Freudigkeit nahm und Enthusiasten die Hingabe an Marx erschwerte; sondern, daß er anfing, von der „Wissenschaftlichkeit" soziologischer Untersuchungen in Gänsefüßchen zu sprechen, ist das Originelle und wurde das Wirksame in seinem Auftreten. Er huldigte damit nur einer die Intelligenz aller alten Kulturländer ergreifenden antirationalistischen Bewegung; aber da er diese Mode auf den einzigen noch naiven und Belehrung freudig empfangenden Theil der Bevölkerung, die Arbeiter, übertrug und sie in ihrem Glauben an den Werth der Wahrheit, an die Möglichkeit eindeutiger Erkenntnisse auch auf sozialem Gebiet, an die Wahrscheinlichkeit einer nahen Verwirklichung rationalischer Ideale beirrte, so nahm er dem Glauben psychologisch das feste Fundament, den Gläubigen das blinde Vertrauen, das sie politisch zu einer so wirksamen Macht werden ließ. Marxens Streben ging dahin, das Ethische aus der wissenschaftlich-ökonomischen Betrachtung zu bannen; er sah gerade darin eins der unterscheidenden Merkmale seiner Leistung gegenüber den Sozialisten und Sozialreformern aller

Schattirungen. Die furchtbare Geschichte des Hungers: sie war längst in allen Zungen geschrieben; besonders in Frankreich, wo in Saint-Simon, Fourier, Babeuf, Sismondi, Blanc, Proudhon eine Skala rednerischer Talente geblüht hatte, die in der Kraft pathetischer Uebersteigerungen und heißblüthiger Beredsamkeit nicht zu überbieten waren und die revolutionären Instinkte der Masse mit allem nur wünschenswerthen Nachdruck wachrüttelten. Den Forderungen des Gefühles, dem aus der Noth geborenen Wollen eine Stütze in Recht und Wahrheit zu geben, sie aus dem Gange der Geschichte abzuleiten, sie demonstrirbar zu machen: Das war die eigentliche Aufgabe, vor die sich Marx gestellt, zu der er sich berufen glaubte. Gerade die Wissenschaft setzte er in Beziehung zum Arbeiter, gerade sie sollte, durch die bevorstehende uninteressirte Pflege im Gleichheitstaat der Zukunft, vor der Brutalisirung durch die herrschenden Klassen befreit werden ... Nun, man kennt diese Gedanken zur Genüge. Lassalle hat sie popularisirt und dem deutschen Arbeiter schwoll, wenn er solche Reden hörte, die Brust vor Stolz über die ihm zugedachte Kulturmission. Es ist nun aus damit. Aus mit der Kulturmission und dem Stolz. Bernstein sagt es. Und die vielen Nach- und Großsprecher, an denen die deutsche sozialistische Partei immer reicher geworden ist, je mehr die unmittelbare Wirksamkeit der Marx und Lassalle durch den bloßen Fortgang der Zeit sich erschöpfte: sie plappern mit aufdringlicher Geschwätzigkeit die Bernsteiniade zur Schadenfreude der draußen Stehenden nach, beschimpfen einander, daß es zum Erbarmen ist, wenn man des furchtbaren Ernstes gedenkt, mit dem Marx seine Aufgabe erfaßte und erfüllte, und brüten aus der üppig wuchernden Kommentirliteratur zu Marx (siehe Dr. Ludwig Woltmann, vor dessen flinker Feder kein Gebiet der Sozialphilosophie sicher zu sein scheint) täglich neue Weltanschauungen aus, denen nur die Hauptsache fehlt: Leser und Bekenner.

Mancherlei Anzeichen stimmten schon längst zu diesem Bilde. Die süddeutsche Eigenbrödelei machte Fortschritte. Nationale Regungen wagten sich, besonders unter der Einwirkung der französischen Vorgänge, an die Oberfläche und griffen um sich. Die Taktik färbte sich opportunistisch: von summarischer Budgetverweigerung war nun keine Rede mehr. Man darf fast sagen: Bebels Kritik des Heeresbudget verräth fast herzlichere Theilnahme als die Ausstellungen so manches Staaterhaltenden. Jedenfalls mehr Verständniß und Willen zur Verständigung. Neben dem gewaltigen industriellen, kommerziellen und gewerblichen Umschwung der Verhältnisse, durch die, unbekümmert um die Diktate des „ehernen“ Lohngesetzes, wie von selbst die Lebenshaltung der Arbeitermassen in die Höhe gehoben wurden, hat die Gewöhnung an den Parlamentarismus diese Wirkungen herbeigeführt. Der Wortkampf stumpft auf die Dauer ab, macht zahm und gefügig, entwurzelt den Glauben an die That und lähmt die Kraft zu rücksichtlosem Vollbringen.

Mit den Schwierigkeiten der so geschaffenen Lage hat natürlich an erster Stelle der „Vorwärts“ zu kämpfen und sein Leiter darf die dissentirenden Stimmen in Sachen der Agrar- und Zollpolitik, der Kolonialpolitik, der Gewerkschaftbewegung nicht einfach überhören. Dazu reicht seine Autorität nicht aus. Dazu reicht heute die Autorität keines einzigen Sozialistenführers aus, nicht einmal die Bebels. Der Drang zu organischer Gestaltung, der die Massen ergriffen hat, ist zu mächtig geworden, ihr Interesse an Kommunal- und Vereinspolitik, vor Allem am Gedeihen der Exportindustrie und des Großhandels, zu unmittelbar. Wozu aber dann noch aus der Vereinskasse die Redner füttern, die mit den Fetzen verschlissener Utopien hausiren gehen? Die wachsende Abneigung der Sozialdemokraten gegen die Akademiker rührt zum Theil daher. Bedarf man ihrer zur Gestaltung und Verwaltung der Gewerkvereine? Kann der deutsche Arbeiter nicht leisten, was der weit weniger gebildete englische Arbeiter vor einem halben Jahrhundert aus sich heraus, ohne die Hilfe gelehrter Herren, zu organisiren vermochte? Und wenn seinem Sozialismus die Wissenschaftlichkeit abgeht: wozu sind die Wissenschaftler am Ende noch nöthig? Einmal ernüchtert und um seine Glaubensseligkeit betrogen, ahnt er, was die Parteigelehrten ihm weislich verbergen: daß sein Weg aufwärts zu einer Art Verbürgerlichung führt; sieht aber zugleich, daß trotzdem der Abstand von der Großbourgeoisie nicht geringer wird, weil deren Reich und Herrlichkeit erst noch kommt. Er fühlt, daß damit die Periode der großen Wahlerfolge vorbei ist, daß die Ausdehnungfähigkeit der Partei als solche ihre Elastizitätgrenze erreicht hat, und hört auf, vom Parlamentarismus allzu viel für sich zu hoffen. Giebt ihn vielleicht auch gar nicht so schweren Herzens preis, weil er damit den Parlamentarier los wird . . .

Die Eingeweihten wissen Das. Der Arbeiter ist flau, verstimmt, interesselos, ohne Versammlungbedürfniß, selbst wenn die Beredsamkeit der Genossen Bebel, Singer, Auer und Wurm lockt. Zu richtigen „Brotwucherprotesten“ ist es, trotz heißem Bemühen, trotz täppischen Nachahmnngen der hinreißenden Corn Rhymes aus der Zeit der Antikornzoll-Liga, nie und nirgends gekommen und oft hört man den Vorwurf, man habe es an der richtigen Ausnutzung der so günstigen Protestgelegenheit fehlen lassen, leise mit den Worten abwehren: Ja, wenn Ihr wüßtet . . . Nämlich wüßtet, wie schwer die paar anberaumten Versammlungen zu füllen waren, wie theilnahmlos die Arbeiter der, man sollte meinen, sie doch in erster Linie bedrohenden Gefahr einer Lebensmittelvertheuerung entgegensehen, wie die alten Mittel, ihnen politische Leidenschaft einzuimpfen, allmählich zu versagen anfangen, wie schwer bei der herrschenden Anarchie der Meinungen im sozialistischen Hauptquartier neue zu beschaffen sind. Alle Eingeweihten wissen Das und kein noch so gewaltiges Rühmen eigener Kraft hilft über die

jetzige Stagnation hinweg. Dafür blüht der Handel mit großprahlerischen Worten, die die Zweifel in der eigenen Brust ersticken sollen. Ob Das gelingen kann? Der Kampf gegen zwei Fronten hat noch Jeden zerrieben, der ihm lange ausgesetzt war, und die jugendliche Intelligenz der Partei wird kaum Lust haben, ihm noch lange Stand zu halten.

Daher die Beklemmungen bei den Alten. Vor etwa fünfzig Jahren durfte Karl Marx noch schreiben: Die wirklich kämpfende Armee aller europäischen Insurrektionen ist die Arbeiterklasse. Er durfte den Arbeitern in Sachen des Freihandels auch völlige Enthaltsamkeit predigen, weil ihnen, die ewig zum Existenzminimum verurtheilt seien, gleichgiltig sein können, wem von den Ausbeutern der Raub zufiele: den schutzzollsüchtigen Agrariern oder den freihändlerischen Fabrikanten. Heute dürfte Herr Eisner, wenn er politischen Instinkt hätte, daran gar nicht erinnern; er sollte, wenn dem so geräuschvoll betonten Bekennermuth seine Einsicht gleichstände, seine Leser zum Verständniß dafür zu erziehen suchen, daß die Aufgaben einer politischen Arbeiterpartei nicht gegen die Gesellschaft gerichtet sein dürfen, sondern im Gebiet dieser Gesellschaft bewältigt werden müssen. Dann kann die Krisis, die Bernstein herbeiführen half, heilbringend werden. Ihm, der in England zu einem gesunden Realismus erzogen wurde, schweben offenbar die Fabier vor, die Genossenschaft nationaler Sozialisten, die die Verwaltung der Gemeinden zunächst in ihre Hände zu bekommen trachten, um so von unten her, durch eine dem werkthätig schaffenden Mann die Bürde wirklich erleichternde Wohnung-, Steuer- und Verkehrspolitik, den gesellschaftlichen Organismus zu erneuern. In Deutschland liegen die Aussichten für eine solche sozusagen induktive Politik insofern noch günstiger als in England, als hier die Arbeiter parlamentarischen Einfluß schon besitzen und ihn noch erweitern könnten, wenn sie durch Preisgabe aller gesellschaftfeindlichen Rodomontaden und durch einen geschickten Kommunalsozialismus die Angliederung der die Mittelstandsbewegung tragenden Massen herbeizuführen vermöchten. Die Verbürgerlichung der Sozialdemokratie ist nicht mehr aufzuhalten; sie würde für Deutschland die Gefahr politischer und auch geistiger Versimpelung und Versumpfung in nahe Aussicht rücken, wenn die Ideologen, die ihre Entwickelung zu überwachen haben, nicht bei Zeiten daran denken, die Bildung- und Aufklärungbedürfnisse ihrer Anhänger, statt sie auszurotten, auf die fruchtbaren Aufgaben der intellektuellen, moralischen und ästhetischen Kultur abzulenken, die unter der ausschließlichen Pflege der Begüterten, Vermögenden, Gesättigten und Beamteten nicht recht mehr vorwärts kann.

Dr. Samuel Saenger.



Monet und Böcklin.

Es ist immer nur die Landschaft; oder auch das Portrait. Außerhalb dieser beiden Gebiete giebt es kaum noch gute moderne Bilder. Die Empfindung für die Natur überwiegt in unserer Malerei so stark, daß diese romantische Einseitigkeit späteren Geschlechtern wahrscheinlich als wesentlichstes Merkmal erscheinen wird. Die Menschen von heute sehen nichts Besonderes darin, weil sie Alle nur zu froh sind, den Begegnungen ihrer schmutzigen Kultur und den Martern des proletarisirten Gemeinsinnes auf eine Weile zu entrinnen, und weil in der freien Runde der Natur tausend Echostimmen schlafen, die ihnen willig und schmeichelnd jeden sentimentalen Anruf der Empfindung nachlügen. Der starke Wirklichkeitsinn, nicht der wissenschaftliche, sondern der dramatisirende, der am Liebsten mit heroischen Menschheitproblemen beschäftigt ist und der Natur ehrfürchtig, aber ohne anachoretische Sehnsucht gegenübersteht, ist nur noch eine historische Erinnerung. Die große Persönlichkeit ist vom sozialen Ameisengewimmel niedergerannt worden, der Mensch einer vagen Idee von ungeheuerlicher Gewalt untergeordnet und seinen Händen ist das Schwert, mit dem er selbstherrlich einst dem Schicksal entgegenzutreten liebte, längst entwunden. Mit der Persönlichkeit ist die Menschenschöne, die nur neben der Kraft wandeln mag, dahin. Der Blick der Kunst gleitet von der hastigen Gleichförmigkeit menschlichen Treibens zum Hintergrund, zur Natur, und sucht dort der Sehnsucht nach Anbetung Ruhepunkte. Der Künstler sieht seinen Unfrieden und seine Verzweiflung im wolkigen Wetter vorüberziehen, seine Hoffnungen im Schein des Abends glühen, seine Melancholie sich leise mit weißen Nebeln auf reifende Aehrenbreiten niedersenken. Form und Linie — Das heißt: die Handschrift einer starken Kunst — sind verkümmert und der Farbensinn, der weder durch Erfahrung noch Erziehung, nur durch einen von unvollkommenen Organen bedienten nervösen Instinkt gestützt wird, tritt an die erste Stelle. Die Zeit des Naturalismus, der die moderne Landschaftmalerei eingeleitet hat, ist zu Ende und man erkennt schon, wohin sie weiter strebt: zur Romantik. Die Frage ist wichtig, ob ein konsequenter Fortschritt in dieser Wandlung zu sehen ist; und dann bleibt zu erklären, wie die Entwickelung sich vollzogen hat.

Viele Menschen lernen eine Art religiöser Ehrfurcht erst, wenn sie im Mikroskop einen Wassertropfen oder einen Fliegenkopf beobachten; die Maler des neunzehnten Jahrhunderts haben in einer entgötterten Zeit das Gruseln wieder gelernt, als sie aus ihrem Auge ein Spektroskop machten und das Licht der lieben Sonne mit eiskalter Begeisterung zerlegten. Die Lichtmaler gingen der Natur wissenschaftlich zu Leibe, sie überboten sich in „Objektivität“ und merkten nicht, daß vor ihnen die spröde Wahrheit Schritt vor Schritt

zurückwich, ihr Auge vom Schillerschleier der eigenen Empfindungen bunt abgeblendet war. Mit einem guten Theil Verzweiflung und einem Fanatismus, der nirgends das Schöne, sondern überall nur das Charakteristische sehen wollte, traten sie vor die Landschaft. Sie entdeckten ihre mit der Nervosität sich steigernde Eindrucksfähigkeit und belauerten nun das farbige Erlebniß des Auges; aber dieser Weg scheinbarer Logik führte in neue Mystik.

Monet, der geniale Franzose, ist ein klassisches Beispiel. In einer kleinen Ausstellung dieses Winters konnte man ihn als Romantiker kennen lernen. Das Wort Realismus giebt in der Kunst leicht zu Mißverständnissen Anlaß, besonders, wenn es auf die Werke eines wahrhaft großen Künstlers angewandt wird. Schon aus Gründen des Temperamentes kann dann von objektivem Realismus nicht die Rede sein. In der That ist Das, was in der modernen Lichtmalerei realistisch oder naturalistisch genannt werden darf, nichts Anderes als eine schneidende Waffe der Verneinung, mit der alte, ungiltig gewordene Werthe zerstört wurden. Der Trotz gegen die Konvention greift gern zu solchen Waffen. So erzählt man von Uhde, daß er einst auf einen Einwand gegen die Art seiner Christusbilder versprochen habe, einen Jesus zu malen und daneben eine Tafel: „Hier kann Schutt abgeladen werden.“ Unter der Hand schöpferischer Künstler metamorphosirt sich ein solches Prinzip bald: der grellste Naturalismus reicht der Phantastik die Hand. Denn je leibhaftiger das Animalisch-Vegetative der Natur heraufbeschworen wird, um so näher steht das Geheimniß daneben, je kälter das Leben glotzt, um so unheimlicher, unerklärlicher wird es. Es handelt sich hier nur um einen Schritt. Selbst der saftige Naturalismus Monets, der vor vielen Bildern so frappirt, konnte einem fragenden Geist nicht ein Ruhepunkt der Entwickelung sein; es mußte ihn weiter treiben: zur Uebersetzung des Wirklichen ins Abstrakte, des Natürlichen ins Poetische. Mit dem Erstaunen des Auges begann es, mit dem der Seele schließt es ab. Erst wurde die athmosphärische Farbenskala des Lichtes entdeckt; während des Malens aber lernten die Künstler den seelischen Stimmungwerth der Töne kennen. Anfangs prüfte man die mühsam gewonnenen Wetterfarben an der disziplinirten Eindrucksfähigkeit des Auges; später ließ man immer mehr das Verlangen der Seele nach den Lokalfarben der Gefühle mitsprechen; man gerieth also auf ein Gebiet, das Böcklin vor Allem gehört. Klassische Beispiele hierfür waren Monets in Berlin ausgestellte Bilder: „Das Frühstück im Freien“, „Garten in Verteuil“, „Unter Citronenbäumen.“ In diesen Werken ist mit der Farbe frei gedichtet. Man kann oft beobachten, daß ein geniales Temperament, das eine Richtung eröffnet, im ersten Anlauf gleich die spätesten Konsequenzen vorwegnimmt. Nur muß ein solcher Frühgeist im Alter meist wieder ein paar Schritte zurückweichen, weil er der Zeit zu weit vorangeeilt war. Das

„Frühstück im Freien“ könnte aus dem Gedächtniß gemalt sein; trotzdem es das Ergebniß einer fabelhaft eindringlichen Naturbeobachtung ist, erscheinen die Farben streng komponirt. Das kleine Bild „Unter Citronenbäumen“ ist sogar ganz in Maeterlincks Geist empfunden. Monet hat lange und inbrünstig das farbige Wunder der Natur gesucht; schon Das war bei ihm weit mehr als das banausische Entdeckerthum, das die Erkenntniß, wie blau das Licht sein kann, an irgend einem Beispiel exemplifizirt und malerisch darüber dozirt. Aber die lange Beschäftigung mit den Zuckungen des koloristischen Instinktes zwang seinen Blick von außen nach innen und die analytisch gefundenen Werthe wurden innerlich zu Symbolen seelischer Vorgänge: Gemüthsstimmung und Wetterstimmung flossen in einander, die Farbe wurde zum Kleide des Schicksals, das poetische Moment des Kolorismus trat auch hier endlich hervor.

Was ist in der Natur Wahrheit? Der selbe Tag ist der Hoffnung mild, der Sorge grell, der Freude harmonisch, der Verzweiflung hart und kalt. Es ist immer in uns, was wir draußen zu sehen glauben: die Stimmung; und der Künstler ist am Stärksten dann, wenn er bewußt als Mensch für Menschen malt, wenn ein Abglanz seiner Anschauung auf den Beschauer übergeht. Gewiß ist nicht die große Kunst, namentlich der Franzosen, zu unterschätzen, die die schwierige Phantasiethat vollbracht haben, neue Kunstmittel für neue Anschauungen zu finden. Das aber war der Anfang; und unser Blick soll auf die Zukunft gerichtet sein. Es kommt darauf an, den Sinn der Zeit zu erfassen, die bewegenden Kräfte von den verwirrenden zu unterscheiden. Ich gestehe, daß es mir lange unmöglich schien, die Widersprüche der modernen Malerei, die in vagen Schlagwörtern als „naturalistischer Impressionismus“ und „romantischer Idealismus“ bezeichnet worden sind, zu vereinigen. Zwei Kunstanschauungen, Weltanschauungen, — zwei unbeweglich scheinende Pole; und dazwischen kreist die ganze moralische Welt. Eine Betrachtung der Kunst Monets erst hat dem Zweifel, der fast zur Marter geworden war, die schärfste Spitze genommen. Aber — Dies in Parenthese — mit eben gewonnenen Anschauungen macht man natürlich nicht Kritik; ein Suchender kann nicht Führer sein. Ich wünsche ganz persönlich, darüber klar zu werden, wohin die moderne Kunstbewegung zielt; mögen Andere sehen, wie sie zu Resultaten kommen und mit den meinen fertig werden.

Die Richtungen, die Monets und Böcklins Namen bezeichnen, führen auf das selbe Ziel; nur die Wege sind verschieden. Böcklin trägt Anfang und Ende in sich; er ist das spekulative Genie, das von der Höhe herab die Erfahrung sucht. Monet arbeitet sich dagegen durch die Erfahrung von unten herauf; er geht empirisch vor und ist nur der bevorzugte Arbeiter einer von vielen Talenten ausgeführten Kunstidee. Der Germane, der, seiner Stammes-

eigenheit folgend, den Drang nach innerer Harmonie allem Anderen voranstellte, konnte in seiner Weise fertig werden; dem Franzosen, der die ermüdende Strecke über die Analyse zurücklegte und keinen Zweifel hinter sich ließ, reicht ein kurzes Leben nicht für das ganze Werk. Es wiederholt sich in der Geschichte der neuen Malerei die für Individuen typische zwiefache Manifestation des künstlerischen Erkenntnißdranges, die uns Deutschen im Wesensunterschied Goethes und Schillers so klar geworden ist. Böcklins Verhältniß zur Welt entspricht ungefähr dem Schillers; es ist die besondere Weise feuriger, ungeduldiger Poeten. Der spekulative Drang eilt zu Resultaten, der poetisch-philosophische Instinkt zieht das dem Begriff bequemere Allgemeine dem verwirrenden Besonderen vor und mit dem Springstock der Einbildungskraft schwingt er sich Gipfeln zu, wo er hoffen darf, das Ganze, wenn auch auf Kosten der Klarheit, so doch weit zu übersehen. Goethes Art jedoch, worin sich die Maler des Impressionismus theilen, geht bei keiner Erkenntniß vorbei und zieht erst auf Grund vieler Erfahrungen Schlüsse; sie baut Stein auf Stein, mit der vernünftigen und geduldigen Zuversicht, daß die Höhe so von selbst erreicht werde. Ihr Weg ist der längere; aber die Thätigkeit auch die gründlichere. Da gleiche Erscheinungen einander erklären, sind die Worte von Interesse, die Schiller an Goethe über das Problem ihrer inneren Verschiedenheit schrieb: „Aber diese logische Richtung, welche der (Ihr) Geist bei der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann... Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden."

Erst jetzt, wo die langwierige Arbeit des Verneinens vollendet scheint, eine stattliche Menge neuer Werthe gewonnen ist, verlassen die Impressionisten den nur als vorbereitenden Faktor fruchtbaren Naturalismus und schreiten von der äußeren Renaissance zur inneren fort. Der kühne Monet ist längst vorangegangen; geringere Talente mögen die Konsequenzen noch nicht ziehen. Bei Monet überrascht die Sicherheit, womit er von einem Zustand in den anderen übertreten kann; nur sein großes Können erklärt diese innere Freiheit. Aber just dieser Schritt entscheidet die Beurtheilung: es ist ein Siebenmeilenschritt von einem Gipfel zum anderen, in die Richtung, wo Böcklin und Die von seinem Geist stehen.

Es geht nicht an, Böcklin als Poeten zu preisen und ihn als Maler hinter die Impressionisten zu stellen. Die ihn so beurtheilen, sehen die Malerei doch zu sehr als künstliches Handwerk an, schätzen die Naturstudie höher als das Bild, das Auge mehr als die Seele. Von den Subtilitäten des Impressionismus, den Lufttönen und Atmosphärenfarben wird Vieles preisgegeben werden, bevor der Malerei wieder ein Stil reift. Bilder müssen nachdunkeln dürfen, ohne an Werth und Größe zu verlieren. Es ist objektiv richtig, was Tschudi neulich schrieb, daß Böcklin seine Bäume in dem selben Ton heruntermalt, ob sie sich „vom dunkeln Lorbergebüsch, dem blauen Wasserspiegel abheben oder ob sie in die klare Luft ragen"; aber Das läßt den Schluß nicht zu, der die Natur besser als Böcklin kopirende Maler sei der bessere. Vor dem Objekt ist der Maler nur Auge, die Fülle der Gesichte läßt den Gedanken nicht zu; er ist „dumm", wie Liebermann es einmal genannt hat. Kunst entsteht aber nur, wenn die Natur und der Begriff davon einander bestimmen, wenn ein Zwischenreich gegründet wird, das äußeren wie inneren Gesetzen gehorcht. Die Natur ist geduldig; sie läßt sich von hundert Seiten packen. Die Frage ist nicht, wie sie ist — Das erfährt der stumpfsinnige menschliche Organismus nie —, sondern, wie sie einem Geschlecht, einer Kultur erscheint. Die Anschauung muß durch alle Reagensröhren der Seele gehen, sie muß, um eine Sprache des Menschen zum Menschen zu werden, anthropomorphisirt sein. Es sollte zu denken geben, daß die so lange vernachlässigte Linie sich jetzt ihr Recht zurückerobern will. Bei Böcklin ist eine vollkommene Harmonie von Farbe und Linie; bei Monet macht diese ihr unabweisbares Recht nur gegen die Absicht des Künstlers geltend. Es ist darum ein Mißverstehen, wenn man Böcklin das Malen aus dem Gedächtniß als unmalerisch anrechnet. Wer so die innerste Wahrheit der Dinge in sich aufsaugen konnte, durfte frei darüber dichten. Ist es denn keine malerische Qualität, wenn Böcklin, wie Keiner neben ihm, Das, was dem Menschen das Elementare der Dinge scheint, aufzufassen und auszudrücken versteht? Ist die Phantasiethat geringer, die nicht das Wesen des Lichtes, sondern das der konkreten Welt malerisch zu übersetzen vermag? Wer malt den Mann so männlich, den Baum so pflanzlich, den Stein so steinlich, das Wasser so flüssig wie er? Bei den Impressionisten ist Alles tot, nur das Licht lebt; bei Böcklin lebt jedes Blümchen, jedes Element ein Eigenleben und Alles stimmt harmonisch zum Ganzen. Rhythmus und Melodie ist in dieser tanzenden Kunst; das ewig wiederholte Sehnsuchtmotiv geht ruhelos durch die anderen. Vor Böcklins Bildern muß der Schauende produktiv werden, um zu verstehen; vor denen der Impressionisten ist das Mitempfinden nur bei künstlich erzeugter Passivität möglich.

Doch im Grunde zielt auch der Impressionismus auf die höhere Frei-

heit Böcklins: ein großer Kulturgedanke lenkt die ganze Masse. Nachdem die alten Weltbegriffe ungiltig geworden, die Götter tot sind, sendet die Zeit ein Heer von Begabungen aus, um Material für einen neuen Tempelbau herbeizuschaffen. Zuerst mußte die Welt mit neuen Augen angeschaut werden. Die alten Wahrheiten sind nicht mehr wahr; es gilt, bessere zu finden. Zuerst erlebten wir die Negation, dann folgte die Analyse; die Synthese wird hinterdrein kommen. Der Naturalismus hat das Elementare durch das Medium des Lichtes wieder zu erfassen gesucht; viele Talente haben in sich diese Aufgabe der Zeit theilen müssen: sie alle sind Werkzeuge eines höheren Dranges, der sie auf hundert Pfaden dem einen Ziel zuführt.

Auch Böcklin ist der großen Bewegung eingereiht. Nur einmal ist das Problem, um das sich die Kunstbeurtheiler verlegen herumdrücken: wie Böcklin in der Zeit zu verstehen ist, kühn gelöst worden. In der dem Künstler gewidmeten Arbeit, die nach seinem Tode in diesen Blättern erschien, wurde er als Produkt der mit dem Namen Darwin verknüpften Weltbegriffe bezeichnet. Das ist der Schlüssel. Die ganze geistige Bewegung der Zeit steht im Dienst einer einzigen Idee, ein Fieber beherrscht alle führenden Geister: den neuen, von der Wissenschaft vorbereiteten Vorstellungen von der Welt soll eine Religion, eine Mythologie gefunden werden. Mit dem Darwinismus (ein trockenes Wort steht hier für eine Menschheitfrage) ist die religiöse Phantastik nicht aufgehoben, sondern nur auf neue Grundlagen gestellt. Das Unbegreifliche ist noch eben so unbegreiflich, trotz allen Substanzgesetzen, und dem stets in gleicher Entfernung vor der Forschung zurückweichenden Uebersinnlichen wird früher oder später gewiß ein göttliches Gewand zugeschnitten werden; ein Gott oder Götter, die der Mensch der Zukunft nach seinem Bilde formt, werden den Thron besteigen. Unser Fluch ist es, daß wir auf Alles mit höherer Blague hinabsehen müssen, — sogar auf den Gott der Zukunft. Dieser Indifferentismus, über den wir auf den Zwischenstufen nicht hinwegkommen, erklärt alle Spaltungen des Empfindens, in ihm liegt unser kulturelles Kastratenthum begründet. Des Gegenwartmenschen bestes Theil ist trotzdem: die gewaltsame Kulturhoffnung, die über seinen eigenen Kopf hinweg in die Zukunft springt.

Es ist das Prophetenthum der Künstler, daß sie am Meisten glauben; es ist Böcklins reinste Größe, daß er mit Kindergenialität, hellsehender Weltliebe und lichten Instinkten der Zeit so ruhig vorangeht, als befände er sich auf gebahnten Wegen. Ob er mehr Maler ist als Poet oder umgekehrt: welche müßige Frage! Er ist fast der Einzige in der bildenden Kunst, der ganz und harmonisch ist, der große Anbetende: Das allein entscheidet. Und weil er am Reifsten ist, kehrt er wieder zur Menschendarstellung zurück. Gewiß: er baut seine Cyklopenmauern zum Theil mit den Steinen alter

Kulturen; er mochte nicht warten. Ist Monets Kunst und die der Seinen erst am Ziel, so wird es nicht mehr nöthig sein, denn jeder Werth wird dann neu in mühsäliger Arbeit erworben sein. Aber bis dahin ist es weit. Mit der Landschaft hat sich diese Kunst bald auseinandergesetzt, der Beobachtung ist schon die Betrachtung gefolgt; die Darstellung des Menschen ist die nächste Aufgabe. Sie wird bewältigt werden, wenn die romantische Sentimentalität der Zeit besiegt und der Mensch zum Menschen wieder in ein kräftiges Verhältniß getreten ist. Das Interesse an der großen Persönlichkeit, die dramatisirende Lust wird eine Kunstform für die Darstellung der menschlichen Gestalt hervorbringen. Denn so eng sind Inhalt und Form verbunden, daß eine fortgesetzte Beschäftigung mit großen Gedanken dem Künstler einen neuen Stil schaffen hilft.

Für den ernsthaften Kunstbetrachter ist es nicht leicht, den verschiedenartigen Eindrücken unserer Tage Stand zu halten. Denn es läuft schließlich stets darauf hinaus, daß man nach der Betrachtung guter Bilder versucht, die Natur mit den Augen des Künstlers zu sehen, mit seinen Gedanken zu denken. Dazu gehören in der noch herrschenden Wirrniß, die das Fremdartigste neben einander produzirt, starke Nerven. Es bleibt aber der einzige Weg zu Resultaten. Das ganze Gebiet der Erscheinungen ist nur zu verstehen, wenn man jedesmal die Mitschwingung des eigenen Gefühls beachtet und in irgend einem Winkel seiner Seele die heimliche Verwandtschaft mit dem im Kunstwerk sich manifestirenden Geiste aufspürt. Denn in jeder Seele ruht der gesammte, unendliche Urstoff, woraus die Natur nach geheimnißvoller Schöpfungwahl endliche Charaktere formt. Der Daseinstrieb kann sich im Individuum nur einseitig thätig äußern, weil der harmonische Lebensdrang den Gesetzen der besonders gearteten Materie gehorchen muß; aber als triebhafter Instinkt erhält sich die Harmonie und all ihre reichen Harfensaiten erklingen nach einander, wenn der verwandte Ton irgendwo im Reich der Schöpfung angeschlagen wird. Je mehr man sich selbst auflockert und aufnahmefähig macht, sich bemüht, über die eigene Begrenztheit hinaus zu empfinden, um so stärker wird man sich im Nachempfinden hoher Kunstwerke an diese hinauf entwickeln und endlich dann wohl auch einen Zipfel der Einheit erkennen, zu der alles Streben und Sehnen und Leben unaufhaltsam hingezogen wird. Und können wir erst wieder an einen Monismus im Reich der Kunst glauben, dann ist doch einer der schmerzhaften Zweifel, die unserem Lebensmuth entgegenstehen, beseitigt und die Zukunftgedanken werden lichter.

Friedenau. Karl Scheffler.



Italien und Deutschland.

Gar oft ist das deutsche Volk der „Auslandssucht“ geziehen worden. Die hohe Werthschätzung, die man in den letzten Jahrzehnten bis in die Gegenwart hinein allem Englischen angedeihen ließ, wird mit Recht getadelt werden dürfen, während die vorhergehende Epoche des französischen Einflusses im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert sich schon viel eher als eine natürliche Folge der kulturellen Ueberlegenheit charakterisirt, in der sich damals ganz unbestreitbar das französische Volk dem deutschen gegenüber befand. Die Periode des spanischen Einflusses im sechzehnten Jahrhundert war nicht von allzu langer Dauer und ging mit dem raschen Sinken der spanischen Macht schnell zu Ende. Alle diese Einflüsse des Auslandes sind an dem deutschen Kulturleben nicht spurlos vorübergegangen, jeder hat zur selbständigen Weiterentwickelung deutschen Wesens angeregt und es vor Einseitigkeiten bewahrt. Dauernd hat das Fremde sich neben dem Einheimischen bei uns nicht behauptet: so weit es nicht im deutschen Wesen aufgegangen ist, hat es vor den gesunden nationalen Gegenströmungen immer das Feld wieder räumen müssen.

Vom sechzehnten Jahrhundert an zurückgerechnet, ist das Land, dem unseres die meisten und zugleich tiefsten Einwirkungen verdankt, unzweifelhaft Italien: seit den Tagen, da die ersten kriegerischen Zusammenstöße der Römer mit den Germanen stattfanden, bis zu den Zeiten, wo deutsche Gelehrte in verhältnißmäßig großer Zahl sich jenseits der Alpen humanistische Kenntnisse aneigneten, hat ein ununterbrochener Verkehr zwischen beiden Völkern bestanden, begünstigt durch die kirchliche Verbindung, seit die Franken katholische Christen geworden waren, und durch die Stellung der späteren deutschen Könige als Vögte der Kirche. Es kann nach den neueren Forschungen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung die römischen Einflüsse auf das deutsche Kultur-, namentlich Geistesleben viel stärker gewesen sind, als man bisher glauben wollte: zum Leidwesen gut deutscher Alterthumsforscher haben sich selbst wichtige mythologische Vorstellungen, die bisher als ureigenstes Eigenthum der Germanen galten, als aus römischer Quelle stammend erwiesen. Geistig und wirthschaftlich war Italien noch das ganze Mittelalter hindurch der Mittelpunkt der Welt; und die germanischen Nationen haben eben so wenig wie die romanischen Grund gehabt, diese feststehende Thatsache zu bezweifeln; wurden ja doch alle Gaben des Orients, vor allen die viel begehrten Gewürze, die Seide und Anderes ausschließlich durch die Vermittelung Italiens den übrigen Ländern des Abendlandes zugeführt. Wie das Alles im sechzehnten Jahrhundert durch die Kirchenspaltung, durch das stärkere Hervortreten eigenen nationalen Empfindens, durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien (1498) und durch die so

verursachte Verschiebung der Handelswege anders geworden ist: Das ist oft genug erzählt worden. Doch über eine quellenmäßige Darstellung der italienisch-deutschen Kulturbeziehungen bis zu jener Epoche des Umschwungs verfügt die doch so reiche deutsche Geschichtliteratur bisher noch nicht. Ihr Verfasser müßte wenigstens auf drei Gebieten, die entsprechend der in Deutschland herrschenden Organisation des wissenschaftlichen Betriebes nur äußerst selten von einem Manne zugleich gepflegt werden, in gleichem Maße bewandert sein: nämlich auf dem Felde der Kirchen-, Wirthschaft- und Literaturgeschichte. Da ein solches Buch wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, müssen wir uns mit einer Abschlagszahlung begnügen, die uns Aloys Schulte, der breslauer Professor, in seiner bei Duncker & Humblot erschienenen „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig“ bietet.

Die Veranlassung zu diesem großartigen Buch ist eine verhältnißmäßig geringfügige: im Archiv der Handelskammer zu Mailand waren einige Urkunden (1299 bis 1400) entdeckt worden, die sich als für die zwischen Mailand und Oberdeutschland bestehenden Handelsbeziehungen von höchster Wichtigkeit erwiesen. Auf eine Anregung Wilhelms von Heyd wurde die Herausgabe dieser Urkunden von der badischen Historischen Kommission beschlossen und zu ihrer Vervollständigung sollten in anderen Archiven Oberitaliens Nachforschungen nach ähnlichem Material angestellt werden. Beauftragt wurde damit Aloys Schulte, damals (1890) Archivrath in Karlsruhe, der sich aber erst seit 1894 mit größerer Energie der Aufgabe widmen konnte. Dreimal hat er dann zu Archivstudien die Alpen überschritten und durch zwei weitere Forschungreisen aus deutschen und schweizerischen Archiven reiches ergänzendes Material zu Tage gefördert.

Zweckmäßig ist zunächst das Arbeitgebiet begrenzt. Es ist ein empfindlicher Mangel vieler anderen handelsgeschichtlichen Arbeiten, daß sie sich auf den Handelsverkehr beschränken und damit Dinge isolirt darzustellen versuchen, die in Wirklichkeit nicht isolirt bestanden haben und so auch nie ganz begriffen werden können. Diese Klippe hat Schulte vermieden, da er den Personen- und Nachrichtenverkehr, einerlei, zu welchem Zweck er stattfindet, mit in den Bereich seiner Erörterung zieht, daneben der Waarenproduktion unter Hervorkehrung der technischen Fortschritte und der sozialen Bevölkerungsgliederung den zum Verständniß genügenden, aber auch nothwendigen Raum widmet, schließlich aber auch — und Das ist wohl das Wichtigste — die Verkehrswege, besonders die Alpenpässe, ihren geographischen Eigenthümlichkeiten nach behandelt, ohne irgendwie zu vergessen, daß gelegentlich auch rein politische Vorgänge die Handelswege verändern, wie umgekehrt eine Menge scheinbar plötzlich auftauchender politischer Gedanken und Maßnahmen sich

aus dem Interesse an zu erhoffenden wirthschaftlichen Vortheilen erklären. Wie sich das Arbeitfeld durch Heranziehung der genannten Erscheinungen wesentlich erweitert, so wird es doch auch wieder beständig beschränkt, da Venedig, über dessen Handelsverbindung mit Deutschland wir durch die Arbeiten von Heyd und Simonsfeld gut unterrichtet sind, im Ganzen ausscheidet; nur in einem der klarsten Abschnitte wird dargestellt, wie sich der deutsch-venetianische von dem deutsch-genuesischen Verkehr unterscheidet. Die Beschränkung auf West- und Süddeutschland will wenig besagen, da im Mittelalter eben dort der Schwerpunkt der deutschen Kultur liegt, während der Norden, der Machtbereich der Hansa, ein eigenes Handelsgebiet bildet, das sich (wenigstens nach 1300) in Brügge mit dem italienisch-internationalen Verkehr berührt, während der Osten und das mittlere Deutschland für den internationalen Handel nur als Absatzgebiete der süddeutschen und zum kleineren Theil der hansischen Handelsplätze in Betracht kommen. Im Westen ist wiederum der französische Boden, der allerdings zum größten Theil zum Deutschen Reich gehörte, nicht vergessen: auch das Rhonethal und die Grafschaften Champagne und Brie, wo von etwa 1150 bis 1300 die Messen zu Provins, Troyes, Bar-sur-Aube und Lagny den internationalen Handel beherrschten, werden eingehend in ihrer Bedeutung für den deutsch-italienischen Verkehr gewürdigt.

Der Leser hat bei dieser Anordnung, nach der sich die Dinge ganz wesentlich anders gruppiren, als wir bisher gewöhnt waren, das Gefühl, daß ein einheitlicher Gedanke über der Darstellung ruht, nämlich, wie mir scheint, die These: der so viel gepriesene moderne Verkehr mit seinen gewaltigen Verkehrsmitteln verdient im Vergleich zu jenem mittelalterlichen Personen- und Waarenverkehr, der technisch mit den größten Schwierigkeiten nicht nur beim Transport zu kämpfen hat, nach entsprechenden Auskunftmitteln sucht und sie stets findet, nicht die Verherrlichung, die ihm zu Theil zu werden pflegt. Auch der kapitalistische Großbetrieb ist der mittelalterlichen Produktion nicht fremd; gerade die technisch vollendetsten Erzeugnisse sind dieser Produktionart entsprungen und nicht dem eigentlichen Handwerk. Die weitestgehende Berufstheilung, verbunden mit dem Verlagssystem, ermöglicht allein die hohe Entwickelung der Wollindustrie in den oberitalienischen Städten und die Vollendung der Metallverarbeitung in Mailand und Nürnberg. Solche Gedanken drängen sich nicht etwa gewaltsam vor; es ist fraglich, ob der Verfasser der hier gegebenen Formulirung ohne Weiteres zustimmt. Der aber, dem die so viel gehaßten Vergleiche verschiedener geschichtlicher Zeitalter und ihrer Einrichtungen für die Einsicht in das Wesen der Gegenwart nicht werthlos erscheinen, kann sich ihnen nicht entziehen.

So schwer und vielleicht auch ungerecht es ist, einzelne Punkte aus dem reichen Inhalt des Buches herauszuheben: ich möchte es dennoch wagen.

Das Alterthum hatte die Alpen gefürchtet; der Handel nach dem Norden hatte sie umgangen durch die Thäler von Rhone und Donau; erst Caesar hat zum Schutz der Kaufleute Martigny besetzt und die Straße, die Mailand und Basel verband, ist erst 47 nach Christus vollendet worden. Die Römerstraßen waren in erster Linie für militärische Zwecke geschaffen. Als das Römerreich zerfiel, verloren die Bauten der Römer diese Bedeutung; sie wurden lokale Verkehrswege, für die höchstens die Anwohner sorgten. Der wandernde Hausirer mag sie manchmal benutzt haben, aber für Massengüter, für einen Großhandel ist im Frühmittelalter kein Bedürfniß. Im Zeitalter der Karolinger hören wir von vielen Einzelpersonen, die den alten Paß des Großen Sankt Bernhard zum Weg über die Alpen benutzt haben; von einem Handel erfahren wir aber nicht viel. Das früheste Zeugniß dafür ist der Zolltarif von Aosta (960), der beweist, daß damals sowohl die Produkte Flanderns als auch die von Byzanz her eingeführten Waaren des Orients über jene Straße geführt wurden. Byzanz hatte bis zu den Kreuzzügen das Monopol für alle orientalischen Waaren, die dann über Amalfi und Venedig weiter verbreitet wurden. Zu Pavia und Ferrara entstehen im elften und zwölften Jahrhundert bedeutende Messen, die aber nicht als von Deutschen besucht zu erweisen sind, denn in Deutschland kennt man damals nur den Fremdkaufmann als Großhausirer; höchstens Friesen mögen in dieser Eigenschaft auch das innere Deutschlands aufgesucht haben. Erst 1228 sind Deutsche in Ferrara sicher nachzuweisen, in dem selben Jahr also, wo der Fondaco der Deutschen zu Venedig zuerst erwähnt wird, der sicherer als irgend etwas Anderes für den damals schon dort eingebürgerten Verkehr zeugt. Auch Italiener findet man erst nach 1200 in größerer Zahl in Deutschland, namentlich in Berufen, die mit dem Geldgeschäft in Verbindung stehen, als Münzmeister, Zollpächter, Steuererheber und seit etwa 1225 als Gelddarleiher gegen Faustpfand (Lombarden oder Kawerschen, meist Leute aus Asti.) Trotzdem bestand schon seit mindestens der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein regelmäßiger Verkehr, der Italiener und Deutsche mit einander in Berührung brachte; aber die Stelle, wo sie sich trafen, lag auf französischem Boden in der Grafschaft Champagne; dort, wo die englische Wolle, die flandrischen Tuche gegen die Gewürze des Orients und die italienischen Textilwaaren ausgetauscht wurden, entwickelte sich zum ersten Male ein international-europäischer Markt, dessen Bedeutung im dreizehnten Jahrhundert stetig steigt, bis 1296 der höchste Verkehr zu verzeichnen ist, während dann rasch der Verfall folgt. Die Gründe für diesen Niedergang sind mannichfach; einer der wichtigsten ist wohl die Einverleibung der bisher politisch selbständigen Champagne in Frankreich. Das Rhonethal war dem Deutschen Reich entfremdet worden, ein Uebergang über die Alpen auf den Paß des Großen

Sankt Bernhards hatte für Deutsche damit an Schwierigkeiten gewonnen und als Ersatz wurde schon seit 1225 ein neuer Paß über den Mittelstock der Alpen, den Sankt Gotthard, benutzt, der von Oberitalien direkt in das obere Rheinthal führte und, als von Deutschen gebahnt, der erste deutsche Paß zu nennen war. Die Eröffnung des Gotthard bedeutete zugleich die Eröffnung des Rheines für den internationalen Handel: Brügge wird nun der Markt für den internationalen Waarenaustausch und damit die Erbin des champagner Meßverkehrs, während im Süden erst ganz allmählich die Messen in Genf und später die in Lyon größere Bedeutung gewinnen. Dem Sankt Gotthard entstand aber gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein neuer Konkurrent, als im Osten der Septimerpaß 1387 als erster Alpenpaß eine für Wagen fahrbare Straße erhielt, auf der auch genossenschaftliche Transportorganisationen den Kaufleuten das Fortbringen der Waaren außerordentlich erleichterten. Dieser Weg ermöglichte nun einen Güterverkehr zwischen Mailand und dem als Hafenstadt dazu gehörigen Genua — nach der Zerstörung des Hafens von Pisa 1290 dem ernstesten Nebenbuhler Venedigs — über Chiavenna und Chur zum Bodensee und brachte damit die oberdeutschen Städte, die schon im internationalen Verkehre standen, in ganz anderer Weise als bisher mit der großen Welt in Verbindung: Konstanz und Lindau, das dahinter liegende Ravensburg, Memmingen, Ulm, Augsburg und Nürnberg waren die am Meisten betheiligten Orte.

Das waren die Voraussetzungen für den gegen Ende des Mittelalters hoch aufstrebenden deutschen Handel nach Italien, den Gesellschaften betreiben. Die daran Betheiligten sind vielfach aus den Zünften hervorgegangen, wie ja an dem Handel über die Berge hauptsächlich gerade die Städte sich betheiligen, die selbst Etwas zu exportiren haben. Rasch werden die so aus dem engen Wirkungskreis Heraustretenden reich; sie hören auf, Handwerker zu sein, und rücken in die höhere Schicht des städtischen Patriziats vor. Für Viele freilich ist Das der Anfang vom Ende, da sie mit dem erworbenen Geld Land kaufen, sich aus dem Handel zurückziehen und als Landadelige einen ritterlichen Lebenswandel führen. Nur in Augsburg und Nürnberg ist dieser Vorgang nicht zu verzeichnen und gerade deshalb konnten dieser beiden Städte Handelshäuser zu solcher Höhe gelangen. Die zu Patriziern gewordenen Händler wie die alten Geschlechter arbeiteten hier weiter, mit ihrer Person hoben sie das Ansehen des Geschäftes und erhielten ihm Kapital und Erfahrung. Wie früher, so folgte dem Waarenhandel auch diesmal nur zu bald das einträglichere Geldgeschäft und die Fugger wurden die Bankiers der ganzen Welt. Die Päpste wandten sich nicht mehr, wie im dreizehnten Jahrhundert an die Banken von Florenz, sondern empfingen durch Vermittelung der augsburger Handelsherren die von den Prälaten zu zahlenden Taxen. Die Verhältnisse hatten sich ge-

wandelt: jetzt war Deutschland zum ersten Male Italien gegenüber in wirthschaftlicher Hinsicht der gebende Theil geworden, während die italienischen Humanisten die Lehrmeister der Deutschen wurden und damit geistig das aufstrebende Land nördlich der Alpen befruchteten.

So sah im Mittelalter der Verkehr zwischen Italien und Deutschland aus.

Leipzig. Dr. Armin Tille.



Die Legende des Seefahrers.

Es war einmal ein Schiff, das hieß „der Purpur" und war so groß und so stark, daß es selbst vor den heftigsten Stürmen und Wogen sich nicht fürchtete. Mit ausgespannten Segeln zog es dahin, setzte über thurmhohe Wellen hinweg und zermalmte mit eherner Brust unter dem Meeresspiegel Sandbänke, an denen andere Fahrzeuge unentrinnbar zerschellten. Immer weiter zog es, seine Segel bestrahlte die Sonne und so schnell ging die Fahrt, daß der Schaum an beiden Bordseiten aufsprühte. Hinter sich ließ es eine lange, breite, leuchtende Straße. „Ein prächtiges Schiff", sagten die Seeleute auf den anderen Fahrzeugen; „Wer es sieht, könnte meinen, der Leviathan furche die Wogen." Und manchmal fragten sie die Bemannung des „Purpur": „Heda, Ihr Leute, wohin des Weges?" „Wohin? Ei, wohin der Wind uns treibt", erwiderten die Matrosen. „Vorsicht! Gebt Acht! Dort sind Klippen und Wasserwirbel!" Als Antwort auf diese Warnung brachte der Wind nur die Worte eines Liedes, doch eines Liedes, das wie der Sturmwind brauste:

„Nur fröhlich drauf los, nur fröhlich drauf los!"

Glücklich floß das Leben der Mannschaft auf diesem Schiff dahin. Im Vertrauen auf seine Größe und Kraft spotteten die Matrosen jeder Gefahr. Auf anderen Schiffen herrscht eiserne Disziplin; auf dem „Purpur" konnte Jeder thun, was ihm beliebte. Das Leben war dort ein ewiges Fest. Glücklich überstandene Stürme und zermalmte Riffe vergrößerten nur noch das Selbstvertrauen. Es giebt eben — so sagte man sich — keine Klippen, keine Stürme, die im Stande wären, den „Purpur" zu vernichten. „Mag der schlimmste Orkan das Meer aufwühlen: der ‚Purpur' segelt ruhig hindurch."

Und wahrlich: der „Purpur" segelte durch, stolz und prächtig. Jahre vergingen. Und nicht nur unüberwindlich blieb das herrliche Schiff, nein: es brachte auch anderen Fahrzeugen Hilfe und Rettung und sein Verdeck wurde vielen Schiffbrüchigen eine Zufluchtstätte. Das blinde Vertrauen in die eigene Kraft wuchs täglich noch in den Herzen der Mannschaft. Aber das Glück machte die Seeleute faul; und allmählich verlernten sie ihr Handwerk. „Der ‚Purpur' segelt von selbst", sagten sie sich; „wozu noch arbeiten, das Schiff beaufsichtigen, auf das Steuer achten, auf die Maste und Taue klettern, wozu sich mühen und schwitzen, wenn das Schiff unverwüstlich ist, unvergänglich wie eine Gottheit?

Nur fröhlich drauf los, nur fröhlich drauf los!" So segelten sie noch lange Jahre, bis endlich die Mannschaft völlig verweichlichte und kein Pflichtgefühl mehr kannte. So kam es, daß Keiner merkte, wie das Schiff schadhaft zu werden anfing, wie das Salzwasser die Balken durchfraß, wie der mächtige Bau sich lockerte. Das Holzgefüge war von den Wellen morsch, die stolzen Maste waren mürbe geworden und die Segel vom Sturm zerfetzt.

Jetzt rief aus dem Mund mancher Matrosen die Stimme der Vernunft: „Nehmt Euch in Acht!" Die Mehrheit aber antwortete: „Ach was! Wir lassen uns einfach von den Wellen treiben!"

Da brach eines Tages ein Sturm aus, so furchtbar, wie er bisher noch nie über das Meer hingetobt hatte. Wirbelwinde schienen Wasser und Wolken in ein höllisches Chaos zu tauchen. Gewaltige Wassersäulen stiegen empor und stürzten sich tosend auf den „Purpur", krachend, schäumend, — grausig! Jeder Anprall konnte das Schiff auf Grund treiben. Die morschen Balken barsten und plötzlich tönte über das Deck gellend der Schrei: „Der ‚Purpur' sinkt!" Und der „Purpur" sank wirklich und die der Arbeit entwöhnte und der Schiffsführung unkundig gewordene Mannschaft wußte ihn nicht zu retten.

Als der erste Schreck aber überstanden war, packte wilde Wuth die Herzen der Matrosen, denn sie hingen in Liebe und Treue an ihrem Schiff. Zu den Kanonen stürzten sie und feuerten sie gegen die vom Sturm gepeitschten, schäumenden Wogen ab. Dann ergriff Jeder, was er gerade fassen konnte, und schlug damit auf das Meer ein, das grausame Meer, das dem „Purpur" den Untergang bereiten wollte. Großartig war dieser Kampf zwischen verzweifelnden Menschen und dem Element. Aber die Wogen waren stärker als die Seeleute. Wasser überfluthete die Geschütze und brachte sie zum Schweigen. Von den Kämpfenden packte Manchen der Wirbel und zog ihn in den Strudel hinab. Die Mannschaft schrumpfte sichtlich zusammen; aber die Ueberlebenden kämpften, halb blind schon und triefend von der steigenden Fluth, unter dem Schaum fast begraben, weiter, — bis zum Aeußersten. Endlich aber versagten auch ihnen die Kräfte und nun fühlten sie, daß der Tod nah sei. Ein Augenblick dumpfer Verzweiflung. Aus irren Augen sahen die Männer einander an.

Da ertönten die Stimmen wieder, die vorhin vor der Gefahr gewarnt hatten, jetzt aber so laut, so mächtig, daß sie das Getöse der Wellen überdröhnten: „O Ihr Verblendeten! Nicht gegen den Sturm sollt Ihr Eure Geschütze richten, nicht die Wellen peitschen, sondern Euer Schiff ausbessern! Hinab in den untersten Schiffsraum! Da ist Arbeit für Euch!" Bei diesen Worten zuckten die Halbtoten zusammen. Alle stürmten hinab. Und nun begann eine gründliche Arbeit.

Sie arbeiteten vom Morgen bis zum Abend im Schweiß ihres Angesichtes, nur von dem einen Gedanken beherrscht, gut zu machen was sie durch Verblendung, durch Unthätigkeit verschuldet hatten. Der „Purpur" aber hob sich sacht. Hoffnung und neuer Muth kehrten in die Herzen der Seefahrer zurück und wuchsen von Stunde zu Stunde, bis ein Ruf erscholl, gewaltig wie Donnerschall und Wogengebrüll und doch auch lieblich klingend gleich Engelstimmen: „Noch ist er nicht verloren!"

Henryk Sienkiewicz.



Die aristokratische Entwickelung der Bourgeoisie.

Die wirthschaftliche Entwickelung der letzten Jahre ist gegen die Hoffnungen und Voraussagungen des wissenschaftlichen Sozialismus verlaufen. Ein unerhörter Machtzuwachs des Kapitalismus ist dadurch eingetreten, daß er sich mit der Kartellirung der wichtigsten Industriezweige eine Organisation gegeben hat, die mit allen Merkmalen der Dauer ausgestattet ist und geradezu eine neue Etappe in der Geschichte der Bourgeoisie bedeutet. Der Stimmungwechsel im Politischen, der damit zusammenhängt, ist ja auffallend genug. In den Reihen des Proletariates, statt des früheren zukunftfrohen Optimismus, ein Abstreifen der Illusionen, ein resignirtes Verzichten auf das baldige Heraufkommen der sozialistischen Idealgesellschaft. Ein Bohren und Nagen an dem bisher für unantastbar gehaltenen marxistischen Lehrgebäude. Eine starke Hinneigung zu opportunistischer Politik, zur Politik der kleinen Mittel. Ein Stück Enttäuschung und viel Geduld, statt überfliegender Hoffnunglosigkeit. Damit ist wohl die im Augenblick herrschende Stimmung in der Sozialdemokratie gezeichnet.

Das Bürgerthum dagegen stolz und selbstbewußt. Es vertheidigt seine Interessen als gutes Recht, ohne jede Spur mehr von „bösem Gewissen“. Die Furcht vor dem rothen Gespenst ist verschwunden. Man überschätzt nicht mehr die Stärke des Gegners. Man kennt die eigene Macht und ist wenig geneigt, auf jene Rattenfänger hinzuhorchen, die von sozialen Pflichten, von der Fürsorge für den Arbeiter sprechen.

Diese Wandlungen in der politischen Atmosphäre sind aber nur Begleit- und Vordergrundserscheinungen der bedeutsamen Differenzirung, die sich im Bürgerthum heute vollzieht. Im Oekonomischen wurzelnd und von dieser Seite bereits gewürdigt, wird sie ohne Frage auf den gesammten Kulturgang bedeutsam zurückwirken. Ich will versuchen, die Art dieser Rückwirkung aus der Analyse der allgemeinen sozialgeschichtlichen Zusammenhänge zu verdeutlichen.

Der Vorgang, um den es sich hier handelt, ist in der Sozialgeschichte nicht neu. Die Anfänge sozialer Klassen und Gruppen sind durch demokratisch charakterisirte Verfassungformen und sozial gefärbte Institutionen bezeichnet. Es besteht eine gewisse Uniformität der Lebensverhältnisse, verbunden mit demokratischer Gleichwerthigkeit des Einzelnen in sozialer und politischer Hinsicht innerhalb seiner Klasse oder Gruppe. Sie wird geschützt durch eine kräftig regulirende, das Uebergreifen Einzelner hindernde Thätigkeit des sozialen Verbandes. Ein Beispiel dafür ist etwa die altgermanische Freiheit, mit der demokratischen Gleichberechtigung des Bauern in Besitz, politischer Berechtigung, sozialer Stellung und sozialem Einfluß, mit der sozialistischen Abhängigkeit des Einzelnen in seiner Wirthschaftführung vor

Dorfverband. Der Flurzwang besiehlt Allen das selbe Wirthschaftsystem; Wald, Weide und Wiese gehören der Gesammtheit und die Benutzung dieses Eigenthumes wird im Sinn gerechter Gleichheit von ihr geregelt.

Eben so sind die Anfänge der Zunft streng demokratisch. Wieder die strenge Gebundenheit des Einzelnen im Betriebe seines Gewerbes, im Interesse der Gleichheit und Auskömmlichkeit der wirtschaftlichen Lage Aller. Wieder die prinzipiell gleiche Stellung und Berechtigung jedes Zunftgliedes in deren autonomer Verwaltung. Der Unterschied zwischen Meister und Geselle, in der frühesten Jugend der Zunft überhaupt nicht vorhanden, schärft sich erst viel später zu einer sozialen Differenzirung. Das sind bekannte Dinge. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Jene demokratische Gleichheit und Gleichwerthigkeit erhält sich noch längere Zeit hindurch, selbst nachdem jene anfängliche Gebundenheit sich überlebt und der Fortschritt zu größerer individueller Freiheit sich bereits vollzogen hat. Zwar sind damit die Bedingungen der Ungleichheit entstanden; Wettbewerb tritt ein und Talent und Glück, Energie und Rücksichtlosigkeit vermögen den Einzelnen zu erhöhen. Aber die Ungleichheiten fangen erst an, sich zu bilden, und sind in den ersten Zeiten des Aufschwunges noch nicht im Stande, das alte Zusammengehörigkeitgefühl zu zerstören. Noch geht ein demokratischer Zug durch die gesellschaftlichen Gruppen oder Klassen, noch bildet der Unterschied in der Vermögenslage nicht den wesentlichen Maßstab gesellschaftlicher Schätzung, noch steht weitherzig der Zuzug aus anderen Schichten offen, noch sind höchste Ehre und Macht für Jeden erreichbar.

Diese Uebergangszeit, wo in der neuen Freiheit die frühere Gebundenheit noch als lebendige Erbschaft, als innere Schranke fortwirkt, ist vielleicht die glücklichste Epoche im Leben sozialer Klassen. Es sind die Zeiten, wo höchste individuelle Anspannung mit allgemeinerem Wohlbefinden sich verbinden. Bald tritt, unter dem freieren Walten individueller Kräfte, Zersetzung ein: vor Allem ein schroffer, immer mehr sich zuspitzender Unterschied von Reich und Arm, bis sich endlich von dem ursprünglich einheitlichen Körper der sozialen Klasse oder Gruppe eine innerlich verbundene und wohl auch äußerlich organisirte Aristokratie abschnürt. Sie reißt politische Geltung und soziale Macht an sich und bringt die Masse der Uebrigen in Abhängigkeit. So mündet die demokratisch-kommunistische Verfassung der Naturalwirthschaft nach der Wendung zu individuellem Ackerbau in die Grundherrschaft aus: in die aristokratische Verfassung der Naturalwirthschaft, unter Deklassirung der freien Bauern zu hörigen Grundholden. So bildet sich in der Zunft der soziale Gegensatz zwischen Meister- und Gesellenstand aus und eine aristokratische Exklusivität der Meisterstellen. Innerhalb der ursprünglich gleichartigen Gruppe giebt es nun also Mitglieder gleichsam der ersten und

der zweiten Ordnung. Und ferner: da zu allen Zeiten die Kultur abhängig war von einer sie wirthschaftlich tragenden Klasse, so erhält auch diese nun ein aristokratisches Gepräge. Die neue exklusive Gesellschaft zwingt die Kulturbestrebungen in ihren Dienst, neue verfeinerte Formen der Lebenshaltung, der Sitte und Konvention entstehen und der Kunst erwächst vielfach die Aufgabe, die dieser Gesellschaft eigenthümliche Art des Lebens, des Denkens und Fühlens auszudrücken, auszuschmücken und zu verklären. Auch hier gilt: Weß Brot ich esse, Deß Lied ich singe ...

Ich glaube nun: wir stehen mitten im Fluß einer solchen Wandlung. Die Bourgeoisie als soziale Klasse geht allmählich in diese neue Phase ein, ihre demokratisch gefärbte Zeit ist zu Ende, ihre aristokratische Entwickelung angebrochen. Was unter Bourgeoisie gemeint ist, ist ja bekannt: das kapitalistische Unternehmerthum im weitesten Sinne und die mit ihm sozial Verbundenen, die liberalen Berufe, die Bureaukratie; also hauptsächlich Diejenigen, die aus der wirthschaftlichen und politischen Emanzipation des Bürgerthums Nutzen gezogen haben. Ausgeschlossen ist das Kleinbürgerthum, der Handwerker, der kleine Krämer u. s. w.

Vor jener Emanzipation giebt es noch immer Zunftschranken, vor Allem aber polizeistaatliche Gängelung, Bevormundung und Bindung des Einzelnen. Der merkantilistische Staat nimmt das Unternehmerthum in seinen Schutz, er züchtet Industrie und Handel und damit die neue Klasse der Bourgeoisie. Und der Staat ist ja jetzt, der veränderten Wirthschaft entsprechend, der unmittelbar höhere soziale Verband; das neue Bürgerthum ist Staatsbürgerthum, das alte war Stadtbürgerthum. Wieder begegnen wir hier in den Anfängen einer Klassenbildung der Bindung und Gängelung des Individuums. Und aus dem demokratischen Zusammengehörigkeitgefühl, dem es in der absolutistischen Zeit an Gelegenheit zu äußerlicher Bethätigung gebricht, schlagen die Flammen der Emanzipationkämpfe.

Dann erfolgt die Befreiung und nun kommt jenes Intermezzo, das bald zu gesellschaftlicher Neugruppirung führt, jene Uebergangszeit, wo der neue und kräftig sich ausbreitende Individualismus noch von der eben verlassenen Vergangenheit demokratische Werthschätzungen und Perspektiven zu Lehen trägt. Kapitalbesitz ist noch nicht von so entscheidender Bedeutung im wirthschaftlichen Kampfe: Talent und Wagemuth ersetzen Kapital. Jeder trägt den Marschallstab im Tornister. Keine Exklusivität: Alles ist im Fluß, Alles wogt durch einander; von den untersten Schichten des Bürgerthums ist ein Aufsteigen möglich. Raum und Ellbogenfreiheit sind vorhanden. Auch hat der Kampf selbst manches Widerstrebende ausgeglichen und assimilirt. So fühlt sich Jeder als Bürger. Die soziale Einschätzung ist noch nicht durch die Vermögenslage allein bestimmt. Es ist eine Zeit gesteigerten sozialen

Empfindens. Einheitlich und ungebrochen steht die Bourgeoisie da, als kompakte Masse, mächtig und herrschend in Politik und Kultur. Und das höchste Streben des Einzelnen erhält mächtige Triebkraft, Resonanz und Weihe durch das Gefühl der Uebereinstimmung mit der sozialen Gruppe, der er angehört. Und nicht nur Politik und soziale Werthung des Einzelnen: alle Beziehungen der Kultur tragen demokratische Züge. Die liberalen Berufe, die des Anwaltes, des Arztes und des Schriftstellers, gelten noch als öffentliche Aemter, die zum Besten der Allgemeinheit verwaltet werden sollen. Ihre andere Natur: privates Erwerbsmittel zu sein, tritt, in der Theorie wenigstens, noch zurück. Mag auch die Praxis gegen diese Auffassung oft verstoßen: immerhin gilt sie als sittlicher Maßstab.

Auf allen Gebieten aber herrscht ein revolutionär-demokratisches Streben. Ueberlieferung und Gebundenheit wird auch auf dem Gebiete der Sitte und Konvention bekämpft. Aber der Negation folgt vorläufig in dieser Zeit des Niederreißens und Durcheinanderwogens kein positiver Aufbau: es gebricht an festen Normen der Lebensführung. Demokratisch ist die aufklärerisch-rationalisirende Geistesrichtung, ein Zug, der, beiläufig bemerkt, aufstrebenden gesellschaftlichen Gruppen überhaupt eigenthümlich ist. Die neuen Verhältnisse werden zunächst mit dem Verstande begriffen und den konservativen Mächten der Sitte und Religion steht man respektlos und kritisch gegenüber. Demokratisch ist die Lehre von der Maximirung der Glückseligkeit; auch Kunst und Wissenschaft sollen, utilitaristisch verstanden, zum Glück der größten Zahl beitragen und dem allgemeinen Nutzen dienen. Die Kunst wendet sich an das bürgerliche Publikum als Ganzes. Der Geschmack der Massen, eine demokratische Instanz, entscheidet über Erfolg und Ruhm. Freilich erfreuen sich der Schriftsteller, der Gelehrte und der Künstler dadurch einer relativen Unabhängigkeit. Sie sind nicht auf persönliches Wohlwollen einzelner Maecene angewiesen. Allerdings müssen sie sich dafür der Diktatur der Masse unterwerfen; sie thun es murrend und klagen laut den Despotismus des Publikums an.

Auch an anderen Schattenseiten mangelt es nicht. Es ist eine Zeit harter Arbeit. Arbeit wird sittliche Pflicht. Aber es fehlt an Muße, an Muße zu den Dingen, die Zeit, Ruhe, Brutwärme, Sammlung erfordern, wie etwa zum Genuß der Kunst, zur Bildung geordneter Lebensanschauungen, zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit. Dazu soll der müde Feierabend ausreichen. Aus solchen Lebensgewohnheiten schöpft das bittere Wort Nietzsches, Goethe sei für die deutsche Kultur ein Zwischenfall ohne Folgen, seine Berechtigung. Es fehlt an Geschmack, an Stil der Lebensführung; den erwirbt man nicht zugleich mit dem Gelde. Die aristokratische Kultur des ancien régime scheint in der revolutionären Sintfluth untergegangen. Nun herrscht kunstfremdes Protzenthum sehr beschäftigter, sehr ermüdeter, wenig gebildeter Krämer

Dazu kommen schwere moralische Schäden: Mangel und Verachtung der Tradition; unaufhörliche Verschiebungen in horizontaler und in vertikaler Linie; rascher Wechsel in Beruf, Lebensstellung und materieller Lage des Einzelnen wie der Generationen; schnelles Emporkommen Vieler. Findet nicht diese Unruhe des sozialen Lebens ihren psychischen Ausdruck in der inneren Unausgeglichenheit, in der modernen Fahrigkeit und Unzuverläßigkeit im Wollen, Fühlen und Denken? Wie aus bunten Lappen zusammengeflickt erscheinen die Seelen und die Zahl der innerlich Entwurzelten ist groß. Durch die Meisten geht ein innerlicher Widerspruch zwischen den durch die neuen Verhältnisse gewonnenen Lebensanschauungen und den ererbten Instinkten. Theoretisch revolutionär, pendelt man praktisch in Sitte und Lebensführung auf und ab zwischen Festhalten an der beschränkten altväterischen Philistrosität und der Nachäffung der Lebensgewohnheiten der höheren Stände. Nachdem der Rausch der jungen Freiheit verflogen ist, beginnt man, sich dieser Schäden bewußt zu werden.

In unseren Tagen freilich zeigen sich viele Sprünge und Risse im sozialen Gefüge der Bourgeoisie; und täglich stärker hervortretende soziale Gegensätze werden bald unversöhnliche Trennungen herbeiführen. Schon bildet die haute finance mit ihrem erdrückenden Reichthum eine Welt für sich. Diese Welt erweitert sich ganz außerordentlich durch den vor unseren Augen sich vollziehenden Zusammenschluß der Industrie. Auf einem gewissen Punkt der kapitalistischen Entwickelung tritt die Kartellbildung überall als Massenerscheinung auf, und zwar nicht allein innerhalb einer durch Schutzzölle begünstigten Volkswirthschaft, sondern bereits über die Staatsgrenzen hinausgreifend und die Weltwirthschaft umspannend. Sie sind als dauernde Einrichtung und Rückgrat aller künftigen Wirthschaft anzusehen. Damit wird in unsere Wirthschaft eine Reihe neuer Tendenzen eingeführt, die geeignet sind, ihr Aussehen völlig zu verändern. Organisation und Regelung der Produktion an Stelle von Desorganisation und Anarchie; Sicherheit und Beständigkeit an Stelle von Unsicherheit und Unbeständigkeit; keine Konkurrenz mehr und keine Krisen. Die Zahl der Fabriken wird, wie ehemals die der Meisterstellen, eine feste und gegebene. Jedes Risiko schwindet, die Fabrik wird Renteninstitut. Innerhalb des Kartells ist für die persönliche Initiative des einzelnen Fabrikanten kein Spielraum übrig; es muß einheitlich geleitet werden und wird zur Zwangsgenossenschaft. Neue Unternehmungen können nicht aufkommen: sie werden unterdrückt, den konzentrirten Machtmitteln der Kartelle gegenüber ist die hervorragende persönliche Kraft, ist selbst bedeutendes assoziirtes Kapital zur Ohnmacht verurtheilt. So thut sich zwischen dem kartellirten Unternehmerthum und der übrigen Bourgeoisie eine dicke wirthschaftliche Scheidewand auf. Keine Möglichkeit mehr, sie zu durchbrechen. Hatten

früher Talent und Kapital als gleichberechtigte Faktoren sich verbunden, so sieht sich das Talent nun dauernd zum Diener des Kapitals verurtheilt. Nur in den Zweigen der Produktion, die noch nicht kartellreif sind — und solche wird es wohl immer geben —, steht ein enger Zugang nach oben offen. Hier können Talent und geringeres Kapital mit Glück ihre Selbständigkeit behaupten. Aber die Kartelle sind unzugänglich, „eherne Thürme ohne Pforten".

Wird die ökonomische Solidarität und Exklusivität nicht eines Tages noch die soziale Zusammen- und Abschließung herbeiführen? Wenn Niemand mehr in das Unternehmerthum aus eigener Kraft eindringen kann: vollzieht sich da nicht vor unseren Augen die Wandlung eines Berufsstandes in einen Geburtstand? Und Jeder sieht, wie dieser Stand in Zukunft beschaffen sein wird. Durch großen, gesicherten Reichthum, durch die Möglichkeit einer Lebensführung, hinter der die Anderen weit zurückbleiben müssen, durch Freisein von dem alle Zeit und Ruhe verschlingenden Konkurrenzkampf, durch Sorglosigkeit und Muße des Einzelnen, durch strengen gesellschaftlichen Zusammenhang, durch das Moment der Vererblichkeit sind die wesentlichen Merkmale aristokratischer Lebensformen gegeben. So löst sich von der Bourgeoisie eine aristokratische Schicht, ein bürgerlich charakterisirter Adel ab. Man lasse nur die geschilderten Tendenzen sich befestigen und ausreifen, — und auch das Herrengefühl, das aristokratisch gesteigerte Selbstbewußtsein (Symptome sind heute schon vorhanden) wird sich einstellen. Und die Masse der Bourgeoisie? Sie wird zu einem Bürgerthum zweiten Ranges herabgedrückt. Sie wird es schon durch die bloße Thatsache der Emporkunft einer Adelsschicht, in die der Eintritt nicht möglich ist; sie wird es durch den Verlust früher besessener Aussichten und Möglichkeiten. Noch mehr aber durch die wirthschaftliche und soziale Abhängigkeit und dadurch, daß das Gepräge der Kultur nun von jener dünnen oberen Schicht bestimmt und verändert wird.

Man denke an das Heer von Beamten, das, ohne Aussicht auf einstige Selbständigkeit, von den Kartellen direkt beherrscht wird. Dazu kommen die indirekten Abhängigkeiten, vor Allem des geistigen Arbeiters. Der Charakter des öffentlichen Amtes verschwindet. Der Anwalt ist heute schon sehr häufig nur ein bezahlter Diener der Großbourgeoisie. Will er ihren Interessen nicht dienen, so bleibt er schon dadurch in der sozial tieferen Schicht. Und ähnlich verhält es sich mit dem Arzt, dem Journalisten. Besten Falles sind sie Dienstmannen der Bourgeoisie. Der gesellige Verkehr bringt die soziale Minderung schon heute oft zum Ausdruck. Der Beamte, der Offizier, der Schriftsteller verkehren wohl beim Fabrikanten, aber selten umgekehrt der Fabrikant beim Beamten, Offizier, Schriftsteller. Denn Diese können seinen Luxus der Gastfreundschaft nicht erwidern. Man glaube nicht, daß Das nicht viel auf sich habe. Es bedeutet doch zum Mindesten eine gesell-

schaftliche Verpflichtung gegenüber der Großbourgeoisie, eine Vermehrung ihres Einflusses. Auch sind ja heute diese Dinge alle erst im Keim; noch ist der enge Zusammenschluß nicht erfolgt, noch ist das Standesbewußtsein nicht geweckt, noch ist ein starker Respekt vor den staatlichen Würdenträgern und den Trägern geistiger Leistung lebendig. Aber man denke sich eine Gesellschaft, die sich selbst genügt, die Bildung und Kultur sich endlich erworben hat; eine Gesellschaft, die nur solche Personen aus anderen Kreisen heranzieht, die zur Erhöhung der Lebensannehmlichkeiten dienen können oder an denen ihr Wille zur Macht eine Befriedigung findet; eine Gesellschaft, die Muße und Reichthum besitzt, um sich einem vergeistigten Genuß und den ästhetischen Lebensmächten hinzugeben. Wird nicht Alles, was mit der Kunst zusammenhängt, da hinaufstreben wie nach dem Licht? Hier das verständnißvollste Publikum, hier werthvollste Anerkennung und Ruhm, hier Befriedigung der Sehnsucht nach ästhetisch verfeinertem Dasein, hier Maecene und Förderung. Und auch der Ehrgeiz und die Eitelkeit sind mächtige Triebkräfte. Die geistigen Spitzen, eitel und ehrgeizig, wie sie sind, wollen auch mit an der Spitze der Gesellschaft stehen. Schon heute erleben wir Gruppen von pretiösen Poeten und exklusiven Künstlern, die nur für die „kleine Kapelle" schaffen, die sich nach raffinirtem Luxus und einer erlesenen Gesellschaft sehnen, die durchaus aristokratisch empfinden. Natürlich wird von jener aristokratischen Schicht nun auch der geistige Gehalt der Produktion bestimmt: ihre Anschauungen und Ideale, ihre Sehnsucht, die Formen ihres Glückes und ihres Unglückes wird sie ausdrücken. Vielleicht erlebt die Welt so wieder ein Zeitalter höchsten Kulturglanzes. Aber freilich: Alles hat seinen Preis. Ein solcher durch die Jahrhunderte leuchtender Glanz kostet die Menschheit nicht wenig. Nur einer geringen Zahl bringt er unmittelbar Nutzen. Die große Mehrzahl bleibt draußen und Bitterkeit, Neid und Sehnsucht erfüllt ihre Herzen. Auch die Künstler büßen das Ausleben ihrer Träume mit der Einbuße der sozialen und materiellen Unabhängigkeit, die sie in der demokratischen Zeit besaßen. Man lese nur über die demoralisirende Wirkung des Gönner- und Maecenatenthumes nach, etwa bei Jakob Burkhardt oder in Scherers Literaturgeschichte, wo er von den Zeiten des Minnegesanges handelt.

Wird endlich die Wandlung des Wirthschaftlebens nicht auch auf den moralischen Habitus einwirken? Die Verhältnisse sind fester und stabiler geworden. Kein allgemeiner Konkurrenzkampf mehr, wenig plötzliche Aenderungen in Beruf und Lebensstellung, geringe Aussicht auf plötzliche Bereicherung. Das Wirthschaftleben geht nun einen ruhigen, bureaukratischen Gang, der Pulsschlag des sozialen Lebens wird langsamer. Feste Normen der Lebensführung können sich da vielleicht entwickeln, Herkommen und Tradition, Berufs und Standesgefühl, Berufs- und Standesehre werden ge-

pflegt. Man wird pietät- und respektvoller. Und die Seelen sind minder komplizirt und geflickt: sie zeigen bestimmtere Umrisse und deutlichere Verhältnisse. Vielleicht mildert sich die herrschende Instinktunsicherheit und eine größere Uebereinstimmung von Denken und Wollen tritt ein. In der streng geschlossenen Kaste der Großbourgeoisie hat man Muße genug, die Persönlichkeit auszubilden. Die Arbeit verliert dort einen guten Theil ihrer sittlichen Würde. Andere sittliche Ideale treten in den Vordergrund: Stolz und Macht, Reife und Fülle der Persönlichkeit. Und für den deklassirten Theil der Bourgeoisie hört auch das wilde Jagen nach Reichthum auf, der übersteigerte Ehrgeiz und damit auch die tiefen Müdigkeiten, Enttäuschungen und Verzweiflungen. Da sich der Ehrgeiz keine sehr hohen Ziele mehr setzen kann, bescheidet man sich mit Geringerem und lebt, zufriedener und heiterer, der Gegenwart. So betrachtet, gewinnt die Deklassirung einen versöhnlicheren Charakter.

Es ist kein Zweifel, daß die Großbourgeoisie, wie sie sozial und kulturell herrschen, so auch politisch sehr mächtig sein wird. Soziale Macht sichert politische Macht. Die einflußreichsten Staatsämter werden in ihren Händen, ungeheure Geldmittel ihr zu Diensten sein. Mag auch das Wahlrecht erweitet und verallgemeinert, mögen andere demokratische Institutionen eingeführt werden, — es ist ganz gut möglich, unter demokratischen Formen aristokratisch oder plutokratisch zu regiren. Ich verweise nur auf Amerika und auf Frankreich. Die Kartelle bedeuten eine neue Etappe des Bürgerthums. In dieser Gestalt ist es dem Arbeiterstand ein weit gefährlicherer und mächtigerer Feind. Die eigentlich starken Zeiten der Bourgeoisie ziehen erst herauf.

Wie weit sich diese in der Gegenwart erkennbaren und sozialpsychisch deutbaren Tendenzen verwirklichen werden: Das hängt von zwei Dingen ab. Erstens von der Macht und Organisation der anderen sozialen Gruppen. Eine Organisirung des deklassirten, aber noch immer bürgerlich, nicht proletarisch empfindenden Theiles der Bourgeoisie erscheint mir als Nothwendigkeit und ist wohl nur eine Frage der nächsten Zeit. Dann aber hängt es von dem sozialen Geiste, der diese neue Aristokratie erfüllt, ab, ob sie ihre Machtstellung in sozialem oder antisozialem Sinne gebrauchen wird. Sie kann in dem einen Staat erzieherisch, in dem anderen verderblich wirken. Ich will hier darauf nicht näher eingehen; nur den allgemeinen Entwickelungtendenzen versuchte ich auf die Spur zu kommen ... Als in Ibsens Hedda Gabler Eylert Lövborg erzählt, er habe ein Manuskript in der Tasche, das von dem Kulturgange und den Kulturmächten der Zukunft handle, ruft Tesman aus: „Aber von der Zukunft wissen wir ja nichts!" „Nein", antwortet Lövborg, „aber trotzdem läßt sich Dieses und Jenes darüber sagen."

Dessau. Dr. Emil Geyer.

Selbstanzeigen.

Zur Psychologie des Willens. Stahelische Verlags-Anstalt. Würzburg, 1900. Preis 2,40 Mark.

Manche Lehrmeinungen wandern wie Glaubenssätze von Schule zu Schule und von Buch zu Buch. Das ist unter Anderem auch der Fall mit dem Satz, daß es ein besonderes Willensvermögen gebe. Ein solches Seelenvermögen habe ich nicht aufzufinden vermocht. Wohl aber ist es mir gelungen, hinter dem Willen noch etwas Anderes zu entdecken, ihn auf eine wohlbekannte psychische Funktion, das Gefühl, zurückzuführen. Dabei geht freilich der einheitliche Willensbegriff in die Brüche und das Wollen löst sich in eine große Anzahl einzelner „Wollungen" auf, ja, selbst an der Einheit der menschlichen Seele wird gerüttelt und neue Lehren werden über Schmerz, Lust und Glückseligkeit vorgetragen. Allein was schadet Das? Wie in allen Wissenschaften, so müssen wir auch in der Psychologie täglich umlernen, im ihr besonders, denn sie steckt noch voll theologischer und metaphysischer Vorurtheile. Als einen ersten Versuch, ohne vorgefaßte Meinungen die seelischen Kräfte bloszulegen, wolle man diese Arbeit hinnehmen.

Hamburg. Dr. J. Türkheim.

❦

Gustav Adolf. Schauspiel in fünf Akten von August Strindberg. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1901.

Die neuen historischen Dramen Strindbergs sind aus der Vereinigung eines starken Heimathgefühls und einer tiefen Religiosität entstanden. Religiös wurde der Dichter durch die Inferno-Krisis; das Heimathgefühl brach hervor, als er nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Schweden zurückkehrte. Gab das Heimathgefühl den Anstoß zur Dramatisirung der schwedischen Geschichte, so drückte die Religiosität der Arbeit ihr Gepräge auf. Strindberg will seiner Heimath eine nationale Dramatik geben und thut es in majorem Dei gloriam. Ueber „Gustav Adolf" möge, statt des Uebersetzers, der Dichter selbst sprechen; ich setze einige Aeußerungen hierher, die er im letzten Sommer mir gegenüber that: „Gustav Adolf war ein Nathan der Weise!" „Gustav Adolf war ein protestantischer Heiliger; ich habe ihn zu einem Weltheiligen gemacht." „Ich habe ‚Gustav Adolf' so breit angelegt, weil ich den ganzen Dreißigjährigen Krieg geben wollte; für die Bühne bleibt nur Gustav Adolf selbst: Tilly und Wallenstein fallen fort."

Emil Schering.

❦

Das Bewußtsein der Außenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnißtheorie. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1901.

In dieser Schrift stellte ich mir die Aufgabe, den Ursprung, das Wesen und den Gegenstand des Außenweltbewußtseins nach psychologisch-kritischer Methode, durch Analyse unseres Glaubens an die Existenz der Außenwelt, darzulegen. Es werden besprochen: das Verhältniß von Wahrnehmung und Empfindung; der Gegenstand der Wahrnehmung; die Kategorie der Dingheit; der Unterschied des naiven und des kritischen Realismus; die Giltigkeit der Kategorien; Substanz,

Kraft, Kausalität; das Verhältniß von Bewußtsein und Sein. In den Anmerkungen werden die wichtigeren, theils abweichenden, theils ähnlichen Auffassungen des Problems besprochen. Das Ergebniß, zu dem ich gelangt bin, ist ein Positivismus, der die äußere Erfahrung durch die innere ergänzt, ein kritischer Realismus, nach dem die Kategorien (deren Quelle in der Ichheit liegt) die Funktion haben, aus dem zunächst nur objektiv Gegebenen etwas Transszendentes, von uns Unabhängiges und uns Gleichwerthiges zu machen.

Dr. Rudolf Eisler.

Ernst Renan. „Männer der Zeit", Band IX, Leipzig, H. Seemann Nachfolger (früher C. Reißner), 1900. Preis 3 Mk. Mit Portrait und Bibliographie.

Das kleine Buch versucht, den bisherigen deutschen Darstellungen entgegen, Renan nicht nur als Theologen zu behandeln, sondern dem philosophischen und biographischen Moment den Vorrang zu geben. Das Theologische wird nur im ersten, die Erziehung und die Kämpfe im Seminar schildernden Kapitel besprochen und später bei der Charakteristik seiner historischen Methode und bei der Skizze seines Anlaufs zur Schöpfung eines philosophischen Systems gestreift. Der Kritik seiner ethischen Anschauungen ist ein besonderes Kapitel gewidmet; eben so eingehend sind seine Dramen besprochen. Seinen Beziehungen zu Strauß, wie überhaupt zu der deutschen Philosophie und Theologie, wurde besondere Beachtung eingeräumt. Die Wandlungen seiner freundschaftlichen Gesinnung für Deutschland und der Abbruch des brieflichen Verkehrs mit Strauß wurden aus den Ereignissen zu motiviren gesucht. Kommt das Buch in seinem Gesammturtheil zu einem eher negativen Resultat, so habe ich mich doch bemüht, gerecht zu bleiben und die starke persönliche Sympathie hinter der sachlichen Ablehnung durchblicken zu lassen.

Tour-de-Peilz (Genfer See). Eduard Platzhoff.

Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. Braunschweig, 1901.

Das Goethe-Jubiläum des Jahres 1899 und die Gründung des Goethe-Bundes im vorigen Jahr haben mir den Gedanken erweckt, für meinen Theil Etwas zur Erleichterung des Verständnisses und der Würdigung des Dichters in weiteren Kreisen beizutragen Seine menschliche und künstlerische Entwickelung spiegeln sich am Deutlichsten in seinen Gedichten, deren übliche Anordnung freilich diese Spiegelung wenig erkennen läßt und deren große Anzahl Ueberblick und Vertiefung erschwert. Daher habe ich mich entschlossen, in der Zeitfolge ihrer Entstehung die wichtigeren und bedeutenderen Gedichte an einander zu reihen; bei der Auswahl bemühte ich mich, den gewaltigen Reichthum von Goethes Geistes- und Seelenleben allseitig und auf allen Gebieten, die davon beherrscht werden, sich aussprechen zu lassen. Zu jedem Gedicht habe ich, ohne einen Kommentar zu schreiben, kurz die Stelle, die es in Goethes Lebenswerk einnimmt, oder den Gesichtspunkt, von dem aus es zu betrachten ist, angegeben.

Darmstadt. Professor Dr. Otto Harnack.



Hofbankdirektoren.*)

Die Verhaftung der beiden Direktoren Schulz und Romeick von der Pommerschen Hypothekenbank war für die Eingeweihten keine Ueberraschung. Daß es den Direktoren aber so lange noch möglich war, ihr Treiben fortzusetzen: Das war das Einzige, was nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken unbegreiflich blieb. Die Generalversammlung der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekenbank hat insofern werthvolle Aufklärung gegeben, als in ihr die Beziehungen der Pommernbank und des mecklenburger Institutes zu ihren Unterbanken zum ersten Mal klar enthüllt wurden. Nur durch diese Verschachtelung wurde es, ganz ähnlich wie bei der Spielhagenaffaire, möglich, die wirklichen Verhältnisse vor der Oeffentlichkeit zu verbergen; nur diese Amalgamirungen hatten den Zusammenbruch des herrschenden Systems so lange hinausgeschoben.

Drei Untergesellschaften waren es namentlich, die sich um die beiden Hauptbanken gruppirten. An erster Stelle die Immobilien-Verkehrsbank, die 1890 gegründet wurde, als die erste Rekonstruktion der bereits seit 1866 existirenden Pommerschen Hypothekenbank sich als nöthig erwies. Herr Direktor Schulz, der bis dahin Prokurist des Herrn Sanden gewesen war, wurde damals als Fachmann zur Leitung der Pommernbank berufen und zu seinen ersten Thaten gehörte die Gründung der Immobilien-Verkehrsbank. Herrn Schulz ließ sich aus dieser unvermeidlichen Gründung kein Vorwurf machen, denn die Pommersche Hypothekenbank hatte nun einmal umfangreichen Grundbesitz, der zur Entlastung des Institutes durch eine Nebengesellschaft verwaltet werden mußte. Das Aktienkapital der Gesellschaft beträgt nur 500000 Mark. Die Aktien befanden sich erst offen, später verschleiert im Besitz der Direktoren Romeick und Schulz. Seit dem Juli 1896 ist alleiniger Direktor dieser Tochtergesellschaft der Kaufmann Julius Behnsen, der früher bei der Hannoverschen Bank thätig war. Anfangs scheint die Bank sich wirklich nur mit der Verwerthung des Grundbesitzes ihrer Mutter beschäftigt zu haben; aber aus der Bilanz vom Jahre 1897 wird schon ganz deutlich, daß inzwischen die Bank ihren Geschäftskreis erweitert hat. Das Grundstückkonto steigt von 3,17 Millionen auf 9,89 Millionen und läßt darauf schließen, daß große neue Terrains erworben worden sind. In dem selben Jahr wurde auch die zweite Tochtergesellschaft, die Immobilien-Erwerbsgesellschaft, mit einem Kapital von 400000 Mark gegründet, das freilich wohl nicht voll eingezahlt wurde. Die dritte Strohgesellschaft endlich ist Schuhmacher & Co., G. m. b. H., von deren 100000 Mark betragendem Grundkapital nur 25000 Mark baar eingezahlt sind. Mit Hilfe dieser Gesellschaften wurden alle Finanzmanipulationen nach genau dem selben Schema wie bei den Spielhagenbanken vorgenommen.

---

*) Vor zwei Jahren erklärte die preußische Regirung, es liege kein Grund zu berechtigten Klagen über die „Geschäftsgebahrung der Hypothekenbanken" vor. Jetzt sind, nach den Spielhagenbanken, auch die Hypothekenbanken in Pommern und Mecklenburg-Strelitz zusammengebrochen. Besonders interessant ist der Krach der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank, die sich selbst „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" nannte und mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preußische Staatsregirung" Reklame machte.

Aber diese Untergesellschaften dienten zunächst und vor Allem dazu, die persönlichen Geschäfte der Direktoren zu vermitteln; und diese persönlichen Geschäfte sind ohne Zweifel das Wichtigste an der ganzen Affaire, da sie zum großen Theil die Schuld an der heillosen Verschlechterung der Verhältnisse bei diesen Banken getragen haben. In der Presse wird darum vielfach, sicherlich mit Recht, behauptet, ein solches Privatgeschäft habe den Anstoß zur Verhaftung der Direktoren gegeben. Gemeint ist das schon früher viel besprochene Abkommen mit Tietz. Als Tietz vor der Errichtung seines berliner Waarenhauses sich zum Zweck hypothekarischer Beleihungen an die Pommersche Hypotheken-Bank wandte, mußte er einen Theil der Valuta in Form von Grundstücken zu übertrieben hohen Preisen hinnehmen, um sie dann mit Verlusten zu veräußern, da er baares Geld, nicht Liegenschaften brauchte. Diese Grundstücke gehörten aber nicht der Bank, sondern befanden sich im Privatbesitz der Direktoren. Diese private Thätigkeit der Herren Direktoren bedeutete viel mehr als blos eine Schädigung ihrer Bank, insofern durch sie dem Bauschwindel Vorschub geleistet wurde. Dieser Bauschwindel geht gewöhnlich in der Form vor sich, daß die Direktoren zu unsinnig hohen Preisen ihren Privatbesitz an Baustellen völlig mittellosen Leuten verkaufen und ihnen von ihrer Bank Baugelder gewähren lassen. Diese mittellosen Bauunternehmer müssen früher oder später natürlich zusammenbrechen, da ihr Grund und Boden so hoch belastet ist, daß sie, selbst wenn es ihnen gelingt, den Bau fertig zu stellen, durch die Miethen niemals auch nur annähernd die Hypothekenzinsen aufbringen können. Solcher Geschäfte sind auch von der Pommerschen Hypotheken-Bank mehrere gemacht worden; sie hat zum Beispiel, unter hervorragender Betheiligung des Direktors Schulz, einen großen Häuserblock in der Goethe-, Pestalozzi- und der Wilmersdorferstraße in Charlottenburg erworben. Diese Grundstücke wurden der Immobilienverkehrsbank und zum Theil, wie mir erzählt wird, auch dem Direktor Behnsen aufgelassen. Dann wurden diese Baustellen, meist an Bauunternehmer, weiterverkauft, die so wenig über Geld verfügten, daß die Bank sogar sämmtliche Gerichtskosten nebst dem Kaufstempel vorschießen mußte. Beim Einkauf hatte die Quadratruthe etwa 200 Mark gekostet, während die Verkaufspreise sich auf 1300 bis 1600 Mark stellten. Natürlich mußte dann später, als diese Grundstücke fertig gestellt waren, die Pommersche Hypotheken-Bank eine entsprechend hohe Beleihung hergeben, damit die Direktoren ihren Antheil trocken in die Tasche bekommen konnten. Aber nicht nur an mittellose Bauunternehmer wurden Grundstücke verkauft, sondern auch an Herren von höchst eindeutiger moralischer Qualität. Einzelne der Strohmänner waren nämlich bereits mit Zuchthaus vorbestraft, Einer wurde sogar während des Baues wegen einer hübschen kleinen Wechselfälschung ins Gefängniß gesteckt. Diese Thatsachen werfen ein recht merkwürdiges Licht auf das Treiben Derer, die heute noch immer die Dinge so darzustellen wagen, als ob die Verhaftung der Direktoren auf ein Mißverständniß der Staatsanwaltschaft zurückzuführen sei. Wahrscheinlich aber werden sich während der Untersuchung noch ganz andere Dinge enthüllen. Nach mehreren bei der Staatsanwaltschaft eingegangenen Denunziationen sollen auch die Bücher nicht völlig intakt sein. Zwar war Herr Schulz viel schlauer als Herr Sanden, der einfach in der Luft hängende Buchungen machte und die Bücher in einem ordnungwidrigen Zustand liegen ließ. Bei Herrn Schulz war äußerlich sicher

Alles in bester Ordnung. Die Bücher „mußten“ auf alle Fälle stimmen; denn was nicht stimmte, wurde dadurch zum Einklang gebracht, daß man einem Gut, das man einst hatte erwerben müssen, immer neue Summen zuschrieb. Man hütete sich sorgsam, in den Büchern irgend Etwas zu korrigiren. Dafür wurden aber dann „so hin und wieder“ die Bücher der Immobilienverkehrsbank auf ein paar Wochen in die Bureaux der Pommern-Bank geschafft, um dort abgeschrieben zu werden. Natürlich ist nicht daran zu zweifeln, daß die Abschrift völlig wortgetreu war. Bei solcher Wirthschaft ist es nicht mehr verwunderlich, daß die Direktoren Geld in Hülle und Fülle hatten und es ihnen möglich war, wohlthätige Stiftungen zu machen und sich dann weiter, mit Hilfe der Gunst einer frommen Hofclique, bis zu „Hofbankiers der Kaiserin“ emporzuarbeiten.

Für das Geschäftsprinzip, nach dem die Bank zu arbeiten pflegte, ist eine kleine Szene aus der Generalversammlung der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekenbank charakteristisch. Da stand als Vertheidiger ein Mann auf, der eine Depositenannahmestelle dieser Bank im Mecklenburgischen leitete. Er erklärte, er könne nicht glauben, daß das Gerede der Opposition von „Unregelmäßigkeiten“ wahr sei, da die äußere Geschäftsführung sich als äußerst peinlich und mustergiltig erwiesen habe. Das glauben wir dem guten Mecklenburger gern. Die „äußere“ Geschäftsführung war gewiß in schönster Ordnung. Darauf legten die Direktoren mit Vorbedacht das Hauptgewicht. Sie traten überhaupt nach außen sehr, sehr liebenswürdig und zuvorkommend auf. Aber wie es innerhalb der Bureaux der Bank aussah, darüber wird man in der Generalversammlung der Pommerschen Hypothekenbank hoffentlich ja noch Näheres erfahren.

Ueber alle diese intimen Vorgänge bei der Bank ist sehr lange nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, weil die Direktoren sich hüteten, ihren Beamten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Es kam sogar mehrfach vor, daß ungetreue Beamte nicht verfolgt wurden, — aus Furcht, sie könnten vor Gericht aus der Schule plaudern. Ohne die Spielhagenkrisis wären auch sicher die Mißstände bei der Pommerschen Hypothekenbank noch jetzt nicht ans Licht gekommen; diese Krisis hat den Aufsichtbehörden überhaupt zum ersten Male die Augen über den Umfang geöffnet, in dem Schiebungen bei den Hypothekenbanken möglich sind. Durch diese Krisis ist unter Anderem auch die mecklenburg-strelitzische Aufsichtbehörde, wie sie selbst erklärt hat, aufmerksam geworden und ihre dann ziemlich energisch einsetzenden Untersuchungen haben erst die Aufklärung über Neustrelitz ermöglicht, die hoffentlich weitere Aufklärungen bei der Pommernbank zur Folge haben werden. Bei der preußischen Aufsichtbehörde liegt nun also die Entscheidung. Aus eigener Macht können die Aktionäre gar nichts thun, denn wie die Mehrzahl der mecklenburg-strelitzischen Aktien sich im Besitz der Pommernbank befindet, so ist die Mehrzahl der Pommerbank-Aktien Eigenthum der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekenbank. In Folge dieses bequemen Systems können hüben wie drüben die Aktionäre majorisirt werden. Eine völlige Aufklärung kann also nur durch energisches Eingreifen der Aufsichtbehörden herbeigeführt werden. Dann ist es vielleicht auch jetzt noch nicht zu spät, unabsehbares Unglück zu verhüten, vielleicht auch jetzt noch möglich, insbesondere den Besitzern von Pfandbriefen der Pommerschen Bank sogar noch ihr Geld zu retten. Plutus.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 8. Juni 1901.

Hamburg seit dem Zollanschluß.

Verläßt der Handel überhaupt nur ungern seine gewohnten Bahnen, um neue Wege einzuschlagen, so ist sein Beharrungvermögen natürlich da am Stärksten, wo die örtlichen Vorbedingungen seiner Ausübung erst künstlich und unter Aufwendung vieler Mühe, großer Kosten und praktischer Klugheit in Jahrhunderte langer Arbeit geschaffen wurden.

Der älteste Theil der Stadt Hamburg ist eine den Wenden zu missionaren und politischen Zwecken abgewonnene Siedelung um den auf der Wasserscheide zwischen Elbe, Alster und Bille erbauten Dom. Daß die hier nach langen Kämpfen und mit wechselndem Kriegsglück langsam überwältigten Wenden zum Theil in den Gemeindeverband aufgenommen wurden, ist an sich wahrscheinlich und auch, wie vielfach elbostwärts, in so manchem aus dem Wendischen verstümmelten Straßennamen noch erkennbar: Schopenstehl und Kattrepel aus dem Deutschen erklären zu wollen, führt nur zu Albernheiten; und Kattrepel ist überdies auch ein Ortsname in Dithmarschen.

Auf jener wasserscheidenden Anhöhe zwischen den von den Gewässern der Alster und Bille überschwemmten Niederungen fehlte jede Möglichkeit eines direkten Zuganges zu dem weltverbindenden Strom der Elbe; als man sich ihr später nähern wollte, wurde die Bille zurückgedämmt, die eben so regellos fließende Alster durch Schleußen, Stauwerke und Eindämmungen so unter Zucht und Gehorsam genommen, daß man mit ihrem in einem großen Becken gesammelten und mit dem zur Zeit der Fluth zurückfließenden Elbwasser die allmählich angelegten, die Verbindung zwischen Alster und Elbe herstellenden Kanäle — in Hamburg Fleete genannt — beliebig speisen konnte. Die Elbe

selbst war wohl eigentlich nur ein Nebenarm, da der Hauptarm ursprünglich, wie es scheint, bei Harburg vorbeifloß. Durch Vertiefung der Fahrrinne und konsequent durchgeführte Deichbauten wurde dann unter vielen Kämpfen und nicht ohne lebhaften Widerspruch, besonders der lüneburger Nachbarn, die hamburger Elbe zum Hauptarme und damit erst fähig gemacht, die Vermittelung des überseeischen Verkehrs zu übernehmen. Hier gereichte es der Entwickelung des Handels zum größten Vortheil, daß die ursprüngliche Siedelung zwar — wohl aus Furcht vor Seeräubern — in erheblicher Entfernung von der See, aber doch so angelegt ist, daß die Fluthwelle bis Hamburg und noch weiter — etwa vier Meilen — stromaufwärts geht. An jenen Fleeten wurden Speicher erbaut, so daß die Waarenbewegung auf die bequemste und billigste Weise vor sich ging. Was konnte im Vergleich hiermit in den Zeiten vor Anlage der Eisenbahnen der Frachtverkehr auf den Landstraßen und die sich auf der Oberelbe landeinwärts bewegende Schiffahrt, ehe die Möglichkeit eines Schleppereibetriebes vorhanden war, zu bedeuten haben?

So gewöhnte sich der hamburger Handel immer mehr daran, sein Schwergewicht auf die überseeischen Verbindungen zu legen, und nur Wenige vermochten zu ahnen, daß der Fortfall der gegen das Inland errichteten Zollschranken zum Beispiel eine ganz andere Ausnutzung nicht nur der nach dem übrigen Deutschland führenden Eisenbahnlinien, sondern selbst der Gleise gestatten würde, die von den Kais nach den Bahnhöfen führten. Der ziemlich allgemein herrschenden Meinung gab denn auch im Frühjahr 1889 eine — später eingegangene — hamburger Zeitung Ausdruck, als sie sagte, sie glaube an keinen zu erwartenden Aufschwung des gewerblichen Lebens durch den ungehinderten Verkehr mit den vierzig Millionen Einwohnern des deutschen Hinterlandes; viele Geschäftszweige würden rettunglos verloren sein und das Grundeigenthum müsse entwerthet werden.

Daß sich alle Möglichkeiten, die man damals befürchtete oder erhoffte, als irrig erwiesen haben, lehrt das Staatsbudget und die Statistik. Schon, daß die Einnahmen aus den Kaianlagen in Gestalt von Kai-, Lager-, Wiege- und Krahngeld und Ladelöhnen von 1233000 Mark im Jahre 1888 auf 2351200 Mark, worauf sie für 1901 veranschlagt werden, gestiegen sind, muß die Vorstellung einer stark aufsteigenden Entwickelung hervorrufen. Und dieser Eindruck wird durch die Thatsachen noch weit übertroffen.

Bei dem im Folgenden mitgetheilten Zahlenmaterial ist zu berücksichtigen, daß von der — ausgezeichneten — amtlichen Statistik der bloße Durchgangsverkehr eben so wenig wie der Waarenverkehr berücksichtigt wird, der sich aus dem Freihafen nach der zollangeschlossenen Stadt und umgekehrt bewegt. Eben so wenig berücksichtigt sie den Verkehr von und nach Altona, Kiel und Harburg noch den Post- und Frachtverkehr mit der nächsten Umgebung Hamburgs.

Im Jahre 1888 betrug die gesammte see- und landwärts erfolgte Ausfuhr 1 940 842 000 Mark, im Jahre 1899 dagegen 3 056 339 120 Mark; sie hat sich also um 1 115 497 120 Mark gehoben. Und zwar stieg die Ausfuhr über die Oberelbe und auf den nach dem übrigen Deutschland führenden Eisenbahnen von 882 961 000 Mark im Jahre 1888 auf 1 413 795 090 Mark im Jahre 1899 und der Werth der überseeischen Ausfuhr von 1 057 881 000 Mark im Jahre 1888 auf 1 642 544 030 Mark im Jahre 1899: der deutsche Markt ist also nach Fortfall der Zollschranken um den Betrag von 530 834 090 Mark aufnahmefähiger geworden und seewärts sind für 584 663 030 Mark mehr Waaren vertrieben worden.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hat dabei der Verkehr zur See mit deutschen Häfen genommen; er ist von 1 011 381 Doppelcentnern im Jahre 1888 auf 5 295 901 Doppelcentner im Jahre 1899 gestiegen, zeigt also eine Vermehrung von 4 284 520 Doppelcentnern. Was diese Ziffer bedeutet, kann man daraus ermessen, daß der Werth der 1899 nach deutschen Häfen versandten Waaren auf 163 447 010 Mark geschätzt wird.

Welches Maß von zunehmender industrieller Thätigkeit — um auch hiervon ein Beispiel zu geben — in den mitgetheilten Zahlen zum Ausdruck kommt, kann man sich klar machen, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1888 an Möbeln seewärts ausgeführt wurden: 70 663 Doppelcentner im Werth von 8 480 000 Mark, landwärts auf Eisenbahn und Oberelbe dagegen nur 4949 Doppelcentner im Werth von 589 000 Mark, im Ganzen also 75 612 Doppelcentner im Werth von 9 069 000 Mark. Dagegen gingen im Jahre 1899 landeinwärts 11 609 Doppelcentner zu 1 276 990 Mark und seewärts 66 692 Doppelcentner zu 7 195 020 Mark; also ist der gesammte Export an Möbeln um 3289 Doppelcentner gestiegen.

Selbstverständlich hatte die gesteigerte Handelsthätigkeit auch eine sehr rasch fortschreitende Erhöhung der staatlichen Ausgaben zur Folge: so beträgt der Budgetanschlag für 1888 41 664 471 Mark, während er für 1901 auf 117 993 445 Mark gestiegen ist. Natürlich hat sich auch der Wohlstand gehoben, doch lange nicht in dem selben Grade wie der Handel: wahrscheinlich, weil die Kapitalsbildung durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse und die vielfach hoch gespannte Lebenshaltung ungünstig beeinflußt wird: im Jahre 1888 wurde der Ertrag der Einkommensteuer auf 8 000 000 Mark berechnet, im Jahre 1900 dagegen auf 21 700 000 Mark, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die Steuer seit 1888 mehr als verdoppelt worden ist.

Der Steigerung der Bevölkerungzahl von 471 427 im Jahre 1885 auf 704 669 im Jahre 1900 entspricht das Steigen der Grundsteuer von 8 720 000 Mark im Jahre 1888 auf 12 800 000 Mark im Jahre 1900.

Daß die Vermehrung der Bevölkerung auch eine Vermehrung der

Transportmittel zur Folge hat, liegt in der Natur der Sache: vom ersten Juli 1887 bis zum dreißigsten Juni 1888 haben, abgesehen von den Abonnenten, 2079468 Personen die Pferdebahnen, vom ersten Juli 1898 bis zum dreißigsten Juni 1899 dagegen 68875265 Personen die — nun längst elektrisch betriebenen — Straßenbahnen und außerdem im Jahre 1898 (ohne Die zu zählen, die nur Theilstrecken gefahren sind) 10533410 Personen die Hamburg-Altonaer Centralbahn benutzt.

Diese durch die Trambahnen vermittelte radiale Ausstrahlung der so stark vermehrten Bevölkerung nach der Peripherie hat noch ganz andere Folgen, und zwar besonders auf architektonischem Gebiet, gezeitigt. Im Allgemeinen geht keine bauliche Entwickelung sprungweise und plötzlich, sondern fast immer langsam und allmählich vor sich und überall ragt die Vergangenheit mit tausend Erinnerungen in die Gegenwart hinein. Auf den Fachwerkbau folgt der Backsteinbau, der wieder, sobald er zur Herrschaft gelangt ist, für monumentale Bauten regelmäßig den Bruchstein zu Hilfe nimmt. Nur große Umwälzungen beschleunigen den Fortschritt und bedingen eine schnellere Entwickelung: so hatte der große hamburger Brand die Erbauung langer Straßenlinien in Backsteinbau zur Folge. In den von dem Brande nicht berührten Stadttheilen dagegen blieben die Fachwerkbauten nicht nur in großer Zahl bestehen, sondern man konnte noch vor zwanzig Jahren nicht selten sehen, wie das Dach eines solchen Hauses abgetragen und zur Erhöhung des Hauses ganze Etagengerüste in Balkenbau hinaufgewunden wurden. Keine Kunst hält sich so sehr an überlieferte Formen und folgt so streng den örtlichen Gewohnheiten wie eben die Architektur. Da die Stadt eine für jene Zeiten starke Festung war — die Thorsperre ist erst Ende 1860 aufgehoben worden —, so wurden die Häuser in Stadttheilen, wo nicht der Handel, sondern im Wesentlichen die Gewerbe betrieben wurden, mit einer Raumersparniß erbaut, von der man in unseren Zeiten kaum noch eine Vorstellung hat.

Die ursprüngliche Siedelung war so klein, daß die das östliche Stadtthor mit ihr verbindende Straße, der Speersort, nur etwa achtzig Meter lang ist. Außerhalb dieses Thores begann die nach Osten führende Landstraße, die sehr bald zur Stadt gezogen und wohl, weil sie zuerst oder wenigstens sehr früh geflastert wurde, den Namen Steinstraße erhielt. Sie läuft auf dem Höhenrücken, der die centrale Wasserscheide fortsetzt — in Hamburg Geest im Gegensatz zur Marsch genannt — mit kaum merklicher Senkung entlang. Hier konnten keine stattlichen Kaufmannshäuser erbaut werden, weil auf der Geest natürlich kein Fleet vorhanden war. Solche Häuser wurden vielmehr da erbaut, wo der hinter ihnen liegende Speicher an ein Fleet stößt, damit die Waarenbewegung zwischen Fleet, Speicher und Kontor hergestellt wurde und der kaufmännische Besitzer in unmittelbarster Nähe der Wohnung

auch sein Geschäft hatte. Das Hinterland — wenn man es so nennen darf — der beiden Häuserreihen der Steinstraße wird von sogenannten Höfen oder Gängen eingenommen, die in manchen anderen Theilen der Stadt verschwunden oder im Verschwinden sind. Ein meist außerordentlich schmaler Gang wird auf beiden Seiten von Baulichkeiten eingefaßt, die nicht aus mehrfachen architektonischen Einheiten bestehen, sondern in den engsten Raumverhältnissen eine einzige ausgedehnte Einheit bilden.

Nicht viel anders sind die baulichen Verhältnisse in der ersten von der Steinstraße seitlich abführenden Straße, dem Kattrepel, beschaffen. Hier ist der Neigungwinkel der Haustreppe der Häuser, so weit sie noch in Fachwerk aufgeführt und nicht durch Neubauten in Backstein ersetzt sind, nicht selten fünfzehn Grad und die Stufenbreite zwischen den Treppenwangen vielfach noch weniger als fünfzig Centimeter. Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, hier hätten nur sogenannte kleine Leute gewohnt. Vielmehr gehörte zu den Bewohnern der Steinstraße bis zum Jahre 1799 zum Beispiel Johann Andreas Varnhagen (von Ense hat erst sein Sohn hinzugesetzt), „Fac. Med. Doctor, Churpfalzbairischer Medizinalrath“, und im folgenden Jahre seine Wittwe und sein Sohn zu denen des Kattrepels. Man möchte es daher fast einen architektonischen Atavismus nennen, wenn in den nach dem Brande durch Backsteinbauten erneuerten Straßen eben so wie in den dann nach und nach besiedelten Vororten die Treppenanlage, wenn auch natürlich lange nicht so steil noch so schmal wie im Kattrepel und den Höfen der Steinstraße, so doch der unbequemste Theil der Häuser ist.

Ganz anders wurden die baulichen Verhältnisse durch die große, vom Zollanschluß bedingte Bevölkerungbewegung gestaltet. Erstens nämlich nahm der schon vorher vorhandene Zug der Bevölkerung nach Norden und Nordosten noch stärkere Dimensionen an als früher: ganze Quartiere entstanden, theils den Linien der Straßenbahnen folgend, theils sie hinter sich herziehend. Die neuen, hier entstandenen und immer weiter entstehenden Einzel- und Etagenhäuser zeigen einen gewaltigen Fortschritt in dem gesammten Bauplan und besonders in der Treppenanlage, die hier, weil sich das hamburger Baupolizeigesetz mit einer Haustreppe begnügt, in noch viel strengerem Sinne Hauptstück und Mittelpunkt ist, um den das ganze Haus disponirt ist, als anderswo: diese Treppen sind fast überall in den bequemsten Steigerungverhältnissen und mit ausgiebiger Raumverwendung angelegt.

Dem Expansionbedürfniß der wohnhaften Bevölkerung steht diametral der Konzentrationzug gegenüber, der den Handel immer weiter im Mittelpunkte der Stadt zusammendrängt. Altona wird allmählich von den größeren kaufmännischen Betrieben verlassen, und wie diese in Hamburg die Ortsbequemlichkeit suchen, die Handel und Wandel dringend verlangen, so fangen

die meist kleinen Kontore, mit denen sich die Kaufleute vor und unmittelbar nach dem Zollanschluß im Allgemeinen begnügten, jetzt an, großen und sehr hohen Geschäftspalästen zu weichen, die als Ersatz der niedrigen und unbequemen, nur geschäftlichen Zwecken dienenden Häuser der inneren Stadt theils schon erbaut, theils geplant sind. Und wunderbarer Weise werden diese mit Fahrstuhl, Waarenaufzug, Dampfheizung und elektrischem Licht ausgestatteten Riesenbauten gerade nach Dem genannt, was sie nicht besitzen und was, wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, unter dem verstärkten Impuls, den ihr Entstehen dem Verschwinden der geringsten architektonischen Organismen der Vorzeit, den Höfen, geben wird, bald ganz in Hamburg aufhören muß: nämlich Höfe. So giebt es denn einen Admiralität-, Alsterdamm-, Artus-, Bleichen-, Börsen-, Burg-, Doven-, Gröninger-, Hansa-, Heintze-, Holsten-, Johannis-, Luisen-, Nobels-, Post-, Reichen-, Rolands-, Schleußen- und Wilhelmshof, dagegen nur zwei Häuser: Börsen- und Afrikahaus, und eine Burg: die Karlsburg. Dem größten, in massigen Quadern aufgeführten Geschäftshause hat sein Erbauer, C. F. Laeisz, seinen Namen zu geben verschmäht. Wie schnell diese Entwickelung vor sich geht, kann man daraus sehen, daß in einer kurzen Straße bereits vier dieser Bauten entstanden sind.

So groß aber auch alle diese Veränderungen sind: sie erscheinen klein und unbedeutend Dem gegenüber, was die nächste Zukunft bringen muß. Die vorher erwähnte Straße Speersort ist in ihrem Haupttheil nur etwas über zehn Meter breit, während die von Friedrich Wilhelm dem Ersten angelegten Straßen der Friedrichstadt von Berlin sämmtlich eine Breite von etwa sechs rheinländischen Ruthen (= 22,62 Metern) haben. Vor dem Zollanschluß genügten diese und zahlreiche andere ähnliche hamburger Straßen dem Verkehr; jetzt sehen sie sich von täglich anwachsenden Menschenmassen durchfluthet, die immer energischer auf ihre Verbreiterung hindrängen müssen. Da harrt eine ungeheure Aufgabe, deren Bewältigung das ganze Stadtbild umgestalten muß.

Viel Interesse bieten neben so manchem Räthsel die Listen der Aus- und Einfuhr des letzten zur Bearbeitung gekommenen Jahres (1899): so wurde Butter eingeführt im Werth von 10 264 180 Mark, ausgeführt dagegen für 15 766 210 Mark. Die 5 502 030 Mark, um die die Ausfuhr die Einfuhr übertrifft, und den Verbrauch des Butter essenden Hamburg selbst mußte also der Nah- und Nachbarverkehr liefern. Gegen alle Erwartung klein ist Ein- und Ausfuhr von Margarine: sie verhält sich wie 4 186 320 zu 3 677 810. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, die Bevölkerung betheilige sich an diesem Genuß mit nur 1 509 510 Mark; giebt es doch in Hamburg nicht weniger als neun Margarinefabriken und dreißig Engrosgeschäfte des Artikels. Das Ausland dagegen zieht die Butter

noch immer vor: so ist nach Großbritannien für 3561830 Mark Butter, aber nur für 375070 Margarine ausgeführt worden.

Merkwürdig ist auch das Verhältniß von Cognac zu Rum. Von Cognac wurden nämlich ausgeführt 25190 Hektoliter, jedoch eingeführt 13384 Hektoliter, so daß 1180600 Liter in Hamburg für den Export hergestellt worden sind. Dagegen betrug die Ausfuhr von Rum 71101 Hektoliter, der eine Einfuhr von nur 14512 Hektoliter gegenübersteht; also hat die hamburger Fabrikation 5658900 Liter hergestellt. Dieser große Mehrverbrauch von Rum erklärt sich hauptsächlich dadurch, daß allein nach Großbritannien, West-Afrika, Britisch-Ostindien und Siam nicht weniger als 59155 Hektoliter ausgeführt wurden.

Auffallend gering ist der Handelsverkehr mit Wein: eingeführt wurden 319696 Hektoliter, ausgeführt 287237 Hektoliter, so daß 3245900 Liter in der Stadt selbst konsumirt oder auf Lager gegangen wären.

Sehr merkwürdig ist die relativ erhebliche Einfuhr von Genever, der in Hamburg so gut wie gar nicht getrunken wird, nämlich 20099 Hektoliter, von denen nur drei Hektoliter mit der Hamburg-Venloeer Eisenbahn, dagegen 19823 Hektoliter seewärts allein aus den Niederlanden eingingen. Dem gegenüber steht eine Ausfuhr von 64453 Hektolitern, wovon der Löwenantheil in dem nichtdeutschen Westafrika und auf dem Festlande von Australien, nämlich 39805 und 11048 Hektoliter, verbraucht wird. Da Deutsch-Westafrika und Deutsch-Südwestafrika zusammen nur 1713 Hektoliter bezogen haben, so fällt durch diese statistischen Mittheilungen ein helles Licht auf die energische Kulturarbeit, der sich England und das unter englischem Einfluß stehende Portugal auf dem Wege des Gin-Importes unterzogen haben.

Der Einfuhr von Liqueur und anderem Branntwein — 32127 Hektoliter im Werth von 3468190 Mark — steht eine Ausfuhr von 57515 Hektolitern im Werth von 5030960 Mark gegenüber, so daß also 25388 Hektoliter im Werth von 2562750 Mark durch die heimische Industrie hergestellt worden sind. Hierbei ist das weitaus größte Absatzgebiet Nordamerika: nach den Vereinigten Staaten sind 21650 Hektoliter verschifft worden, dann folgen Britisch-Ostindien mit 2584 und das englische und portugiesische Westafrika mit 10181 Hektolitern.

Ganz anders steht es mit dem Bier: eingeführt wurden 250825 Hektoliter, ausgeführt dagegen nur 167869, so daß der hamburger Konsum mit 92956 Hektolitern importirten Biers den durch die heimische Fabrikation hergestellten Bedarf ergänzt hat.

Merkwürdig ist, daß von Buchweizen und Hirse 195780 Doppelcentner ein-, jedoch nur 8991 Doppelcentner ausgeführt wurden. Daß der Buchweizen zum großen Theil in Hamburg oder der nächsten Umgebung

blieb, kann man verstehen; aber wo sind die 110682 Doppelcentner Hirse geblieben, die im Jahre 1899 eingeführt worden sind? In Hamburg wird Hirse nur als Vogelfutter verbraucht: sollte der Ueberschuß zur Verproviantirung der Seeschiffe verwandt und deshalb der Ausfuhrstatistik entgangen sein? Bemerkenswerth sind auch die Länder, aus denen Hirse gekommen ist, nämlich Rumänien, russische Häfen, preußische Ostseehäfen und — wer sollte es glauben? — Italien und Frankreich. Daß mit der Eisenbahn und auf der Oberelbe nur 26 Doppelcentner eingegangen sind, dürfte sich daraus erklären, daß die ostelbwärts ansässigen Wenden, so weit sie nicht germanisirt sind, nur für den eigenen Bedarf bauen und, wenn sie morgens auf Arbeit gehen, den Topf Wasserhirse mitnehmen, der sich bis zum Mittag heiß erhält.

Der Dom und die Siedelung um ihn war eine territoriale Gründung zur Anbahnung und Sicherung der politischen Herrschaft der Deutschen über die Wenden; reich mit Besitz ausgestattet, bildete die ihn verwaltende Körperschaft einen Staat im Staate: während „Seine Excellenz und Hochwürden" der Herr Propst, meist einem hervorragenden dänischen oder holsteinischen Geschlecht entstammend, eine mehr dekorative Stelle einnahm, stießen „Seine Hochwürdige Magnifizenz" der Herr Dechant und die Domherren mit dem Stadtregiment oft genug hart zusammen: daran hat auch, wie man beobachtet haben will, der Umstand kaum Etwas geändert, daß zu Inhabern der Kurien — so hießen die Amtshäuser der Mitglieder des Domkapitels — vielfach Männer aus den maßgebenden Familien der Stadt gewählt wurden. Jedes Reichsindividuum ging eben in dem ihm zunächst liegenden kleinen Mikrokosmus auf und der hamburger Bürger zog sich gegebenen Falles aus der hansestädtischen Republik in die domherrliche Kurie zurück.

Dom und Kapitel blieben so lange bestehen, wie die unentwirrbare Mannichfaltigkeit reichsdeutschen Lebens den ritterlichen, kapitularen und anderen politischen Sonderexistenzen Luft und Licht gönnte. Im Reichsdeputation-Hauptschluß des Jahres 1802 fiel der Dom mit Allem, was dazu gehörte, in aller Form Rechtens an Hamburg: das seewärts gerichtete Handelsinteresse hatte über den letzten, schon längst verkümmerten Rest territorialer Beziehungen gesiegt. Zuerst ließ man den Dom allmählich verfallen, dann wurde er abgebrochen und auf seinem Areal das Johanneum mit den benachbarten Straßenzügen erbaut. Endlich fuhr die größte praktische Intelligenz der deutschen Geschichte mit starker Faust rauh in die Handelsgeschicke der Stadt hinein, verhalf dem Gewerbe, das die Kraft dazu in sich fühlte, zu neuem Aufschwung, schuf dem Seehandel die Vorbedingungen weiterer Entwickelung und fügte das alte Elbemporium dem territorialen Zusammenhang Deutschlands ein.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.

Philosophie des Geldes.

Wer in früheren Zeiten philosophirte, hatte von Anfang an, mochten ihm die Erscheinungen auch noch so flüchtig sein, doch den einen festen Punkt: auf dem er stand. Wenn er auch wußte, daß frühere Denker anders gelehrt hatten, so kam ihm doch nicht zum Bewußtsein, daß diese andere Lehre nothwendig erzeugt war durch die Zeit, die ihren Inhalt in ihn goß, und daß er selbst auch nur eben ein Gefäß sei, in das gesellschaftliche Wirkungen seiner Mitwelt einströmten; sondern er hatte noch den stolzen Muth und den Glauben an die Möglichkeit einer absoluten Erkenntniß. Eine hauptsächliche Bedeutsamkeit des Buches von Georg Simmel, das unter dem Titel „Philosophie des Geldes“ erschienen ist, scheint mir zu sein, daß es nicht nur vom modernen relativistischen Standpunkt aus geschrieben ist, nicht nur mit kaltem Sinn auch den eigenen Inhalt als bedingt hinstellt: es ist hier der entscheidende Schritt gewagt und bis zum Centrum des Problems die Frage, die uns eben ja Allen schwer auf der Seele lastet, untersucht worden: inwiefern wir heute, wenn wir uns ehrlich um die letzten Fragen abmühen, immer auf die relativistische Antwort kommen müssen. Mit anderen Worten: Simmel läßt die Soziologie nach der letzten Veranlassung des Denkens unserer Zeit forschen.

Durch diese Wendung erhält seine Philosophie ihr bestimmendes Gepräge. In zwei große Lager kann man die Denker aller Zeiten theilen: in das Derer, die nach dem Sollen fragen, und in das der Anderen, die über das Sein nachdenken, in die Gesetzgeber und die Kritiker. Die Einen scheinen außer oder über ihrer Zeit zu stehen, der sie ihren Willen aufzwingen wollen: lebt man in hinreichender Entfernung von ihnen, so sieht man, daß auch sie in ihrer Zeit standen und wirkten, wie etwa der Utopist Plato doch im Grunde nur die Tendenzen des griechischen Lebens abstrakt dargestellt hat; und so wird man später auch bei Nietzsche urtheilen, daß sein Kampf gegen seine Zeit im Grunde doch ein Kampf für die höchsten Ziele seiner Zeit war. Bescheidener scheint das Ziel der Anderen: aus den Formen ihrer Zeit deren Sinn abzulesen und über die eigene Persönlichkeit aufzuklären. Aber der Mensch ist nun einmal ein wollendes Wesen; und auch ohne ihre Absicht ergeben sich aus dieser Kritik Forderungen, wenn auch nicht so laute wie bei den Anderen.

Simmels Buch selbst zeigt, wie es kommt, daß die zweite Art uns heute so angemessen ist, daß es für die erste einer ganz besonderen Leidenschaft bedarf, die sogar die Unwahrheit gegen sich und das tiefste Sehnen des Denkers selbst nicht scheut: ein entsetzliches Zeichen wider uns, daß unsere Propheten verzweifelnde Schauspieler sein müssen, wie es ja auch zur Zeit Platos ge-

schah. Was wir ohne Bedenken genießen können, ist nur die Klugheit eines stolzen Herzens, das sein Wollen zurückhält und sich am Spiel seiner Einsicht genug zu erfreuen versteht.

Simmel dringt zum Centrum des Problems vor: er untersucht das Geld. Er faßt diese Bedeutsamkeit seiner Philosophie zusammen am Ende seines Buches: „Indem hier ein Gebilde der historischen Welt das sachliche Verhalten der Dinge symbolisirt, stiftet es zwischen jener und diesem eine besondere Verbindung. Je mehr das Leben der Gesellschaft ein geldwirthschaftliches wird, desto wirksamer und deutlicher prägt sich in dem bewußten Leben der relativistische Charakter des Seins aus, da das Geld nichts Anderes ist als die in einem Sondergebilde verkörperte Relativität der wirthschaftlichen Gegenstände, die ihren Werth bedeutet; und wie die absolutistische Weltansicht eine bestimmte intellektuelle Entwickelungstufe darstellte, in Korrelation mit der entsprechenden praktischen, ökonomischen, gefühlsmäßigen Gestaltung der menschlichen Dinge, so scheint die relativistische das augenblickliche Annäherungverhältniß unseres Intellekts auszudrücken oder, vielleicht richtiger: zu sein, bestätigt durch das Gegenbild des sozialen und des subjektiven Lebens, das in dem Geld eben so den real wirksamen Träger wie das abspiegelnde Symbol seiner Formen und Bewegungen gefunden hat."

Das Buch zerfällt in zwei Theile: einen analytischen und einen synthetischen. Der eine liegt „diesseits, der andere jenseits der ökonomischen Wissenschaft vom Gelde". Der erste stellt die Voraussetzungen einzelpsychologischer Natur wie der soziologischen Wechselwirkung und der logischen Thatsächlichkeiten dar, wie sie sich lückenhaft in der geschichtlichen Entwickelung des Geldes zeigen und begrifflich ergänzt, abstrahirt und geordnet werden müssen; der zweite zeigt die Wirkungen des Geldes auf das seelische Leben des Einzelnen wie der Gesellschaft, Lebensgefühl, Schicksal, Seelengestaltung der Individuen und Kultur der Gesellschaft. „Der eine soll das Wesen des Geldes aus den Bedingungen und Verhältnissen des allgemeinen Lebens verstehen lassen, der andere umgekehrt deren Wesen und Gestaltung aus der Wirksamkeit des Geldes." Der erste Theil ist wissenschaftlicher Natur, von der allgemeinen Art der Geisteswissenschaften, wo die Abstraktion statt Instrument und Experiment steht; der zweite Theil ist philosophischer Art; er behandelt Dinge, die bei einem fortgeschrittenen Stand der Wissenschaft als „exakt" erforschbar gedacht werden können, jetzt aber noch Domäne des Denkers sind; und Dinge, vor Allem alles Seelische, die niemals einer exakten Behandlung fähig sein werden, sondern immer nur innerlich nachgefühlt und nachgebildet werden müssen. Ohne den zweiten wäre der erste Theil so gleichgiltig, wie es unsere Wissenschaft meist ist; dadurch, daß er die Voraussetzungen des zweiten giebt, bekommt er das hohe Interesse, das nothwendig

alle Dinge haben müssen, die unser Lebensgefühl betreffen. Deshalb gebe ich hier kurz die Hauptsätze aus dem ersten Theil wieder.

Durch den Tausch geht der Gegenstand aus der bloßen Subjektivität seines Werthes in die Objektivität über: sein Werth wird objektiv, indem ein anderer für ihn gegeben wird. Das Geld als der allgemeine Gegenwerth aller tauschbaren Werthe ist der verselbständigte Ausdruck der Tauschrelation. Es kann Das zunächst nur dadurch, daß es selbst Werth ist, nicht ein bloßes Zeichen. Aber das werthvolle Metall hat zuletzt nur noch die Bedeutung eines nothwendigen, aber indifferenten Trägers einer Funktion. Seine Qualität ist völlig ausgelöscht: es hat nur Quantität; und seine Funktion ist, die Qualitäten, die Welt der ökonomischen Dinge, die sich in harter Gegenständlichkeit auf den Markt drängen, in Quantitäten aufzulösen, indem es als ihr Gegenwerth sie in einer nur quantitativ bestimmten Summe ausdrückt.

Die allgemeine Wandlung in unsern Anschauungen ist die selbe, die sich bei diesem Prozeß zeigt. Wie es von der Substanz zur Funktion umschlägt: „ . . . Auch diese Meinung stellt es, wie das Mittelalter, den Bewegungen der wirthschaftlichen Objekte als ein ens per se gegenüber, statt es in sie einzubeziehen und zu erkennen, daß es, welches auch sein Träger sei, als Geld nicht sowohl eine Funktion hat, als eine Funktion ist. Bei jener oberflächlichen Anschauung hat wohl das alte Schema mitgewirkt, das die Erscheinungen durchgehends in Substanzen und Accidenzen theilen ließ . . . Der Geldwerth wird aber der Reduktion auf einen Funktionwerth eben so wenig widerstehen können, wie das Licht, die Wärme und das Leben ihren besonderen substanziellen Charakter bewahren und sich der Auflösung in Bewegungarten entziehen konnten.“ Und das Umschlagen der Qualität in die Quantität: so haben wir Farben und Töne als Schwingungen von größerer oder geringerer Länge aufgefaßt; oder denken wir an eine Hypothese, daß die Elemente nur verschiedene Schwingungen eines Grundkörpers sind. „Zu anderer Form und Anwendung ist die selbe Grundtendenz in all den Fällen wirksam, wo man frühere Annahmen eigenartiger Kräfte und Bildungen auf die Massenwirkung sonst bekannter, unspezifischer Elemente zurückgeführt hat“, wie bei Bildung der Erdoberfläche aus vielen kleinen Wirkungen von Wasser, Luft, Kälte, Wärme, Pflanzen statt durch plötzliche und gewaltige Katastrophen; und wie in der Geschichtauffassung, wo man an die Stelle der großen Einzelpersönlichkeit die gleichartige Masse gesetzt hat und für die große, welterschütternde That kleine, sich summirende Vorgänge des wirthschaftlichen und weiteren Lebens. Das Geld ist das trefflichste Symbol für dieses Verschwinden des Spezifischen, Individuellen, Geformten, Qualitativen in ein bloßes Zahlenverhältniß; und noch weiter für die allgemeine relativistische Weltanschauung, nach der das gesammte bunte Sein mit allen scheinbaren Quadern und

festen Säulen nichts ist als eine schillernde Seifenblase, die frei in der Luft schwebt, zusammengehalten allein durch die Spannung ihrer Theile; wenn diese verloren geht, so platzt sie, und von aller Pracht und allem Glanz bleibt nichts als ein gleichgiltiger Tropfen schmutzigen Wassers.

Der, dessen Herz sich empört gegen solche Zerstörung, mag in dieser selben Philosophie den Trost finden für sie: daß auch sie nicht das letzte Wort ist, sondern nur der Ausfluß von Zeitverhältnissen, dessen tiefste Quelle uns eben Simmel im Geld zeigt; und wie auf Pythagoras doch wieder Plato gefolgt ist, nachdem gegen die nicht mehr zu überbietende letzte intellektualistische Konsequenz der Sophisten Sokrates wieder Instinkt und Lebensgefühl in ihr Recht eingesetzt hatte, so wird auch diese Philosophie wieder abgelöst werden; ferner aber, daß sie ihre eigene Kritik ist; denn indem Simmel im zweiten Theil die Konsequenzen für Kultur und Lebensgefühl schildert, giebt er, gerade durch seine Objektivität, ihre schärfste sittliche Verurtheilung. Wir sind aber doch sittliche Wesen, denn unser Erkennen scheidet uns nicht prinzipiell vom Thier, mag es auch immer noch weitergehen; und eine Verurtheilung durch unser Wollen ist endgiltig; durch unsere Einsicht verwerfen wir nicht und nehmen wir nicht an.

Neuere Denker haben auch dem Ich seine Substanzialität geraubt und es als ein Resultat der gegenseitigen Beeinflussung von Energien hingestellt; auch ihnen kann man vielleicht am Ende ihre qualitative Bestimmtheit nehmen und so auch den Menschen zuletzt als ein Zahlenverhältniß auffassen. Das wäre in Uebereinstimmung mit den Anforderungen der modernen Zeit an ihn: er soll nicht ganze und untheilbare Persönlichkeit sein, sondern ein Theil seines Ich soll diesen Zwecken dienen und in dieser Weise, ein anderer jenen und in jener Weise; wie etwa in einem banalen Beispiel ein Händler im Geschäft ruhig lügt und betrügt und eine Stunde später als Stadtverordneter treuherzig unseren tüchtigen Mittelstand repräsentirt, der den wahren Kern des Volkes ausmache. Virtuosen der Verwandlungsfähigkeit — oder sagen wir: Leute mit labilem Gleichgewicht ihrer Energien — leisten solche Aufgabe, sind sogar stolz auf diese Leistung und beherrschen dadurch unser Volksleben. Früher, als die Gesellschaft nicht auf Verhältnissen ruhte, sondern auf Menschen, herrschten die einheitlichen Naturen, deren Handlungen aus einer festen Persönlichkeit kamen und immer die selbe Farbe hatten, und man verachtete die Anderen; sie erscheinen uns heute als die Menschen der guten und alten Rasse, die zurückgedrängt werden durch die von unten, aus dem Unbestimmten und Formlosen Heraufgekommenen: hier, wie in vielem Anderen, zieht der heutige demokratische Sozialismus nur die Konsequenzen aus der bestehenden Gesellschaftordnung; und hier liegt auch der letzte Grund für den modernen Pessimismus, der ja nichts ist als der Ausdruck des Gefühls

der Zwecklosigkeit: „der Mensch als“ — sei es als Bürger oder als Berufsmann oder als Familienglied oder als Dieses oder Jenes — ist doch nie der Mensch für sich selbst als Selbstzweck, sondern als Mittel für andere Menschen, die zuletzt selbst wieder Mittel für ihn sind; so bietet die Gesellschaft das vollkommene Gleichniß des relativistischen Weltbildes, des „freischwebenden Prozesses, dessen Elemente sich gegenseitig ihre Stellung bestimmen, wie die Materienmassen es vermöge ihrer Schwere thun“; aber wenn wir solche Einsicht gewonnen haben, dann fällt doch jeder Grund fort, das Leben zu ertragen, dann empfinden wir es als eine Last; es geht durch diese wuchernde Ausbreitung des Intellektualismus der selbe Prozeß vor sich, durch den im Buddhismus sich an die Erkenntniß der Kausalitätenkette die Ueberzeugung vom Unwerth alles Seins und der Ekel an allem Genießen knüpft. Eine um wie viel größere Klugheit und viel tieferer Sinn ist in dem Worte der Edda: „Mäßige Weisheit wahre der Mann; er werde nicht allzu weise: des Weisen Herz ist wenig froh; er kennt dafür zu Vieles.“

Simmel müht sich in einem zweiten Buch in einer objektiven Darstellung, indem er gerecht alle Konsequenzen der Geldwirthschaft untersucht; der Leser, der nicht Philosoph ist und ungebunden nach seinen Trieben urtheilen kann, vermag aber die schärfste Verurtheilung zu finden auf Grund dieser Gedankengänge; denn die glücklichen Errungenschaften können doch so aufgefaßt werden, daß ihre günstige Beurtheilung nur unserer spezifisch modernen Selbsttäuschung entspricht. Immer wird der Mensch seinen Kerker als eine Rosenlaube anzusehen vermögen; deshalb sollten wir lieber auch die Rosenlaube hassen. Freilich macht uns unser Haß nicht frei; aber er ist der einzige Trost des Gefangenen.

Sismondi, ein Gegner der modernen Gesellschaftordnung wie der sozialistischen, der als der Erste ein — wenn auch noch trübes — Verständniß für das Mittelalter hatte, charakterisirt am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unsere Zeit als eine, die das Leben schwer macht dadurch, daß sie die Mittel zum Leben leicht macht. Zu diesem Resultat kommt im Wesentlichen der zweite Theil Simmels, in ganz anderer und umfassenderer Art natürlich. Der Stoff ist in drei Kapitel getheilt: „Die individuelle Freiheit“; „das Geldäquivalent personaler Werthe“; und „der Stil des Lebens“.

Es ist bekannt, daß der Begriff „Freiheit“ an sich ganz leer ist und erst Inhalt erhält, wenn ausgesagt wird, wovon der Mensch frei ist. Die Menschen als gesellschaftliche Wesen haben nothwendig Verpflichtung gegen einander und zunächst ist der Einzelne natürlich um so freier, je weniger Verpflichtungen er gegen Andere hat. Das ist nicht etwa stets der Reiche oder Mächtige, denn Besitz und Macht verpflichtet nicht einseitig und der Absolute, wenn er klug ist, merkt gar bald, daß er eigentlich nur der Diener

seiner Unterthanen ist. Nur je bedürfnißloser Einer ist, um so freier ist er; daher im späten Griechenland das Ideal des Cynikers und schon bei den frühen Germanen der Spruch der Edda „Auf eigenem Besitz, wie ärmlich er sei, da ist man der Herr im Hause: ein Strohdach, zwei Ziegen im Stall dazu, Das bleibt immer besser als betteln." Das aber ist das Ideal von Zeiten, wo die Menschen ganz waren; heute, wo die Theilbarkeit der Persönlichkeit als möglich und wünschenswerth erscheint, ist ein anderes Ideal individueller Freiheit entstanden, das Simmel so schildert: wenn die Verpflichtungen nicht auf die Persönlichkeit gehen, sondern auf das Arbeitprodukt. Der Typus ist der moderne Arbeiter. Er ist als Persönlichkeit frei, also nicht mehr Sklave, seine Arbeitkraft gehört ihm, er ist nicht mehr Höriger: er verkauft seine Arbeitleistung, die er in fremden Produktionmitteln als Lohnarbeiter oder in eigenen als Hausindustrieller materialisirt, und steht zu dem Mann, der früher sein Herr war, nur in dem gesellschaftlichen Verhältniß, daß er ihm Waare für Geld giebt — wenigstens ist Das die Tendenz, auf die es hier ankommt —, genau in dem selben Verhältniß, in dem Dieser eventuell zu ihm steht, sei es auch durch Mittelspersonen, wenn er ihm etwa sein eigenes Arbeitprodukt für Geld verkauft. Der Tendenz nach handelt es sich in allen Fällen der Verpflichtung heute um einen Tausch von Geld-Waare und Waare-Geld, der absolut unpersönlicher Natur ist. Die Arbeittheilung und Zersplitterung der Persönlichkeit in ihre Funktionen ergiebt, daß die Abhängigkeit von einem immer größeren Kreis von Personen stattfindet: Unternehmer — Arbeiter, Hauswirth — Miether, die verschiedenen speziellen Händler — Konsument, Staat — Staatsbürger u. s. w. Ein großer Theil dieser Beziehungen ist ohne Schwierigkeiten lösbar: der Unternehmer kann sofort andere Arbeiter, der Arbeiter andere Unternehmer, der Händler andere Konsumenten, die Konsumenten andere Händler finden; sofern noch Momente persönlicher Verpflichtung neben den sachlichen vorhanden sein sollten, werden sie hierdurch beseitigt. Diese Dinge ergeben, was wir heute individuelle Freiheit nennen; und deren Träger ist offenbar das Geld, ihre Ursache die Geldwirthschaft.

Man müßte blind sein, wollte man die Richtigkeit dieser Gedankenreihe leugnen. Unzweifelhaft hat hier die große Masse der Gemeinschaft zum ersten Mal seit den allerprimitivsten Zeiten (und deren Freiheit überschätzen wir sehr, weil ihre Gebundenheit uns unverständlich geworden ist) individuelle Freiheit erlangt. Daneben muß man aber doch betonen, daß für die Wenigen, die früher frei waren, die Freiheit geringer geworden ist. Heute ist Diogenes nicht mehr möglich und der altisländische Junker mit seinen zwei Ziegen auch nicht, denn der Gebildete (um den es sich allein handeln kann) vermag nicht mehr so bedürfnißlos zu existiren. Gellius erzählt von zwei jungen Philosophen in Athen, die nachts als Sklaven in einer Mühle arbeiteten

und von dem Erlös der Arbeit so leben konnten, daß sie den Tag zum Philosophiren frei behielten; die Zeiten sind noch nicht so fern, wo ein Gelehrter Stunden gab und Uebersetzungen machte und die übrige Zeit in einem Dachkämmerchen an seinen Büchern schrieb. Auch Das ist heute unmöglich für Solche, die hier in Frage stehen; und Die es doch durchsetzen, sind ein besonderer Typus von wirren Köpfen. Scheinbar hat die Neuzeit einen Typus der Freien geschaffen: den Mann von bescheidenem Vermögen und sicheren Einkünften daraus, der ohne alle Rücksicht und Verpflichtung seinen Geist und seine Seele kultiviren kann. Aber wir brauchen uns nur umzusehen, um unter solchen Leuten zwar viele Nichtsthuer zu finden, die durch ihre Unthätigkeit solchen großen Vortheil verscherzen, da sie sich zu Sklaven ihrer kleinen Geschäfte und Lieferanten oder ihres Ehrgeizes machen, aber sicher weniger Menschen, die durch ihre Muße wirklich frei werden, etwa Denen gleich, die in den mittelalterlichen Klöstern lebten. Das ist aber unzweifelhaft wieder eine Wirkung der Geldwirthschaft, die den Einzelnen so viele Quisquilien nahe rückt und wünschbar macht, wenn er sonst nichts zu leisten hat, daß es einer besonderen und seltenen Energie bedarf, um sich von solchem Ballast des Lebens zu befreien. Ein Mann wie Tolstoi, abgesehen von manchem Wunderlichen und Doktrinären, ist ein auffälliges Phänomen unserer Zeit allein schon dadurch, daß er weiß, worin das Wesentliche des Lebens liegt; in früheren Zeiten gab es solcher Leute viele.

Und endlich: nimmt man nicht eine zufällige Farbe für etwas Materiales bei dieser modernen individuellen Freiheit? Bleibt nicht Sklavenarbeit Sklavenarbeit, mag sie von einem Menschen befohlen werden oder von den Verhältnissen und dem Hunger und mag an die Stelle der Willkür der ewige Gleichtakt der Maschine getreten sein? Die Menschheit wird wohl nie ohne Sklaven auskommen können und man kann dem Armen die Illusion der Freiheit gönnen, deren wirklicher Besitz ihn vielleicht unglücklich oder unerträglich machte; aber müssen die Höheren diese Illusion nicht zu theuer bezahlen?

Die eben angedeutete Möglichkeit der individuellen Freiheit ist unleugbar ganz moderner Natur. Sehr schön macht Simmel darauf aufmerksam, daß an sich Besitz Thun ist und daß in vorgeldwirthschaftlichen Verhältnissen der Besitzende deshalb unter Umständen gebundener war als der Besitzlose; erst die mögliche Sicherheit der Kapitalanlage zum Zweck des Ertrages von Geldzins schafft die Freiheit des Besitzenden. Eben so schafft das Geld scheinbar eine gewisse Freiheit des Schöpfers geistiger Werke. Noch bis weit in die Neuzeit hinein war der Künstler nur möglich als Schützling eines Maecens, dessen Geschmack von ihm beachtet werden mußte. Ganz in der alten Weise ist dieses Verhältniß nur noch vorhanden für den Architekten; schon der Maler kann unter Umständen wichtige Einnahmen aus den Reproduktionen

seines Werkes haben, die in einer großen Zahl von Exemplaren von einer namenlosen Menge gekauft werden; der Komponist lebt von den Einnahmen, die aus vielen kleinen Eintrittsgeldern zu seinen Aufführungen zusammenfließen, der Dichter von den Erträgen seiner in vielen Exemplaren verkauften Bücher. Man könnte annehmen: eine künstlerische Persönlichkeit schafft da unbekümmert und frei nach ihrer Art, die vielen tausend gleichartigen Exemplare seines Werkes, die mechanisch nach dem Original hergestellt werden, gehen in die Welt, werden hier von Denen gefunden, denen sie zusagen, und indem Diese sie kaufen, trägt Jeder eine Kleinigkeit zum Unterhalt des Künstlers bei, die Diesen zu keinerlei Abhängigkeit verpflichtet. Aber auch hier darf man die Kehrseite nicht übersehen. Die Kunstübung unserer Zeit zeigt eine große Individualisirung der Künstler innerhalb der Schulen, die einander schnell ablösen. Ein neuer Künstler ist heute in ganz anderem Sinn etwas Neues als früher. Die Folge ist, daß er, falls seine Art nicht zufällig geeignet ist, bald auf die Menge imponirend zu wirken, etwa durch eine gewisse Pracht und Ruhmredigkeit oder durch Uebereinstimmung mit den augenblicklichen Zeittendenzen, erst sehr spät jene Menge von Käufern findet. Da er aber seine Bedürfnisse doch vorher befriedigen muß, so sieht er sich genöthigt, in irgend eine Kraft zerstörende Berufsarbeit einzutreten, als Schriftsteller etwa in den Journalismus, oder sich dem Geschmack des Publikums anzupassen, „Publikumskunst“ zu schaffen, die ja erst mit der Geldwirthschaft auftritt. Auch hier ist die Sklaverei unpersönlich geworden, aber dadurch doch nicht minder hart; vielmehr sind die Möglichkeiten glücklichen Zusammentreffens einander Fördernder im Abhängigkeitverhältniß, wie etwa bei Goethe und Karl August, ausgeschlossen: denn die Menge fördert nicht, und je größer sie ist, desto weniger will sie gefördert sein.

Alle solche Dinge haben ihre zwei Seiten. Unzweifelhaft ist, was wir heute Individualität nennen, erst seit dem Ausgang des Mittelalters entstanden; obwohl wir nicht vergessen sollen: das Mittelalter liegt uns schon so fern, daß wir bei seinen Menschen individuelle Züge, wenn sie vorhanden sind, nicht mehr bemerken, wie uns etwa alle Neger gleich aussehen, die sich doch unter einander sehr wohl zu unterscheiden vermögen. Sei es aber, dann würde auch hier wieder der typische Vorgang der Gegenwart sein, daß nämlich Güter erzeugt werden ohne eigentlichen Zweck und im Grunde nur zu dem Endziel, unbefriedigte Sehnsucht zu erwecken. Der Arbeiter, der in den ersten Zeiten der sozialistischen Bewegung von wohlwollenden Philosophen so bedauert wurde, wenn er durch die Straßen mit den prächtigen Läden ging, aus denen er nichts kaufen konnte, erhielte jetzt ein viel mehr des Mitleids würdiges Pendant in dem Gebildeten, der alle Möglichkeiten geistiger Entwickelung in Tantalusnähe vor sich sieht und an irgend eine gemeine

Sklavenarbeit gefesselt ist; und sicher nicht häufiger als aus dem Arbeiter ein Krupp oder Carnegie wird, gelangt der Gebildete in die Freiheit.

Im letzten Kapitel, „Der Stil des Lebens", giebt Simmel die Kritik, natürlich viel tiefer, als diese paar Bemerkungen sie eben geben konnten.

„In diesen Untersuchungen ist öfters erwähnt worden, daß die seelische Energie, die die spezifischen Erscheinungen der Geldwirthschaft trägt, der Verstand ist, im Gegensatz zu der, die man im Allgemeinen als Gefühl oder Gemüth bezeichnet und die in dem Leben der nicht geldwirthschaftlich bestimmten Perioden und Interessenprovinzen vorzugsweise zu Worte kommen. Das ist zunächst die Folge des Mittelscharakters des Geldes. Alle Mittel als solche bedeuten, daß die Verhältnisse und Verkettungen der Wirklichkeit in unseren Willensprozeß aufgenommen werden. Sie sind nur durch ein objektives Bild thatsächlicher Kausalverbindungen möglich; und offenbar würde ein Geist, der die Gesammtheit dieser fehlerlos überschaute, für jeden Zweck von jedem Ausgangspunkt nur die geeigneteren Mittel geistig beherrschen. Aber dieser Intellekt, der die vollendete Möglichkeit der Mittel in sich bärge, würde darum noch nicht die geringste Wirklichkeit einer solchen produziren, weil dazu die Setzung eines Zweckes gehört, im Verhältniß zu dem jene realen Energien und Verbindungen erst die Bedeutung von Mitteln erhalten und der erst durch eine Willensthat kreirt werden kann." Je länger die Reihe der Mittel wird, desto mehr muß demnach die Intellektualität die Willenskraft überwuchern und das ideale Endziel wird sein: immer mehr Mittel und immer weniger Zweck, immer mehr Verständniß und immer weniger Wille. Wir brauchen nur die Augen zu öffnen, nur zu sehen, wie sehr wir uns in dieser Entwickelung befinden, so sehr, daß den Menschen heute schon das Verständniß für den Unterschied von Zweck und Mittel verloren gegangen ist. Sonst ist unsere Zeit doch gewiß nicht bescheiden; aber wenn sie sich „das Zeitalter der Eisenbahnen" nennt, so nennt sie sich doch nur nach einem Mittel der Bewegung von Gegenständen; oder als „Zeitalter des elektrischen Lichtes" nach einem Mittel, bei dem man bequemer lesen kann als beim Kienspahn; aber sehr richtig meint Simmel, daß dadurch noch nichts über die Vortrefflichkeit des gelesenen Buches gesagt ist. So sehen wir auf der anderen Seite das Gefühlsleben immer flacher werden und die Leidenschaften, die dem Leben doch erst Sinn und Bedeutung geben, verschwinden. Wir glauben auch, unseren Bildunghorizont erweitert zu haben, wenn wir vermöge dieser Objektivität ferne Zeiten zu verstehen meinen: in Wirklichkeit ziehen wir sie nur auf die flache Ebene des modernen Intellektualismus herab; denn verstehen kann man nicht alles Beliebige durch Erkennen, sondern nur das Kongeniale durch Mitleben und Mitfühlen; die rationalistische Platitude hat seit dem vorigen Jahrhundert nur ihre äußere Gestalt gewechselt.

Und so kommen wir auf die allermerkwürdigste Erscheinung der Neuzeit: die Steigerung der Kultur der Dinge und das Rückbleiben der Kultur der Personen. Nicht wie früher ist der ganze Mensch mit seiner Einsicht und seinem Wollen in seiner Arbeit, sondern nur ein Theil seiner Persönlichkeit ist wirksam; aber die Arbeit gehört ihm auch nicht mehr allein, sondern Vielen: an einem gewissen Gebrauchsgegenstand wie an einem wissenschaftlichen Problem hat die spezialisirende Theilung der Arbeit stattgefunden und so kann ein Einzelner zu großem Vortheil einer Sache thätig sein und sie fördern, obwohl er sie vielleicht gar nicht versteht oder überschaut. Speziell die großen Fortschritte der Wissenschaft in der letzten Zeit sind ja erst durch die gelehrte Arbeitstheilung möglich geworden.

Aber auch bei dieser Herabdrückung der Persönlichkeit erhalten wir doch kein rechtes Aequivalent. Ein mittelalterlicher Mensch würde, wenn er unsere Zeit in ihrem Innersten verstände, annehmen, daß sie vom Teufel regirt werde, dessen Sitte es ist, den Menschen das Werthvolle abzuschwatzen und ihnen irgend ein gleißendes Gut dafür zu geben, das sich zuletzt als werthloser Koth herausstellt. Welcher Art ist denn die Kultur der modernen Dinge? Das, woran Viele arbeiten, ist sicher seelenlos. Ein einfaches altes Geräth, das mit Liebe von einem Handwerker gemacht ist, hat eine Seele; ein modernes Stück, das nach dem besten Modell gearbeitet sein soll, ist doch schließlich immer kalt und gleichgiltig, denn der Arbeiter muß mit Freude gearbeitet haben, aus einem inneren Ueberfluß heraus; und Das ist nie möglich bei spezialisirter Arbeit; die ist stets Last, und wenn man den Arbeitstag auch auf vier Stunden verkürzt. Das Selbe gilt für die wissenschaftliche Arbeit: ihre Resultate sind ja brauchbar und praktisch; aber immer mehr scheidet sich die Wissenschaft von dem spezifisch geistigen Leben ab zu einem gleichgiltigen Banausenwesen, zu dem kein Mensch eine seelische Beziehung hat, sondern das man benutzt wie das Straßenpflaster oder die Eisenbahn.

Es ist kaum möglich, im Rahmen eines Artikels aus einem so umfassenden philosophischen Werk mehr zu geben als den leitenden Gedanken und das Eine oder Andere hervorzuheben, zustimmend oder ablehnend, was dem berichtenden Leser gerade besonders nahe liegt; und was er darüber sagen mag, ist naturgemäß wieder gefärbt durch Das, was er aus dem selben Buch eben gelernt hat. So möchte ich nur noch ein paar Sätze citiren, die die methodische Bedeutung des Werkes zeigen: „Dem historischen Materialismus (der genauer als historischer Sensualismus zu bezeichnen wäre) ein Stockwerk unterzubauen, so, daß der Einbeziehung des wirthschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungwerth gewahrt wird, aber eben jene wirthschaftlichen Formen als das Ergebniß tieferer Werthungen und Strömungen, psychologischer, ja metaphysischer Voraussetzungen erkannt

werden. Für die Praxis des Erkennens muß sich Dies in endloser Gegenseitigkeit entwickeln: an jede Deutung eines ideellen Gebildes durch ein ökonomisches muß sich die Forderung schließen, dieses aus ideelleren Tiefen zu begreifen, während für diese wiederum der allgemeinste ökonomische Unterbau zu finden ist, — und so fort ins Unbestimmte." Die hauptsächliche philosophische Bedeutung des Buches liegt in diesem methodischen Gedanken, der mir von der größten Fruchtbarkeit zu sein scheint, wie es zu ihrer Zeit die materialistische Geschichtauffassung war. So skeptisch man sonst von unserer Zeit denken mag: Das ist doch etwas Großes, daß sie in solcher Weise sich selbst zu erkennen vermag. Nur noch die griechische Kultur, als sie sich ihrem Abschluß nahte, besaß diese Fähigkeit. Und da wir nun einmal in unserer Zeit leben, so genießen wir doch ihr Schönes, besonders da dessen wesentliche Eigenschaft ist, daß es uns erlaubt, uns von ihr zu entfernen.

Friedenau. Dr. Paul Ernst.



Die Geschichte von einem Schnaps.

Zu jener denkwürdigen Osterzeit, wo ich nach der Stadt München gekommen war, um über die Mysterien meiner Konversion Aufschluß nachzusuchen, bekam ich eines Tages im Gasthaus „Zum Heiligen Franziskus" einen Schnaps zu trinken, der beinahe mir selbst sammt meinen Nachforschungen ein jähes Ende bereitet hätte.

Die Räthsel schossen wie Pilze aus dem Boden empor, wo ich ging und stand. Sie überwucherten das Leben und die Menschen, entstellten sie, machten sie unkenntlich. Die ganze Geschichte nebst den betheiligten Personen stand auf dem Kopf. Wie ich aber die Herren theilnahmvoll fragte, warum sie in dieser auffallenden und unbequemen Stellung beharrten, war keine vernünftige Antwort herauszubekommen. Sie strampelten nur mit den Beinen in der Luft herum und murmelten unverständliche Worte.

Den eigentlichen Macher, der sich nicht nur der Auslösung meiner Seele, sondern auch der damit eng verknüpften Verpfändung meiner Silber- und Schmucksachen mit gleichem Eifer angenommen hatte, fand ich in einem öffentlichen Krankenhause liegen, wo er eine gefährliche Operation hatte durchmachen müssen. Der Mann sah mir aus wie der Tod selbst; und doch las ich einige Stunden

später in einer Zeitung, daß der Mann, der seinen Namen trug, zu einer genau bestimmten Zeit seinen ersten Spazirgang unternommen hätte. Und diese Zeit fiel schon eine halbe Stunde vor meinen Besuch bei dem Totkranken. Ich bin nicht besonders abergläubig noch bang. Das aber kam mir etwas unheimlich vor. Da ich aber für italienische Taschenspielerkünste kein Interesse habe, ließ ich die Sache liegen. Den Mann selbst sah ich kurz danach in den Restaurants und auf den Straßen herumspaziren, dickbackig und wohlgenährt.

Der Geistliche, dem ich wegen der Konversion zugeschickt worden war und der sie besorgt hatte, lag auch zu Bett und konnte sich kaum rühren. Sobald ich aber zur Frage kam, warum ich die Konversion neun Monate lang geheim halten mußte, fing er an, in fürchterlicher Weise zu schreien und zu toben, so daß ich glaubte, einen von den berühmten Besessenen des Mittelalters vor mir zu haben. Er fuhr damit fort, bis plötzlich sein Papagei anfing, seinem Herrn nachzuahmen und ihn zu überschreien.

Ein zweiter Geistlicher, in dessen Hauskapelle die Aufnahme stattgefunden hatte und der als Zeuge dabei anwesend sein sollte, der aber — ganz wie später mein lieber Pathe bei der Firmung — im rechten Augenblick den Staub der Stadt München von den Füßen schüttelte und ins Württembergische verschwand, nachdem er einen Thürschließer und einen Hausknecht — oder was sie waren — als seine Vertreter hinterlassen hatte, dieser würdige Diener Christi rieth mir, als ich mich an ihn wandte, mit einer halb gleichgiltigen, halb ärgerlich erregten Schulterbewegung, den erwünschten Aufschluß in der Isar zu suchen.

Der Oberhirt der Landeskirche saß in versteinerter Majestät in seinem Palais und ließ durch seine Bedienten Zutritt und Auskunft verweigern.

Während ich über dieses originelle praktische Christenthum, das mir gar sonderbar duftete, näher nachgrübelte, wurde mir jener Schnaps überreicht, der mir beinahe den allergründlichsten und definitiven Aufschluß gebracht hätte. Freilich: ein Doppelgänger, ein Papagei, ein Leichenbitter und ein Unsichtbarer, — Das waren ja Aufschlüsse in Hülle und Fülle, die schon allein im Stande wären, Einem den Kopf wirbelig zu machen. Aber der Schnaps fehlte; und der Schnaps kam.

Als ich eines Tages im Monat Juni das Gasthaus „Zum Heiligen Franziskus" verließ, nachdem ich dort mein bescheidenes Mittagsmahl wie gewöhnlich genossen hatte, verspürte ich in meinem Körper ein wunderliches Gefühl, als ob Etwas in ihn eingedrungen sei, wogegen er sich auflehnte. Der Schnaps allerdings — ich gönnte mir auch in diesen pekuniär hochkritischen Tagen, wo mir die Regeln des Heiligen Franziskus einexerzirt wurden, nach lieber Heimathsitte den Schnaps zum Mittagsessen — dieser Schnaps, von Kirschwasser, hatte mir allerdings verdächtig lauwarm geschmeckt. Ich trieb mich in den Straßen herum, weil ich ein Zimmer miethen wollte, da im Gasthaus, wo ich mich für die Zeit des Aufschlußsuchens einlogirt hatte, eine Art geheimer rabies canina die Menschen anzustecken schien. Es war Föhn in der Luft; der Wind wirbelte durch die Straßen und jagte große Staubwolken vor sich her; es wehte Einem die Hitze entgegen. Ich blieb stehen, denn es schien mir, daß Alles um mich mit einem Male stumm und lautlos geworden sei; nur die Häuserreihen glitten mir vorbei wie leichte, papierne Flächen, die sich schnell und schiebend bewegten. Ich setzte mich — wunderlich betäubt — auf eine Bank, wußte gar nicht, in

welchem Stadttheil ich mich befand, mußte mich sehr anstrengen, ehe es mir gelang, mich zu orientiren, und war sehr erstaunt, als ich bei einer Art von Erwachen entdeckte, daß ich an dem mir sonst sehr gut bekannten Rundel der Maximilianstraße vor dem Café Victoria saß. Meine Frau hatte nichts an mir bemerkt; und ich selbst hielt nach Kräften diesen sonderbaren Zustand nieder, den ich nie in meinem Leben, weder früher noch später, gefühlt habe.

Das half aber nicht; der Schnaps schien seine innere Mission erfüllt zu haben; es hieß nun schnell nach Hause kommen, also nach dem Gasthaus mit der rabies canina. Der Kopf war heiß; mich fröstelte durch den ganzen Körper; die Knie sanken gleichsam unter mir. Ich sputete mich ins Bett; und da blieb ich liegen, ohne mich rühren zu können, denn der Rücken lag wie zwischen eisernen Wänden fest geschraubt. Es kam die Krisis mit ihrer Fluth und ihrer Ebbe. Dann folgten sogar Besuche von menschlichen Wesen, — wahrhaftigen, wirklichen Menschen. Ein münchener Humorist fand sich ein und unterhielt mich mit geheimnißvollen Worten über Einen, der sterben müsse, obgleich er selbst nichts davon wisse, wofür ich angesichts der obwaltenden Umstände nicht ganz unempfindlich war. Eine ältere Dame mit Athembeschwerden sank plötzlich auf den Stuhl vor meinem Bett nieder, um mir mitzutheilen, daß sie auf der Treppe von einer tötlichen Angst befallen worden sei, der Athem werde ihr ganz ausgehen. Eine dritte Person deutete mir mit einem tiefen und schiefen Blick an, daß diese selben Treppen wie dazu bestimmt seien, daß Einer bequem und ohne Mühe sich darauf die Haxe brechen könne. Dann hieß es, daß ein Geistlicher mit seiner Schwester erwartet werde und daß man unbedingt das Zimmer frei haben müsse; da ich aber vorläufig weder stehen noch gehen konnte, entstand eine gewisse Rathlosigkeit; man bestand freilich auf seiner Forderung, aber nur prinzipiell; und als der betreffende Jünger Christi eintraf, siegten in ihm die christlichen Instinkte. Darauf ließ mir eine unbekannte Landsmännin durch meine Frau Colomas „Lappalien“ zugehen; selbst wurde sie nicht sichtbar.

Die Rekonvaleszenz kam. Der Schnaps war ein geschlagener Feldherr. Ich las den Jesuitenpater und hatte dennoch reichliche Zeit zum Nachdenken. Ich dachte auch über die ganze Geschichte der Konversion bis zum Franziskanerschnaps gründlich nach, konnte aber mit dem besten Willen den Sinn nicht ausfindig machen. Warum? Wozu dies Alles? Als Exerzitium konnte es ja nur in der allererbärmlichsten Pietistenphantasie mit ihrer „Freude am Stinken“ entsprungen sein. Die Menschen hatten mich mit einer gewissen verhaltenen Neugier betrachtet, als ob sie fragen wollten: Was willst Du jetzt thun? Worauf ich nichts zu antworten hatte, da ich immer nur meinem bescheidenen Metier obliegen will. Und als ich an diese Menschen die Gegenfrage richten wollte: Was meint Ihr zu dieser ganzen Geschichte? . . da begegnete ich verschlossenen Mienen und der Stummheit des Todes. Antwort konnte nicht gegeben werden. So war denn nur der Schnaps übrig, um einen Knoten durchzuhauen, der nicht zu lösen war.

München. Ola Hansson.



Stendhal.

Ich nenne ihn Stendhal. Da er sich selbst diesen deutschen Namen beigelegt hat, auch die Franzosen ihn meist so nennen, haben wir den wenigsten Grund, ihn nicht unter diesem Namen bei uns einzuführen. Um eine Einführung aber handelt es sich.

„Gegen das Jahr 1880 werde ich vielleicht einigen Erfolg haben", lautet ein berühmtes Wort Stendhals. Einigen Erfolg: Das war bescheiden. Es kam ganz anders. „Seit zwanzig Jahren, schreibt Pellissier, l'admiration de Stendhal a pris un tour dévotieux." Die ganze neuere französische Literatur ist Geist von seinem Geist. Die Ueberwindung der Romantik führte ihn auf den Thron. Merimée und Flaubert, Maupassant und Bourget sind seine Schüler, wenn nicht als Künstler, so doch als Psychologen. Und gar Taine steht ganz auf seinen Schultern. Er war ihm auch dankbar; er nannte ihn geradezu den größten Psychologen des Jahrhunderts. Der „Beylismus", wie er selbst scherzend seine Weltanschauung nennt, wurde zum Glaubensbekenntniß einer ganzen Generation. Zwei so verschiedene und in Allem einander entgegengesetzte Talente wie Zola und Bourget haben Das festgestellt.

In Deutschland lagen natürlich die Dinge anders. Zwar kannte ihn hier schon Goethe. Der deutsche Meister bewunderte schon seinen „psychologischen Tiefblick"; unmittelbar nach dem Erscheinen von Le Rouge et le Noir. Doch Goethes Urtheil fand nicht Widerhall noch Wirkung. Seit zehn Jahren habe ich einer Reihe von deutschen Buchhändlern vorgeschlagen, Le Rouge et le Noir in einer guten Uebersetzung zu bringen. Keiner mochte darauf eingehen. Die Wenigsten wußten, um was es sich handelte.

„Wenn ich Stendhal als tiefen Psychologen rühmte", sagt Nietzsche im Jahr 1888, „begegnete es mir mit deutschen Universitätprofessoren, daß sie mich den Namen buchstabiren ließen." Nun sind freilich Universitätprofessoren als solche gerade nicht der beste Thermometer für lebendige und fortzeugend wirkende Kräfte in der Literatur. Aber selbst unter den Schriftstellern, selbst unter Denen, die sich gern stolz die Modernen nennen, gab es doch nur hie und da einmal einen Kenner Stendhals. Dieser Dichter fand in Deutschland keinen geistig Verwandten. Doch: einen. Nietzsche spricht über Stendhal in Ausdrücken, die er sonst nur auf sich selbst anwendet.

Stendhal war der erste Mann nach der Revolution, der, bei aller ausdrücklichen Schätzung der politischen Errungenschaften, den Muth fand, das ancien régime zu bedauern, nicht als politischer Reaktionär, sondern

als künstlerisch empfindende Persönlichkeit. Er war der Erste, der sich über die wahre Natur der „Emporgekommenen“ keine Illusionen machte, der Erste, der die Bourgeoisie ehrlich haßte, mit einem Haß, in den sich der Ekel mischte. Schon hierin berührte er sich stark mit Nietzsche.

Er thut es noch stärker in seiner Auffassung der Religion und Moral, und zwar mehr noch in der positiven als in der negativen Seite dieser Auffassung. Hier liegt das Besonderste, das die Beiden gemeinsam haben. Gegner des Christenthums, Gegner der Religionen und der Religion gab es oft. Die Wenigsten zeigten sich fähig, Dem, was sie bekämpften, dennoch gerecht zu werden. Weder die Voltairianer des achtzehnten noch die Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts waren fähig, das religiöse Genie überhaupt zu begreifen. Zum Theil ahnten sie es kaum. Stendhal aber war ein Begreifender wie Nietzsche. Das „asketische Ideal“ wurde in seiner gewaltigen pädagogisch-psychologischen Bedeutung für die europäische Kultur und Menschheit von Keinem tiefer begriffen und schöner erklärt als von diesen beiden heftigsten Gegnern eben dieses Ideals.

Sehr sympathisch wird es Nietzsche berührt haben, daß Stendhal kein Mann vom Handwerk war, sondern ein Weltmann im weitesten Sinn des Wortes. Jedes Handwerk hat seinen Buckel, sagt Nietzsche. Es wird ihn angenehm berührt haben, an Stendhal keinen Buckel zu finden. Stendhal war bald Krieger, bald Administrator, bald Kaufmannsgehilfe, bald Diplomat. Er war sogar napoleonischer Höfling. Tourist war er, wenn er nur konnte. Und immer war er Dilettant in dem Sinn, in dem Schopenhauer dem Dilettanten vor dem Berufsmenschen den Vorzug giebt. Wer Nietzsche auch nur oberflächlich kennt, weiß genau, wie er in dieser Beziehung dachte: daß ein solcher Schriftsteller die Vorbedingung, Wahrheiten zu finden und Wahrheiten zu sagen, gefährliche Wahrheiten, eher erfüllte als ein staatlicher Professor, — trotzdem Niesche selbst einmal einer war.

Gerade zu Stendhals Zeit waren die Schriftsteller mehr „Schriftsteller“, mehr die Sklaven ihres Handwerks als je vorher. Man denke nur an Balzac als an das auffallendste Beispiel. Balzacs übermenschlicher Fleiß erfüllt uns gewiß mit Bewunderung. Wir erkennen eine Kraft, die über alle Maßstäbe hinausgeht. Aber eine Bewunderung ohne Einschränkung ist hier einfach dumm. Denn wenn auch fürs Erste der Ungeheuerlichkeit des Fleißes die Ungeheuerlichkeit des Werkes entsprach: in letzter Instanz bleibt dieses Verhältniß nicht bestehen; denn von dem ungeheuerlichen Werk werden doch nur, wenn es gut geht, drei oder vier Bände lebendig bleiben. Und diese wären leicht noch lebenskräftiger und weiter wirkend, wenn auch ihr Autor mehr gelebt und weniger geschrieben hätte. Das soll kein Vorwurf sein. Ich konstatire nur. Der Mensch thut nicht, was er will, sondern,

was er muß. Aber Balzac hat ansteckend gewirkt. Sein Schüler Zola ruft: La vie seule est belle; aber hat er sich je einmal von der Schönheit des Lebens locken lassen, der brave Mann? Er ist ihr aus dem Wege gegangen. Er hat sich vergraben. Nur, wenn er ein Buch machen wollte, „studirte" er den „Ausschnitt" des Lebens, den er gerade brauchte. Wenn andere Leute nach Rom gehen, so thun sie es Roms wegen; Zola that es seines Romans wegen. Nur wegen seines Romans interessirte ihn Rom.

Mit diesen Sklaven ihres Handwerks hat Stendhal fast nichts gemein, obwohl er sehr viel geschrieben hat, obwohl das nulla dies sine linea durchaus von ihm gilt. Aber er wußte, daß alles Geschriebene ein Produkt des unmittelbaren Lebens mehr als des Fleißes sein muß. Auch hört man die Anderen immer unter ihrer Aufgabe seufzen. Ein schreckhaftes memento scribere läßt sie kaum zu sich selbst kommen. Stendhal schreibt jeden Tag seine Zeile, aber er schreibt kein „Pensum", und was er schreibt: memento vivere steht in allen oder zwischen allen seinen Zeilen. Die Begegnung von Geist und Muße ist immer für Beide vortheilhaft, meint er. Wenn die Schriftsteller den Weltleuten Ideen geben, so macht die Kunst, zu leben, die sie dafür eintauschen, sie selbstverständiger, liebenswürdiger, glücklicher. Die Leute der Feder lernen den wahren Werth der Wissenschaft und der Weisheit erkennen, indem sie sehen, wie weit diese Dinge zur Führung und zur Verschönerung des Lebens beitragen können. Und sie lernen, daß es Quellen des Glückes und des Stolzes giebt, die viel wichtiger und besonders viel reicher sind als das Handwerk des Lesens, Denkens und Schreibens.

Noch vieles Andere in Stendhal mag Nietzsche mächtig angezogen haben: daß Stendhal weich und zart war von Natur und ein Harter geworden ist; daß er ein geborener Enthusiast ist und doch so kühl sein kann; daß seine Seele immer schamhaft und sein Mund oft cynisch ist. Und ganz besonders muß ihn entzückt haben, was man Stendhals Religion nennen kann: seine Verherrlichung des Krieges und der Gefahr, sein unerschütterlicher Glaube, daß nur unter ihnen die menschliche Pflanze gedeiht zu Kraft und Schönheit.

Die Großheit der florentinischen mittelalterlichen Architektur erklärt er aus dem Umstande, daß in diesen Straßen oft die Gefahr umging. „Die Abwesenheit aller Gefahr in den Straßen aber ist es, die uns so klein macht." Und so wie die Gefahr vergöttert er die Leidenschaft. „Mit Staunen und Bewunderung steht man vor den Meisterwerken der alten Zeit, gezeugt von der Kraft der Leidenschaften, und dann sieht man, wie später Alles unbedeutend wird, kleinlich, verrenkt und verengt, so bald der Sturm der Leidenschaften aufhört, das Segel zu schwellen, das die menschliche Seele vorwärts treiben muß, jene Seele, die nichtig und armsälig wird, wenn sie ohne Leiden-

schaften ist, ohne Laster und Tugenden." Das klingt doch ganz nach Nietzsche. In solchen Sätzen mag der „große Unzeitgemäße" sich wie im Spiegel gesehen haben. Denn ein Unzeitgemäßer war auch Stendhal. „Man müßte die Meinungen haben, die die Mode gerade vorschreibt. Ich bin leider in dieser Beziehung übel daran. Mein Glück besteht in meinen Ueberzeugungen und sie mag ich nicht vertauschen gegen das Vergnügen der Eitelkeit und die Vortheile des Geldes. Der Himmel hat mich so wenig mit dem Instinkt weltlichen Erfolges bedacht, daß ich mich mit aller Gewalt in den Anschauungen bestärke, von denen man mir sagt, daß sie unzeitgemäß sind, und daß es meine höchste Lust ist, auf Thatsachen zu stoßen, die mir solche gefährlichen Wahrheiten immer wieder beweisen."

Stendhals Leidenschaft für die Klarheit, Klarheit über sich und über Andere, ist auch ein Band zwischen ihm und dem Verfasser des „Menschlichen, Allzumenschlichen". Damit hängt zusammen seine Liebe für alles Sonnige und Südliche, seine Liebe für Montesquieu und das achtzehnte Jahrhundert, für Mozart, Rossini, Cimarosa. Er wäre der größte Antiwagnerianer geworden, ohne Nietzsches Wandlungen erst nöthig zu haben.

Das Wort „Uebermensch" finden wir nicht in Stendhals Werk; aber der Kultus des Uebermenschen tritt uns darin auf jeder Seite entgegen. Julien Sorel in Le Rouge et le Noir ist dessen werdende Inkarnation; und sein zeitgemäßer Typus, Napoleon, schwebt über Stendhals Werk wie der Geist Gottes über den Wassern. Stendhal wird davon, oft wider seinen Willen, berauscht wie ein Heiliger von seiner Vision.

In diesem Punkt ist er ganz konsequent. Und doch ist Konsequenz sonst nicht seine starke Seite. In der Malerei stellt er die Farbe himmelhoch über die Linie, in der Sprache, im Stil, verabscheut er sie über alle Maßen. Auch in der Musik bevorzugt er die strenge Linie, die reine Melodie. Wenn Nietzsche sich gedrängt fühlt, die großen „Künstler" Molière, Corneille, Racine „nicht ohne Ingrimm gegen das wilde Genie Shakespeares" in Schutz zu nehmen, so ist er ganz in der Konsequenz seiner künstlerisch-ästhetischen Entwickelung. Stendhal haßt Racine, ganz wie es die Romantiker thun; aber er liebt von ganzem Herzen die farblosen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, die von den Romantikern noch mehr verachtet wurden. Und er stellt wieder Shakespeare über Alles.

Stendhal ist der Unsinnlichkeit und der Verständnißlosigkeit für bildende Kunst, die für uns die französische Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakterisirt, mit scharfer Kritik zu Leibe gerückt und ist doch tiefer in den literarischen Traditionen jener Jahrhunderte stecken geblieben als irgend ein Schriftsteller seiner Zeit. Was bei Vielen als Widerspruch erscheint, ist oft nur Wandlung, Entwickelung. Bei Stendhal ist

wenig Entwickelung zu beobachten und die Widersprüche liegen in ihm hart neben einander. Daran werden manche Geister großes Aergerniß nehmen. Andere finden darin vielleicht einen besonderen Reiz ... Stendhal war eine wahrhaftige, wahre Natur. Man kann aber die Beobachtung machen, daß sich die innerlich wahren Menschen mehr widersprechen als die Verlogenen. Sie sind unbekümmert. Was sie in jedem Augenblick aussprechen, ist immer ihr Glauben, ihre Unbegnügung. Das genügt ihnen. Die Unwahren dagegen werden ängstlich bedacht sein, stets ihre Verlogenheiten unter einander in Uebereinstimmung zu bringen und ihnen so den Schein der Wahrheit zu geben. Sie sprechen nur im „Brustton" der Ueberzeugung ...

Endlich war Stendhal, ganz im Sinne Nietzsches, ein guter Europäer. Stendhal hat seinem Vaterland mit großem Eifer Dienste geleistet. Insofern war er ein guter Bürger und Patriot. Aber er war kein Maulpatriot. Er fand, daß man Keinem schmeicheln dürfe, nicht einmal seiner Nation. Das war für Frankreich ein kühner Grundsatz. Stendhal meint sogar, daß Einer, der die Menschen kenne, naturgemäß das Land hasse, wo er sich diese fatale Kenntniß erworben hat. Etwas davon hat schon Jeder erfahren. Nietzsche hat nicht allein harte Worte gegen Deutschland. Wir finden einige recht böse auch bei dem milden Goethe. Wir sind aber auch in diesem Punkt die mündigste und männlichste Nation. Der Mann von Verdienst darf sich in diesem Sinn bei uns mehr Freiheit und Kühnheit herausnehmen als irgendwo. Oder vielmehr: es ist bei uns gar keine Kühnheit erforderlich. Das braucht keine Schmeichelei zu sein. Man kann es als das Gegentheil auffassen. Jedenfalls ist es eine Thatsache.

Eine Art Chauvinismus kennt man bei uns in neuerer Zeit wohl auch. So weit sich nämlich Chauvinismus künstlich züchten läßt. Aber Das ist eine gemachte Sache und geht nicht weit. Den volksthümlichen Chauvinismus kennen wir kaum, diesen naiven, wilden, unvorsätzlichen Chauvinismus, der sehr weit geht, wie jede Elementarkraft. Das aber war von je her der Chauvinismus in Frankreich. Ihm zu trotzen, haben Wenige gewagt. Zu diesen Wenigen gehört Stendhal. So weit wie er ging nicht leicht Einer. Es will am Ende wenig heißen, daß er immer und immer wieder die französische Nationalschwäche, die Eitelkeit, geißelt und daß er mit wenig Achtung von der französischen Musik spricht. Es mochte auch hingehen, daß er fort und fort die Einseitigkeit der französischen Literatur betont, insbesondere die Abkehr der literarischen Bildung von der bildenden Kunst; denn dieser Vorwurf paßte schon kaum mehr auf die Gegenwart und hatte nur noch historische Bedeutung. Aber daß er zwei so eminent französischen Gewächsen, wie der Pariserin und dem esprit, statt mit Begeisterung mit kühler Kritik gegenüber stand und stets bemüht war, die Geziertheit der Einen und die Bornirt-

heit und Sterilität des Anderen darzuthun: der Mann, dem die Franzosen Das verzeihen konnten, mußte viel zu seinen Gunsten in die Wagschaale zu legen haben. Ein glänzender Stil konnte vielleicht genügen. Den aber hatte Stendhal nicht.

So wenigstens sagen es die Leute. So kann man es in den gewöhnlichen französischen Literaturgeschichten lesen. So betont es ganz besonders der deutsche Uebersetzer von Le Rouge et le Noir. Selbst Georg Brandes stimmt mit ein in das Lied vom schlechten Stil. Er nimmt Stendhals Wort vom Code Civil, diese Uebermuths= und Mißmuthsäußerung gegen die romantischen Sprachausschweifungen, allzu wörtlich und allzu ernst und meint: „Man kann sich als Dichter nicht mit unverständigerer Geringschätzung für das Künstlerische ausdrücken.“ Dieses Wort hätte nur dann einen Sinn, wenn es sich um einen Schriftsteller handelte, der sich um Stil überhaupt den Teufel schert. Solche Schriftsteller giebt es bei uns in Massen, in Frankreich aber vielleicht überhaupt nicht. Und Stendhal gar war durchaus nicht gleichgiltig in Stilfragen. Der Stil war im Gegentheil seine große Präokkupation. Nicht den Stil verachtet er, sondern nur den herrschenden Stil seiner Zeit: den Stil Chateaubriands, den Stil der „Corinna“, den Stil der George Sand. Er war außerordentlich empfindlich in Stilsachen. Er war eben in seinem Stil ganz er selbst. Und insofern hatte er mehr „Stil“ als die Anderen. Nur entging den Anderen, was gerade seinen Stil ausmachte. Er selber war sich klar. Man braucht ihn nur zu hören, wie er über Andere urtheilt. Ueber Rousseau: „Da die reichen Leute von Genf“, sagt er, „den Verfasser der Heloise verachten, hat sein Stil hier keine Nachahmer gefunden. Darüber muß man sich freuen. Mein Stil ist berufen, große Narren zu machen, lautet ein Wort Michelangelos. Rousseau hätte ihm dieses Wort stehlen können. Dieser Komoediantenstil begünstigt die Heuchelei, die jetzt allen Franzosen nöthig ist. Er macht den Dummköpfen ihr Handwerk leicht.“ Dann über Diderot: „Zweifellos hat dieser Schriftsteller Emphase; aber wie hoch wird er nicht im Jahr 1850 über der Mehrzahl der zeitgenössischen Schönredner stehen! Seine Emphase kommt nicht von der Armuth der Ideen her; im Gegentheil: sein Herz bietet ihm nur allzu viel und diese Fülle bedrängt ihn.“ Und welches interessante Gegengift Stendhal empfiehlt! „Diderot hätte“, meint er, „mit zwanzig Jahren einer Weltdame den Hof machen und die Keckheit haben sollen, in ihrem Salon zu erscheinen. Dann wäre seine Emphase verschwunden: sie ist nichts als ein Rest provinzialer Gewohnheiten. Vielleicht auch dachte er wie Voltaire, daß es besser sei, stark als genau zu treffen. Bei dieser Methode gefällt man einer größeren Leserzahl. Aber dafür setzt man sich auch der Gefahr aus, die Menschen, die Correggio und Mozart fühlen, tötlich zu verletzen.“

Stendhal kann noch deutlicher werden. „Um über die Vollkommenheiten einer Sprache ein gesundes Urtheil zu fällen, muß man nicht die Meisterwerke in Betracht ziehen. Das Genie täuscht. Meiner Ansicht nach finden wir das vollendetste Französisch in den Uebersetzungen der Einsiedler von Port-Royal um 1670. Und Das ist gerade das Französisch, das die marseiller und lyoner Kaufleute am Wenigsten verstehen. Sie würden fürchten, sich zu entehren, wenn sie Etwas gut hießen, das in ihren Augen so leicht aussieht. Ueberall findet man Fieldings Kellerratte."

In den Augen Stendhals war der herrschende Stil seiner Zeit plebejisch. „Ein Mensch ist gut angezogen", sagt er, „wenn im Augenblick, wo er einen Salon verlassen hat, Niemand sagen kann, wie er angezogen war. Gerade so ist es mit den Manieren und, wie ich zu behaupten wage, mit dem Stil. Der beste Stil ist der, der sich unbemerkbar macht und die Gedanken, die er ausspricht, klar sehen läßt. Aber Gedanken müssen da sein, wahre oder falsche . . ."

So. Und nun habt noch den Muth, zu behaupten, Stendhal habe keinen Stil!

Besser begründet ist ein anderer Vorwurf. Stendhal hat keinen Sinn für die Komposition eines großen Werkes. In diesem Punkt ist er kein Franzose, kein Künstler, kein Artist, wie Nietzsche zu sagen liebt. In diesem Sinn hat Pellissier Recht, wenn er von Stendhal als von einem Schriftsteller spricht, qui répand à l'aventure de très ingenieux aperçus, qui, d'ailleurs, n'a pas plus de methode que de système . . . und wenn er sogar von seinen vollendetsten Werken sagt: L'action de ses romans se disperse à tort et à travers, elle est fragmentaire, décousue, faite de parties qui ne se subordonnent pas; elle manque de continuité; vous y sentez un esprit inhabile à rassembler autour d'un centre comun les éléments qu'isole sa pénétrante analyse.

Noch mehr als von seinen Romanen gilt Das von seinen übrigen Werken. Und so nennt auch Brandes nicht mit Unrecht seine Bücher „elend genug entworfen, aber wimmelnd von unvergeßlichen Aussprüchen", von „meisterhaft ausgeführten Einzelheiten", ganz „seiner aphoristischen Denkweise entsprechend." Das ist das Wort. Stendhal hat in Wahrheit Aphorismen geschrieben. Wunderbare Bücher könnten entstehen, wenn man diese à l'aventure ausgestreuten très ingénieux aperçus, diese Aphorismen als solche auszöge und nach ihrem inneren Zusammenhang aneinanderreihte.

Mannheim. Benno Rüttenauer.



Kunstchauvinismus.

Die Begriffe National und International werden immer in Fehde mit einander liegen. Die Fehde dauert, bis einer von beiden das Uebergewicht erlangt. Ueberwiegt das nationale Prinzip und steigert es sich im Vollgefühl seines Uebergewichts, so ersteht der Chauvinismus mit seiner grundsätzlichen Geringschätzung alles Dessen, was nicht nationalen Ursprungs ist und nationalen Stempel trägt, eventuell auch, wenn möglich, mit dessen Zurückweisung oder Aussperrung. Siegt das internationale Prinzip, so gerathen wir, um einen älteren Lieblingsausdruck zu gebrauchen, in die Region des Kosmopolitismus mit seiner Geneigtheit, dem Fremdländischen einen Willkommgruß zu bieten, ihm bereitwillig Einräumungen zu machen und, namentlich, wenn es sich um Entschädigung für früher ihm zugefügtes Unrecht handelt, diese auf eigene Kosten in der freigebigsten Weise vorzunehmen. Beide extreme Richtungen sind Rückschlägen ausgesetzt. Falls sie bedenkliche Folgen zeitigen, pflegt die Stimmung, wenn sie noch Widerstandskraft genug besitzt, sich gegen sie zu wenden. So ergeht es meistens dem Chauvinismus, wenn er kriegerische Gefahren heraufbeschwört, und dem Kosmopolitismus, wenn er die Interessen des eigenen Landes schädigt. Ein besonders auffallendes Beispiel hierfür bietet der Umschwung, der sich bei uns seit 1848 von dem damaligen politischen Kosmopolitismus mit seiner Schwärmerei für alle unterdrückten Völker zu dem Standpunkt der bismärckischen nationalen Interessenpolitik vollzogen hat. Die Polenfrage besonders war der wunde Punkt, der die Unverträglichkeit der kosmopolitischen Richtung mit dem Interesse des eigenen Landes so deutlich kennzeichnete, daß er sie zu Fall brachte. Seitdem ist unsere Politik nationaler geworden ... Und unsere Kunst?

Man kann diese Frage von vorn herein dadurch abzuwehren suchen, daß man eine Gleichartigkeit der Beziehungen auf beiden Gebieten leugnet. Viele möchten für die Kunst eine Internationalität ungefähr in dem selben Sinn beanspruchen wie für die Wissenschaft und es klingt in der That sehr verführerisch, wenn man manchmal sagen hört: Kunst und Wissenschaft sind international und müssen überall freien Zutritt haben. Doch wenn auch Kunst und Wissenschaft schon ihres idealen Gehaltes wegen scharf von der Politik zu unterscheiden sind, so sind sie deshalb noch nicht in Bezug auf Freiheit der Bewegung von einem Volk zum anderen an dem selben Maßstab zu messen. Die Wissenschaft darf in der That freie Bahn für sich in Anspruch nehmen, denn sie dient der Wahrheit. Der Wahrheitforscher verdient seinen Namen aber nur um so mehr, je objektiver er sich verhält. Für Das, was er als wissenschaftlich festgestellt mitzutheilen hat, kommt seine sonstige Persönlichkeit — abgesehen von seiner Erkenntnißkraft — gar nicht in Betracht. Anders steht es um den Künstler. Bei ihm ist die Subjektivität gar nicht auszuschließen. Jedes Kunstwerk redet in zweierlei Sprachen zu Dem, der sich mit ihm zu schaffen macht, in einer, die nur das künstlerisch Geschaffene angeht, und in einer anderen, die von der mensch-

lichen Persönlichkeit — nicht der künstlerischen — des Künstlers ausgeht. In jedem Künstler drängt der Kunsttrieb — streng genommen — nur zur Gestaltung.*) Damit ist sein A und O gegeben. In welche Richtung ihn aber dieser Trieb drängt, ob er heiter oder ernst, erhaben oder niedrig, großartig oder idyllisch, glänzend und heroisch oder zart und gedämpft, phantastisch oder natürlich sich äußert: Das hängt von den Impulsen ab, die dem Künstler aus seinem Charakter, seinem Temperament, seiner Eigenart entstehen.

Wenn es nun an sich schon schwierig ist, die in dem Kunstwerk so innig verbundenen und mit einander verschmolzenen Momente des Künstlers und des Menschen im Künstler auseinanderzuhalten, so ist es eine baare Unmöglichkeit für das Publikum, auch das gebildete, wie es durchschnittlich beschaffen ist. Das Uebergewicht der dem Kunstwerk gezollten Aufmerksamkeit, des ihm gewidmeten Interesses, sei es nun Sympathie oder Antipathie, wird sich sogar unvermeidlich dem Stoff und etwa noch der Behandlung zuwenden, falls diese durch eine besonders auffällige Eigenart, durch „Originalität" hervorsticht, viel weniger dem rein künstlerischen Moment, ob dem Künstler die Gestaltung Dessen, was er seinen Impulsen gemäß ausdrücken und gestalten wollte, gelungen ist. Für die Beurtheilung des Ersten findet jeder gebildete Laie zur Noth in sich einen mehr oder weniger zureichenden Maßstab, für die Beurtheilung des Zweiten fehlt er ihm meist, schon weil er in der Technik nicht genügend orientirt ist. Man prüfe einmal unbefangen das Laienurtheil über solche Kunstgrößen wie Thoma, Böcklin, Klinger — um bei den bildenden Künsten stehen zu bleiben — und man wird finden, daß die Werthschätzung sich fast immer auf die vorhin aufgezählten Momente stützt.

Was folgt nun daraus für die fremdländische Kunst? Daß wir, indem wir mit ihr Bekanntschaft schließen und sie nach allen Seiten hin wägen und erwägen und mit ihr vertraut zu werden suchen, uns nur zum allergeringsten Theil auf rein künstlerischem Gebiet bewegen, zum allergrößten Theil dagegen mit der französischen, englischen u. s. w. Volksseele Berührung pflegen. Das wäre an sich noch kein Schade. Aber es kann ein ernsthafter Schade daraus entstehen, wenn der ganze Verlauf dieses internationalen Austausches, der wechselseitig sein sollte, von uns aber meist sehr einseitig betrieben wird, sich dahin zuspitzt, die eigene Volksseele zu schädigen, sie sich selbst zu entfremden. Ueberschätzen darf man den Vortheil jedenfalls nicht, der aus dieser Internationalität für die Kunst erwachsen soll, da diese im eigentlichen Sinn doch nur nebensächlich dabei betheiligt ist; und unterschätzen darf man die Gefahr nicht, die aus der steten Heranziehung fremder Kunstwerke für die Werthschätzung des Eigenen entsteht. Es wird sehr leicht vergessen, daß nicht Alles, was eine uns fremdartige Begabung uns vormacht, von uns nachgemacht werden kann oder daß, wenn ihm nachgeeifert wird, es stümperhaft geräth, weil es eben gegen den eigenen Genius verstößt. Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß wir von Dem, was unsere westliche Nachbarn als esprit bezeichnen, keinen allzu reichlichen Theil

---

*) Gestaltung ist hier im weitesten Sinn gemeint, wo sie Auffassung, Erfindung oder Wahl des Motivs, Komposition, Verwendung der Mittel (Worte, Töne, Farben und Farbenwerthe) mitumfaßt.

mitbekommen haben. Dafür besitzen wir in unserer Eigenart „das Quellwasser der Kunst“, die Naivetät oder, wie Heyse in seiner berühmten poetischen Epistel an Böcklin sagt, „die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle.“ Beides verträgt sich nicht gut mit einander. Die espritreichen Leute sind selten naiv; und umgekehrt. Welchen Vortheil könnte es uns nun wohl bringen, dem esprit nachzujagen und darüber in die Gefahr zu gerathen, die seltene Gabe der Naivetät einzubüßen? Die französischen Muster sind, namentlich in der Plakatkunst, häufig höchst reizvoll, manchmal bis zur Genialität. Wodurch? Weil sich in ihnen höchste Eleganz, höchste Grazie und leichtflüssige geistreiche Erfindung die Hand zum Bunde reichen, — lauter Eigenschaften, in denen wir wenigstens keine Meister sind und wohl auch nie werden dürften. Und nun sehe man sich die deutschen Plakate an: die meisten sind zum Entsetzen gar.

Und wie verhalten sich nun die lieben Nachbarn? Es ist ein eigenthümliches Schauspiel: die Franzosen, die mit ihrem stehenden cela n'entre pas dans le goût français gar keine Gefahr laufen, sich je an das Fremde zu verlieren, ergehen sich auf dem Kunstgebiet in dem heitersten Chauvinismus. Die École des Beaux-Arts, die bisher den auswärtigen Schülern gleiche Rechte mit den einheimischen eingeräumt hatte, hat neuerdings verfügt, daß in Zukunft die Stipendien in klingender Münze nur an Franzosen vergeben werden sollen. Die Auswärtigen dürfen zwar an den Preisarbeiten theilnehmen, sie erhalten eventuell auch Diplome und Medaillen; die mit diesen verbundenen Stipendien aber werden ihnen nicht bewilligt. Dieser Engherzigkeit in Bezug auf Ausländer steht die Thatsache gegenüber, daß vielleicht in keiner Stadt der Welt so viele Schenkungen an Museen und Sammlungen von freigebigen Ausländern gemacht worden sind wie gerade in Paris. Auch die beiden großen Künstler-Vereinigungen haben die bisherigen Rechte der Ausländer geschmälert. In der alten Gesellschaft dürfen die sogenannten hors concours künftig nur ein Werk ausstellen, während die Franzosen zwei Arbeiten frei haben; in der neuen Gesellschaft, dem Marsfeldsalon, hat man den fremden Mitgliedern der Vereinigung das Recht entzogen, der Jury anzugehören. So handeln die Franzosen. Wir aber bieten, seit der Wettlauf der immer wiederkehrenden internationalen Kunstausstellungen begonnen hat, das Aeußerste auf, um es den Fremden bei uns heimisch zu machen. Abgesandte durchkreuzen und durchqueren die Welt, die Ateliers werden durchstöbert, es regnet Versprechungen, freie Fracht hin und zurück, Auszeichnungen, Ankäufe u. s. w. Die Folge ist, daß das Publikum sich gewöhnt hat, wie Offenbarungen anzustaunen, was als einheimische Kunstleistung mit Achselzucken betrachtet werden würde. Wer aber trägt die Schuld daran? Das Publikum doch wohl nicht.

Ich halte es nicht für ein zutreffendes Urtheil, wenn Sizeranne in seinem Werk über zeitgenössische englische Malerei davon spricht, daß, wenn man eine ästhetische Karte der Welt herstellen wollte — Das heißt: eine Karte, auf der die Einflüsse der verschiedenen Kunstrichtungen verzeichnet wären —, man die Farbe Frankreichs auf Deutschland, Ungarn u. s. w. ausdehnen müßte, als ob sie Kolonien der französischen Kunst wären. Nur die britische Insel steche von den anderen Theilen der Weltkarte ab. Hier hätten die französischen Einflüsse den Kanal nicht zu überbrücken vermocht. Auch im Figaro wurde während der Weltausstellung voll erstaunter Bewunderung über die Herren von Tschudi in Berlin

von Seidlitz und Hofrath Treu in Dresden (nebenbei bemerkt ist der Erste Schweizer und die beiden Anderen Deutschrussen) und den Dr. Brinckmann in Hamburg gesprochen, die in Bezug auf französische Kunst eine gleichzeitig ruhige und passionirte curiosité d'esprit dadurch bewährten, daß sie das Beste davon in ihren Sammlungen zu vereinigen suchten. „Denn die deutschen Künstler sind in Allem auf dem Laufenden, sie überdenken Alles, assimiliren es sich und fügen vom Eigenen hinzu." Der Figaro-Kritiker meinte, man könne sie assimilateurs originaux nennen. Daß unsere Haltung diesen Eindruck hervorruft und ein solches Urtheil erklärt, ist allerdings nicht zu leugnen.

Von Zeit zu Zeit wird heute eine Differenz zwischen Künstlern und Kunstgelehrten sichtbar. Die Künstler erkennen gern die Kunstgelehrten an und leben mit ihnen in Frieden und Freundschaft, wenn die Gelehrten sich darauf beschränken, das Geschaffene zu beschreiben und zu klassifiziren; aber sie mögen nicht Vormünder und Führer in ihnen erblicken, die der lebendigen Kunst die Richtung zu bestimmen haben. Finden sie nun noch, daß diese Herren in ihren meist einflußreichen Stellungen durch Hinweise, die sie für unheilvoll halten, und durch Anschaffungen ihnen das Leben und Schaffen gar zu sehr erschweren, so läuft das Fäßchen mal über. So ist wohl auch die dresdener Bildhauer-Revolte entstanden, über die so viel geredet und geschrieben wurde. Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen sind dabei erhoben worden, die ich hier nicht erwähnen will. Wer die Beeinträchtigung im nationalen Sinn, über die die Bildhauer Beschwerde geführt haben, als Abwehr unliebsamer Konkurrenz und also in letzter Instanz als auf Neid und Geldbeutelinteressen beruhend auslegen will, mag es thun, da sich das Gegentheil nicht beweisen läßt. Doch konnten die Künstler sich wohl darauf berufen, daß ihre Eingabe an die städtischen Behörden nicht nur von ihnen, sondern auch von den Vorständen der dresdener Kunstgenossenschaft, des Architekten-Vereins und des Kunstgewerbe-Vereins unterzeichnet worden sei und daß es nicht wohl thunlich erscheine, all diesen Männern engherzige und kleinliche Motive unterzuschieben. Natürlich spielt der leidige Geldpunkt in der ganzen Angelegenheit eine gewisse Rolle. Das ist unvermeidlich. Wenn durch das gesammte Verhalten der dabei mitwirkenden Instanzen unter Aufgebot bedeutender Geldmittel die Ausländerei im Publikum übermäßig an Boden gewinnt, so schädigt Das eben so den national empfindenden wie den von gewissen Existenzbedingungen abhängigen Künstler. Will ein so Geschädigter sich retten, was ihm doch nicht verdacht werden kann, so bleibt ihm eben nichts übrig, als sich dem Geschmack des Publikums anzubequemen, also sich mehr oder weniger zu entnationalisiren. Und wenn er sich dagegen wehrt und darauf hinweist, wie schlimm die deutsche Plastik — denn nur um sie handelt es sich — unter solchen Bedingungen ihr Leben fristet, so wird er sich dabei wohl mit Fug auf Goethes Wort berufen dürfen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten."

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.



Selbstanzeigen.

Der Deutsche Postverband. Ein Versuch zur Vertiefung seiner Aufgaben. Berlin 1901. Buchverlag der „Hilfe“ (Fr. Naumann). Preis: 50 Pf.

Für dem Deutschen Postverband Angehörige wird es kaum nöthig sein, viel über die Schrift zu sagen; vielleicht aber sind der Allgemeinheit einige Notizen erwünscht, die die Ziele meiner Arbeit erläutern und zu ihrer Verbreitung beitragen. Der Deutsche Postverband, der heute 15000 Mitglieder hat, ist seit seiner Gründung vor zehn Jahren häufig genug bei Berathung des Postetats im Reichstag auf den Plan gezerrt worden, namentlich in seiner Kampfperiode unter dem ersten Staatssekretär des Reichspostamts, Herrn von Stephan. Diese Kampfperiode ist längst vorüber. Wie ein Märchen lesen sich heute ihre Daten in den älteren Jahrgängen des Organs der Vereinigung, der „Deutschen Postzeitung“. Zwischen dieser Sturm- und Drangperiode und der Gegenwart liegt der Versöhnungakt zwischen Verbändlern und Verwaltung, ferner die Stunde der Genossenschaftgründung, aber leider auch nicht die Spur einer beginnenden Vertiefung innerer Aufgaben. Um diese Vertiefung anzubahnen, schrieb ich meine Brochure. Ich wünschte, der elfte Verbandstag, der im Juni stattfindet, möchte bei dem zu berathenden Reformplan des Verbands-Vorstandes eine reinigende Aussprache herbeiführen. Ich hoffe es noch und meine Hoffnung gründet sich vornehmlich darauf, daß man auch in einer abgegrenzten Beamtenvereinigung sich auf die Dauer den die Zeit bewegenden Ideen nicht ganz verschließen kann. Innenentwickelung, persönliche wie die der gesammten Organisation: Das wird auch die Devise des Verbandes Deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten werden müssen, will die jugendkräftige Vereinigung sich ein starkes Rückgrat schaffen, die Vorbedingung jeder inneren Entwickelungfähigkeit. Bis heute ist davon nichts zu spüren. Wo ich Persönliches berühren mußte, habe ich es ohne jede Gehässigkeit zu thun versucht: immer im Hinblick darauf, daß die heute an der Spitze stehenden Persönlichkeiten fast ausschließlich unter dem Zwange des Gewordenen arbeiten. Daß sie das Werdende in der Zeit mit dem ihres eigensten Kreises nicht genug zu verbinden wissen, ist meines Erachtens ihr Hauptfehler. Ich mußte es ihnen daher sagen. Trotzdem darf man nicht von Angriffen auf den Verband und dessen Leitung reden, als wären sie um der Persönlichkeiten willen hineingebracht. Solche Bezichtigungen weise ich von vorn herein entschieden zurück.

Hannover. Albert Falkenberg.

Von der Lieb. Gedichte. Buchschmuck von Leo Schnug. Verlag von J. Singer, Straßburg.

Wer dem ausgesprochen modernen Geschmack huldigt und Gedichte „sezessionistischen“ Stils in meinem Buch zu finden vermuthet, wird sich arg enttäuscht sehen. Vielmehr fiedelt und singt der treuherzige Spielmann, was er an hübschen Geschich-

ten und Märlein weiß, lustig draußen bei der Linde, wo die Grete, der Peter, die Monika, das Gänseliesel und der Hans sich im Reigen drehen, wo Schalk Amor sein loses Spiel mit den armen kleinen Mädchenherzen treibt. Doch auch den lustigen Spielmann wandelt zuweilen eine wehmüthige Stimmung an; und so singt er in den hellen Lenztag hinein:

Wenn aus der Kehle das Liedel dringt,
Dazu meine rothe Fiedel klingt;
Lauschen die Mädel wie Buben all'sammt
Und heißer wird ihr Herz entflammt.
Sie lauschen, sie schauen und werden so froh;
Nur ich bleibe traurig, weiß Keines, wieso.

Unter der Linde im feurigen Tanz
Schwingt Schöngretelein der Hans,
Tanzt der Peter mit seiner Marei,
Tanzen sie Alle, zwei und zwei.
Ich aber mit meiner Fiedel steh,
Weiß nicht: mir wird das Herz so weh.

Es fällt ein Thränlein wohl auf die Hand
Und ich denk' ans schöne Ungarland.
Und wenn in der Seele der Kummer quillt,
Streicht der Bogen die Fiedel so wild . . .
Und das Herz — das Herze wird mir schwer,
Als ob eine Saite gesprungen drin wär' . . .

Egon H. Straßburger.

❦

John Stuart Mill. Sein Leben und Lebenswerk. Mit Mills Bildniß. 212 Seiten. Preis: geheftet 2 Mark, gebunden 2,50 Mark. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Wir stehen eben unter der Herrschaft des unbescheidensten Denkers der Philosophiegeschichte: John Stuart Mill war einer der bescheidensten aller Zeiten. Die Aufforderung, zu ihm zurückzukehren, stellt an die zukünftigen Leser meines Buches daher zugleich die Forderung, die Ansprüche an die Stilreize sehr persönlicher und sehr subjektiver Schreib- und Denkweise zu Gunsten einer zwar energischen, aber schlicht und lautlos geübten Zucht herabzumindern. Diese Zumuthung ist nicht gering: sie setzt an Denen, die ihr Gehör schenken wollen, Stillhalten, bescheidenes Hinhören und die Unterdrückung aller vorlauten Gewohnheiten moderner Menschen voraus, die nichts wissen, nichts können, nichts sind, wohl aber Alles zu sein scheinen. Aber auch der Lohn für solche Bescheidung ist nicht gering; denn Alle, die Mills Lebenswerk und damit die Hauptprobleme der modernen Philosophie zu verstehen im Stande sind, werden mit dankbarer Freude entdecken, wo die wahre „Griechheit" steckt, nach der unsere Zeit angeblich ein so starkes Sehnen ergriffen hat. Mir selbst waren des jüngeren Mill Schriften seit Jahren ein vertrauter Umgang. Ich lernte viel aus ihnen. Später hatte ich vom Gelernten mancherlei zu verlernen und andere Denker verdrängten ihn aus meiner Gunst und

Liebe. Aber nachdem die Kritik ihr Werk gethan, kehrte ich gern und freudig zu ihm zurück; denn nun war ich überzeugt, daß er mit dem Besten, was er geleistet, uns, unserer Zeit, unserem Wollen angehöre. Diese Ueberzeugung hat natürlich auch die Behandlung der Aufgabe bestimmt, an der Bericht, Kritik und Konstruktion gleichen Antheil haben, so weit ihr nicht durch die Zugehörigkeit des Buches zu Frommanns Klassikern der Philosophie Schranken gezogen waren.

Dr. Samuel Saenger.



Oesterreichs Kanal.

Am sechsundzwanzigsten April hat das Ministerium Körber seine erste große That vollbracht. Der Ministerpräsident legte mit dringendsten Empfehlungen dem Reichsrath eine große Wasserstraßenbauvorlage vor. Es ist ein anerkennenswerth großartiger Plan. Das kanalarme Oesterreich, das nur ein einziges Exemplar dieser jetzt so populären Gattung von Verkehrswegen bis heute aufweist, soll nicht nur einen Kanal von der Donau zur Oder und von der Donau zur Moldau bekommen: es steht vielmehr ein ganzes Netz von Kanälen, die Donau, Oder, Elbe, Moldau, Weichsel und Dnjestr unter einander verbinden sollen, nun auf der Tagesordnung. Sechzehn Jahre, von 1904 bis 1920, soll der Bau dauern. Die Kosten sind auf 750 Millionen Kronen veranschlagt, so daß einschließlich der Kosten für die Vorbereitungarbeiten das hübsche Sümmchen von rund einer Milliarde Kronen ausgegeben werden dürfte. Dem Deutschen liegt der Vergleich dieses großen wirthschaftlichen Projektes mit der preußischen Kanalvorlage natürlich nahe. Schon eine Parallele zwischen der Stimmung der Bevölkerung in Preußen und der in Oesterreich ist wegen ihrer Gegensätzlichkeit interessant. Daß ein Plan von solchen Dimensionen auch in Oesterreich nicht ohne Gegnerschaft bleiben kann, ist selbstverständlich. Auch dort sind, genau wie in Preußen, die erbittertsten Kanalfeinde im agrarischen Lager zu suchen. Aber so weit man aus Zeitungberichten überhaupt richtige Schlüsse auf die Stimmung der Völker ziehen kann, scheint selbst bei den Agrariern in Oesterreich der Widerstand keineswegs ein so einmüthiger zu sein wie in Preußen. Recht charakteristisch war in dieser Hinsicht eine Versammlung, die am zehnten Mai von der österreichischen „Centralstelle zur Wahrung der land- und forstwirthschaftlichen Interessen beim Abschluß von Handelsverträgen" abgehalten wurde. Der Referent erklärte sich nicht gegen die Kanalvorlage, sondern forderte eine ganze Reihe von Ergänzungmaßregeln, unter denen die Forderung, den Getreideterminhandel zu verbieten, um so den überfluthenden Import einzudämmen, besonders bemerkenswerth war. Eine diesem Wunsch entsprechende Resolution fand Annahme. Zu einer politischen Kardinalfrage wie in Preußen scheint also die österreichische Agrarpartei den Kampf um den Kanal nicht machen zu wollen. Dieser Unterschied erklärt sich wohl hauptsächlich daraus, daß eine traditionelle, fest geschlossene Junkerpartei wie in Preußen auf österreichischem

Boden schon deshalb nicht gedeihen kann, weil ein großer Theil des Hochadels stark industriell interessirt ist. Dazu kommt dann noch, daß die österreichischen Agrarier es nicht nöthig haben, sich selbst besonders herauszustellen, weil sie natürliche Bundesgenossen in den Ungarn besitzen. Sie können den Kanal ruhig bauen lassen, weil sie der ungarischen Unterstützung in Bezug auf den Getreidezoll beim Abschluß der Handelsverträge sicher sind. Außer den Agrariern scheint, so weit es sich nicht etwa um politische Gegnerschaft gegen das Kabinet Körber handelt, der Kanalplan in Oesterreich nur Freunde zu haben. In der liberalen Presse schwelgt man geradezu vor Entzücken und man weiß namentlich in den Handelstheilen aller österreichischen Blätter die Segnungen des Kanals nicht laut genug zu preisen. Ueberall spricht man von einer neuen Aera der österreichischen Wirthschaft. Diesen überschwänglich klingenden Jubel kann nur verstehen, wer sich erinnert, daß Oesterreich ein Land ist, in dem politische Zerklüftung seit Jahren Handel und Wandel völlig gelähmt hat. Da richten sich nun all die zurückgedämmten Hoffnungen um so kräftiger wieder auf und ranken sich an den ins Ungeheure lockenden Summen empor, die für den Kanalbau ausgegeben werden sollen. Man hofft, daß die heimische Industrie dadurch wirksam gefördert wird. Und gewiß steckt hinter dem Jubel ein berechtigter Kern. Sicherlich kann eine Milliarde Kronen nicht ausgegeben werden, ohne daß in der Kasse der Industriellen ein sichtbarer Bodensatz davon zurückbleibt. Natürlich kann man einen solchen Verkehrsweg nicht projektiren, ohne daß gleichzeitig dort, wo die zukünftigen Ufer des Kanals zu denken sind, die Bodenspekulation übermüthig ihr Haupt regt. Und diese spekulativen Regungen, so wenig wünschenswerth sie auch in ihren Konsequenzen sind, haben doch das eine Gute, daß — um es populär auszudrücken — durch sie etwas Leben in die Bude kommt.

Nur sollte die schwarzgelbe Begeisterung sich nicht allzu kritiklos über die in Oesterreich bestehenden Zustände hinwegsetzen. Ich will nicht bestreiten, daß die künftigen Kanalhäfen neue Centren reger Betriebsamkeit werden. Aber man sollte den Begeisterten immer und immer wieder die Geschichte von dem Bäuerlein erzählen, das sich eine Brille kaufte und nun höchst verwundert war, da es trotz der Brille die Buchstaben nicht deuten konnte. Der Kanal ist, wie die Brille, nur ein Hilfsmittel, das die Ausnutzung einer schon bestehenden Grundlage erleichtern, aber niemals eine Grundlage selbst schaffen kann. Wenn in Oesterreich Schaffenskraft wäre, so hätte sie sich, angesichts des weitverzweigten Eisenbahnnetzes und der verfügbaren Kapitalien, auch ohne den Kanal entwickeln können. Der Grund für die Lähmung des wirthschaftlichen Organismus in Oesterreich liegt im Konflikt der Nationalitäten, liegt in der Verdummung der Volksmassen durch die Geistlichen, liegt in ihrer Ausraubung durch den Adel; das wirthschaftliche Vertrauen ist durch die politischen Wirrnisse auf ein Minimum herabgedrückt worden. Ein Land, dessen Parlament seine Sitzungtage mit Kindereien ausfüllt, taugt nicht zu ernster wirthschaftlicher Arbeit. Das kann besser werden, wenn die Bevölkerung sich aufrafft und zur Einsicht kommt. Das wird aber niemals besser durch den Kanal. Und wenn das Netz von Kanälen Oesterreichs Auen zu einer Zeit durchschneiden sollte, wo die innerpolitischen Zustände nicht von Grund aus andere geworden sind, so wird auch der Kanal nichts nützen, wird das Geld verthan sein. Das scheint mir das Hauptbedenken gegen den österreichischen Kanal. Denn wirklich

allgemein wirthschaftliche Bedenken giebt es jedenfalls sehr wenige; auch darin unterscheidet sich das österreichische Kanalprojekt ganz wesentlich vom preußischen. In Deutschland sind zwar die politisch fortschrittlich gesinnten Leute fast durchweg keine Kanalfeinde, aber ein großer und gerade der aufgeklärteste Theil von ihnen sträubt sich mit Recht, in den unbedingten allgemeinen Kanaljubel einzustimmen. Denn unter den agrarischen Bedenken ist zum Mindesten eins von so hoher Wichtigkeit, daß es von Keinem verkannt werden kann. Die Propaganda für den Kanal wird bei uns in viel zu apodiktischer Weise betrieben. Man kann nach reiflicher Erwägung den Kanalbau für wirthschaftlich nothwendig halten, darf aber trotzdem nicht verkennen, daß besonders die finanzielle Seite des Planes nicht so glatt ist, wie den Volksmassen im Allgemeinen vorgeschwatzt wird. Es ist doch gar nicht ausgeschlossen, daß die Eisenbahneinnahmen, wenigstens in der ersten Zeit, unter der Konkurrenz des Kanals leiden und während der ersten Jahre diese Fehlbeträge auf dem einen oder dem anderen Wege durch Steuern aufzubringen sein werden. Diese Bedenken fallen aber für Oesterreich vollkommen weg, weil dort die meisten Eisenbahnen noch im Privatbesitz sind. Dieses Land erleidet also durch den Kanalbau keinen wesentlichen Ausfall an Staatseinnahmen, sondern ihm winkt sogar noch, wie es auch der frühere Finanzminister Kaizl andeutet, der Vortheil, die Einnahmen seiner Privatbahnen zu vermindern und dadurch den späteren Verstaatlichungpreis zu drücken. Wenn das österreichische Ministerium weiß, was es will, so läßt es bis zum Bau des Kanals die Hand von allen Verstaatlichungplänen, um späteren Generationen durch die jetzige Passivität aktiv vorzuarbeiten. Eine nicht unwichtige Seite der Frage ist ferner die der Geldbeschaffung. Oesterreich muß bis zum Jahr 1920 etwa eine Milliarde Kronen in vierprozentigen Anleihen begeben. Der Anfang soll schon in den nächsten Tagen mit etwa 200 Millionen Kronen gemacht werden. Eine Milliarde, auf zwanzig Jahre vertheilt, ist nicht viel, wenigstens für jeden anderen Staat. Man hört jetzt vielfach die Frage aufwerfen: Hat Oesterreich überhaupt noch den Kredit, den es braucht? Die Frage so zu stellen, wäre unsinnig; denn schließlich findet ein Staat wie Oesterreich immer noch Leute, die borgen. Selbstverständlich aber betrifft die Frage das „Wie". Zweifellos wird die Rothschildgruppe mindestens die erste Rate der Anleihe willig übernehmen. Sie wird wahrscheinlich auch den Rest, unter der Bedingung, daß die Rente nicht unter ein gewisses Niveau sinkt, in Option nehmen. Aber für die Zukunft dieser Anleihe ist natürlich die Frage sehr wichtig, wie es der Rothschildgruppe mit der ersten Anleihe ergehen wird. Könnte sie ohne Weiteres darauf rechnen, die ganze Summe oder einen beträchtlichen Theil davon in Oesterreich selbst unterzubringen, so wäre das Geschäft recht ungefährlich. Aber Das kann sie nicht. Die österreichische Presse giebt sich darüber sehr bedauerlichen Täuschungen hin. Sie erklärt: ein Land, das jetzt vier Jahre schon so gut wie ohne Parlament regirt wird und das während dieser ganzen Zeit keine Anleihen aufgenommen hat, habe eine so außerordentliche Kraft in sich aufgespeichert, daß durch die Ueberschüsse der jährlichen Sparkraft die Anleihen aufgenommen werden können. Das mag vielleicht richtig sein, wenn man die augenblicklich noch immer verhältnißmäßig günstige Konjunktur als dauernd betrachtet. Aber die Konjunktur befindet sich in Deutschland auf stark abschüssiger Bahn; und davon kann Oesterreich nicht unberührt bleiben. In Oesterreich werden sich die schlechten Jahre noch viel empfindlicher bemerkbar machen, weil ihnen nicht die fetten, die wir in Deutschland gehabt

haben, vorangegangen ist. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß allerdings der österreichische Staat Kapitalisten mit Anleihen verschont, daß aber Ungarn nicht in der selben Weise hausgehalten hat; daß ferner einzelne österreichische Städte, vor Allem die wiener und die pester Kommune, gerade jetzt den Wunsch haben, größere Anleihen abzuschließen. Ob unter solchen Umständen von einer Aufspeicherung der Sparkraft in Oesterreich selbst die Rede sein kann, ist doch fraglich. Auch müßte nachgewiesen werden, daß die Stagnation in der Schuldenaufnahme für die Staaten ein Glück ist. Ein Staat mit reger wirthschaftlicher Thätigkeit kommt über die Schuldenwirthschaft nur bei einem vorzüglichen Steuersystem hinweg. Da ein solches Steuersystem in Oesterreich nicht besteht, so ist die Schuldenfreiheit der letzten Jahre mehr als ein Hinweis auf das völlige Darniederliegen von Handel und Wandel. Schon deshalb hat Oesterreich auch nicht die Kapitalbildungen aufzuweisen, die nothwendig wären, um große Anleihen aufzusaugen. Und selbst wenn das Kapital in Oesterreich vorhanden wäre, so dürfte man sehr daran zweifeln, ob gerade der solide österreichische Kapitalist sein Geld in der Rente seines Vaterlandes anlegen wird: ihm fehlt das Vertrauen dazu. Oesterreich wird deshalb nach menschlicher Voraussicht darauf angewiesen sein, den größten Theil seiner Rente im Ausland abzusetzen. Aber auch hier fehlt das Vertrauen zum Habsburgerreich. Dieses Vertrauen ist weniger durch die politischen Wirrnisse als namentlich durch die früheren Couponprozesse und die verschiedenen Südbahnaffairen außerordentlich erschüttert werden. Und was den deutschen Markt betrifft, auf den Oesterreich naturgemäß angewiesen ist, so sprechen hier Umstände mit, die in der Natur dieser Märkte selbst liegen. Wir gehen einer schlechten Konjunktur entgegen. Unsere Kommunen, ja, selbst unsere staatlichen Zwangsgemeinschaften stellen an unsere Kapitalkraft große Ansprüche. Dazu kommt, daß in Deutschland gerade jetzt Millionen durch verfehlte Spekulationen und den Zusammenbruch der Pfandbriefbanken verloren worden sind. Während in den Jahren der Hochkonjunktur auf den verhältnißmäßig winzigen Theil des Kapitalvermögens, der in Aktien angelegt ist, recht stattliche Summen verdient wurden, sind gerade die Milliarden der deutschen Anlagekapitalien von herben Verlusten betroffen worden. So haben allein die Besitzer von dreiprozentigen preußischen Konsols innerhalb weniger Jahre 16 Prozent eingebüßt. Dadurch ist natürlich an sich schon die Lust, nun gar noch ausländische Staatspapiere zu erwerben, vermindert worden. Diese seßhaften Kapitalsbesitzer kommen daher für österreichische Werthe fast gar nicht in Betracht; sie können nicht daran denken, jetzt mit Verlust zu verkaufen, sondern müssen, in der ganz richtigen Erkenntniß, daß schließlich die naturgemäße Verbilligung des Zinsfußes die Anleihen wieder in die Höhe treiben wird, bis zu besseren Kursen warten. Das Alles wird Oesterreich, das ohnehin schon etwa 9 Millionen Kronen Staatsschulden gehäuft hat, bei der Finanzirung seines neuen großen Projektes zu berücksichtigen haben. Im Uebrigen wird dessen Schicksal eben von den Erfahrungen abhängen, die die Rothschildgruppe mit der Uebernahme der ersten Anleiherate machen wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Erfahrungen sie in Zukunft zu bedeutend billigeren Uebernahmegeboten zwingen.

Plutus.



Marcella Sembrich.

Fast wehmüthige Schauer der Wollust beschlichen mich, als ich jüngst, nach Jahren dankbarster Erinnerung, die große Sängerin wiederhörte. Ein Lebensalter singender und sagender Kunst lag dazwischen; eine Entwickelung, die den Genuß der Haut, der Falte, der Oberfläche, des schönen Scheines fast zum Verbrechen stempelte. Unerhörtes war inzwischen gesagt und gethan worden; auch auf der Bühne. Da thürmten sich Erschütterungen bis zu Himmelshöhe über einander und die Seele ward mit allen Ausdrucksmitteln in Wort und Klang, die gewaltthätige Genies ersinnen konnten, zerrissen und zerrieben. Die Kunst, die im Gegensatz zum Leben sonst heiter gepriesen wurde, war gräßlich ernst geworden; Illusion und Wirklichkeit hatten sich vermengt und überall hin, bis in die Stunden der Andacht und Erhebung, verfolgten Einen die bleichen Schatten der Lebensräthsel.

Das Alles mußte natürlich so kommen, wie wir nach geschehener Entwickelung zu verkünden pflegen. Aber zu Zeiten beschleicht Einen doch das Gefühl, mit jedem Schritt vorwärts einen unwiderbringlichen Verlust erlitten zu haben. Von der Epoche der klassischen italienischen und der Großen Oper, von der Herrschaft Rossinis und Meyerbeers, des Ziergesanges und der großen Arie trennt uns ein Name: Richard Wagner. Abgründe liegen dazwischen. Aber schon beginnen kritische Regungen die Freude an der Hinterlassenschaft des großen bayreuther Meisters zu trüben. Die ideale Ferne seiner Stoffe und Gestalten verbürgte fast allein schon die poetische Illusion. Aber durch die erschöpfende Wahrheit seiner Charakteristik, durch sein Wühlen im Tiefsten, Untersten, Verstecktesten der Seele, durch die Permanenz seines Pathos zerrüttet er auf die Dauer mehr, als daß er befreit. Aus der Partitur auf die Bühne gehoben und von singenden Komoedianten versinnlicht, wirkt er darum nicht selten peinigend; denn die Sänger, statt durch den Zauber des Stimmklanges und rein musikalische Phrasirung zu mäßigen, die schroffsten Accente zu mildern und jede Erinnerung an die gemeine Wirklichkeit durch Idealisirung möglichst zu verscheuchen, überschreiten durch ihren keuchenden, schwitzenden, schreienden Realismus und ihr beständiges „Außersichsein“ in Geberde und Geste die Grenze zur Karikatur. Und dabei war Wagner Gipfel und Ende einer Entwickelung. Seitdem deutsche Decadence und italienischer Verismo. Daher die unstillbare Sehnsucht nach schöner Form und schönem Schein; nach dem Süden der Kunst, nach neuen Wärmequellen für vereiste Sinne.

Man sollte meinen, daß eine Sängerin, die diesen Süden in der Kehle trägt, die mit den Schmeichelklängen ihrer so unsagbar süßen und reinen Stimme erwärmt, ohne zu versengen, erheitert und erhöht, ohne zu verdüstern, die mit dem Geschmeide ihrer Koloratur entzückt, statt, wie ihre zwei bis drei Kolleginnen, zu blenden und zu verblüffen, und durch das Gleichmaß einer rein musikalisch gestimmten Natur davor behütet wird, die Gesetze des guten Geschmackes zu verletzen, ohne doch wieder zu kalt, seelen- oder bedeutunglos zu werden: daß einem solchen Glücksfall unter den heutigen Sängerinnen von den bevorzugten Berlinern Kränze gewunden und Altäre gebaut werden. Diese Erwartung hat leider, gegen alle Voraussicht, getäuscht. Die Guten, die die Sembrich herablassend ihren Liebling nennen

und ihr in Schaaren zujubeln, wenn sie gastirend einem deutschen Ensemble sich einfügt, schreckt offenbar die Stil- und Spracheinheit, die die große Künstlerin als Rahmen für ihre Leistungen für nöthig erachtet hat. Zwar steigt die Betheiligung merklich von Aufführung zu Aufführung. Man spricht von der Sembrichtruppe und weiß zu rühmen, daß sie schätzbare Kräfte auch neben der Diva in sich schließt — Künstler wie Tavecchio, Arimondi, Bensande —, konstatirt auch mit Befriedigung, daß der Gefeierten auf ihren vielen Kunst- und Weltfahrten die Grazien treu geblieben sind; aber ihr Unternehmen zu stützen, das von einem edlen, geschäftswidrigen Prinzip getragen wird: dazu fühlen sich nur Wenige aufgelegt. Möglich, daß die gar hohen Eintrittspreise abschrecken; möglich auch, daß der Ueberfülle anderer künstlerischer Lockmittel die Elite der Berliner — und welcher Berliner gehörte nicht dazu? — erliegt: der „Großen Berliner", dem Ueberbrettl, der Frühjahrsparade, den Galavorstellungen ...

Solche Erfahrungen pflegen vor Allem große und bescheidene Künstler zu verstimmen. Denn, wahrlich, groß und bescheiden darf man sie nennen, der Alles abgeht, was den Begriff der Koloratursängerin peinlich macht. Die so wundervoll ausgefeilte und mit wahrer Instinktsicherheit beherrschte Technik gilt ihr nichts; sie ist zwar nicht Nebensache, aber schließlich doch nur Sache: stets dient sie der musikalischen Idee. Die musikalische Intelligenz der Sembrich wäre an sich schon ungewöhnlich: unter Sängerinnen ist sie ein Phänomen. Sie phrasirt so persönlich, so frei und doch so eng dem vorgeschriebenen Rhythmus sich anschmiegend, daß man sich an die reizvollsten Instrumentalkünstler erinnert fühlt, — denen freilich das Instrument dieser begnadeten Frau nicht zur Verfügung steht. Ob sie in die Regionen der dreigestrichenen Oktave emporsteigt oder im Taumel der großen Arie Läufe und Staccati ausschüttet: stets drängt ein leise vibrirender Seelenton an das horchende Ohr des entzückten Hörers. Es ist begreiflich, daß eine solche Künstlerin, nachdem sie Weltruf erlangt hat, sich ganz als Priesterin ihrer Kunst fühlt und die Schwierigkeiten nicht verstehen wird, die ihrem so verdienstvollen Wollen sich beim ersten Versuch entgegenstellen. Ich hoffe aber, daß die Frische der Sembrich, deren Kunst und Stimme in wahrer Maienblüthe prangt, sie überwinden wird, ich erwarte aber auch, daß die berufene Fachkritik die Hoftheaterintendanzen auf die Pflicht verweisen wird, sie, ehe es zu spät ist, der deutschen Oper dauernd zu gewinnen. Frau Sembrich beherrscht — sie hat es in Oratorien und Konzerten oft bewiesen — das Deutsche vollkommen, daher liegt kein Gedanke näher, als sie zur Mozartpflege dauernd an eine große Bühne zu fesseln. Ob solchen Zwecken gegenüber nicht große Geldopfer gering wären? Unsere Sänger und Sängerinnen verstehen Mozart nicht mehr; sie fassen ihn zu plump, zu derb an und können das Melodische nicht charakteristisch färben, ohne es zu zerstören. So geht Mozart einem langsamen, aber sicheren Tode entgegen. Aber auch die Perlen der komischen Oper Italiens, der Barbier, Don Pasquale, der Liebestrank, die Tochter des Regiments — sie wären der Erhaltung wohl werth, wenn Diejenigen da wären, die sie durch ihre Kunst zu erhalten vermöchten. Wem aber wäre diese Gabe in stärkerem Maße verliehen als Praxede Marcelline Sembrich-Kochanska? S.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 15. Juni 1901.

Bill Bismarck.

Wilhelm, Bismarcks zweiter Sohn, ist plötzlich gestorben. Schwere Gichtanfälle, die Schweningers unerbittliche Kunst Jahrzehnte lang abwehrte, hatten den Organismus des noch nicht Neunundvierzigjährigen zerrüttet. Nicht über den jähen Tod des Grafen sollte man staunen, sondern darüber, daß ihm so lange ein behagliches Leben erhalten blieb. Wilhelm Bismarck war gegen Ende der siebenziger Jahre ein aufgegebener Mann. Aller Aerzte Vorschriften hatten versagt, auch die gerühmte Heilkraft der Quellen von Mehadia hatte sich nicht bewährt und dem kaum Mannbaren, dessen Leibesumfang beständig zunahm, war die freie Bewegung fast unmöglich geworden. Herr von Podewils mußte wohl eine ganze Weile zureden, ehe der mit allerlei Kuren gequälte Patient sich zu einem letzten Versuch entschloß und in einem viele Folioseiten langen Brief den ärztlichen Rath des Dr. med. Ernst Schweninger aus Neumarkt in Bayern erbat. Die Antwort blieb lange aus, denn den Doktor lähmte gerade ein Augenleiden, endlich aber kam sie doch; und was darin über Gesundheit und Krankheit im Allgemeinen und über Gicht im Besonderen gesagt war, klang so ganz anders als sonst die Rede der Rezeptkünstler, daß der Wunsch sich regte, den merkwürdig energischen und lakonischen Mann in der Nähe zu sehen. Schweninger kam: vierundzwanzigstündige Konferenz mit dem Kranken und dessen Familie, Aussprache und Belehrung, aber Ablehnung jeder detaillirten Behandlung, bis der Patient sich bereit erklären würde, zunächst ein Jahr lang, ohne

auf verdächtigendes Geschwätz zu hören, blind sich dem Arzt anzuvertrauen. Das gelobte der Graf bald; und er hat Wort gehalten. Als der Arzt ihn, mit dem er inzwischen nur schriftlich verkehrt hatte, nach zehn Monaten in München wiedersah, fand er einen schlanken Herrn, der an die Gichtknoten nur noch die Erinnerung bewahrte. Nun ging es ins Gebirge, in Seen und Klammen wurde gebadet und über ein Kleines lasen die glücklichen Eltern, ihr Bill dürfe schon wieder ein Beefsteak essen. Liebe Kollegen runzelten natürlich die Stirn und raunten, solcher „Gewaltkur“ böse Folgen würden rasch sichtbar werden; allermindestens habe der Bauerndoktor dem Sohn des Kanzlers die Schwindsucht an den Hals kurirt. Der angeblich Mißhandelte hat immerhin noch zwanzig Jahre gelebt, sich des Lebens gefreut und kerngesunde Kinder gezeugt. Sehr folgsam ist er freilich nicht immer gewesen; von der Erlaubniß des Arztes, mitunter vom schmalen Wege der Abstinenz zu weichen, hat er allzu reichlich Gebrauch gemacht. Er war nicht zum Asketen geboren, liebte den Wein, den weißen, den von Rhein und Mosel, alten Ungar und herben Sekt, und steckte — ganz wie einst sein Vater, ehe er sich zur Pfeife bekehrte — eine schwere Riesenhavana an der anderen an. Das waren seine besten Stunden. Er blieb, mochte die Zahl der leeren Flaschen ins Märchenhafte wachsen, nüchtern und frisch, freute sich, wie ein Schneekönig und Scheffelheld, an dem mählichen Niederbruch weniger ausgepichter Zechgenossen und ging sicher nicht heim, so lange ein guter Tropfen noch seiner Bestimmung entzogen war. Selbst Einer aus dem märkischen Hünenhause durfte ungestraft so nicht wandeln. In den letzten Jahren verdoppelte der alte Feind, den kluge Lateiner nicht unbedacht arthritis guttosa nennen, die Wucht und die Häufigkeit seines Angriffs. Graf Bill war nie ein Bureaumensch gewesen, hatte stets lieber ins Leben als in die Akten geguckt. Jetzt sehnte der oft Kränkelnde sich nach Ruhe. Das unbequem altmodische varziner Landhaus wollte er ausbauen und, wenn es wohnlich geworden war, vom König den Abschied erbitten. Nun ist er, nach kurzer Qual, als Oberpräsident der Provinz Ostpreußen gestorben. Dem Arzt, der ihn so oft von lästigem Gebresten erlöst hatte, war er ein dankbarer Freund geblieben. Und gewiß hat er bis zum letzten Wank das Bewußtsein gehabt, daß für ihn gethan war, was Menschenkunst irgend zu leisten vermag.

Auf Wunder hoffte, an Wunder glaubte er nicht. Das wehrte ihm schon die Skepsis, die sehr stark in ihm war und ihn den Wahn, ein Mensch vermöge Uebermenschliches, zornlos belächeln ließ. Und doch war er Bismarcks Sohn und hatte erwachsend gesehen, wie weit der Genius die Grenzen

der Menschheit verrücken kann. In manchen Zeitungen ward uns jetzt erzählt, er sei ein hochmüthiger, beschränkter Junker gewesen, in anderen, er habe das tragische Schicksal erlitten, eines großes Mannes kleiner Sohn zu sein. Könnte ers lesen, er würde sich um Luft und Athem lachen. Die Spezies der hochmüthigen Junker, von der ich bis heute kein lebendes Exemplar sah, mag irgendwo ja noch hausen; Bill Bismarck aber gehörte ihr ganz sicher nicht an. Der hat sich nie höher gedünkt als andere Sterbliche, nie an die mystische Macht blauen Blutes geglaubt. Er hieß Bismarck, der Nachbar Schulze; im Plaudergespräch erst mußte sich zeigen, wer dem Anderen mehr zu bieten hatte. Als Landrath und als Oberpräsident hat er Konflikte mit Bürgern gehabt; aber nicht, weil sie ahnenlos, sondern, weil sie auf die achtundvierziger Tonart gestimmt waren, in jedem Junker einen Leuteschinder und Lichtfeind sahen und auf den Namen Bismarck in so blinder Wuth losgingen wie andere Doktionäre auf das rothe Tuch. Den Trägern dieses Namens ward das öffentliche Wirken nicht leicht. Dem jetzigen Chef des Hauses werden noch heute diplomatische Schlappen nachgerechnet, die er gar nicht verschuldet hatte; und Bills böser Sinn soll seit Jahrzehnten durch zwei Sätze bewiesen sein, die in einer berliner Wählerversammlung gesprochen wurden. Der eine stammte wenigstens von dem Grafen selbst. Er hatte in bourgeoisen Blättern täglich Artikel über die Gräuel des Sozialistengesetzes gelesen und sagte nun, nach seiner Ansicht sei den Besitzenden die Hundesperre lästiger als das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie". Der Vergleich war nicht allzu geschmackvoll; und daß sie ihn dem Grafen Bismarck bis ins Grab nachtrug, darf man der Partei nicht verdenken, die unter der Härte des Ausnahmegesetzes zu leiden hatte. Doch darf man auch nicht vergessen, welche Vorstellungen vom Wesen und Ziel der Sozialdemokratie damals die Hirne beherrschten und wie viel Heuchelei — das folgende Jahrzehnt hat es gezeigt — in dem mitleidigen Gezeter der Börsenpresse war. Den zweiten der von der öffentlichen Meinung inkriminirten Sätze hatte ein eifernder Agitator gesprochen, der den Versammelten die Bedeutung der Stunde klären wollte, wo ein Bismarck in einer Schänke vor bürgerlichen Wählern als Redner auftrat; der Kanzler, so ungefähr sagte der gute Mann, steigt durch seinen Sohn heute zum Volk herab. Auch für diese Albernheit wurde Bill verantwortlich gemacht. Das focht ihn nicht an; nur als Lehre nahm ers. Nie hat er als tragisches Verhängniß empfunden, daß er im Riesenschatten des Vaters erwuchs. Den hatte die Natur eben aus besonderer Masse gefügt. Dessen Urtheil mußte man sich fast immer beugen. Fast

immer: auf die Nachprüfung verzichtete dieser echte Sohn Ottos nicht. Schon als Jüngling hatte er häufig zu Gästen des Elternhauses gesagt: „Heute bin ich mit dem Herrn Reichskanzler wieder mal gar nicht einverstanden“. Das war nicht etwa Scherz. Der Reisende, in dessen Adern kein Tröpfchen des mütterlichen Puttkamerblutes zu rinnen schien, hatte zu blindem Heroenkult kein Talent. Auch der Vater, den er so zärtlich liebte, so froh bewunderte und dessen Genius er selbst in den stolzesten Stunden sich nie verglich, blieb ihm ein Mensch, ein fehlbarer, irrender, dem der Treuste nicht mit geschlossenen Augen folgen durfte. Als dem Regirungpräsidenten in Hannover ein vom Wein Erhitzter zurief: „Sie hättens auch nicht so weit gebracht, wenn Ihr Vater nicht Bismarck hieße“, antwortete Bill dem Taktlosen lächelnd: „Da haben Sie vielleicht Recht“. Aber er wollte Schätzung und Ansehen nicht nur dem Vater verdanken. Deshalb entzog er sich früh dem Bannkreis des Gewaltigen. Er konnte in die Wilhelmstraße berufen werden. Einer Gruppe, deren Einfluß noch jetzt nicht gehemmt ist, behagte die russophile Stimmung des Fürsten und des älteren Grafen Bismarck nicht; in dem jüngeren Bruder des Staatssekretärs glaubte sie ein für ihre Pläne brauchbares Werkzeug finden zu können und bot die seltsamsten Mittel auf, um den jungen Verwaltungbeamten nach Berlin zu ziehen. Aber Bill wollte nicht. Seine Bequemlichkeit hätte er gern dem Vater geopfert, die innere Ungebundenheit aber konnte er nicht entbehren; und sein kühler Menschenverstand sagte ihm, daß er als naher Gehilfe dem Vater nicht zu nützen vermochte. Das einleuchtende Beispiel sah er ja neben sich: Graf Herbert konnte als Botschafter irgendwo sorgenlos leben und war nun verdammt, als Prügelknabe des dem Haß damals Unerreichbaren sich abzuarbeiten. Nein; lieber in Hanau den kleinen Alltagsdienst leisten. Die Leute sollten nicht wieder über Nepotismus schimpfen. Und der Vater sollte nur die eigene Haut zu Markt tragen, nicht aber genöthigt sein, vor den Quiriten der Söhne Wunden zu verbinden. Bill that, was die Pflicht ihm gebot, und ließ den Dingen ihren Lauf. Das Vermessene, vom Präsidentenstuhl aus die deutsche Welt wandeln zu wollen, hätte ihn höchst lächerlich gedünkt. Was kann denn ein Beamter? Sogar einen Kanzler, auf den der Erdkreis mit scheuer Ehrfurcht sah, schickt man weg, wenn er unbequem wird. Braucht man dann wieder den Nimbus seines Namens, so macht man den Sohn zum Oberpräsidenten. Da sitzt er warm, wirkt als Ornament vortheilhaft und ist doch auf den Wink der berliner Centrale angewiesen. Des Grafen klarer Blick war nicht zu blenden. Er bekannte sich als Politiker

zum heitersten Pessimismus. Ostpreußen war ihm das wichtigste Kolonialgebiet des Hohenzollernstaates und er hätte vergnügt die alternde Kraft an die Aufgabe gesetzt, in diesen starren Boden neues Leben zu säen. Aber er wußte, daß die Sicherheit stetigen Schaffens nicht zu erreichen war. Bei uns, meinte er, muß es erst noch viel schlimmer kommen, ehe wieder was zu machen ist; ein wahrer Segen, daß ich in der Maschine nur ein Rädchen bin, das seine Bestimmung erfüllt hat, wenn es sich in der vorgeschriebenen Richtung dreht.

Lenbach hat auch des Sohnes Psyche aus der Hülle geholt. Ein von Lebensluft leuchtender Kopf. Man erkennt den Knaben, von dem der Vater schrieb: „Bill ist der Ansicht, Alles, was geschenkt ist, müsse für ihn sein.“ Und den lustigen Menschenverächter, der Alles verstand und Alles verzieh, nie entrüstet und kaum je erstaunt war und am Liebsten bei den Spöttern auf gepolsterter Bank saß. Eine preußische Excellenz würde in dem Bild kein Betrachter errathen. Unverkennbar aber war hier, wie auf jedem Bild, Bismarcks Sohn. In Friedrichsruh stand eine Büste Bills; da fiel die Aehnlichkeit besonders auf, weil der Marmor das persönlichste Leben des Auges verschweigt. Der Blick des Sohnes war klug und hell, der Blick eines Glücklichen, der mit kräftiger Hand skrupellos nach den ihm von Schicksal gespendeten guten Gaben greift und nicht lange fragt, ob es nützlich, ob schädlich war, daß ihm der Kampf ums Dasein erspart blieb. Anders müssen die Elemente sich zu großer Menschheit mischen. Die zeugt und zerstört, lebt und stirbt in Leidenschaft; und Bill Bismarck war nicht der Mann starker Affekte. Er liebte ruhigen Genuß, ließ die Dinge an sich kommen und war von Ehrgeiz so frei wie seine Mutter, die ihr „Billchen“ deshalb auch mit gedoppelter Zärtlichkeit hätschelte. Kein großer also, doch ein liebenswürdiger, wahrhaftiger und natürlicher Mensch, der des eigenen Vermögens Grenze genau kannte. Und Marcus Antonius wäre nur dann zu verlachen — oder zu beweinen — gewesen, wenn er sich eingebildet hätte, Julius Caesar zu sein.



Kulturkampf.

Ein junger finisch-schwedischer Schriftsteller, Michael Lybeck mit Namen, der bisher nur als Lyriker und Novellist aufgetreten ist, hat einen Roman, „Der Stärkere", herausgegeben, der wegen seines Stoffes und dessen Behandlung Aufmerksamkeit verdient. Ich erzähle zunächst den Inhalt. Ein junger Mann sieht sich in kurzer Zeit durch den Einfluß eines klugen, rohen, temperamentvollen Tartuffes, der übrigens so wenig wie der Molières ein eigentlicher Geistlicher ist, erst seiner Mutter beraubt, mit der ihn ein langes geistiges Zusammenleben in Freisinn vereinte, dann seiner Braut, einer jungen, schönen Dame von künstlerischen Anlagen, mit der er lange in Liebe verbunden war. Die Mutter ist als eine ungewöhnliche Frau von starkem Charakter, entwickeltem Verstand mit einem Anflug von Größe gedacht. Dennoch erliegt sie in ihrer Vereinsamung, während der Abwesenheit des Sohnes, von Alter und Kränklichkeit geschwächt, dem versuchten Mord ihrer Vernunft. Das junge Mädchen hat sich, so hübsch und frisch seine äußere Erscheinung ist, von Kind auf ungesund entwickelt. Sie ist mit lauter lebenfeindlichen Vorstellungen großgezogen, später von einer religiös-hysterischen Schwester beeinflußt, endlich durch einen furchtbaren Unglücksfall, bei dem beide Eltern umkamen, in ihrem Nervensystem erschüttert worden: in dieser Verfassung ist sie, so keck sie scheint, sehr geeignet, sich von einem Bußprediger imponiren und hypnotisiren und dem großen, wohlbekannten Sünderspittel einverleiben zu lassen. So wird sie dem Mann, den sie bisher liebte, entrissen.

Die Behandlung des Stoffes ist gut, kann aber nicht ganz befriedigen. Der Verfasser ist seinem Thema nicht auf den Grund gegangen. Die Gestalt des jungen Mädchens mußte uns eine feinere, tiefer dringende Entwickelung der Seelenvorgänge zeigen. Ich hätte auch gewünscht, den Stärkeren, der sein Opfer in einem einzigen Gespräch bezwingt und dessen Leben völlig umgestaltet, mit sieghafter Kraft begabt zu sehen. Herr Lybeck hat uns zwar eine Vorstellung davon beizubringen vermocht, welche unheimliche Macht für unselbständige Naturen in seinen Geberden und seinen Phrasen, seinem Selbstvertrauen und seiner Bibelberedsamkeit liegt. Doch da der Verfasser ihn uns zugleich als dem Trunk und den Weibern ergeben schildert, hat er sich selbst Schwierigkeiten bereitet, die er nicht ganz bewältigt.

Auch die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens ist, wie ich schon andeutete, allzu flüchtig skizzirt. Was es an Kurt fesselt, ist nur, daß es in ihm findet, was ihr der Geliebte, als rechtschaffener Mann, nicht war, nicht sein konnte: eine Autorität, die sich obendrein noch jeden Augenblick auf eine höhere, auf die höchste Autorität berufen kann, in deren Namen sie spricht. So verliert das Mädchen alle Widerstandskraft und wird Kurts und der

Seinen Beute; sie bleibt es, selbst als sie den Trunkenbold und Frauenjäger in ihm entdeckt. Aus einer Andeutung geht hervor, daß sie nicht mehr zurück kann. Besser und klarer ist der verlassene Bräutigam gezeichnet. Er ist der typische moderne Mann der Wissenschaft. Techniker; ein fester Charakter, schlicht in seinem Auftreten, doch bei seinem ehrlichen Geständniß, nicht alle Weisheit in sich aufgenommen zu haben, der Gefahr ausgesetzt, den Kürzeren gegenüber einem Herrn zu ziehen, der mit übernatürlicher Machtvollkommenheit und rücksichtloser Frechheit ausgestattet ist.

Der finische Dichter brauchte uns seinen Laienprediger nicht als einen Säufer und Heuchler vorzuführen, um ihn uns widrig zu machen. Wenn er es dennoch that, so geschah es natürlich, um zu zeigen, daß der fromme Herr, wie die Gemüther im Norden nun einmal beschaffen sind, recht gut ein Lüdrian sein kann, ohne deshalb an Macht über die Seelen einzubüßen. Der Fall wäre jedoch interessanter gewesen, wenn die Persönlichkeit nicht als eine so erbärmlich lasterhafte gezeichnet wäre. Das Hauptinteresse des Buches beruht eben darauf, daß es das Grundproblem der heutigen Kultur (darf ich sagen: des Bischens heutiger Kultur?), die eigentliche Kulturgeschichte berührt.

Wie lange soll die religiöse Erziehung, die Allgewalt der sogenannten Offenbarung, ihre Protektion von oben, ihre Unterstützung aus den Reihen des dumpfen Mittelstandes noch währen? Wie lange sollen noch Frauen und Kinder, Bauern und Fischer der frommen Seelenfänger Opfer werden? So lange es in den meisten Ländern einen weltlichen Unterricht noch gar nicht giebt, sondern Generation auf Generation den Kindern vom zartesten Alter an zwei- bis dreitausendjährige alte Vorstellungen vom Uebernatürlichen eingehämmert werden, ist auch nicht die geringste Aussicht auf eine gründliche Besserung des geistigen Besitzstandes vorhanden. Und wir dürfen nicht auf eine durchgreifende Umgestaltung des Unterrichtswesens hoffen, so lange die Machthaber sich überall auf die Seite der Unwissenheit stellen.

Im achtzehnten Jahrhundert sah es bekanntlich ganz anders aus. Der größte Herrscher des Jahrhunderts, dem andere Fürsten nacheiferten, Friedrich von Preußen, gab das Beispiel einer Freigeisterei, die kein Blatt vor den Mund nahm. Er gesellte für Mit- und Nachwelt seinen Namen dem Voltaires. Katharina von Rußland dachte wie er und beschützte Diderot. Josef II. von Oesterreich war sein Bewunderer. Ringsum, in allen Ländern, waren die leitenden Minister vom selben Geist beseelt. Sogar in Dänemark tauchte er in Gestalt eines Ausländers auf, dem dann freilich auch auf dem Nörrefaelled Hand und Kopf abgehauen wurde. Das Wichtigste aber war: ein König trat mit seinen Ministern auf die Seite der Atheisten. Das ist heute undenkbar. Friedrich der Große war kein Christ; Wilhelm der Zweite aber ist der frömmste Sohn der Kirche. Und selbst Bismarck, der in mancher

Hinsicht mit den Ueberlieferungen seiner Zeit brach, erklärte sich in seiner militärischen Kunstsprache stets für „einen strammgläubigen Christen". Im Norden haben sich Könige und Minister immer durch eine „tiefe und echte Religiosität" ausgezeichnet.

So lange der gemeine Mann noch gläubig war, konnten Adel und Bürgerthum sich einen liebenswürdigen und scherzhaften Unglauben gestatten. Seit aber die Organisation der Handwerker und namentlich der Industriearbeiter auch zu einer Organisation des Kampfes der untersten Schichten für Geistesfreiheit ward, ist es aus mit dem liebenswürdigen Scherz und die herrschenden Klassen, die ihre Interessen bedroht fühlen und aller Mittel zu ihrer Vertheidigung bedürfen, haben sich auf die Religion geworfen und sie als Bollwerk zu benutzen versucht. Die religiöse Renaissance bei Adel und Großbourgeoisie ist nichts Anderes als ein Produkt der Angst des Kapitalisten vor dem drohenden Gespenst des Sozialismus. Der Kapitalismus, der schon längst — von 1830 an — das Königthum in seinen Dienst gezwungen hatte, machte ungefähr von 1870 an sich die Religion nutzbar und hat die nordischen Länder mit Kirchen, Frankreich mit geistlichen Stiften und Ordenshäusern bedeckt. In den romanischen Ländern ist der Jesuitismus erstarkt. In den lutherischen Reichen — am Wenigsten in Deutschland als dem aufgeklärtesten Lande, am Meisten in Skandinavien und Finland — ist die lichtscheueste Form des Protestantismus allmählig zur Herrschaft gelangt; von den höfischen Damen reicht ihr Einfluß bis hinab zum gemeinen Mann. Ueberall lehren die Obskuranten, die Leidenden seien an ihrer Qual selbst schuld; überall betäubt und entnervt ihre selbstbewußte, salbungvolle, mystisch dunkle Rede die schwachen, leicht erschreckten Gemüther. So haben wir erlebt, daß selbst Phantasien, die dem Gehirn eines hottentottischen Henkers entsprungen scheinen, wie die der ewigen Qualen, noch heutzutage von Kanzelrednern verkündet und von Bischöfen aufrechterhalten werden und daß Kultusminister, die jeden Ketzer mit der Entamtung bedrohen, geachtet bleiben, trotzdem sie solchen Hottentottenglauben bekennen und Jeden wegjagen, der widerspricht.

Mit Romanen ist der Wurzel des Uebels nicht beizukommen; daß aber Romanciers sich an so heikle Stoffe wagen, ist ein gutes, tröstliches Zeichen, ein eben so gutes wie das von den Goncourt in Madame Gervaisais und von Daudet in der Evangelistin gegebene, zwei Romanen, von denen der erste eine Bekehrung zum Katholizismus, der zweite eine zum Protestantismus behandelt. In Frankreich aber giebt es, wie in allen romanischen Ländern, doch wenigstens zwei Lager: das der kirchlichen Gewalt und ein anderes, das mit ihr in offener Fehde liegt. In den nordischen Ländern giebt es nur ein Lager und etliche Unbewaffnete, die sich außerhalb und in gebührender Entfernung davon halten.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Adolf Bayersdorfer.

Am einundzwanzigsten Februar ist Adolf Bayersdorfer in München gestorben. Wer versuchen wollte, sein Bild in Worten wiederzuerwecken, Der hätte einen schweren Stand. Das wichtigste Mittel der Sprache zu solchem Zweck, der Vergleich, würde in diesem Falle beinahe völlig versagen. So außerordentlich waren Wesen und Wirken des Mannes.

Er war am siebenten Juni 1842 in Erlenbach, einem Maindorf in Unterfranken, geboren. Nachdem er früh seinen Vater, den bayerischen Revierförster Philipp Christian Bayersdorfer, verloren hatte, kam er mit seiner Mutter, die sich wiederverheirathet hatte, im Jahre 1853 nach München. Am Wilhelms-Gymnasium legte er den Grund zu seiner Bildung. Zu Beginn der sechziger Jahre bezog er die münchener Universität, um zunächst medizinische Vorlesungen zu hören. Bald fand er seinen Beruf: das Erforschen der Welt des Schönen. 1874 ging er zu sechsjährigem Aufenthalt nach Italien. Ein Ruf der bayerischen Regirung, die ihm die Leitung der Staatsgalerie Schleißheim übertrug, führte ihn in die Heimath zurück. 1885 kam er als Konservator an die alte Pinakothek in München.

Was er auf seinem engeren Arbeitfelde, in der Kunstgeschichte, geleistet hat, mag die Fachwelt richten. Wenn es das Größte war, so verschwände es gegen Das, was er durch seine Persönlichkeit wirkte.

Die Menschheit hält es einfach mit der Werthschätzung der Individuen. Sie unterscheidet Gute und Böse, seit Jahrtausenden; nicht viel mehr. Und doch ist zu vermuthen, daß dieses abgekürzte Verfahren einen wirklichen Sachverhalt genügend ausdrückt. Gut ist, wer giebt. Die Gabe muß einem Wunsch entgegenkommen. Sie kann ein Apfel sein für das Kind. Wer der Menschheit giebt, wonach sie dürstet, Freiheit: Den nennt sie Menschensohn, Erlöser, Gott. Einmal, manchmal giebt Jeder. Aber in Dem nur, bei dem sich die Fähigkeit und der Wille zum Geben entwickeln, ist Güte. Gut ist der Werdende, böse der Vergehende. So hat wohl die Menschheit Recht mit ihrer grausam und fürchterlich erscheinenden Unterscheidung, mit ihren Vorstellungen von Himmel und Hölle, von Seligkeit und Qual.

Freiheit aber ist das Gefühl, von keinem menschlichen, beschränkten, willkürlichen, sondern von einem Allen gemeinsamen, unendlichen Gesetz gebunden zu sein, das, indem es uns bindet, zugleich uns unseres Seins und Werdens mit einer Sorge und Innigkeit versichert, deren Quelle nur der Vaterliebe vergleichbar ist. Diese Freiheit versprechen die Religionen dem Frommen. Wer sie hat und giebt, gebend sie vermehrend, Der erfüllt wirklich das höchste Gebot. Freilich: die Unmündigen und die auf der Menschheit Höhen Wandelnden zugleich zu befreien, ist keiner endlichen Kraft gegeben.

Bayersdorfer war ein Befreier wie Wenige. Er war es Allen, denen er begegnete, besonders aber der kleinen Schaar, die auf dem schmaleren Wege der Kunst dem Göttlichen zustrebt. Allen gab er eine Ahnung, was Kunst sei; daß ihr Wesen die Größe sei. Die Fähigkeit zum Kunstgenuß, zur Freude darüber, in dem Kunstwerke das Walten des selben Gesetzes wiederzufinden, durch das der Beschauer sein eigenes Wesen beherrscht und beglückt fühlt, hat er in Vielen erweckt, in Manchen bis zur Höhe des religiösen Gefühls emporgeführt. Zwei Eigenschaften ermöglichten ihm solche Wirkung: eine unvergleichliche Universalität des Wesens und eine beispiellose Selbstlosigkeit. Er umfaßte die Literaturen und sämmtliche Künste aller Zeiten und Völker und er öffnete jeder Erscheinung der Gegenwart eine Seele von fast widerstandloser Empfänglichkeit. Von den Früchten seines Erkennens und Genießens hat er nun freilich das Beste, das Einzige, Unveräußerliche, jenen Theil einer jeden Lebensarbeit, an deren Verlust wir nicht glauben können, mit sich genommen. Von Dem, was er geben konnte und mit vollen Händen gab, ist das Meiste wieder den Beschenkten zum Erlebniß, zum unübertragbaren Besitz geworden, das zwar fortschwebt im großem Strom des Wirkens, aber die Spuren seines Ursprungs verloren hat. Mit vollem Bewußtsein nämlich und freiwillig verzichtete er auf jene gefälligen Geister der Mittheilung von heute, deren papierene Macht wir so über alles Maß zu überschätzen uns gewöhnt haben; er wußte zu gut, daß das Beste nicht geschrieben und geschrieben nicht verstanden werden kann. Selbst sein glänzendes Talent der Darstellung konnte ihn nicht verleiten und die seelenlose Stimme des Echos hatte keinen Reiz für ihn. Zu der Wirkung, die ihm allein des Wirkens werth schien, genügte ihm nur das Höchste, was er besaß, sein ganze und ungetheilte Persönlichkeit. Und so war auch sein Wirken einzig.

Man muß bis zu Beginn der siebenziger Jahre zurückblicken, um es zu ermessen. Victor Müller war eben unbemerkt ins frühe Grab gestiegen. Arnold Böcklin stand schon auf der Höhe seiner Kraft. Wilhelm Leibl, Hans Thoma, Karl Haider, Wilhelm Steinhausen, Wilhelm Trübner, Adolf Stäbli und Frölicher, Martin Greif, der Dichter, Karl du Prel, der Philosoph, und Robert von Hornstein, der Komponist: ein Jeder von ihnen hatte schon den Ton gefunden, mit dem sein Wesen auf die Symphonie der Welt antwortete. Sie Alle aber standen noch „im Schatten ihrer Zeit.“ Viele, endlose, bittere Jahre der Verkennung folgten noch. Da war es Bayersdorfer, der die Starken noch stärker machte, über die schwersten Stunden des Zweifels an der eigenen Kraft ihnen hinweghalf und Jedem, in dem er echtes Wesen sah, die höchste Befriedigung, den Beifall eines bedeutenden Geistes, jenen frühen Erfolg verschaffte, an dessen Süßigkeit kein weltumspannender späterer Ruhm bei einer ohnmächtigen Menge heranreicht. Wie er unerschütterlich war in

seinem Glauben an die Zukunft aller wahren Leistung, so war er unermüdlich, einer jeden zu ihrem Recht zu verhelfen. Und wie in der Stärkung der Schaffenden, so in der Belehrung der Kunstfreunde war es wieder die Wirkung seiner hinreißenden Persönlichkeit, der er sich nahezu ausschließlich bediente. Wenn er mit der Sicherheit des Sehers diesen und jenen Sieg vorhersagte, mit Begeisterung ein neues Werk pries, das einer Welt von Zweifeln begegnete, ja, Kennern und Laien stumm und unsichtbar, sogar abstoßend blieb, mit unnachahmlicher Kraft die Schleier, die dem stumpferen Blick die hohe Schönheit verhüllten, von dem Bilde riß, dann verstummte der vorlaute Zweifel und Alles lebte gleichsam schon mit in der schönen Zukunft der Anerkennung, die so oft erst spät genug sich einstellen sollte. Wenn heute endlich die Lebensarbeit Böcklins, Thomas, Haiders, Steinhausens und Trübners, Stäblis und Frölichers dem deutschen Volk zum unübersehbar reichen und fruchtbaren Besitz geworden ist, so kann man nicht anders als mit wehmüthigem Dank für den Theil, den Bayersdorfer an solchem Ende gehabt, sich Dessen freuen. Aus welcher Fülle des Wesens aber dieser Antheil floß, davon kann nichts eine solche Vorstellung geben wie die Freundschaft, die ihn mit Arnold Böcklin, Karl du Prel und Martin Greif ein Menschenalter lang verband.

Sein äußeres Leben verlief still und reich und selbstverständlich wie ein einziger Erntetag. Ohne Drängen, einfach durch sein Erscheinen, fand er wie ein vornehmer Gast seinen Platz am Tisch des Lebens. Und doch hat er alles Menschenglück und alles Menschenleid erschöpft, Liebe und Freundschaft und den Verlust geliebter Wesen. Sein ganzes Dasein aber war Wirkung und der Kern seines Wesens, aus dem all sein Reichthum blühte, war die Ehrfurcht vor dem Geist. Von solchem Manne sagt Lao Tse: „Er hält in seinen Armen das eine Ding und zeigt es Allen: Bescheidenheit. Er bleibt im Dunkel und darum glänzt er; er ist frei von Selbstbehauptung und darum ist er ausgezeichnet, von Selbstruhm und darum ist sein Verdienst anerkannt, von Selbstgefälligkeit und darum gewinnt er Ueberlegenheit. Alle besiegt er, der sich des Kampfes enthält."

Groß-Lichterfelde.

Paul Garin.



Pater Max.

Pater Max ist bekanntlich ein Engel. Zwar nicht so würdevoll wie sein Kollege Pater Victor: aber ein Engel. Wer in Wien lebt und das Glück hat, den hochwürdigen Pater Max zu kennen, ist seines Lobes voll; namentlich seine Beichtkinder. Und zwar aus guten Gründen.

Pater Max übt seine Thätigkeit als Gewissensrath in einer sehr vornehmen Kirche aus, in der an Sonn- und Feiertagen sich die hohe und höchste Aristokratie zu versammeln pflegt, um die obligate stille Messe abzustehen oder abzuknien. Man findet da eine reizende Frauenschaar, sehr elegant, sehr fromm und der Kirche sehr ergeben. Auch in das Sprechzimmer huschen die eleganten Gestalten — mit Vorliebe schwarz gekleidet und dicht verschleiert — und berathschlagen mit ihrem Beichtiger über allerhand fromme und wohlthätige Dinge, lassen Spenden für Vereine, Arme und den Heiligen Vater zurück und gehen, gestärkt und erhoben, von dannen. Und Pater Max ist der gesuchteste und umdrängteste unter allen seinen Kollegen. Im Sprechzimmer wird es nicht leer, wenn er da Audienzen ertheilt, und vor seinem Beichtstuhl bilden die Damen Spalier. Pater Victor, viel strenger und ernster als Pater Max, hat einen weit geringeren Zuspruch. Und trotzdem ist Pater Max nicht recht zufrieden. Sein engelhafter Ruf fängt ihm nach und nach ein Bischen unheimlich zu werden an.

Das Beichtgeheimniß wird — selbstverständlich — streng und gewissenhaft gewahrt. Dennoch lächelt der hochwürdige Pater Victor in ganz eigenthümlicher Weise, wenn von den vielen Beichtkindern des Paters Max die Rede ist. Ehemänner, Junggesellen und Damen, die sich eines fleckenlosen Rufes rühmen dürfen, haben so manche Andeutung fallen lassen, die Pater Victor aufgefangen hat und getreu im Gedächtniß aufgespeichert hält, und diese Andeutungen schließen viel Kränkendes für den guten Pater in sich ein. „Ja, freilich ist er gut,“ flüstern und raunen die bösen Zungen einander zu. „Und Das wissen die Frauen und nutzen es aus. Alle, die sich gegen die ehelichen Pflichten vergangen und einen kleinen oder großen Treubruch auf dem Gewissen haben, kommen zum Pater Max gelaufen, ... weil er so gut ist und Keiner die Absolution vorenthält. Ein paar Thränen, die Keiner Etwas kosten, ein paar Seufzer und vage Versprechungen ... und der gute Pater Max ist windelweich und spricht gerührt sein ‚Te absolvo‘“. Solche Nachreden und Verdächtigungen werden schnell herumgetragen. Und die Beichtkinder waren auch nicht immer diskret. So manche Dame, deren eheliche Seitensprünge aller Welt, mit Ausnahme ihres Eheherren, bekannt waren, rühmte allzu laut die übergroße Güte und Milde des engelgleichen Paters Max; und schließlich kam es dahin, daß manche Dame es für „kompromittirend“ erklärte, dem Pater Max zu beichten und aus Angst, auch für „eine Solche“ gehalten zu werden, von dem engelhaften Pater abfiel. Eine Weile wurde es geradezu Mode, über den Pater Max die Nase zu rümpfen. „Ach ja,“ hieß es, „der gute Pater Max! Zu Dem laufen ja alle Ehebrecherinnen, weil er gar so gut ist.“ Die Junggesellen lächelten vielsagend, wenn eine ihrer Freundinnen erwähnte, daß sie ein Beichtkind des Paters Max sei, und die Ehemänner runzelten die Stirn, wenn Jemand seinen Namen nannte. Pater Max war über alles Das sehr betrübt. Und das Schlimmste war, daß die Leute Recht hatten, — was er freilich weder eingestehen wollte noch durfte.

Pater Victor, obzwar kein Engel oder vielmehr eben darum, war entschieden besser daran als er. Der hatte die Männer für sich und die ehrbaren Frauen. Der Kreis war, wie begreiflich, kleiner, dafür aber tadellos. Und dieses Ansehen, diese Achtung und Verehrung, die er um sich herum verbreitete! Ueber ihn rümpfte Niemand die Nase. Da war namentlich Eine, die förmlich

in sich zusammensank, wenn vom hochwürdigen Pater Victor die Rede war: eine sehr vornehme junge Frau, makellos, madonnenhaft, schön, bezaubernd. Außerdem war sie steinreich, von großem Einfluß in ihren Kreisen, klug, in allen katholischen Vereinen thätig und in allen Fragen, die die Kirche betrafen, erstaunlich bewandert. Man sprach viel von ihr und — sie mußte in der That eine Heilige sein — nur Gutes. Und diese Lichtgestalt war ein Beichtkind des Paters Victor! Der gute Pater Max sagte sich oft und oft: „Wenn Diese zu mir käme, würde alles Odium von mir genommen sein." Und er war äußerst liebenswürdig gegen sie: aber sie blieb ihrem Pater Victor treu.

Einmal jedoch, als er predigte, entdeckte er sie unter seiner Zuhörerschaar und bemerkte, daß ihre verträumten blauen Heiligenaugen unverwandt auf seinem Gesicht ruhten. Das freute ihn. Und am selben Abend kam sie wirklich an seinen Beichtstuhl herangeschlichen: als es um diesen herum schon ganz einsam geworden und der Pater eben im Begriff gewesen war, den Beichtstuhl zu verlassen. Eilig setzte er sich wieder und neigte sein Ohr dem Gitter zu. „Wenn nur Pater Victor noch hier wäre", dachte er, „damit er sähe, daß sie, die Heilige, zu mir gekommen ist". Aber Pater Victor hatte die Kirche bereits verlassen und konnte also nicht Zeuge des Triumphes sein, den Pater Max in diesem Augenblick über ihn davontrug.

Und sie begann, zu lispeln, merkwürdig aufgeregt und befangen für eine Heilige: Sie habe von seiner großen Güte und Nachsicht gehört und daß ihm nichts Menschliches fremd sei . . . Diese Einleitung behagte ihm durchaus nicht. Und ein Bischen unruhig wartete er auf die Fortsetzung. Die Heilige preßte das holde Gesicht an das Gitter, das sie von ihrem Beichtiger schied, und bekannte . . . bekannte . .

Er hätte sie, Engel wie er war, prügeln mögen. Also auch Du, mein Brutus! Also darum war sie zu ihm gekommen. Und in seiner Wuth legte er ihr eine so harte Buße auf, wie sie ihr vom strengen Pater Victor niemals auferlegt worden war. Freilich hatte sie Dem Aehnliches auch nie gebeichtet.

Enttäuscht verließ sie den guten Pater und kam kein zweites Mal. Und wenn sie ihm wo begegnete, blickte sie zur Seite. Und wenn von seiner großen Güte die Rede war, meinte sie mit einem Achselzucken: „Wie mans nimmt. Er ist vielleicht gegen gewisse Sünderinnen gut und nachsichtig .. Gegen Unsereinen kann er recht hart sein."

Dem armen Pater Max, dem solche Reden zugetragen wurden, blieb nichts Anderes übrig, als . . . zu schweigen. „Diese Heilige ist ja die Aergste von Allen!" dachte er empört. „Verleumden kann sie auch!"

Und diese sonderbare Heilige hat dem ohnehin etwas verfänglichen Ruf des armen Paters erheblich geschadet. Da man sie in ihren Kreisen noch immer für eine wirkliche Heilige hält, gab man, ohne zu prüfen, ihr Recht. Und wenn jetzt vom guten Pater Max geredet wird, rümpft man die Nase noch mehr als früher und sagt mit einem beleidigenden Lächeln: „Ach ja, — gut! Gegen die eine Sorte von Sünderinnen. Wenn aber eine Frau keinen Ehebruch zu beichten hat, hört seine Güte auf. Eine höchst originelle Güte!"

Und dieser Ruf ist ihm geblieben.

Wien. Emil Marriot.

Berliner Musik.

Eine Musiksaison ist keine Kunstepoche und der Rückblick auf eine Musiksaison ist kein Stück Musikgeschichte.

Die Planmäßigkeit jeder Entwickelung macht sich erst in längeren Zeiträumen geltend; kurze Ausschnitte davon geben ein Bild vollkommener Planlosigkeit, zeigen ein Nebeneinander von Kunstbestrebungen und Kunstäußerungen, die weder den Anschein organischer Zusammengehörigkeit noch den organischer Nothwendigkeit haben. Wenn es sich noch um eine Zeit gewaltiger Reformation oder Reaktion handelt, läßt sich aus Für und Wider wohl ein prinzipieller Standpunkt gewinnen. Wenn es sich aber um einen Zeitausschnitt handelt, der, wie die letzte Musiksaison, in seinen Aeußerungen nur Folgen von Vorhergegangenem aufweist, nichts, was wohl Ursache für Kommendes werden könnte, so kann man von ihm kaum anders als von einem Kalenderbegriff sprechen.

Die Zeit der großen Reformation in der Musik liegt noch nicht weit genug zurück, um gleich wieder die Erwartung einer neuen Reformation zu rechtfertigen; sie liegt zu weit zurück, die Umwerthung aller musikalischen Begriffe, die sie im Gefolge hatte, hat sich zu gründlich vollzogen, als daß eine Reaktion ihren Errungenschaften noch Etwas anhaben oder gar Positives zu Tage fördern könnte. Dieser Zustand, in dem es kein „Zurück“ und eigentlich auch kein rechtes „Vorwärts“, sondern höchstens ein „Weiter“ giebt, ist nun einmal das Schicksal der Epigonen.

Es war ehedem leichter, Epigone zu sein, als heute: tüchtige Beherrschung der Form war ehedem immer noch die Beherrschung von etwas künstlerisch Wesentlichem, selbst da, wo sie zu leerem Formalismus wurde. Die neue Kunst hat dem Formalismus den Boden entzogen, sie hat damit aber auch Alles weggenommen, was für einen rechten Epigonen greifbar gewesen wäre. Nicht in Formalismus verfallen, nichts Typisches in Ausdruck und Ausdrucksmitteln bringen: Das bleiben negative Tugenden, so lange nicht an die Stelle des einst Bewährten und deshalb typisch Gewordenen ein subjektiv empfundenes, aber doch objektiv überzeugendes Neues tritt. Die Scheu vor dem Althergebrachten in unserer Kunst ist nicht aus Neuerungsucht, nicht aus der Willkür der Schaffenden hervorgegangen; Alle, für die die Klassiker auf jedem Gebiet ein letztes Wort gesprochen hatten, mußten naturgemäß allgemach jede Nachklassizität als öde und überflüssig empfinden. Wagner hat uns eine neue Kunst geschenkt. Aber fast ist es, als ob auch er in seinem Sondergebiet wiederum ein letztes Wort gesprochen hätte, als ob alles Nach-Wagnerthum öde und überflüssig sein müsse. Das Alles ist durchaus nicht neu, auch für die Schaffenden nicht. Unsere ganze neue und neuste Musikliteratur ist aus dieser Erkenntniß heraus geboren, aus dem bewußten

starken Wollen, das Althergebrachte zu meiden und doch auch im geflissentlichen Vermeiden des Ueberkommenen nicht wieder typisch zu werden.

Nur aus diesem bewußten Wollen erklärt sich der experimentelle Zug, der durch unsere ganze neue und neuste Produktion geht: Jeder will eben Etwas, das außerhalb des Kunstwerkes liegt, Jeder, der ein Kunstwerk schafft, will ihm auch gleich seine Stellung zu der alten und zu der neuen Kunst anweisen, — und so guckt zwischen aller Schaffensfreudigkeit, wenn auch verstohlen, doch immer ein Stück Tendenz, ein Stück Opposition durch. Auch die großen Reformatoren in der Kunst haben ja gewußt, was sie wollten, aber in ihnen hatte das Kunstwerk gelebt, noch ehe sie wußten, wie es sich von anderen unterscheiden würde; sie haben das Werk nicht als Paradigma ihrer Grundsätze und Theorien geschaffen: sie haben mit dem lebendigen Werk neue Grundsätze und Theorien diktirt.

Es hat auch in der letzten Musiksaison keinen großen Reformator gegeben. Ob Richard Strauß je die Bedeutung eines solchen gewinnen wird? Die letzte Spielzeit brachte von ihm nur neue Männerchöre, neue Lieder; ein Chorlied, nicht anders als viele andere, und eins, das anders sein sollte als die vielen anderen. Dabei zeigte sich denn, daß eine Erweiterung der engen Grenzen, die nach Tonumfang und Klangfarbe dem Männerchor gezogen sind, zu den Unmöglichkeiten gehört. Der Lehrer-Gesang-Verein unter Professor Felix Schmidt machte das Unmögliche möglich. Die Wirkung stand trotzdem in keinem Verhältniß zu dem Mühe- und Kräfteaufwand, den diese Art von Männerchor-Literatur erfordert. Eine Reihe neuer Lieder, die Strauß erscheinen ließ, bietet nichts Besonderes; sie könnten fast als Beweis gelten, daß auch seine Eigenart nur durch den bewußten Willen, eigenartig zu sein, ausgelöst wird, daß auch er in Hergebrachtes verfällt, sobald er nicht an der bewußten Opposition gegen das Hergebrachte erstarkt.

Der Vorstellungskreis und die Empfindungsphäre, in die Hans Pfitzner sich einmal hineingelebt hat und die ihm seine Ausdrucksweise eingeben, lassen ihn auch nicht für die Dauer eines Augenblickes los. Das wäre ein Glück zu nennen, wenn dieser Vorstellungskreis nicht der Kreis selbstquälerischer Vorstellungen, wenn diese Empfindungsphäre nicht die Sphäre eines fast krankhaft erscheinenden Ueberschwanges wäre. Pfitzner kam im letzten Winter mit seiner dreiaktigen Oper „Der arme Heinrich" zu Wort. Darin ist Alles ehrlichstes Wollen, meisterlichstes Können und doch nur qualvolle Kunst, — qualvoll nicht etwa nur wegen der Unerquicklichkeit des dichterischen Stoffes, sondern fast mehr noch durch die Herbheit dieser Tonsprache, die immer nur Aufschrei aus bedrängtem Herzen scheint, Aufschrei ohne befreiende Kraft. Die vornehme Unbeirrtheit, mit der Pfitzner seine eigenen Wege geht, hat etwas Achtung Gebietendes; sie hat auch seinem Armen Heinrich einen Achtung-

erfolg eingebracht. Es heißt aber noch nicht, nach dem Erfolg schielen, es heißt noch nicht, einen Theil seines Ich aufgeben, wenn der Schaffende an den Rückschlag denkt, den sein Werk finden wird. Nur für sich schaffen, ist höchste Künstlerschaft, wenn dieses „nur für sich" unversehens sich in ein „für Alle" oder doch „für die Besten" umsetzt. So lange Das nicht geschieht, zieht aus dieser stolzen Selbstbescheidung Niemand Gewinn.

Außer dem Werk Pfitzners brachte die Königliche Oper Cornelius' „Barbier von Bagdad" und Saint=Saëns' „Samson und Dalila". Selbst wenn man diesem Institut die Nichtaufführung von Schillings' „Pfeifertag", von Thuilles „Gugeline", von Urspruchs „Das Unmöglichste von Allem" und meinetwegen auch von Siegfried Wagners „Herzog Wildfang" als Unterlassungsünden anrechnen will, erscheint das Gesammtbild der Produktion ziemlich dürftig. Von allen den genannten Werken kam keins über den Achtungerfolg hinaus; und die Hofoper wartet eben gern auf solche Werke, die anderswo mehr als einen Achtungerfolg errungen haben.

Im Konzertsaal sah es dafür um so bunter aus. Eine Neuheit mindestens auf jedem Programm und unzählige Programme in jeder Woche: Das giebt eine Menge Neuheiten auf die ganze Saison.

Enrico Bossis „Canticus canticorum" hinterließ, vom Sternschen Gesangverein unter Gernsheim aufgeführt, einen bedeutenden Eindruck. Bossi geht schon in der Anlage seines Werkes, die die Verwirklichung des bis dahin nur Prinzip gebliebenen Gedankens bedeutet, auch in geistlicher Musik das Ganze als Ganzes zu behandeln, nicht in einzelne Nummern zu trennen, seinen eigenen Weg. Er steht auch als Musiker auf eigenen Füßen. Seine Erfindung ist überall selbständig, auch da, wo sie nicht bedeutend ist. Seine Chor= und Orchesterbehandlung verräth überall große technische Sicherheit, ohne auch nur je wie bloße Routine zu wirken. Man braucht dem Hohen Lied gegenüber nicht auf dem Standpunkt des Dogmatikers zu stehen, um in Bossis Werk als Musiker eine durchaus ernste und bedeutsame Arbeit zu sehen.

Liszts Oratorium „Christus", das der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs aufführte, war seit einigen Jahren in Berlin nicht mehr gehört worden und darf daher als Neuheit betrachtet werden. Es bleibt eine verdienstliche That, es von Neuem einer breiten Menge zugänglich gemacht zu haben, auch wenn der größte Theil dieser breiten Menge Denen Recht geben sollte, die seinen Kunstwerth bestreiten. Liszt war der weltlichste aller Abbés; und seine Musik soll die kirchlichste aller Kirchenmusiken sein. Das ist das Merkwürdige, daß die Verehrer seines Oratoriums — und Das sind viel mehr begeisterte Musiker als fromme Katholiken — in diesem einen Fall immer den Katholiken gegen den Musiker ausspielen. Da soll Alles, was an der Musik als Musik zu bemängeln ist, der Seele des gläubigen

Katholiken verständlich, für den gläubigen Katholiken erhebend sein. Es giebt eine solche Musik, eine Musik, die, aus Gläubigkeit erwachsen, zu Gläubigen spricht, die musikalisch fast unbeholfen stammelt und doch in ihrer innigen Einfachheit mächtig auf die gläubige Seele wirkt. Von dieser Art ist aber Liszts Musik nicht. Das ist kein Stammeln, Das ist raffinirtes Musiziren; nicht weniger raffinirt darum, weil der gregorianische Choral und antikisirende Melismen das thematische Material dazu hergeben mußten. Gerade, was die Bewunderer dieses Oratoriums meist darin zu finden vorgeben, findet der naive Hörer am Allerwenigsten darin, nämlich: Erbauung, die ihn vergessen ließe, daß er Musik hört. Und der Musiker findet darin wiederum keine Musik, die ihn vergessen ließe, daß er einer Andachtübung beiwohnt. Die Forderung, Beides von einander nicht zu trennen, die Musik aus der Empfindung des frommen Katholiken heraus zu hören, würde nicht so oft ausgesprochen, nicht so stark betont worden sein, wenn in dem Werk selber eine große überzeugende Kraft lebte, sei es nach der Seite religiöser oder nach der künstlerischer Erbauung hin. Und trotz Alledem bleibt die Aufführung eine verdienstliche That; sie wird die Musikgeschichte nicht korrigiren, aber sie wird, gerade weil sie vortrefflich war, um so nachdrücklicher bestätigen, daß die Musikgeschichte nicht fehlgegangen ist, wenn sie Liszts größte Bedeutung nicht in seinem Oratorium „Christus“ gesucht hat.

Der Caecilien-Verein unter Alexis Holländer hatte auch seine offizielle Novität: „Polyxena“ von Theodore Gouvy. Eine schwächliche Musik. Die wenigen Ansätze zu polyphoner Behandlung des Chores haben Etwas von typischer Polyphonie, bringen nachahmende Stimmeintritte gerade da, wo wirklich vornehmes Musikempfinden sich den Stimmeintritt und die Nachahmung versagt haben würde.

Eine Aufführung der Reste altgriechischer Tonkunst und altchristlicher und alter hebräischer Gesänge muß wohl an dieser Stelle genannt werden; nicht, weil diese Aufführung eine dankenswerthe Neubelebung alter Musik bedeutet hätte, sondern gerade, weil sie unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit in Wahrheit nichts Anderes war als das Ergebniß eines durchaus unwissenschaftlichen Dilettantismus, zu dem sich obendrein noch künstlerischer Dilettantismus gesellt hatte.

Man kann an sich den Versuch, altgriechischer Musik eine harmonische Unterlage im Sinn unseres Harmoniesystems zu geben, nicht wohl anders als einen wissenschaftlichen Dilettantismus nennen. Unser duales Harmoniesystem ist, so wie es besteht, zu einem Fundamentalsystem geworden. Es ist so wenig wie sonst irgend ein System vom Himmel gefallen oder plötzlich von Einem erfunden oder entdeckt worden, sondern es hat sich mählich entwickelt. Aber wie es heute besteht, wie es sich als die Grundlage darstellt, auf der alle lebendige Tonkunst sich aufbaut, muß man es wohl

oder übel als Fundamentalsystem anerkennen. Der historische Zusammenhang mit Dem, was früher war, ist lehrreich, die Kenntniß Dessen, was früher war, ist wünschenswerth und kann befruchtend wirken: der Versuch, altgriechische Musik zu harmonisiren, ist darum nicht weniger ein Irrthum.

Herr Professor Fleischer, der die Harmonisirung besorgt hat, geht von der Ansicht aus, daß eine Melodie, die gar keine harmonischen Beziehungen in den Tonfolgen erkennen läßt, dem modernen Ohr schal, unfaßbar und sinnlos erscheinen müßte. Er hat deshalb eine akkordische Begleitung hinzugefügt und meint: „Daß dabei diejenige Tonsprache gewählt wurde, die dem modernen Ohr am Verständlichsten ist, ist selbstverständlich". Ich meine, es wäre selbstverständlicher und wissenschaftlicher gewesen, wenn überhaupt harmonisirt werden sollte, es wenigstens in der Tonsprache zu thun, die der überkommenen Melodie allenfalls konform gewesen wäre, also mit Zusammenklängen, die auf der Basis des griechischen Tonsystems wahrscheinlich oder doch denkbar hätten erscheinen können, nicht aber mit solchen, die auf einem ganz heterogenen Tonsystem beruhen. Herr Professor Fleischer hat sich damit begnügt, in musikalisch primitivster Dilettantenweise Tonica und Dominante unterzuschieben, wo es nur immer anging; manchmal auch da, wo es eigentlich nicht anging.

Es ist nöthig, solche Experimente als Das zu charakterisiren, was sie in Wahrheit sind, weil der Anschein der Wissenschaftlichkeit, mit dem sie sich umgeben, gar leicht zu einer falschen Bewerthung dieser Experimente, zu einer mißverständlichen Auffassung von den Aufgaben der Kunstwissenschaft überhaupt führt. Man meint oft, es gebe nichts Schlimmeres als einen Künstler, der mit der Wissenschaft seiner Kunst nicht vertraut ist; ich meine, ein Professor, der von der Kunst, deren Wissenschaft er traktirt, auch nicht einen Hauch verspürt, ist noch weit schlimmer.

Von größeren Orchesterwerken, die der letzte Winter brachte, ist neben den mehrfach aufgeführten Tondichtungen von Richard Strauß in erster Linie Hauseggers „Barbarossa" zu nennen. Hausegger beherrscht die Orchestertechnik mit virtuoser Sicherheit, er hat ein starkes Gestaltungvermögen, seine Erfindung ist auf das Große angelegt; er geht dabei vielleicht weniger wählerisch, aber auch sicher weniger reflektirend zu Werke als Strauß. Seine Tonsprache ist vielleicht nicht immer geistreich, er verschmäht es nicht, auch einmal Selbverständliches mit einer gewissen Breite auszusprechen, aber die Steigerungen, die Höhepunkte, die er dann bringt, wirken dafür um so elementarer.

Symphonische Variationen von Koeßler stellten sich als tüchtige Arbeit von liebenswürdigem Klangreiz dar; der symphonische Prolog zu „König Oedipus" von Schillings als nicht minder tüchtige Arbeit, die freilich archaisirender Charakteristik zu Liebe auf klanglichen und melodischen Reiz manch-

mal geflissentlich zu verzichten scheint. Klughardt, Ph. Scharwenka, Berger, Draeseke, Rüfer, Goldmark bilden mit Anderen die Gruppe der Komponisten, deren Akten geschlossen sind. Sie sind allesammt bewährte, tüchtige Könner; und auch Das, was von Jedem von ihnen in der vergangenen Spielzeit zu Gehör kam, giebt keinen Anlaß, ihren Akten etwa ein Kodizill anzuhängen. Georg Schumann, der treffliche Leiter der Singakademie, wird als Komponist der genannten Gruppe bald beizuzählen sein; Felix Weingartner, der früher mitunter noch so that, als ob er eine Gruppe ganz für sich allein zu bilden berufen wäre, schließt sich ihr mehr und mehr an. Christian Sinding hat die Geigenliteratur um ein werthvolles Konzert bereichert, Emil Sauer die Klavierliteratur um ein mindestens sehr dankbares, weil dem Geschmack der ganz Anspruchlosen entgegenkommendes Konzert. Ein geistvolles Quartett von Tanejew, eine ernste, vornehme Violinsonate von Niggli seien aus der Unzahl der Kammermusikwerke hervorgehoben.

Mit dem Lied scheint es zu einem Stillstand gekommen zu sein. Nicht etwa, weil weniger Lieder komponirt oder weniger neue Lieder gesungen würden; nur will leider das Neue daran nicht mehr recht neu scheinen. Das moderne Lied ist fast schon Mode von gestern; und die ganz neue Mode greift zu einfacher Melodie zurück. Das wäre an sich gar so übel nicht, wenn nur unseren Liederkomponisten nicht die Fähigkeit, schlicht zu bleiben, ohne doch unbedeutend zu werden, in der währenden Bemühung, bedeutend zu sein, fast abhanden gekommen wäre. Oskar K. Posa ist noch Einer, der Bedeutendes im Lied zu sagen hat, der ungesuchten und ungezwungenen Ausdruck dafür findet; sein „In einer großen Stadt" ist vielleicht das Beste, was in neuster Zeit von Liedern zu hören war.

Das, was dem Musikleben eines kurzen Zeitabschnittes, einer Saison, den Stempel aufdrückt, ist fast weniger die Produktion als die Reproduktion. Ganz natürlich, denn sie ist aufdringlicher und weiß sich jedenfalls für den Augenblick Gehör und Geltung zu schaffen.

Die Eigenart der öffentlichen Kunstübung, wie sie sich in den letzten Jahren herausgebildet hat, erklärt sich aus ganz ähnlichen Gründen wie die eigenartige Entwickelung, in die die Produktion der letzten Zeit sich hat drängen lassen. Wie der Produktion ein bewußtes Wollen, das außerhalb des eigentlichen Schaffensprozesses steht, ihren Weg vorzeichnet, so stehen auch die Reproduzirenden unter dem Einfluß eines solchen bewußten Wollens, das mit dem Nachschaffen an sich, mit der Kunst an sich eigentlich nichts zu thun hat. Es will eben Jeder, der ein Kunstwerk nachschafft, nicht nur das Kunstwerk und nebenher vielleicht noch seine eigene künstlerische Persönlichkeit, sondern er will außerdem noch ein Prinzip durchsetzen, — gleichviel, ob dies Prinzip dem Kunstwerk oder seinem eigenen Empfinden ansteht oder nicht.

Ein gewisses Geistreicheln nach der einen Seite, eine gewisse falsche Großzügigkeit nach der anderen Seite sind nichts Anderes als die Folgen dieses bewußten Wollens unserer Interpreten, auf alle Fälle modern, anders als die Vorgänger zu sein. Die nur, die nachschaffend aus dem Impuls ihrer starken Augenblicksstimmung heraus ein Werk wie ein Neues erstehen zu lassen vermögen, ohne daß sie daran denken, wie ihre Darstellung sich zu früheren verhalten mag: Die allein sind die Großen, die Seltenen ... Daß Weingartner, daß Nikisch manchmal über das Werk ihre Stellung zu dem Werk und dessen früheren Interpreten zu vergessen vermögen, ist sicher das Größte an ihnen.

Den großen Chorkonzerten des Philharmonischen Chors, der Neuen Bach-Gesellschaft, des Sternschen Gesangvereins, den Symphoniekonzerten der Königlichen Kapelle und des Philharmonischen Orchesters schlossen sich in diesem Jahr noch Orchesterkonzerte des berliner Tonkünstler-Orchesters an. Das Orchester ist nicht von der Art, daß es in absehbarer Zeit ein nennenswerther Faktor im berliner Musikleben zu werden verspräche, selbst wenn die Kalamität eines fortwährenden Dirigentenwechsels in Zukunft vermieden werden sollte. Anders ist es mit den Abonnementkonzerten der meininger Hofkapelle unter dem Generalmusikdirektor Steinbach: sie haben sich auch in Berlin eine froh genießende, dankbare Gemeinde erworben. Die Meininger bringen gründlich Vorbereitetes mit Präzision, mit einer Straffheit, die oft etwas Gewaltsames hat, zu Gehör. Klangschönheit ist nicht immer und überall das höchste Ziel alles Musizirens; die Meininger betonen Das, indem sie Straffheit und markige Kraft immer und überall über Klangschönheit stellen. Der Generalmusikdirektor Steinbach betont es noch ganz besonders dadurch, daß er seine Schaar durch scharfe eckige Accente mehr, als nöthig wäre, daran gemahnt. Es kommt dabei ein urgesundes Musiziren heraus; nicht überfeinert, nicht in Stimmungen schwelgend, dafür freilich auch nicht immer die beabsichtigte Stimmung voll erschöpfend; ein klares und anspruchloses Musiziren, so weit man nicht das geradezu oppositionelle Betonen der Anspruchlosigkeit als anspruchvoll empfinden muß.

Die Zahl der Solistenkonzerte war größer denn je. Der neuen Namen, die es zu merken gilt, sind aber nicht allzu viele. Raoul Pugno, der erste Klaviermeister am pariser Konservatorium, ist ein echter und rechter Meister, einer, der Alles kann, was es auf dem Klavier zu können giebt. So zunftmäßig Das klingt: Pugno hat doch gar nichts Zünftiges an sich; er ist ein feinfühliger Musiker voll Temperament. Sein Können ist eben nur so verblüffend solid, so über alles Temperament hinaus treffsicher und unfehlbar, daß man sein Temperament und seine übrigen Eigenschaften erst in zweiter Linie empfindet. Leopold Godowsky ist ein eminenter Techniker und dabei doch ein guter Musiker. Das ist eine Seltenheit. Souveraine Technik, ein Können, dem

nichts mehr unausführbar oder auch nur schwer ausführbar erscheint, verleitet in allen Künsten zu einer spielerischen Bethätigung dieses Könnens. Jeder Ueberschuß an Kraft, jedes Uebermaß von Können muß sich ausleben. Godowsky hat sich, da er seinen Kräfteüberschuß an der vorhandenen Klavierliteratur nicht los wird, eigens ein Stück Klavierliteratur zurechtgemacht: er hat Etuden Chopins kombinirt, so daß er immer zwei davon gleichzeitig spielen kann. Wenn er damit die Originale verballhornt hätte, wäre es wohl angebracht, sich zu entrüsten. So aber, da seine Chopinstudien einen durchaus feinen künstlerischen Geschmack verrathen, nirgends dem Wesen des Originales Gewalt anthun, giebt es gar keinen Grund zur Entrüstung. Mit Brahmsens d-moll Konzert, mit Tschaikowskis b-moll Konzert zeigte er außerdem, daß er seine Virtuosität auch in den Dienst reiner Kunst zu stellen vermag: er spielt wirklich Brahms, wirklich Tschaikowski. Bei Chopin hatte er ja im Programm ehrlich vorhergesagt, daß er eigentlich Godowsky spielen würde. Der Geiger Jacques Thibaud ist einer von den ganz Großen; er braucht mit Keinem den Vergleich zu scheuen, auch wenn man ihn an den besonderen Vorzügen jedes Einzelnen messen wollte. Er ist Einer von Denen, die mit der Geige geboren scheinen, deren natürlichste Aussprache die auf ihrem Instrument scheint: ein geborener Geiger, aber doch ein wohlerzogener, ein Genie, das es doch der Mühe werth fand, seine Talente zu schulen. Auch Alberto Geloso erwies sich namentlich durch seine Wiedergabe von Bachs Ciaconne als Geiger ersten Ranges. Er sucht dem Stil Bachs nicht durch affektirte Herbheit beizukommen, er spielt auch Bach mit weichem, warmen Ton, ohne doch damit stilwidrig zu wirken, weil eben sein Ton bei aller Weichheit und Wärme stetig und edel bleibt und weil eben Bach auch ein ganzes Theil subjektiven Empfindens verträgt, wenn dieses Empfinden nur echt, nur aus dem Verständniß des Inhaltes geboren ist. Unter den Sängerinnen wäre Margarete Bletzer zu nennen, die mit ihrer ungekünstelten Art für Alles, was sie singt, wie instinktiv den rechten Ton zu treffen scheint. Als trefflicher Cellist sei Georg Schneevoigt genannt.

Giuseppe Verdi ist gestorben und der Musikschriftsteller Bruno Schrader ist von Halle (oder wars Magdeburg?) nach Berlin übergesiedelt ... Wenn von sonstigen wichtigen Vorkommnissen in musicis noch eins oder das andere vergessen sein sollte, so sei mein Trost, daß am Ende die ganze Musikmacherei doch nicht so wichtig ist, wie wir Musikanten uns meist einbilden.

Friedenau. Max Loewengard.



Eduard Mörike.

Als einmal Hugo Wolf, der unglückliche Tonmeister, Detlev von Liliencron seine wundervollen Mörikelieder vorgesungen hatte, dankte Dieser dem Freunde für den Genuß mit einem Gedicht, in dem es heißt:

Und während Du glühend sangst,
Gingen draußen die Deutschen vorüber.
Sie trugen in ihren Taschen
Billette zu Mamsell Nitouche.
Und die Schamröthe flog mir ins Gesicht
Für unsre Landsleute,
Daß sie Dir nicht horchten,
Daß sie ihren großen, lieben
Dichter Mörike nicht kennen.

Darin ist ein erfreulicher Wandel eingetreten. Die kleine Gemeinde von Stillen im Lande, die von Anfang an zu Mörike gestanden hat, sie ist heute, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, groß geworden und tritt unter seinem Namen hervor. Was die Literaturgeschichte seit Jahrzehnten gepredigt hat, wird endlich Dogma. Auf den Schwingen der Musik eines Schumann, Robert Franz, Brahms, Hugo Wolf fliegen Mörikes Verse in die Welt; immer deutlicher wird der Einfluß, den er auf jüngere Talente geübt hat, nachdem längst schon Hermann Kurz und Theodor Storm sich unumwunden als seine Schüler bekannt haben. Fast scheint Mörike Mode werden zu sollen, was er allerdings nicht verdient hat; aber daß das deutsche Volk, sich auf sich selbst besinnend, diesen Dichter seinen bevorzugten Lieblingen beizugesellen beginnt, darf man wohl behaupten.

Populär im weiteren Sinn wird Mörike nie werden; dazu ist er zu tief und zu fein. Populär war Bodenstedt einmal und Geibel, der Mann der hundert Auflagen, aus dessen heute wenig gekannter Lyrik der Forscher mühsam die spärlichen Goldkörner heraussucht. Die große Masse hält es mit den Dichtern, die ihr die Poesie so mundgerecht machen, daß sie sie gedankenlos hinunterschlürfen kann. Mörike aber gehört zu den echten Poeten, die bei ihren Lesern Etwas voraussetzen, die sie zu Mitarbeitern machen an dem Gedicht. Bei ihnen geht das Poetische nicht restlos auf in der Form, sondern es bleibt ein geheimnißvolles Etwas übrig, das der Genießende in phantasievoller Einfühlung selbst verarbeiten muß.

Mörike war und ist auch in seiner schwäbischen Heimath nicht populär. Als er den schlichten dünnen Band seiner Gedichte bescheiden unter die zahllosen anspruchsvollen Lyrikbände der dreißiger Jahre legte, da waren es nur Wenige, die das Echte und Ewige darin erkannten. Uns muthet das Buch an wie eine Oase in der Wüste dieser öden Partei- und Tendenzliteratur.

Aber das laute Kampfgeschrei des geistreichen Jungen Deutschland übertönte das Rauschen des stillen Urquells. „Während ein Feuerwerk abgebrannt wird, sieht Niemand den gestirnten Himmel", sagt Marie von Ebner-Eschenbach. Mörike hat etwas Zeitloses, Allgemeingiltiges, — und gerade Das bedarf langer Jahre, bis es nach Gebühr geschätzt wird. Wo sind die Herwegh und Freiligrath geblieben? Platen, Rückert, Geibel, selbst Lenau: Alle hat sie Eduard Mörike dahinten gelassen, der sich, zunächst an Goethe, einzig den größten Lyrikern deutscher Zunge anreiht: Uhland, Eichendorff und Heine.

Schon äußerlich unterschied sich Mörike gar sehr von den herrschenden Tagesgrößen, den geniesüchtigen Titanen im saloppen Aufzug, mit dem weltschmerzlichen Blick und dem künstlich verwirrten Haar. Im ersten Augenblick zeigt er wohl den vollen Typus des behäbigen Landpfarrers, zumal mit dem gravitätischen Cylinder auf dem großen Kopf mit dem schlaffen Gesicht, mit dem langen Rock, dem dicken Shawl und dem geschulterten Regenschirm, wie eine Meistersilhouette Konewkas ihn darstellt. Auch auf Isolde Kurz machte er, wie sie mir schildert, anfangs diesen Eindruck; im nächsten Augenblick aber schien ihr sein äußeres Antlitz nur eine leicht vorgebundene Maske, hinter der er sein wahres Gesicht, einen feinen Griechenkopf, versteckt habe, etwa aus Scheu vor der groben Neugier der Leute, oder weil ihm die schwäbischen Lüfte zu rauh gewesen seien. Und doch wurzelt Mörike durchaus in heimischem Boden und in der Romantik, als deren letzte Rose, „erblühend im geheimsten Thal von Schwaben", ihn Theodor Mommsen schon 1843 in einem schönen Sonett gefeiert hat. In vollen Zügen hat Mörike vom Becher der deutschen Romantik getrunken. Das Stimmungvolle und das Phantastische theilt er mit ihr, die Freude am Alterthümlichen und am Volkslied, die Kunst, das Unsagbare, ahnungvoll Säuselnde in der Natur und im Menschenherzen wiederzugeben, das flüssige Wogen und Wiegen voll Wohllaut und Fülle. Doch hat er nicht, etwa wie Tieck, die Poesie an die Musik verrathen; ein starkes plastisches Element bildet das glücklichste Gegengewicht; Mörikes Phantasie ist ein Schauen von Kraft und Unmittelbarkeit.

Wir finden den ganzen Dichter in seiner Lyrik, einer Schatzkammer von wunderbar buntem Glanz. Goethische Tiefe und volksmäßige Schlichtheit, antike Anmuth und romantische Formenfülle, barocker Spaß und kindlich rührender Märchenzauber, leidenschaftliche Gemüthserregtheit und stille Beschaulichkeit ziehen uns abwechselnd an; und das Ganze ist in einen matten Goldton getaucht, der ihm so ganz eigenthümlich ist. Er kann einfach innig und kindlich naiv sein und wiederum ein großer Herzenskünder und Seher; er kann im Purpurmantel seiner prächtigen Sprache dahinschreiten und in possirlich hüpfendem Uebermuth am derben Schwank seine helle Freude haben; er kann das tiefste Gefühl rein und unberührt ausströmen lassen und seine Phantasie im abenteuerlichsten Arabeskenschmuck tummeln.

Das Größte an Mörike ist die geniale Treffsicherheit, mit der er lyrische Urtöne in Worte bannt, die absolut nichts Konventionelles haben, sondern den Stempel des Persönlichen an der Stirn tragen. Nicht als ob er mit kräftig gestaltender Hand in den Ton hineingriffe, um ihn mit bewußter Absicht nach seinem Willen zu kneten, nein: spielend gleichsam formt sich unter seinen weichen Händen eine scheinbar selbst beseelte Masse nach den ewigen, dem Dichter instinktiv bewußten Gesetzen der Schönheit. Mörike ist eine weiblich empfangende Natur; und selten hat für einen Poeten das Wort, nicht er, sondern Etwas in ihm dichte, tiefere Bedeutung als für ihn. Die rein technische Seite des künstlerischen Schaffens, die bei keinem echten Künstler fehlt, tritt bei ihm in den Hintergrund. Niemals vermochte er zum Dichten sich zu zwingen; von selbst schwoll ihm die innere Fülle bis zur selbstthätigen Entfaltung der Knospe unter dem belebenden Sonnenblick einer glücklichen Stunde. Ein rascher Wurf in guter Stimmung und das Werk war fertig; und siehe: es war sehr gut. Reizend drückt Das David Friedrich Strauß in einem seiner Briefe an Friedrich Vischer aus: „Mörike nimmt eine Hand voll Erde, drückt sie ein Wenig, — und alsbald fliegt ein Vögelchen davon."

Das gelang ihm, weil er ein Mensch von seltener, reinster Harmonie war; und daß er diese Harmonie um jeden Preis sich zu wahren, alles Fremdartige sorglich abzuwehren wußte: Das war vielleicht die stärkste Bethätigung von Energie in diesem sonst allzu weichen Menschen. Auf ihn paßt das Gleichniß, das Lenau einmal braucht, von den alten Violinen, auf deren Boden man beim Oeffnen eine Menge Splitterchen findet, die die Geige aus sich herausgespielt hat, weil sie nicht hineingehören in ihre Schwingungen, weil sie den in ihr wohnenden Geist der Harmonie stören.

Und doch ist Mörike bei aller Liebe zur Einsamkeit und zur Idylle kein weltscheuer Fremdling, der das Leben flieht. „Erdenleben, laß Dich hegen, uns ist wohl in Deinem Arm!" singt er und bekennt: „Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüthe offen, sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen." Echt poetische Sinnlichkeit durchwärmt seine Dichtung; zauberhaft duftende Frauenhaare haben ihm einst alle Sinne bestrickt und in heißer Leidenschaft kann er rufen: „Unter uns vergeh' die Erde und kein Morgen soll mehr sein!"

So viel an frischer Naivetät, goldener Heiterkeit und keuschem Glücksgefühl uns bei ihm entzückt, häufiger sind doch die dunkleren Töne der Wehmuth und des Leids und Keiner kennt wie er die Sphäre gemischter Stimmungen, die die Seele „zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen" auf und ab wiegen. Tief steigt er hinab in das Labyrinth der Brust und „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", mit einer Unmittelbarkeit, daß uns oft ein Schauer überläuft. Am Meisten liebt er, wie Novalis, das „Dunkelklare", gedämpfte Töne und halbe

Farben, von leise verschleiernder Wehmuth überhaucht. Nie ist das tiefe schweigende Leid des „Verlassenen Mägdleins“ schlichter und in all seiner Schlichtheit wahrer und ergreifender erfaßt worden als in seinen Versen „Früh, wann die Hähne krähn“, die Storm „unergründlich schön“ nannte und die sich in der That nur Goethes Gretchenliedern an die Seite stellen lassen. Hier schöpft Mörike tief aus dem ewigen Jungbrunnen des Volksliedes; nur schimmert bei ihm, ein erhöhter Genuß, das Individuelle hinter dem scheinbar Unpersönlichen hindurch. Die großen Affekte der Leidenschaft brechen sehr selten hervor; Mörikes zart abgestimmte Natur ist ihnen nicht gewachsen; er kennt seine Schranken und betet, weises Maß übend:

> Wollest mit Freuden
> Und wollest mit Leiden
> Mich nicht überschütten!
> Doch in der Mitten
> Liegt holdes Bescheiden.

Und wie die Dissonanz, so fehlt bei ihm auch alles Empfindsame und Weichliche. Davor bewahrt ihn die stete Berührung mit der Natur, die ihm immer von Neuem „Erstlingsparadieseswonne“ in alle Adern gießt, wenn er am frisch geschnittenen Wanderstabe in der Frühe Hügel auf und ab zieht. In ihr entspringt die trutzige Frische, die zum Beispiel in seinen Jägerliedern in gesundem „Knall und Wiederhall“ sich entlädt. Voll mythologischen Gestaltungdranges, beseelt er die Natur mit menschlichem Leben. Sie wird ihm zur Geliebten und er wirft den sehnsuchtvollen Leib in den Fluß, der mit „Liebesschauerlust“ ihm die Brust herauffühlt und die hingegebenen Glieder wiegt. Zugleich aber ist die Natur dem Freunde Spinozas und Schellings das Göttliche, mit dem er voll pantheistisch-mystischer Inbrunst sich zu vereinen strebt. So beut er dem Wasserfall die nackte Brust; ertrinken möchte sie in ihm und enttäuscht fragt der Dichter, als das kühle Element von ihm abtropft: „Was ists, das meine Seele von Dir trennt?“

In dieser hingebenden Liebe zur Natur, zum Kleinen und Kleinsten in ihr liegen die Wurzeln für Mörikes idyllische Kunst. Da wird ihm jeder Strauch, jeder Halm zur Schlinge, die ihn „in liebliche Betrachtung fängt.“ Dann sucht er die Einsamkeit zu süßem Genuß, dann lauscht er dem geheimnißvollen Sausen seiner inneren Flamme und fleht: „Laß, o Welt, o laß mich sein!“ Nicht bedeutet bei ihm die Idylle die Weltflucht des sentimentalischen Dichters, sondern beschauliche Freude an der Traulichkeit einfach herzlicher Verhältnisse, behagliches Ruhen eines zu selbstthätigem Eingreifen in die Weltgeschicke nicht angelegten Charakters. Ein Meisterstück seiner Kunst und eine der schönsten Idyllen aller Poesie ist sein „Alter Thurmhahn“.

Und dann das Märchenfrohe, Zauberhafte — gleich dem Idyllischen,

dem Mystisch-Tiefsinnigen und dem Humor ein Erbtheil seines schwäbischen Stammes —: was bedeutet es für Mörike, den es von Kindheit an in dunkle Felsenhütten oder verlassene Brunnenstübchen lockte, die er magisch erleuchtete und mit selbstgeschaffenen Fabelwesen von Orplid, dem geheimnißvollen Zaubereiland, bevölkerte! Mit solcher Verinnerlichung lebt er seine Phantasmagorien, daß ihm die Grenzen zwischen Wahrheit und Dichtung in einander laufen. Auch die meisten seiner Balladen sind von dieser Art: das Historische liegt ihm ganz fern und oft wohl wäre es gut, wenn seine schweifende Phantasie an solchem festen Spalier sich hinaufrankte; denn wenn bei Mörike Etwas stört, so sind es Mängel der Komposition, die besonders die größeren Dichtungen manchmal empfindlich schädigen. So sehr Mörike Uhland im Lied übertrifft, so weit läßt Dieser ihn in der Ballade hinter sich. Mörike packt den Stoff nicht derb genug an, er zerrinnt ihm unter den Händen. Das gilt selbst von den „Geistern am Mummelsee", trotz dem Wohllaut ihrer schmeichelnden Rhythmen und dem stofflichen Zauber. Dafür wäre Uhland wiederum nie eine Romanze wie „Schön Rothtraut" gelungen. Mörike giebt hier ein Minimum von Handlung, die er nur in wenigen Situationen blitzartig beleuchtet, aber eben das knappe Gefüge bewahrt das Gedicht vor romantischer Zerflossenheit. Der selben mythologischen Erfindungsgabe verdankt etwa der „Sichere Mann" sein Dasein, der in seiner grotesken Komik, von Freund Schwind kongenial in seine Kunst übertragen, für Mörikes starke humoristische Begabung zeugt, die in zierlicher Schalkheit wie in toller, sprudelnder Laune so gern sich ergeht.

Dem homerischen Cyklopen mag man bei aller Deutschheit und bei aller Romantik diesen Riesen vergleichen; die Antike ist ja für den Dichter ein Theil seines Wesens geworden. Von Theokrit und Anakreon, von Catull und Tibull hat er uns Meisterübersetzungen beschert, aber werthvoller ist uns doch, was dabei in seine eigene Poesie hinübergeflossen ist. Er besaß die feinste Grazie klassischen Geistes. Ganz echt in wunderbarer Stilvollendung ist zum Beispiel das Gedicht „Erinna an Sappho", das alle antikisirende Lyrik eines Platen oder Schack thurmhoch überragt. Ganz gilt von Mörike, was er selbst von dem Helden seines poetisch so gehaltvollen Romans, dem „Maler Nolten" sagt: er habe die Blume der Alten rein vom schön schlanken Stengel abgepflückt; und immer wieder muß auf Mörike selbst bezogen werden, was er auf eine antike Lampe gedichtet hat:

Wie reizend Alles! Lachend und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Harry Maync.

Neue österreichische Kunst.

Es scheint, daß die Zeit der engen Vereinigungen bildender Künstler vorbei ist. Was sich in der Entwickelung hochstehender Einzelwesen der letzten Generation ereignet hat, vollzieht sich nun auch langsam in der Entwickelung der Kunstverhältnisse. Zuerst erscheint enger Anschluß Gleichgesinnter dringendste Nothwendigkeit. Bevor noch das Kampfziel Allen bewußt ist, denkt Jeder an eine Organisation. Manchmal scheint es, als sei diese Selbstzweck. Dann zerbröckelt die erste Vereinigung. Weniger fest gefügte Assoziationen oder der Zusammentritt einer kleinen Anzahl (Koloniengründung) ist die nächste Stufe. Dann aber tritt die Sehnsucht nach Einsamkeit auf. Das Bedürfniß der Angliederung an Andere verliert sich bei den Hochstehenden jeder Epoche, so weit sie selbständige Schöpfer sind und so weit nicht ein äußerer Zweck die Assoziation für eine bestimmte Zeit nöthig macht. Die Entwickelung der kontinentalen Kunstverhältnisse in den letzten fünfzig Jahren zeigt dieses Schema. Die Präraffaeliten brauchten dringend die enge Verbrüderung, der pariser „Salon der Zurückgewiesenen" fühlte sich als Macht, hatte eben so seine Bedeutung als soziale Organisation wie alle deutschen Sezessionen von der münchener bis zur wiener und berliner. Die letzten Jahre brachten den Umschwung; leise noch, kaum merklich, aber doch schon erkennbar. Starke Künstler sagen sich häufiger noch, als es zu allen Zeiten geschah, von jeder Organisation los, wollen weder Häupter einer Schule noch Genossen einer Organisation sein. Whistler und Rodin sind dafür Beispiele. Charakteristischer und beweiskräftiger aber ist die rasche Spaltung jeder neuen Organisation. Nicht nur die auf einander folgenden Generationen vertragen sich nicht mehr: schon scheiden sich auch die Halb- und Viertelgenerationen. Und in jedem Kunstcentrum fällt es dem Wissenden auf, wie viel Tendenz zum Eremitenthum, wie viele Pläne zur Gründung ganz kleiner Künstlerkolonien da sind. Die Wiedervereinigung von Sezession und Genossenschaft in München und die Zerbröckelung der wiener Künstlerschaft in Genossenschaft, Sezession und Hagenbund, diese beiden scheinbar gegensätzlichen Erscheinungen bedeuten eigentlich das Selbe: die Zeit, wo der Werth fest gefügter Künstlervereinigungen hoch eingeschätzt wurde, ist vorbei.

Was die Gründung der „Sezession" für die österreichische Kunstentwickelung bedeutet, ist zum Ueberdruß oft entwickelt worden. Es war eben so viel Spannkraft im Produzenten wie im Konsumenten, in Künstlern wie im Publikum angesammelt, daß die Wirkung der neuen Bewegungen in keinem gerechten Verhältniß zum aktuellen Anlaß oder zu den Anregern stand. Den Werken heimischer Künstler war umwälzende Kraft nicht gegeben. Die aus der Fremde stammenden Kunstwerke aber, die durch die Sezession nach Wien

kamen, übten doppelte Wirkung. Das Publikum machte die Malerrevolution der letzten fünfundzwanzig Jahre in vieren mit und die Künstler erlernten allerlei Technisches: wie man in Barbizon male, was es mit den Pointillisten auf sich habe, worin die koloristischen Methoden der großen Franzosen von heute beständen (Carrière, Alexandre, Roll). Das Resultat ist eine oberflächliche Bildung des Publikums, viel Snobismus, aber auch wenigstens der Wille, sich dem Künstler zu beugen, statt ihm Richtung und Weg weisen zu wollen. Der Respekt vor dem Kunstwerk ist also wieder da; und Das ist viel. Bei den Künstlern aber steht es so, daß Alle viel gelernt haben und Manche jetzt auch wirklich Etwas können. Wer Etwas auszudrücken hat, weiß nun, wie er Das anzufangen habe.

Noch für ein Drittes muß man der Sezessionbewegung bei uns dankbar sein: für die Bekehrung der offiziellen Gewalten. Man denke doch: wir haben moderne Professoren an der Akademie, der Kunstgewerbeschule und Staatsaufträge für moderne Künstler: haben wir da nicht Grund zur Freude?

Hat man nun Jahre lang sich über die Wirkungen gefreut, die auf ein lange vernachlässigtes Publikum geübt wurden, so scheint es nun endlich Zeit, die eigenen Kräfte zu messen. Was an neuer österreichischer Kunst, was an Hoffnungen, an Talenten da ist, möchte man nun endlich, nach all der Kunstpolitik, zusammenzählen. Die zehnte Ausstellung der Sezession, die nur Werke von Oesterreichern bringt, giebt den Anlaß dazu.

Die stärkste Persönlichkeit unter den österreichischen Künstlern ist, Niemand darf daran zweifeln, Gustav Klimt. Um ihn tobt ja nun schon seit Jahren ein wahrer Bildersturm. Ich möchte zu diesem „Fall“ hier nicht Stellung nehmen. Es geht schließlich den abseits vom Kampfplatz stehenden Kunstkritiker gar nichts an, was die Leute zu dem Werk sagen, ob man es kaufen, wo man es unterbringen soll. Klimt gegenüber geräth der unbeeinflußte und ruhige Kritiker allzu oft in die Lage, einen Tadel gegen eins seiner Werke unterdrücken zu müssen, aus Furcht vor den Genossen seiner kritischen Meinung. Niemals ist mehr Unverstand, Böswilligkeit, kleinlicher Haß, billige Spottlust und Respektlosigkeit ins Feld geführt worden als gegen dieses Malers „Philosophie“ und „Medizin“. Die beiden Werke sind zu Deckengemälden in der Universität bestimmt. Es kann, so lange man ruhig, ehrlich und aufrichtig bleibt, nur zweierlei Werthung versucht werden. Erstens: Wie wirken diese Werke vom Plafond der Aula aus? Das kann man, so lange sie nicht angebracht sind, nicht gut wissen, obwohl sich bestimmt vorhersagen läßt, daß die zarten, verschwimmenden Farbentöne dem Auge des Beschauers verloren gehen und die Fülle figuraler Details nicht erkannt werden wird. Auch die rein dekorative Wirkung wird — eben der allzu gedämpften Farbenwerthe wegen — nicht stark sein können und vom allegorischen Inhalt wird nichts

auf den Beschauer übergehen. Doch tritt diese Werthung zurück gegen die Beurtheilung des Werkes an sich, gegen die Prüfung seiner rein malerischen und künstlerischen Qualitäten, wobei also die äußeren Umstände seiner Entstehung unberücksichtigt bleiben. Die „Philosophie" zeigt im blauen Aether einen Zug irrender, keuchender Menschengestalten, einen Knäuel Verzweifelnder, Junger und Alter, Weiber und Kinder. Die Hälfte des Bildes, der Längsseite nach, ist freigelassen; am Boden der Leinwand sieht man unten einen hellen, strahlenden, selbstleuchtenden Kopf: die Wissenschaft, das einzige Licht im Dunkel des wirrnißvollen Lebens. Die Farben sind, wie gesagt, gedämpft, nur der Kopf der Erkenntniß ist klar und zieht alle Blicke auf sich. Die Einzelheiten des Bildes werden erst nach langer Mühe klar, fürs Erste empfindet man nichts als den Kontrast zwischen Licht (Kopf der Wissenschaft) und mystischem Dunkel (Zug der Menschen). Die „Medizin", um die jetzt der Kampf der Meinungen und Vorurtheile tobt, zeigt die selbe Anlage. Die linke Seite des Bildes ist fast leer, rechts wieder ein Knäuel leidender Menschen, verzerrt, gräßlich, ein wirrer Haufe Siecher; mitten unter ihnen das Gerippe des Todes; unten wieder ein heller Farbenfleck: die Hygieia in Roth und Gold; und im freien Raume schwebend, als Gesund-Kranke, eine Gebärende mit dem Kinde, das sich eben vom Leibe gelöst hat. Die Farbe und auch die Gefühlsstimmung ist hier noch gedämpfter als bei der „Philosophie", die Sinnenwirkung noch viel weniger unmittelbar.

In beiden Fällen ist nun die allegorische Bedeutung des Vorwurfes verschoben. Davon zu sprechen, mag banausisch klingen. Aber die erste Wirkung eines Bildes muß Sinnenwirkung sein. Es ist übertrieben und verkehrt, zu sagen, ein Bild solle nichts sein als ein dekorativer Fleck an der Wand. Auf die Periode, wo die Wirkung von Farbe und Linie in abschreckender Weise vernachlässigt wurde, um den gedanklichen, novellistischen oder philosophischen Inhalt eines Werkes „rein" hervortreten zu lassen, ist nun eine andere gefolgt, die der Malerei alle Wirkungen auf die Psyche nehmen will. Also statt der Wissenschaft der Philosophie, der Weltweisheit, die sich bemüht, den Menschen ein möglichst gesichertes Weltbild zu übergeben, ist das Gefühl des Suchens, der Verwirrung, der Unsicherheit, des tastenden Suchens im Räthselhaften und Geheimnißvollen, dargestellt. Nun scheint mir in der That Klimts Auffassung die künstlerische, ja, diejenige, die die meiste Möglichkeit zur Sinnenwirkung hat. Weil aber die Leute das Eine erwarteten und das Andere sahen, wird durch diesen Umstand ein Element des großen Zornes gegen das Werk erklärt. Bedenklicher scheint mir die Verschiebung bei der „Medizin". Denn hier hätte es sich doch darum handeln müssen, daß die Kraft der Heilkunst irgendwie zum Ausdruck kommt. Auf dem Bilde ist aber nur die Gewalt der Krankheit versinnlicht. Selbst

wenn das Bild einfach „Die menschlichen Leiden“ hieße, wäre dem Mangel noch nicht abgeholfen, denn er liegt natürlich nicht im Titel, sondern in der mangelnden Versinnlichung des Kontrastes zwischen Krankheit und Heilkunst. Mangelnde Sinnlichkeit —: Das ist überhaupt das Erste und Letzte, was gegen diese Bilder zu sagen ist. Die unmittelbare Wirkung auf das Auge und Gemüth fehlt; erst dem grübelnden Sinn, dem auf das Detail gerichteten Blick erschließt sich die Schönheit des Werkes. Dann ist allerdings viel zu rühmen. Klimt hat einen wundervoll gedämpften Ton, ein außerordentliches „Sfumato“, um in der Malersprache zu bleiben. Seine Farbengebung ist durchweg persönlich, eben so seine Art, Menschen zu sehen. Unter den Figuren der „Philosophie“ und der „Medizin“ giebt es ganz wunderbar ausdrucksvolle Gestalten. Was die Gesammtanlage des Deckenbildes betrifft, so war es eine ausgezeichnete dekorative Idee, die leuchtenden Köpfe der einzelnen Theilgemälde durch die Anbringung an den unteren Seiten einander zu nähern, wie ja auch in der Aula der Universität die Menschenzüge geschlossener wirken werden, wenn man überhaupt Etwas sieht. Die Sinnlichkeit, die Sicherheit des Ausdruckes fehlt eben doch.

Bewunderung auch bei den Gegnern der großen Bilder finden die Landschaften und die Portraits des Meisters. Das ist wohl das tragische, oft wiederholte Künstlerschicksal, daß Das geschätzt wird, was ihm selbst minder bedeutend scheint. Man kann oft diese klimtischen Bilder ehrlicher nennen hören, doch wird es wohl so sein, daß man „ehrlich“ die kleine Münze des Künstlers, seine Jedem wohl bekannte Art nennt; sein Tiefstes, bisher schamhaft Verborgenes ist man leicht versucht, als „unehrlich“ und „Pose“ zu verwerfen. Klimt ist gewiß ein ehrlicher Maler, gewiß der größte in Oesterreich. Daß er seinen Weg gehen muß, mit allerlei Irrungen, ist doch natürlich. Ich hoffe, Lob und Tadel — in Beidem liegt Gefahr — bleiben ihm selbst ziemlich fern. Er hat weder Aufmunterung noch Warnung nöthig; man lasse ihm daher Zeit, die Mittel zu finden, sich klar und rein auszudrücken.

Man muß seinen Ton bedeutend tiefer stimmen, wenn man sich von Klimt den übrigen Oesterreichern zuwendet. Fähigkeit, auf die Seele zu wirken, die Jener im höchsten Grade besitzt, fehlt den meisten Anderen. Es sind fast nur tüchtige Maler mit großem koloristischen Geschick. Aber so äußerlich scheint mir dieses Talent, daß der Lokalton selten auch nur gestreift wird. Wien wäre, denke ich oft bei Gängen durch die Stadt oder den Prater, eigentlich so recht die Stadt für eine große, innerliche Plein-Air-Malerei. Aber nur der greise Rudolf Alt hat den Ton: mit jetzt schon zitternder Hand, aber wundervollem Auge malt er die Stadt. Aber die Anderen, selbst die Begabtesten (Andri, List, Fr. Jaschke oder, um vom Hagenbund zu sprechen, Kasparides) kommen meist über oberflächlich anregende

luministische Experimente nicht hinaus. Der einzige Haida hat ein wirklich tiefes und inniges Verhältniß zur Natur. Bei List scheint mir die Begabung für Stimmungmalerei größer als für Landschaft; Andris höchste Fähigkeit liegt, glaube ich, in der Menschendarstellung.

An Portraitmalern sind wir ja sonst recht arm. Unsere Tradition weist weder auf die Art Lenbachs hin, Charaktere sorgsam auszudrücken, noch auf die Whistlers, einen Menschen auf eine Linie oder Farbe zu reduziren. Früher gab es ja nur eine Schule künstlerischer Portrait-Photographie in Wien. Nun braucht es einige Zeit, bis wir eine Bildnißkunst bekommen: außer Andri berechtigen noch Mehoffer, ein Pole, und Knirr, der wohl Velasquez sehr liebt und ihm folgt, zu Hoffnungen, während Klimt, Axentowicz und Kollmann (Dieser etwas zu pariserisch und in seine verschwommene Art jetzt schon gar zu verliebt) doch das Portrait mehr als Gelegenheit zum Malen denn als getreues Bildniß eines Menschen auffassen, wie ihn ein Künstler sieht. Von unseren Radirern verdienen zwei jüngere Künstler Beachtung: Rudolf Jettmar, der, als Maler kalt, akademisch, ja ohne Farbensinn, als Radirer eine große Naturphantasie hat, und Schmutzer, der Gesichter und Gestalten auf eine merkwürdig ins Detail gehende und dabei sympathische Art sieht. In der Plastik darf man in diesem Jahre zwei neue Namen rühmen: Richard Luksch und Alfred Hoffmann. Luksch hat eine Skulptur „Der Wanderer“ aus Holz und Sandstein in der „Sezession“ ausgestellt, ein schon technisch interessantes Werk, da der Schreitende aus Holz geschnitzt, der Boden aber mit seinen Menschenleibern, über die er siegreich und ingrimmig ernst schreitet, aus Sandstein geformt ist. Allein auch die Konzeption und der Ausdruck von Gesicht und Körperhaltung ist ausgezeichnet und paßt vortrefflich zu dem Wort Senecas, das darunter steht: Si quis totum diem currens ad vesperum pervenit, satis est. Hoffmanns wird man zweier charakteristischen Holzbüsten wegen gedenken; beide drücken das Seelische in Jünglingsgestalten bescheiden, aber wirksam aus. Daß man Arthur Strasser, Gustav Gurschner und Matsch nicht vergessen darf, wenn von wiener Plastik die Rede ist, versteht sich. Ihre Kunst ist unverändert geblieben.

Die Architektur und das Kunstgewerbe haben bei dem Siege der neuen Kunst bekanntlich in Wien die größte Rolle gespielt. Oesterreich hatte das Glück, den ersten modernen europäischen Architekten zu besitzen: Otto Wagner. Der war ein vollreifer Mann, als die neue Kunst einzog. In seiner Person hatte das Schicksal eine jener Vollnaturen geschaffen, die, ihren Mitgenossen um ein Lebensalter voraus, dreißig Jahre vor dem Siege alle jene Ideen aussprechen, die eine jüngere Generation zur That macht. Nach Wagners eigenem Wort kann der Architekt erst mit vierzig Jahren anheben, sein persönliches Werk zu thun. Otto Wagner, der heute sechzig ist, hat für Wiens

architektonische Entwickelung ungemein viel gethan. Die neue Stadtbahn, das modernste Bauwerk unseres Landes, ist von ihm. Und die kräftigsten dekorativen Künstler stehen als seine Schüler heute an seiner Seite. J. M. Olbrich hat in seinem Atelier gearbeitet, Josef Hoffmann, Max Fabiani, L. Bauer sind seine Schüler. Sucht man die Qualitäten Wagners kurz zu bezeichnen, so hat man ihn zunächst als den ehrlichsten Konstrukteur zu rühmen. Sein Ziel ist der „Nutzstil". Er weist energisch jedes Verwenden eines historischen Stils ab. Er will die Anachronismen aus der Baukunst abschaffen. Er baut Bahnen, Häuser und Kirchen für moderne Menschen. In seiner Schrift „Moderne Architektur" (Verlag von A. Schroll, Wien) mag man es nachlesen, aus jedem seiner Werke seit dem Ende der achziger Jahre muß man es erkennen, was er unter einem modernen Bau versteht: „Nichts kann schön sein, was nicht praktisch ist" lautet eins seiner Dogmen; und der wundervolle Leitsatz Gottfrieds Semper: Artis sola domina necessitas ist von Wagner weit strenger als von Semper selbst befolgt worden. Aus den Bedingungen, die Grundriß, Mittel und Zweck geben, muß jeder Bau nach Wagners Vorschrift entwickelt werden. Es darf keinen äußerlichen Schmuck, kein Anlehnen an irgend eine noch so ruhmreiche Vergangenheit geben. Jeder Zeit ihren Stil: Das ist die Forderung Wagners.

Baut Wagner für die Gegenwart, so denkt J. M. Olbrich an die Zukunft. Wagner will, daß die Bauwerke den heutigen Menschen entsprechen. Olbrich möchte durch seine Häuser und Räume die Leute künstlerisch erziehen. J. M. Olbrich ist phantastisch. Seine Phantasie bleibt nicht immer auf dem Boden der Konstruktion. Deshalb verirrt er und verliert er sich auch. Doch hat er einen Reichthum an Ideen, sowohl was Linien als was Farben betrifft, der ihn an die erste Stelle seiner Gruppe rückt. Wagner und Olbrich haben Beide für die wiener Architektur und das Kunstgewerbe Außerordentliches geleistet, durch ihre Werke wie als Anreger. Olbrich stehen die Mitglieder der Sezession Koloman Moser und Josef Hoffmann nah. Allen drei Künstlern ist der spezifisch wienerische Ton gemeinsam, den sie übrigens auch mit Bewußtsein oft in ihren Arbeiten anschlagen; Moser ist reicher an Erfindung, mit einem starken Sinn für Farbe begabt, Hoffmann zuverlässiger in der Konstruktion.

Ich habe schon fast allzu viele Namen genannt. Die Liste zu verlängern, erscheint nutzlos. Ich wollte ja nur eine Uebersicht über die Kräfte geben, von denen mit gutem Grunde für die Fortentwickelung der österreichischen Kunst Gedeihliches zu erwarten ist.

Wien. W. Fred.

Selbstanzeigen.

Bismarck und der Kronprinz in der Kaiserfrage. Kassel, Verlag von E. Hühn. 1901. Preis 50 Pfennige.

Das nachgelassene Werk des Fürsten Bismarck mit seinen packenden Charakteristiken, seinen überraschenden Aufschlüssen und seinen der Gegenwart und Zukunft so überaus heilsamen Lehren ist von manchen gelehrten Historikern, die sich vermöge ihres Fachwissens zu Kritikern des Meisters berufen meinten, zum Theil mit Skepsis aufgenommen worden. Man hat sogar den Tagebuchaufzeichnungen von Moritz Busch mehr Glauben geschenkt als den authentischen Aussagen Bismarcks. Dem gegenüber habe ich an einem Beispiel, an den Mittheilungen, die Bismarck in seinem nachgelassenen Werk über seine Verhandlungen mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in der Kaiserfrage macht, nachgewiesen, daß die Behauptungen Bismarcks den Thatsachen durchaus entsprechen.

Kassel. August Eigenbrodt.

❦

Moritz von Egidy, sein Leben und Wirken. Zwei Bände, herausgegeben von H. Driesmans. E. Piersons Verlag, Dresden. 1900. Preis: 6 Mark.

Was Tausenden unausgesprochen in der Seele lag, was sie stillschweigend als Verbannung aus der öffentlichen Kirchengemeinschaft empfanden — den drückenden Zwang des Dogmas und der Hierarchie —: Das wagte Moritz von Egidy mit freiem Mannesmuth vor einem Dezennium in seinen „Ernsten Gedanken" zu bekämpfen. Seine Schriften wurden alsbald das Banner für Alle, denen der Geist höher stand als der Buchstabe, denen der Kern des Christenthumes nicht im kritiklosen Glauben, sondern im „Ernsten Wollen" lag, denen das Christenthum nicht die Religion der Ceremonie, sondern der That war ... Gefallen ist der Streiter im mannhaften Kampf für die Ausbreitung seiner Ideen, aber die Egidy-Bewegung überdauert noch immer ihren Schöpfer und setzt seinem Gedächtniß ein lebendiges Denkmal. Was er gewollt, Das sagt das soeben erschienene Egidy-Werk, das unter der Mitwirkung der hinterlassenen Familie von einer Schaar wackerer Freunde des Verewigten zusammengetragen ist. Es enthält in dem ersten seiner beiden Bände Egidys gesammelte Schriften, so weit sie nicht schon in Brochurenform in den Buchhandel übergegangen sind, im zweiten eine knappe, aber gehaltvolle Biographie aus der Feder der Frau Amtsrichter Deutsch, eine Würdigung der religiösen Bestrebungen Egidys von dem Herausgeber H. Driesmans und eine kurze Darstellung seines sozialpolitischen Wirkens vom Dr. A. Mülberger.

Dresden. E. Pierson.

❦

Hinauf zur bildenden Kunst! Laiengedanken. 40 Seiten Oktav. Preis 20 Pfennige. B. Richters Kommissionsverlag, Chemnitz.

Theure Kunstbücher haben wir genug. Aber nicht Der hat die Kunst, dem Hunderttausende alljährlich zur Verfügung stehen, Kunstwerke zu kaufen, sondern nur Der, der sehen kann. Auf Lichtwark fußend, möchten meine Worte

Jeden, der überhaupt künstlerischen Anregungen zugänglich ist, den Weg „hinauf zur bildenden Kunst“ führen; vor Allem die Erwachsenen unserer Tage. Mit welchen Mitteln ich Das versuche, mögen die Ueberschriften einzelner Kapitel des Heftchens hier andeuten: „Natur und Kunst“; „Goethe als Erzieher“; „Jugenderziehung“; „Kunstbücher“; „Kunstvereine“; „Kunstsammlungen“; „Kunst, Künstler, angewandte Kunst und Publikum“; „Dilettantismus und Kunst“.

Chemnitz-Kappel. Dr. Adolf Thiele.

Rosa Maria. Roman. Gebrüder Paetel. Berlin. 1901.

Da ich den Inhalt meines Romans nicht in einer gewaltsamen Verkürzung hier wiedererzählen will und eine Tendenz — so weit sie sich nicht, wie im Leben, unabweislich aus den Dingen selbst und für Jeden anders ergiebt — darin nicht verfolgt habe, so will ich einen Epilog zu den darin erzählten Ereignissen durch die Personen selbst sprechen lassen. Für mich leben sie und ich kann das Gewebe der Erzählung in meiner Phantasie leicht bis zu einem gewissen Punkt weiterweben, wo ihnen ein kalter oder schmerzlicher Rückblick möglich ist. Dr. Mann — und ein Theil des Publikums mit ihm — wird entrüstet sein, daß solche Dinge erzählt und ausgesprochen werden; wenn er gewußt hätte, daß sie veröffentlicht werden könnten, hätte er die Papiere sicher nie aus der Hand gegeben. Er wird bei aller persönlichen Freundschaft, als vernünftiger Mensch, in dem Gebahren Felixens nur überspannte Empfindsamkeit erblicken und wiederholen, daß eine solche Sittlichkeit in unsere Gesellschaftordnung nicht paßt. Dr. Burk dagegen würde Alle rechtfertigen und finden, daß sie nicht anders handeln konnten. Das Tragische im Leben ist eben, daß unsere Schicksale verhängnißvoll und unentrinnbar aus unserem Wesen folgen, daß wir bei den besten Absichten und Wünschen das Höchste verfehlen und das Liebste zu Grunde richten, daß wir hilflos auf den Wellen des Lebens treiben und dem neben uns Sinkenden kaum einen traurigen Blick folgen lassen können. Clemence wird sich viel Frauenhaftes denken, was sie nicht ausspricht; sie räumt der Liebe sehr viel ein, aber diese Beiden machen sie ungeduldig. Auch Frau Professor Keller wird nie sagen, was sie wirklich denkt. Sie kann übrigens nicht objektiv sein und muß Rosa Maria hassen und verachten. Auch die Mehrzahl von Felixens Freunden werden sie rückhaltlos verdammen. Sie werden sagen: sie ist hier im Spiegelbild der Liebe gezeichnet. Das wäre ein Fall für August Strindberg gewesen! Sie selbst aber empfindet: Ich bin, wie ich erscheine. Ich bin weniger und mehr, als Ihr glaubt. Ich bin besser, als ich handle; ich scheine unrein und bin rein, ich kann auch durch Das hindurchgehen, würde ich ein Ziel nur erkennen. Aber Ihr lähmt mich bei jedem Schritt. Ich bin instinktiv und berechnend, grausam und gütig, wollüstig und unempfindlich; so aber erscheint auch Ihr mir; und an dem Schuldlosen wie an dem Schuldigen räche ich die Erniedrigung, die Ihr dem Weibe in mir angethan, die Erniedrigung, die Ihr am Wenigsten als solche erkennt. Aber was immer ich Anderen that: ich leide am Meisten. Der Major aber wird das Ganze nie begreifen.

Wien. Karl Federn.



Kartellwirthschaft.

Das wichtigste Problem, zu dessen Lösung der Verlauf der augenblicklichen wirthschaftlichen Krisis beitragen wird, ist die Frage des Kartellwesens. Die Ansichten über die Wirkungen dieser Unternehmerorganisationen gehen weit auseinander. Es ist ihnen eine Reihe heftiger Ankläger, aber auch eine Anzahl nicht ungeschickter Vertheidiger erstanden. Da zu den Vertheidigern merkwürdiger Weise auch Männer mit ausgeprägt sozialistischer Anschauung gehören, so geht man wohl kaum fehl in der Annahme, daß sie die Kartelle für eine höhere Wirthschaftstufe halten als die anarchisch freie Durchschnittsproduktion. Die Frage: „Sind die Kartelle für die Volkswirthschaft nützlich oder nicht?" durch theoretisches Hin- und Herstreiten entscheiden zu wollen, wäre beinahe so lächerlich, wie jene mittelalterlichen Gelehrten es waren, die im strengsten Winter über die Frage debattirten, ob Oel gefrieren könne. Schließlich kam Einer auf die vortreffliche Idee, ein Gläschen mit Oel vor das Fenster zu stellen: die Praxis beantwortete nach ein paar Minuten schon die Streitfrage. So schnell wird bei den Kartellen die Praxis nun allerdings nicht entscheiden; aber die vorurtheillose Beobachtung der praktischen Entwickelung bietet auch in diesem Falle das einzige Mittel, zu einem objektiven Urtheil zu gelangen.

Nun hat gerade die Erfahrung der letzten Wochen eine Menge Material zur Beurtheilung der Kartellfrage angehäuft, wonach man, wenn auch mit einigem Vorbehalt, schon heute sagen darf: die Kartelle werden, so wie sie bei uns geleitet werden, zum Schaden der Volkswirthschaft ausschlagen. Eine ganze Reihe von großen Eisenwerken vertheilt diesmal gar keine oder doch nur eine ganz kleine Dividende. Die Ursachen sind freilich nicht überall die selben. Neben dem schlechten Geschäftsgang tragen in den meisten Fällen große Vorräthe von Roheisen die Schuld daran. Bei einigen dieser Werke wurden die Roheisenvorräthe dank der Spekulationsucht der Direktoren aufgestapelt, die, um die Mitte des vorigen Jahres von dem allgemeinen Spieltaumel ergriffen, glaubten, auf möglichst leichte Weise zu Riesendividenden gelangen zu können. Das beste Beispiel für dieses Verfahren bietet das hasper Eisenwerk, das, so lange die Zeit der Spekulation günstig war, zwanzig Prozent Dividende vertheilen konnte. Im letzten Jahre zeigte sich dann um so deutlicher die Kehrseite der Medaille: man wird nach den vorliegenden Nachrichten diesmal mit Mühe und Noth noch fünf Prozent Dividende herausrechnen. Aber unter den Werken, die in diesem Jahr beträchtliche Ausfälle an ihren Roheisenvorräthen erlitten haben, finden wir auch eine Anzahl sehr solider Unternehmungen, deren Leiter niemals große Vorräthe aufgestapelt hätten, wenn sie vom Roheisensyndikat nicht dazu gezwungen worden wären. Dieses Syndikat zählt mit zu den rigorosesten in ganz Deutschland. Es hat bekanntlich bereits Ende Februar 1900 die Verkäufe für 1901 eröffnet. Eine Reihe von Werken weigerte sich, auf einen Zeitraum von theilweise zweiundzwanzig Monaten Abschlüsse zu machen und sich so die Hände zu binden. Aber es half ihnen nichts. Sie standen vor der Aussicht, im Falle der Weigerung überhaupt keine Waaren zu bekommen. Die Folgen dieses Syndikatsterrorismus sind jetzt die vielfach sehr harten Verluste der Eisen verarbeitenden Werke. Die Gußstahlwerke zu Hagen in Westfalen schließen einen Brief an einen ihrer Aktionäre mit den

Worten: „Es ist schrecklich, daß wir und die übrigen Unternehmer durch die Syndikate so vergewaltigt worden sind". Dieser Nothschrei ist ein wirthschaftgeschichtliches Dokument. Das stilistisch nicht unbedenkliche Wort Vergewaltigung bezeichnet den Zustand richtig; und zugleich wird auch gesagt, daß nicht sowohl die Syndikate an sich als die eigenthümliche Art, wie dieses allerdings höchst gefährliche Wirthschaftinstrument gehandhabt wird, die jetzige Schädigung verschuldet. Das Verhalten des mächtigsten unserer Kartelle, des Kohlensyndikates, macht Das noch deutlicher. Der nicht mehr zu leugnende wirthschaftliche Niedergang verursachtt naturgemäß einen geringeren Kohlenverbrauch. Für das Syndikat giebt es nun zwei Wege, diesem Uebelstand abzuhelfen. Ermäßigte es die Kohlenpreise, so würde es dadurch der Noth der übrigen Industrien steuern, damit zugleich anregend auf den Kohlenkonsum wirken und den eigenen Absatz immerhin steigern. Freilich würde zur Regelung der Produktion selbst in diesem Fall eine kleine Betriebseinschränkung nicht leicht zu vermeiden. Was aber thut statt Dessen das Syndikat? Es schreitet von Produktioneinschränkung zu Produktioneinschränkung, hält aber mit einer fast bewundernswerthen Zähigkeit die Preise aufrecht. Mehr noch: um den großen, trotz der Produktioneinschränkung immer noch verbleibenden Ueberschuß über den heimischen Bedarf aus Deutschland wegzuschaffen, verschleudert man die Kohlen zu billigen Preisen nach Spanien, ohne zu bedenken, daß dadurch die an und für sich viel schwächere ausländische Konkurrenzindustrie gestärkt, die eigene Industrie aufs Schwerste geschädigt wird.

Dieses Verhalten des Kohlensyndikates bestätigt wieder den alten Satz: daß Mißstände durch eine willkürliche Ausbeutung der Macht hervorgerufen zu werden pflegen. Man darf daher noch immer nicht sagen, das Syndikat an sich wirke so und so, sondern: die eben sichtbar werdenden Wirkungen seines Verhaltens sind durch die das Syndikat leitenden Persönlichkeiten verursacht worden. Jedenfalls muß sich der Kampf gegen die Syndikate, den früher oder später die deutsche Industrie einmal aufzunehmen haben wird, zunächst gegen ihre jetzige Geschäftsführung richten. Doppelt bedauerlich aber ist es deshalb, daß unsere Regirungorgane, wahrscheinlich wohl unbewußt, die Geschäfte der Syndikate besorgen helfen. So fordert zum Beispiel die Eisenbahndirektion Essen die Kohlenverbraucher eben auf, ihren Bedarf an Hausbrandkohlen für den Winter möglichst bald zu decken, um für später einen Wagenmangel zu verhüten. Vom Standpunkt der Betriebstechnik mag diese Aufforderung ja sehr berechtigt sein, aber sie hat das Mißliche, die öffentliche Meinung von Neuem zu beunruhigen und die Verbraucher, wie im vorigen Jahr, zu überstürzten Angstkäufen anzutreiben. Man muß eben in Preußen damit rechnen, daß unsere Bevölkerung noch immer an die Einsicht der Behörden unerschütterlich glaubt und felsenfest überzeugt ist, Alles, was in deutschen Gauen an Weisheit vorhanden ist, sei von den Organen der Regirung gepachtet. In Folge solcher Gewöhnung wird das echte preußische Durchschnittsgemüth beim Lesen der essener Bekanntmachung still zu sich sagen: „Na, die Regirung muß es doch wissen! Sie befürchtet für den Herbst wieder einen Wagenmangel. Folglich herrscht wieder große Nachfrage nach Kohle. Folglich muß ich schnell bestellen..." Die Herren vom Kohlensyndikat aber hören die Kunde und lachen sich ins Fäustchen. Plutus.

Notizbuch.

Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens glorreicher Sommer durch die Sonne ... Ja, doch wohl des Trefflichen, der nach sonnigen Plätzchen die Sehnsucht zu wecken und schnell auch zu stillen verstand. Besser als dem Deutschen Reich kann es nie einem Lande gegangen sein; von allen Seiten, aus allen Himmelsgegenden schallen liebliche Jubelhymnen über die Grenzen. Graf Goluchowski, Oesterreichs polnischer Minister für ungarische Weltpolitik, singt wieder einmal dem Dreibund ein Loblied, der natürlich noch „unerschütteter" ist als vor einem Jahr oder gar vor zweien. Abd ul Hamid, der Großherr, hat allerhöchsteigenhändig einen Menschen niedergeschossen — nur einen diesmal, man denke! — und bleibt uns huldvoll geneigt. In China giebt es kein Oberkommando mehr, Graf Waldersee reist heimwärts, neuen Triumphen entgegen, und der größte Theil unserer armen Jungen, die drüben den Dienst der Schutzmannschaft verrichten mußten, ist eingeschifft. Die Sympathie des Weißen Zaren ist dem Oberbefehlshaber in partibus infidelium seit der Stunde gesichert, wo ihm die undankbare Rolle des Weltmarschalls abgenommen wurde. Lord Roberts wird mit dem Hohen Orden vom Schwarzen Adler in Westpreußen als Ehrengast dem Kaisermanöver beiwohnen. Ein französischer General ist hinter preußischen Fahnen vom Paradefeld durch die berliner Friedrichstraße geritten und hat auf die deutsche Armee und deren Kriegsherrn eine Tafelrede gehalten. Nicht Geringeres that der Chef der pariser Freiwilligen Feuerwehr: auch er ließ beim vollen Sektglas den Kaiser leben. Giebt es einen stärkeren Beweis für Allfrankreichs drängendes Sehnen, den Bruderbund mit Deutschland zu schließen? Eduard der Siebente kommt nächstens nach Homburg, vielleicht sogar an die Spree; und kein guter Deutscher braucht die Hoffnung aufzugeben, den Fürsten von Monaco, unseren erhabenen Verbündeten, bald wieder in Gewässern auftauchen zu sehen, die Germaniens Küste bespülen. Glorreicher war nie noch ein Sommer. Und um das Glück der von solcher Sonne bestrahlten Erdenkinder voll zu machen, ward eben erst ihnen die Kunde, über alle Zolltariffragen herrsche unter den die größten Bundesstaaten leitenden Ministern die herrlichste Einigkeit. Das Alles ist mit anerkennenswerther Kunst inszenirt und lobt, als Regieleistung, den Meister. Und dennoch — mit Wehmuth nur kann der Patriot davon sprechen — leben im Deutschen Land noch immer Leute, die des Segens nicht froh werden wollen. Die fragen, ob ihnen wirklich zugemuthet werden solle, bei dreißig Grad Celsius das Gerede des Herrn Goluchowski zu lesen und die Mär von einem Bündniß zu glauben, das nur so lange werthvoll war, wie in Petersburg und Paris angenommen wurde, es könne den Augenblick der Noth überdauern. Ob die mit reservirter Höflichkeit erwiderten Werbungen um Frankreichs Freundschaft nicht am Ende den nationalen Hochmuth der Gallier so steigern werden, daß eines Tages das Töpfchen mal wieder überkocht. Ob in China mit dem großen, kostspieligen Aufwand Beträchtliches erreicht und in der gelben Welt nicht vielmehr der Eindruck vertieft worden sei, die Weißen seien durch die Gegensätze ihrer Interessen im Kampf gegen das Reich der Mitte bis zu völliger Ohnmacht geschwächt. Und so weiter. Die so sprechen, wissen nichts vom Wesen wahrer Staatskunst. Der echte Staatsmann großen Stils zeigt sich in der Ueberwindung selbstgeschaffener Schwierigkeiten. Zum Heil des lieben Vaterlandes ist die Zahl der Unzufriedenen ja auch nur gering; die

Mehrheit freut sich der Sonne und schlürft in langen Zügen aus Ost und West, aus Süd und Nord die frohen Botschaften ein. Die Kornzölle werden herabgesetzt: famos; nun giebts billiges Brot und die Stoppeldemagogen gehen vor die Hunde. Die Kornzölle werden erhöht: auch famos; nun wird der Landmann wieder mehr Geld haben und das Brot wird, da Bülow sich weise mäßigen will, doch nicht theurer werden. Und wie unterhaltsam ist in den stillen Monaten die Beschäftigung mit der Frage, ob die Kornzollerhöhung anderthalb oder zwei Mark betragen wird! Die Chinesengeschichte wird angefangen: so wars richtig; Deutschland muß mit dabei sein, Allen voran, und die Kerle sollen mal sehen, was 'ne Harke ist. Die Chinesengeschichte wird beendet: sehr gescheit; was sollten wir denn noch länger da, wo doch nichts zu holen ist? ... Ein sehr überschätzter Minister hat früher einmal gebeten, ihm zur Abwechselung doch gefälligst einen zufriedenen Deutschen zu zeigen. Der Mann muß schon furchtbar lange tot sein. Denn heutzutage sind die Deutschen wirklich kinderleicht zu regiren.

* * *

Unzufrieden sind höchstens mal die Zeitungschreiber. Wenn ihnen der Stoff ausgeht — Das passirt selten in einer Zeit, wo jeder Stapellauf mit Bumbum und Trara gefeiert wird — oder wenn ein Konkurrent ihnen einen fetten Happen vor der Nase wegschnappt. Dieses Schauspiels durften wir uns neulich wieder freuen. Nach einer Parade hatte der Kaiser in einer Rede das französische Heer gefeiert und den versammelten Offizieren beim Frühstück eine Depesche des Zaren vorgelesen, die für die von Deutschland in Ostasien geleisteten „Dienste" dankte und halb mit Erbarmen den Grafen Waldersee lobte. Die Rede brachte nur bekannte Klänge; auffallen konnte nur des Reußenherrschers eisige Höflichkeit, die in keinem Ton an die früher zwischen den Häusern Hohenzollern und Romanow üblichen Verkehrsformen erinnerte. Immerhin ließen sich ein paar Artikel darüber schreiben. Ein Unerhörtes aber hatte sich ereignet: nur dem Berliner Lokalanzeiger war der Text der Rede übermittelt worden. Ihm mußten die wüthenden Konkurrenten sie nachdrucken. Doch sie rächten sich, nannten die begnadete Zeitung, deren Namen sie vor der Kundschaft nicht aussprechen dürfen, „ein in Sensationen machendes Geschäfts- und Lokalblatt" und erklärten den politischen Zustand eines Staates für unhaltbar, in dem Herr August Scherl besser bedient werde als die Besitzer anderer Annoncenfarmen. Diese Anderen hätten den Text einer Rede des Kaisers natürlich nicht gedruckt, wenn er ihnen zu ausschließlicher Benutzung mitgetheilt worden wäre, — ganz sicher nicht; denn sie sind Idealisten und verschmähen die einträgliche Sensation. Nur ein schnödes „Geschäftsblatt" konnte sich so erniedern. Es war allerliebst. Und die Komoedie wurde erst zu dumm, als die Behauptung verbreitet und sogar geglaubt wurde, die Indiskretion eines untergeordneten Hofbeamten habe die Rede in den Lokalanzeiger gebracht. Die höchsten Hofchargen sollen lange nicht so gelacht haben wie an dem Tage, wo diese Ente aus dem von Reptilien aller Arten bevölkerten Sumpf aufflog.

* * *

Aus dem gedruckten Cirkular einer Tapetenfabrik: „Sollte es für Sie von Interesse sein, in Ihrem Redaktionzimmer die vornehme Wirkung unserer Tapeten zu erproben, um darüber eine eingehende Besprechung zu bringen? Die erforderlichen Tapeten würden wir eventuell zur Verfügung stellen." Diese beiden Sätze sollten als einziger Gegenstand auf die Tagesordnung des nächsten Preßkongresses gestellt werden.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 22. Juni 1901.

Chronika.

In Gumbinnen ist vor dem Kriegsgericht neulich gegen zwei Sergeanten verhandelt worden, die beschuldigt waren, den Rittmeister von Krosigk ermordet zu haben. Dieser Rittmeister muß ein ungewöhnlich roher Leuteschinder gewesen sein; und daß er nicht mit Schimpf weggejagt worden ist, muß mehr Staunen erregen als die — vom Standpunkt des Kulturmenschen sicher bedauerliche — Thatsache, daß hinter des Quälers Rücken eines Tages ein Karabiner losging. Die Angeklagten sind freigesprochen worden, mußten, da die Hauptverhandlung nicht viel mehr als vagen Klatsch an den Tag brachte, freigesprochen werden. Ein guter Stoff. Jeden Tag kann man doch nicht über des großen Grafen Waldersee Galatafelthaten reden. Jeden Tag wird auch selbst in Deutschland leider noch immer nicht ein Schiff vom Stapel gelassen oder ein Denkmal enthüllt. So konnte man fragen, ob es wirklich nöthig sei, deutsche Jünglinge und „gediente" Männer — die nach des Kriegsherrn Wunsch ja stolzer noch als das Gewimmel der Civilisten das Hochgefühl des civis romanus in der Brust tragen sollen — schutzlos auf Jahre den alkoholischen Launen gewissenloser oder bösartiger Herrn auszuliefern, die sich selbst nicht zügeln können und als Despoten dennoch über Andere herrschen. Auch an das schöne Gezeter konnte man erinnern, das sich in Alldeutschland erhob, als anno Dreyfus französische Gerichte in Prozessen, die sich um den Spionagedienst und das Delikt des Landesverrathes drehten, manchmal die Oeffentlichkeit ausschlossen, und die edle Pharisäerschaar fragen, was sie denn nun zu Gumbinnen sage, wo, „im Interesse der Disziplin", stets die Thüren

verschlossen wurden, wenn eine Aussage über das dienstliche Leben und Treiben des braven Krosigk zu erwarten war. Aber die liberale und sozialistische Presse ist nur auf Stichwörter dressirt; und so stimmte sie diesmal ein Geheul über die Ungeheuerlichkeit der militärischen Rechtspflege an, die übermorgen abgeschafft oder mindestens der bürgerlichen Judikatur angepaßt werden müsse. Die selben Leute, die nach jedem Sensationprozeß über die zum Himmel schreienden Mängel unseres Gerichtswesens die Hände ringen, thaten nun, als müsse sich Alles wenden, wenn Landgerichtsräthe über Soldaten das Urtheil sprächen. Sind diese Leute plötzlich toll geworden? Die neue Militärstrafprozeßordnung ist hier, als die Lemuren des Liberalismus sie noch eine freiheitliche Errungenschaft, ein werthvolles Werk Chlodwigs des Rüstigen nannten und über den Klee lobten, ruhig geworden und recht leicht befunden worden; sie brachte Verbesserungen, aber nichts Gutes, sie war, wie fast Alles, was heute geschieht, mehr auf dekorative als auf innere Wirkung berechnet. Noch heute ist im Heer die Rechtspflege mangelhaft, noch heute giebt sie dem gemeinen Manne nicht die Gewähr ausreichenden Schutzes; und das seltsame Verfahren des gumbinner Gerichtsherrn, der einen Freigesprochenen, an dessen Schuld er glaubt, in Haft hält, zeigt deutlich, wie nöthig auf diesem Gebiet eine durchgreifende Reform wäre. Darf man deshalb aber die deutsche bürgerliche Strafrechtspflege preisen, an der doch überhaupt nichts zu loben ist, nicht das Geringste? Denn daß unsere Richter sich nicht bestechen lassen, mag ihnen der Teufel danken; auf der Erde schreitende Menschen werden darin nur die selbstverständlichste Pflichterfüllung sehen, nur den überflüssigen Beweis, daß Richter nicht gemeine Verbrecher sind. Im Uebrigen ist unsere kriminalistische Praxis so rückständig, so unbeschwert von dem Ballast sozialer oder gar psychologischer Erkenntniß, so von allen guten Geistern verlassen, daß Schlimmeres nicht zu erdenken und Jeder zu beneiden ist, der nicht in diesem Forum des Spruches zu harren hat. Beim Lesen der gumbinner Verhandlungberichte hatte man oft den Eindruck, Klassenbewußtseinsregungen und Sentiments nähmen im Sinn der Richter einen beängstigend großen Raum ein. Ist es in Strafkammern oder gar bei Schöffen und Geschworenen etwa anders? In Gumbinnen wurde von dem Recht, die Oeffentlichkeit auszuschließen, in einer Weise Gebrauch gemacht, die Widerspruch wecken mußte. Aber sperren unsere Landgerichte, obwohl sie an ein ganz anderes Gesetz gebunden sind, dem Häuflein der Neugierigen nicht jedesmal die Thür, wenn über eine angebliche Majestätbeleidigung — und sei sie in noch so literarischen Formen begangen — verhandelt wird? Was da Recht

scheint, soll nicht billig sein, wenn Offiziere schwere Vergehen eines Kameraden nicht vor der Mannschaft und den demagogischen Feinden des „Militarismus“ enthüllen wollen? Und schließlich: trotz Klassenbewußtsein und Vorurtheil sind die Sergeanten freigesprochen worden. Wer weiß, wie bürgerliche Richter den Indizienbeweis „gewürdigt“ hätten? Nein: unser Militärstrafprozeß ist gewiß nicht gut, aber er ist nicht um ein Jota schlechter als der bürgerliche. Anwälte, die zur Vertheidigung vor Kriegsgerichten zugelassen sind, haben mir erzählt, es sei ein wahres Vergnügen, zu sehen, mit welchem Feuereifer junge Lieutenants sich manchmal ihres Mandanten annahmen, eines Gemeinen, der zitternd, die Hände an der Hosennaht, den Spruch der Vorgesetzten erwartet. Und die Hauptsache: es ist nicht der Beruf, das bezahlte Alltagsgeschäft der Offiziere, Menschen zu richten. Ein Gerichtstag ist etwas Außergewöhnliches in ihrem Leben, stimmt sie ernster, läßt sie, namentlich da, wo es sich um Verbrechen handelt, die Wucht der auf ihnen lastenden Verantwortung tiefer empfinden als den geplagten Landgerichtsrath, der dreimal in jeder Woche Stunden lang judizirt, Menschen ins Gefängniß, ins Zuchthaus schickt und an den Zwischentagen Verfahren eröffnet, Referate zimmert, Beschlagnahmen und Verhaftungen beschließt. Das Richten sollte nie zum Geschäft werden; und kein verständiger Mensch sollte wünschen, der hastige Großbetrieb unserer bürgerlichen Urtheilfabriken möge künftig auch dem Heer die Rechtssprüche liefern.

* * *

Der Name Dreyfus wurde genannt; und bei ihm wollen wir einen Augenblick noch verweilen. Einzelne — nicht viele — Leser fragen erstaunt, warum das von dem früheren Hauptmann veröffentlichte Buch hier nicht besprochen werde. Die Antwort ist einfach: weil dieses Opus, das für ein Tagebuch ausgegeben wird, nichts Neues bringt; über die Sache nichts und nichts über die Hauptperson des eklen Handels. Das trotz dem sensationellen Aufputz unsäglich langweilige Buch bleibt nicht nur als literarische Leistung tief unter dem Niveau, bei dem eine kritische Wägung erst möglich würde; es zeigt auch seinen Schreiber genau in dem selben Licht, in dem er bisher gesehen ward. Ein eitler, hochmüthiger Herr, der sich nicht schämt, die Hymnen, die seine Frau ihm singt, abzudrucken und vor der Welt als größter Märtyrer der Judenheit einherzustolziren. Deshalb vielleicht haben die Freunde des zweimal rechtskräftig Verurtheilten, unter denen ja sehr gute

Geschäftsleute sind, den Eifer des Memoirenschreibers nicht gehemmt. Sie dachten wohl: Wenn die Gegner sehen, daß wir den Mann in seiner Menschenhäßlichkeit richtig geschildert haben, dann werden sie uns auch glauben, daß er unschuldig ist. Mag sein. Mitleid wird kein menschlich Fühlender dem Manne versagen, der, schuldig oder unschuldig, viel gelitten hat. Als „Fall" aber ist die Sache für den Unbefangenen mindestens seit dem Tage erledigt, wo Herr Dreyfus auf das Rechtsmittel der Berufung verzichtet und damit bewiesen hat, daß er sein Heil von der Gnade des Staatsoberhauptes erwartet. Wer statt des Rechtes Gnade will, um behaglich leben zu können — und der als ein Sterbender auf Holzpapier vorgeführte Herr soll inzwischen ja dick und robust geworden sein —, Der war sicher nicht zum Märtyrer geboren.

* * *

Ob der Konsistorialrath Herr Georg Reicke zu dieser undankbaren Rolle mehr Talent hat? Von einer ihm bereiteten Unbequemlichkeit wird in den Zeitungen jetzt viel geredet. Er war Justitiar des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, also, wie Pobedonoszew, der Schwarze Mann, juristisches Mitglied der Kirchenbehörde. Eine literarische Begabung, deren Umfang und Tiefe noch nicht zu erkennen, die zu großartigem Ausdruck noch nicht herangereift ist, drängte nach Bethätigung. Herr Reicke schrieb Theaterstücke, in denen Manche Geist vom Geiste Nietzsches und Ibsens finden wollten, und der Konsistorialrath trat in die erste Reihe des Goethebundes, der auf den großen Namen des „decidirten Nichtchristen" getauften Gemeinschaft, deren Tendenz — wenn sie überhaupt eine hatte — doch nur sein konnte: unerbittlicher Kampf gegen die vom orthodoxen Kirchenthum befohlene Sittlichkeit. Ein Mann, der sich geräuschvoll diesem Bund angliederte und dessen dramatische Versuche auf Naturalistenbühnen ans Licht gebracht wurden, mußte dem hochehrwürdigen Konsistorium lästig werden. Jetzt ist er, „im Interesse des Dienstes", nach Königsberg, seiner Vaterstadt, versetzt worden, auf daß er, fern von Berlin, den Pflichten eines besoldeten Dieners der Kirchenbehörde nachsinne. Das soll eine unerhörte „Vergewaltigung", das Symptom wachsender Reaktion sein; und natürlich hat der arge Herr Stoecker seine mächtige Hand im Spiel der Dunkelmänner, das „weit über die deutschen Grenzen hinaus peinliches Aufsehen machen muß". Sacht, liebe Herren! Wie würde der Farmer denn, auf dessen Plantage Ihr schwitzt, mit einem Redakteur um-

springen, der in Versammlungen der Sozialdemokraten oder auch nur radikaler Bodenreformer aufträte? Versetzen könnte er ihn nicht, aber entlassen würde er ihn sicher; exempla docent. Und das brandenburgische Konsistorium soll eine Todsünde begangen haben, weil es einen Herrn nicht länger behalten wollte, dessen ganzes Wirken so offenbar wider den Strich der Kirchenorthodoxie geht? Herr Reicke hat die Wahl. Er kann Pfründe und Titel bewahren; ihnen muß er dann sein öffentliches Auftreten anpassen. Er kann aufhören, Konsistorialrath zu sein; darauf ist er frei und zu den höchsten Ehrenstellen des Goethebundes steht ihm der Weg offen. Erst wenn er gewählt hat, wird man ihn den muthigen Bekenner einer starken Ueberzeugung nennen dürfen. Von der Kirchenbehörde Gehalt beziehen und sich in der reichlichen Mußezeit als Kämpfer für geistige Freiheit in Berlin „ausleben": Das geht nicht. Ein Konsistorialrath, dessen Stück im Deutschen Theater ausgezischt und von der Presse verhöhnt wird, ist unmöglich, ist nach Mancher Meinung auch keine tragische Gestalt.

* * *

Wie tapfere Bekenner im Drang handeln, könnte der Konsistorialrath aus der Familiengeschichte Hermans Grimm lernen, dessen Tod jeder gebildete Deutsche beklagen muß. Ist das Geschlecht der Göttinger Sieben ganz ausgestorben? Jakob und Wilhelm Grimm wußten, was sie wagten, als sie das Volksempfinden gegen einen Verfassungbruch aufriefen. Herman, der Sohn, hätte wohl kaum gethan, was Wilhelm, der Vater, that. Er war an Höfen heimisch geworden, trug gekrönten Damen leicht verdauliche Kunstgeschichte vor und hatte in so erlauchter Gesellschaft Olympiersitten angenommen. Ein lautes Wort, ein heftiger Luftzug konnten ihn ärgern; und luftlos, wie im Palast ein lange verschlossener Saal, dünkte uns Jüngere oft seine Welt. Er hatte sich eine Persönlichkeit anerzogen; er wollte im Reden, Wandeln und Handeln goethisch sein und vergaß, im Aufblick zur Büste des alternden Meisters, daß er nicht im Weimar der Goethezeit lebte, nicht in die stille Zierwelt des Tassodichters hineingeboren war. Und er hatte doch eine Maske nicht nöthig, brauchte dem Geist nicht nach fremden Muster, und wäre es das ehrwürdigste, das Kleid zuzuschneiden: ohne Socken und falsche Locken konnte er sich sehen lassen, so, wie er war. Kein Allumfasser, kein Genie und kein Philosoph, doch ein vornehmer, gebildeter und, wo er liebte, merkwürdig fein empfindender Mann, der den Schmutz der Straße, den Sturm und die Fröste scheut und weislich

deshalb im Warmen bleibt, bei dem Peliden, bei Raffael, bei Goethe. Einer der wenigen wirklich kultivirten Menschen, die noch im neuen Deutschland zu schauen waren. Jetzt, am Grabe des feinen und doch nicht schwächlichen Essayisten, fällt Manchem wohl die Erinnerung schwer aufs Herz, wie oft er über Grimms unbeirrbare Sicherheit gespottet hat. Dieser Greis glaubte, in den Gefilden hoher Ahnen die Wahrheit gefunden zu haben, eine absolute Wahrheit, die kein Zweifel mit tastendem Raupenleib bekriechen durfte. Das verdroß uns, denen die festen, den Weg weisenden Leuchtfeuer längst erloschen sind; und der Unmuth barg sich hinter ein Hohnlächeln. Wie unklug war solcher moderne Dünkel! Beneiden mußten wir Herman Grimm um seinen starken Glauben, um die Fähigkeit, Ehrfurcht zu fühlen, um die Siegersicherheit seines Wesens: sie war seine beste Kraft und gewann ihm, auch wenn er leise sprach, andächtige Aufmerksamkeit.

* * *

Vom Totenhügel ins Land der Lebenden, von dem Grab eines kultivirten Europäers ins bunte Thal deutscher Politik ... Nicht viel Ausbeute. Die Königin von Holland war in Berlin. Auch eine Verbündete. Aber eine, die schlaue Berather zu haben scheint. Am Thor stand der Oberbürgermeister mit der Amtskette, freisinnig bis auf die Knochen, nicht tüchtig, doch auch nicht trotzig, und sagte einen pompösen Leitartikel her; ein paar Mädchen in Weiß hatte er mitgebracht. So wars früher, wenn siegreiche Heerführer einzogen. Alles entwerthet. Schöne Reden; nach dem berühmten Muster: Gerade in dieser Stunde schweift unser Blick zurück; und dann schweift er vorwärts. Frau Wilhelmine blieb ruhig; eine wohltemperirte Niederländerin. Vielleicht schweifte auch ihr Blick, vielleicht suchte er in dem betreßten Gewimmel die Gesichter der Leute, die geschäftig Jahre lang herumliefen und schrien: Hätten wir jetzt schon die Flotte, dann könnten wir den Holländern sämmtliche Kolonien wegnehmen. Nun standen sie stumm und lauschten dem tönenden Wort von der innigen Verbrüderung zweier germanischen Stämme. Nicht allzu ernsthaft. Noch weniger der Streit um des Fürsten Philipp zu Eulenburg Urlaubsfristen. Der durchlauchtige Herr, Dichter, Komponist, Spiritist, Salonmagus und Günstling des Kaisers, auf den er bei Tisch aus weit geöffnetem Schwärmerauge zu blicken pflegt, ist selten in Wien, wo er das Deutsche Reich als Botschafter amtlich vertreten soll. Er reist lieber. In Wien hat ihn noch Niemand vermißt. In Berlin aber, wo man die Geschichte seiner diplomatischen Examina doch kennen und wissen

sollte, wie die Berufsgenossen über die politischen Fähigkeiten des vielseitigen Dilettanten urtheilen, in Berlin leben Journalisten, die im Auswärtigen Amt verkehren und dennoch finden, Herr Phili mache sich an der blauen Donau viel zu rar. Es giebt eben sonderbare Schwärmer. Man muß gerecht sein und sagen: Des Deutschen Reiches Interesse fordert nicht, daß Fürst Phili sich dauernd in Wien aufhält; also muß wohl ein anderes Interesse gegen den Liebling des Monarchen die Meute mobil gemacht haben... Was sonst noch? Ach ja: zum vierten Male hat die Kaiserin Alexandra von Rußland ihrem Mann eine Tochter geboren. Das wird, da es Mode geworden ist, in die Wochenstuben der Fürstinnen hineinzuschnüffeln, viel Gerede geben. Aber der Zar ist jung, jung und gesund auch seine Frau; also sollten die Reporter mit der Zukunft des Hauses Romanow noch ein Bischen Geduld haben. Als dem Fürsten Bismarck gemeldet wurde, das erste Kind seines ältesten Sohnes sei „nur ein Mädchen", telegraphirte er nach Schönhausen: „Schadet nicht. Marie war auch ein Mädchen"!

* * *

Bismarck! Wieder hat der Name die Woche beherrscht, wieder haben Hunderte versucht, des Mannes Wesen, wie sie es sehen, zu malen. Am sechzehnten Juni wurde vor dem Reichstagshause des ersten Reichskanzlers Denkmal enthüllt. Manche Leser wissen wohl, daß ich seit Monaten nicht in Berlin bin, nicht in behaglicher Freiheit lebe; da ist es nicht möglich, die Masse des Materials gleich zu überschauen. Wenn die paar Gedanken, zu denen das Echo der Feier den fernen Betrachter stimmt, überhaupt etwas taugen, werden sie auch im nächsten Heft noch nicht verspätet erscheinen. Es soll eine Feier üblichen Stils, aber zweiten Ranges gewesen sein. Außer dem Kaiser, der die kleine Generalsuniform, hohe Reitstiefel und den Interimsmarschallsstab trug, kein in deutschem Land souverain regirender Fürst. Auch die Minister der Bundesstaaten fehlten. Fast vollzählig aber waren Alle versammelt, die der lebende Bismarck nicht leiden mochte. Graf Bülow hielt eine Rede, die Viele wunderschön fanden und deren frische Gemeinverständlichkeit den flüchtig Hinhörenden wirklich erfreuen konnte, — schon, weil der Kanzler offen aussprach, was die Hohenzollern Bismarck zu danken haben. Auf der Schleife des Kranzes, den Wilhelm der Zweite am Denkmal des von ihm Entlassenen niederlegte, standen die Worte: „Des großen Kaisers großem Diener."

Der Eremit.

Von Kindheit an war er gewesen wie Einer, der erfüllt ist von der vollkommenen Erkenntniß Gottes. Da er noch ein Knabe war, erregte er die Verwunderung vieler Heiligen Männer und mancher Heiligen Frauen, die in seiner Geburtstadt wohnten, durch die ernste Weisheit seiner Antworten. Und da ihm seine Eltern den Ring und das Kleid des Mannes gegeben hatten, küßte er sie und verließ sie und zog aus, der Welt Gott zu verkünden. Denn dazumal waren ihrer Viele in der Welt, die wußten entweder nichts von Gott oder hatten von ihm blos eine unvollkommene Kenntniß. Oder sie beteten auch falsche Götter an, die in Höhlen wohnen und ihrer Anbeter nicht achten.

Und er wandte sein Antlitz zur Sonne und zog aus ohne Sandalen, wie er die Heiligen wallen gesehen, an seinem Gürtel einen Lederbeutel und einen Becher aus gebranntem Thon. Und er sang Lobgesänge dem Herrn, ohne Unterlaß. Und nach einer Zeit erreichte er ein seltsames Land, darin viele Städte waren.

Und er schritt durch elf Städte. Und manche dieser Städte waren im Thal und manche an den Ufern großer Flüsse und manche auf Bergen erbaut. Und in jeder Stadt fand er einen Jünger, der ihm anhing und ihm folgte. Viel Volk folgte ihm aus jeder Stadt und die Erkenntniß Gottes verbreitete sich über das ganze Land und viele Herrscher wurden bekehrt und die Priester der Tempel, in denen Götzen waren, fanden ihr Einkommen um die Hälfte geschmälert. Wenn sie zur Mittagszeit auf ihre Trommeln schlugen, kamen keine oder nur wenige Spender mit Pfauen oder Fleischgaben, wie es Brauch gewesen im Lande vor dem Kommen dieses Einen.

Aber je mehr Volk ihm anhing und je größer die Zahl seiner Jünger wurde, um so größer wurde seine Kümmerniß; und er wußte selbst nicht, warum seine Kümmerniß so groß war. Denn er sprach immer von Gott und aus der Fülle der vollkommenen Erkenntniß Gottes, die der Herr selbst ihm verliehen hatte. Und eines Abends schritt er aus einer Stadt, die die Stadt Aramenia war, und seine Jünger und eine große Menge folgten ihm. Und er stieg einen Berg hinan und ließ sich auf einen Felsstein nieder, der auf dem Berge lag, und seine Jünger standen um ihn herum und das Volk kniete im Thale. Und er beugte sein Haupt auf seine Hände und weinte und sagte zu seiner Seele: Wie ist es, daß ich voll Kümmerniß bin und Furcht und daß jeglicher meiner Jünger mir gleich einem Feind ist, der wandelt im Tageslicht?

Und seine Seele antwortete ihm und sagte: Gott hat Dich mit der vollkommenen Erkenntniß seines Wesens erfüllt und Du hast diese Erkenntniß an Andere fortgegeben. Die kostbare Perle hast Du getheilet und das nathlose Kleid hast Du zerstückelt. Wer Weisheit weggiebt, beraubet sich selbst; er ist wie Einer, der seine Schätze einem Räuber preisgiebt. Ist nicht Gott weiser denn Du? Wer bist Du, daß Du das Geheimniß preisgiebst, das Dir Gott anvertraut hat? Einst sah ich Gott; nun hast Du selbst mir ihn verhüllt.

Und wieder weinte er; denn er wußte, daß seine Seele wahr zu ihm sprach, daß er die vollkommene Erkenntniß Gottes auf Andere übertragen hatte und daß er sich nun an Gottes Gewand klammere und sein früher so fester Glaube ihn verlasse, seit — und weil — die Menge an ihn glaubte. Und er sagte in seinem

Innern: Ich werde nicht mehr von Gott sprechen. Wer Wissen theilet, Der beraubet sich selbst. Und nach einigen Stunden kamen seine Jünger zu ihm, beugten sich zur Erde und sagten: Meister, sprich uns von Gott, denn Du hast die vollkommene Erkenntniß Gottes und kein Mensch außer Dir hat diese Erkenntniß. Und er antwortete ihnen und sagte: Ich will zu Euch sprechen über alle Dinge der Erde und des Himmels, aber über Gott werde ich nicht zu Euch sprechen.

Da erzürnten sie sich und sprachen: Du hast uns in die Wüste geführt, damit wir Dich hören, und hast uns keine Speise gereicht. Willst Du uns hungernd zurückschicken, uns und Alle, die Du Dir folgen ließest?

Und er antwortete ihnen und sagte: Ich will nicht von Gott sprechen. Und die Menge murrte gegen ihn und sagte: Du hast uns in die Wüste geführt und hast uns keine Speise gegeben! Sprich uns von Gott und wir wollen uns begnügen! Aber er antwortete ihnen kein Wort, denn er wußte: wenn er ihnen von Gott spräche, würde er sich seines Schatzes berauben.

Seine Jünger gingen traurig von dannen und die Menge zog heim; und ihrer Viele starben unterwegs.

Und als er allein war, erhob er sich, kehrte sein Antlitz dem Monde zu und wanderte sieben Monate lang. Zu keinem Menschen sprach er ein Wort und keinem gab er Antwort. Und als der siebente Mond entschwunden war, erreichte er jene Wüste, die die Wüste des großen Wassers ist. Und da er eine Höhle gefunden, in der einst ein Centaur gehaust hatte, machte er sie zu seinem Wohnsitz, verfertigte sich eine Matte aus Binsen, darauf zu liegen, und wurde ein Eremit. Und zu jeglicher Stunde pries er Gott, daß er ihn gewürdigt hatte, einige Kenntniß von ihm und seiner wunderbaren Größe zu behalten.

Eines Abends nun, als der Eremit vor der Höhle saß, aus der er seine Behausung gemacht hatte, erblickte er einen Jüngling von schönem, aber bösen Aussehen, der in dürftigen Kleidern und mit leeren Händen vorüberging. Jeden Abend ging der Jüngling mit leeren Händen vorüber und jeden Abend kehrte er mit Perlen und Purpur beladen zurück, denn er war ein Räuber, der die Karawanen der Kaufleute plünderte. Und eines Morgens, da der Jüngling wieder mit Perlen und Purpur beladen zurückkehrte, machte er Halt, runzelte die Stirn, stampfte mit dem Fuß auf den Sand und sagte zu dem Eremiten: „Warum blickst Du also auf mich, wenn ich vorübergehe? Was ist es, das ich in Deinem Auge sehe? Denn nie hat Jemand also auf mich geblickt und dieser Blick ist mir ein Dorn im Auge und ein Aergerniß."

Und der Eremit antwortete: „Was Du in meinen Augen siehst, ist Mitleid. Es ist Mitleid, was auf Dich blickt."

Und der Jüngling lachte verächtlich und sagte mit höhnender Stimme: „Ich habe Purpur und Perlen in meiner Hand und Du hast nichts als eine Binsenmatte, darauf zu liegen; wie solltest Du Mitleid mit mir haben? Und warum hättest Du dieses Mitleid?"

„Ich habe Mitleid mit Dir, denn Du kennst Gott nicht."

„Ist denn diese Kenntniß Gottes eine so kostbare Sache?" fragte der Jüngling, während er näher an den Eingang der Höhle trat.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der Welt!"

„Und hast Du sie?" fragte der Jüngling und kam noch näher heran.

„Einst war die vollkommene Erkenntniß Gottes in mir; aber in meiner Thorheit trennte ich mich von ihr und theilte sie unter Andere. Doch sogar jetzt noch ist, was mir davon blieb, viel kostbarer denn Purpur und Perlen."

Und als der junge Räuber Solches hörte, schleuderte er die Perlen und den Purpur fort, zog sein blankes Schwert und sprach zu dem Eremiten: „Gieb mir allsogleich diese Erkenntniß Gottes, sonst töte ich Dich. Warum sollte ich Den nicht erschlagen, der einen größeren Schatz hat als ich?"

Der Eremit breitete die Arme aus und sagte: „Wäre es für mich nicht besser, ich ginge ein in die Wohnung des Herrn, ihn zu preisen, als in dieser Welt zu leben und keine Kenntniß von ihm zu haben? Erschlage mich, wenn Solches Dein Begehr ist. Das aber, was ich von Gott weiß, gebe ich nicht weg."

Und der junge Räuber warf sich auf die Knie und bat und beschwor ihn; aber der Eremit weigerte sich, ihm von Gott zu sprechen und mit ihm seinen Schatz zu theilen. Da erhob sich der Räuber und sagte zu dem Eremiten: „Es sei, wie Du willst. Ich gehe geraden Weges in die Stadt der sieben Sünden, die nur drei Tagereisen von hier entfernt ist. Dort werden sie mir für meinen Purpur und meine Perlen Freude verkaufen." Und er raffte den Purpur und die Perlen auf und eilte hinweg.

Da schrie der Eremit auf und folgte ihm und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Drei Tage lang lief er dem jungen Räuber nach und flehte ihn unablässig an, zurückzukehren und nicht die Stadt der sieben Sünden zu betreten.

Und ab und zu blickte der junge Räuber zurück auf den Eremiten und rief ihm zu: „Willst Du mir jene Erkenntniß Gottes geben, die kostbarer ist denn Purpur und Perlen? Wenn Du sie mir giebst, werde ich die Stadt der sieben Sünden nicht betreten."

Und immer antwortete der Eremit: „Alles, was ich habe, will ich Dir geben; nur dieses Eine nicht. Denn Das darf ich nicht weggeben."

Und in der Dämmerung des dritten Tages kamen sie an das Purpurthor der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt tönte der Schall großen Gelächters ihnen entgegen. Und der junge Räuber lachte und schickte sich an, mit seiner Hand an das Thor zu pochen.

Als der Eremit Dies sah, eilte er herbei, faßte ihn beim Saum seines Kleides und rief: „Strecke Deine Arme aus, schlinge sie um meinen Hals, lege Dein Ohr dicht an meinen Mund, — und ich werde Dir geben, was mir noch von der Erkenntniß Gottes übrig bleibt."

Und der junge Räuber hemmte den Schritt.

Und da der Eremit seine Kenntniß Gottes weggegeben hatte, fiel er auf den Boden und weinte. Und große Finsterniß umfing die Stadt und den jungen Räuber vor seinen Augen, daß er sie nicht mehr sah. Und da er weinend da lag, sah er Einen, der bei ihm stand. Dessen Füße waren aus Erz und seine Haare glichen feinen Flocken. Und er richtete den Eremiten auf und sagte zu ihm: „Einst hattest Du die vollkommene Erkenntniß Gottes; nun wirst Du die vollkommene Liebe Gottes haben. Warum also weinest Du?" Und er küßte ihn.

Oskar Wilde.



Im Kampf um die Weltgeschichte.

Zwei groß angelegte „Weltgeschichten“ drängen zu gleicher Zeit auf deutschem Boden ins Dasein. Der theoretische Kampf um die universalhistorische Anschauung und Methode, der auf der einen Seite von Karl Lamprecht mit so bewundernswerther Umsicht und Tapferkeit geführt worden ist, hat die Kräfte mobil gemacht; und produktiv, nicht nur theoretisch, wird nun der Kampf geführt. Kaum sind von Helmolts Weltgeschichte die ersten Bände erschienen und schon tritt ein begabter Mann auf den Plan und versucht allein, den gewaltigen Stoff zu meistern, der dort „kollektivistisch“ von einer Schaar tüchtiger Leute in Angriff genommen wurde. Dieser „Individualist“ ist Hermann Schiller. Nur seine Einleitung braucht man zu lesen, um zu erkennen, daß er ein Individualist ist, eben so aber, daß er im bewußten Gegensatz zu jenen „Geographen“ sein Werk durchzusetzen unternahm. Man kann diesen Gegensatz mit Lamprechts Worten in einen Satz fassen, den er der Weltgeschichte Helmolts mit auf den Weg gab: „Die neue Erscheinung verläßt die alte philosophische Weltgeschichte; sie stellt sich auf den geographischen Standpunkt.“ Das bedeutet eine volle Umwandlung des welthistorischen Denkens. Nimmt die geographische Lage eine so hervorragende Stellung ein, ist sie gleichsam der unerläßliche Erdboden aller Entwickelung, so heißt Das: der Mensch tritt in die Natur zurück. Er steht ihr nicht mehr als ein von Willkür und Zufall beherrschtes Sonderwesen gegenüber, sondern er steht in ihr, ist ihr Ziel und Ende dort, wo er, wie auf unserer Erde, nun einmal ihr höchstes und mit den vollkommensten Anlagen ausgestattetes Gebilde ist. Die Natur ist nicht mehr der Feind, den es zu überwältigen gilt, sondern der Freund, der anerkannt sein will; nicht mehr gegen die Natur, als die Sünde an sich, hat sich das menschliche Wollen und Erkennen zu richten, sondern zu ihr hin, als zu seiner großen Mutter und Erzieherin. Und darum ist es nicht nur ein Verlassen der alten philosophischen Weltgeschichte, was sich da vor unseren Augen vollzieht, sondern es ist nicht minder eine feste Fundamentirung einer neuen Philosophie der Geschichte in der Richtung, in der ein Goethe vorahnte, ein Darwin und Haeckel, vom Gebiet der Naturforschung selbst kommend, in genialer Einfachheit weitergruben und drängten, in der Richtung eines lebendigen Monismus, der sich bei Goethe ausdrückte in seinem herrlichen Wort: „Natur ist Alles — die Menschen sind Alle in ihr und sie in Allen“. Ist die Welt unendlich, so giebt es kein „Jenseits“ dieser Welt mehr, es giebt auch kein „außer“ oder „über“ ihr mehr, wie sich die alte dualistische Weltanschauung ihren Gott vorstellte, sondern dieser „Gott“ muß „innerhalb“ der Unendlichkeit selbst stecken, er muß Eins sein mit Welt und Natur, dem Allumfassenden. Mag diese philosophische Formulirung

den Geschichtschreibern der neuen Weltgeschichte bewußt sein oder nicht: als lebendige Anschauung wirkt er in den Meisten von ihnen und beeinflußt ihre Darstellung, hebt sie nicht selten zu ganz prächtigen Höhen und Aussichten.

Käme es nun nur auf das „Verlassen der alten philosophischen Weltgeschichte“ an, so müßten wir Schiller zugestehen, auch er vollziehe mit seinen ersten Sätzen diesen Schritt. Aber in einer Negation allein liegt noch nichts Neues. Das Neue liegt immer in einer Position; und zu ihr kommt Schiller nicht, wo er Theoretiker bleibt, sondern nur „im dunklen Drang der Gefühle“ klingt das Neue unserer Zeit, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, dennoch durch und verwickelt ihn zuweilen in sonderbare Widersprüche.

Von Anfang macht Schiller Front gegen die verbreitete Anschauung, „eine Weltgeschichte müsse heute eine Geschichte der gesammten Menschheit, aller Völker und aller Zeiten bieten.“ Das will Helmolts Weltgeschichte. „Begründet ist diese Anschauung aber trotz ihrer Verbreitung und trotz ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit so wenig wie die Ideen Herders, Johannes von Müllers, Schlossers und Anderer, die es für möglich hielten, in dem kleinen uns bekannten Abschnitt geschichtlichen Lebens einen Gesammtplan nachzuweisen“. Das sei unmöglich, denn erstens fehle das Material und die Vorarbeit dazu noch vielfach, zweitens hätte es nicht den erwarteten Werth, da der Stoff viel zu massenhaft sei, um noch für Bildungzwecke verwendet werden zu können. Das wären zwei äußerliche Hindernisse; und die können überwunden werden und werden überwunden. Der Punkt, um den es sich hier handelt, ist die Nachweisung des sogenannten Gesammtplanes. Wo ein „Plan“ ist, wird ein Planzeichner vorausgesetzt, der Alles und Jedes vorherbedacht und unterworfen habe. Da wir nun schon den Planzeichner nicht nachweisen können, so hätte Schiller Recht damit, daß er behauptet, auch der Plan ließe sich nicht nachweisen. Diese Gedanken stammen aber aus der menschlichen Reflexion. Von hinten her sehen wir auf den Weg zurück, den das Leben ging; wir erkennen Ordnung, Gesetz, Bedingungen dieses Weges und übertragen nun in rein anthropistischem Sinn unsere Erkenntnisse auf diese Entwickelung, grob ausgedrückt etwa so, daß wir sagen: Vor aller Entwickelung setzte sich das Leben hin und sann lange darüber nach, welchen Weg es einschlagen sollte. Und nachdem es alle Möglichkeiten erwogen hatte, trat es seine weite Reise an. Die Konsequenz, die wir entdecken, ist die Folge dieses ursprünglichen Nachdenkens. Der Gesammtplan lag ursprünglich vorgebildet in dem Gedanken des Meisters, der das Leben zur Entwickelung führte. So aber macht es das Leben nie und hat es nie so gemacht, weder im Großen noch im Einzelnen. Es ist darum ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Schopenhauers, daß er die Verkehrtheit unseres Denkens nachwies, die den Intellekt an den Anfang aller Entwickelung stellt. Er stellt

den Intellekt an die zweite, eigentlich sogar an die letzte Stelle, er erklärt ihn richtig als eine sekundäre Erscheinung des Lebens, als etwas Hinzugekommenes, als einen Aufwand der Natur, und zwar ihren höchsten Aufwand. Das Denken tritt nach ihm in aller Lebensentwickelung als das Allerletzte auf und Natur bedeutet für ihn sogar das ohne Vermittelung des Intellekts Wirkende, Treibende, Schaffende; darum aber auch, weil der Intellekt den Irrthum nothwendig einschließt, ist ihm das Schaffen des Instinkts das unendlich viel Bessere und Vollkommnerere. So fällt der Plan des Planzeichners, der am Anfang stehen soll, dahin, keineswegs aber mit dem Planentwurf die Gesetzmäßigkeit und Ordnung der Entwickelung selbst. Und diese im geschichtlichen Werden zu erkennen, wendet sich nun der Intellekt zurück, indem er gleichsam den Weg, den der schaffende Instinkt produktiv wandelte, nun noch einmal reproduktiv nachgeht, wie die Grammatik die Entwickelung abstrakt zu fassen sucht, der die Sprache folgte, wie die Aesthetik dem intuitiven Schaffen der Künstler nachgeht und dessen Gesetze hinterher, durch Reflexion, zu fixiren sucht. Der Intellekt will den Weg (ὁδός) erkennen, den das Leben ging und geht. So muß er diesem Wege nachgehen; er sucht nach der Methode (μεθοδος), was sinnlich und wörtlich nichts Anderes heißt als: Nachweg, Hinterhergang. Das Leben geht aber nicht diesen Nachweg von Anfang, sondern sucht und geht seinen Weg geradeaus und unerschütterlich zu seinem Ziel. Und gleich hier sage ich es: dieses „Ziel“ ist keine „Idee“, keine „Absicht“, kein „Vorherbedachtes“, kein „Zweck“, sondern es ist immer die eigene beste Entwickelung, die „Vollendung“ in der doppelten Bedeutung des Wortes, nach der alles Leben zu gelangen sucht.

Der menschliche Intellekt nun thut bis heute nichts Anderes, als daß er der Natur, dem Leben auf seinen Pfaden nachsteigt, um also seine Wege kennen zu lernen und hinter die Geheimnisse der Natur zu kommen. Hier ist Absicht, Idee, Zweck und nur hier: im Denken und Forschen des Menschen.

Doch der Mensch gehört selbst zur Natur, ist Natur. So können und müssen wir sagen: mit dem menschlichen Intellekt schuf sich die Natur das Werkzeug, mit dem sie sich selbst betrachtet, auf sich selbst zurücksehen, hinter ihre eigenen Geheimnisse leuchten kann. Das menschliche Bewußtsein ist also nichts Anderes als das Bewußtwerden der Natur. Ohne den Menschen fehlt ihr dieses Bewußtsein. In seinem Intellekt schafft sie es sich. Und sie schafft es sich, indem sie von den untersten Lebewesen aufwärts steigt durch stetige Verbesserung, Neuformung, Umformung, Anpassung, bis sie im menschlichen Großhirn zu jenem wundervollen Instrument gelangt, das den Charakter und das Wesen des Menschen bestimmt: in erster Linie ein denkendes und erkennendes Wesen zu sein. Der große Streit um Ziel und Zweck der Natur entscheidet sich hier. Sagen wir: die Natur, das Leben hat einen Zweck,

so übertragen wir unser Denken auf die Natur. Aus unserem „Hinterhergang“ nehmen wir die Begriffe, von denen sie nichts weiß. Die Natur schafft naiv und instinktiv, nicht nach Zwecken und Absichten. Dennoch ist ein Ziel vorhanden und dieses Ziel besteht in der besten Entwickelung, in der Vollendung alles Werdens und Lebens. Die Natur ist ewig ihr eigenes Ziel, und da sie den Menschen und seinen Intellekt umfaßt, so dürfen wir den Drang nach Bewußtwerden und Erkenntniß ihrer selbst als das höchste und letzte Ziel der Natur, zu dem sie auf allen Wegen und mit allen Mitteln hinstrebt, bezeichnen. Wo immer Leben erwacht, sucht es nach seinen Bedingungen. Und in diesem Suchen und Anpassen bildet sich der Intellekt, von den untersten Stufen angefangen bis hinauf zu seiner schönsten Entaltung im menschlichen Gehirn, auf einfach natürliche Weise und nach absolut natürlichen Gesetzen. Da kommt nicht irgendwoher plötzlich eine „Seele“, die alle diese Wunder der menschlichen Erkenntniß erzeugt, sondern, sobald es irgendwo und irgendwann einmal zur Bildung eines „Individuums“, eines Untheilbaren und Abgeschlossenen, kommt, setzt der Trieb und Drang zur Erkenntniß ein. „Gehen wir“, sagt Schopenhauer, „in der objektiven Auffassung des Intellekts, so weit wir irgend können, zurück, so werden wir finden, daß die Nothwendigkeit oder das Bedürfniß der Erkenntniß überhaupt entsteht aus der Vielheit und dem getrennten Dasein der Wesen, also aus der Individuation. Denn denkt man sich, es sei nur ein einziges Wesen vorhanden, so bedarf ein solches keiner Erkenntniß: weil nichts da ist, was von ihm selbst verschieden wäre und dessen Dasein es daher erst mittelbar durch Erkenntniß, Das heißt: Bild und Begriff, in sich aufzunehmen hätte.“ Um meine Anschauung von der Einheit der Natur und ihrem Drange nach eigener Erkenntniß noch deutlicher und sicherer zu machen, setze ich die herrlichen Worte Goethes her: „Sie liebt sich selbst und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.“

Diese Anschauung von der Einheit der Natur und des Menschen, des Lebens und der Erkenntniß war in ihren Grundlinien aufzuzeichnen, bevor ich an eine fruchtbare Diskussion mit Schiller herangehen konnte. Also: Schiller sagt, die Geschichte solle doch auch lehrhaft sein. Damit mag er sein Buch legitimiren, aber der Zweck aller Wissenschaft ist und bleibt Erkenntniß und Leben; und von hier aus gesehen, erwächst auch der Geschichte eine weit höhere Aufgabe, als es die „Bildungzwecke, diese selbst im weitesten Sinne verstanden“, sein können und sind. Hier schlägt Lamprechts Wort durch: „Ausdehnung des tellurischen Horizontes hat auch regelmäßig Wandel der weltgeschichtlichen Anschauungen zur Folge gehabt.“ Diese Thatsache stellt

der Historiker einfach fest. Der Philosoph aber sagt dazu: Ja, aber nicht nur „hat gehabt", sondern Ausdehnung des tellurischen Horizontes soll auch regelmäßig Wandel der weltgeschichtlichen Anschauungen zur Folge haben." In beiden Urtheilen, dem des Historikers wie dem des Philosophen, ist der Gedanke der Entwickelung lebendig geworden.

Wie aber soll die Geschichte nach Schillers Anschauung lehrhaft sein? „Indem sie die organischen Bedingungen der Civilisation überhaupt und die überall wirksamen gleichen Grundkräfte, aber auch ihre überall verschiedene Zusammensetzung aufweist." Hier blickt der neue Gedanke unserer Zeit durch, aber er wirft, im Grund erfaßt, die Willkür über den Haufen. Handelt es sich einmal um die Aufweisung der organischen Bedingungen der Civilisation, so haben eben nicht nur die Völker mitzureden, die positiv und produktiv in dieser Richtung wirkten und lebten, also die „geschichtlichen" Völker, wie man sie zu nennen beliebt, sondern dann werden die „ungeschichtlichen" Völker von einer nicht geringeren Bedeutung für unsere Erkenntniß, da sich in ihrem Leben doch gerade die negativen Faktoren offenbaren müssen, die eine Civilisation oder einen Fortschritt zu ihr verhinderten, hemmten, vernichteten. Und ob diese Erkenntniß nicht von eindringlichster Lehrhaftigkeit wäre, darüber braucht man wohl nicht erst lange Worte zu machen.

„Die Geschichte — sagt Schiller — hat es nur mit bestimmten Individuen, seien es Menschen oder Völker, zu thun und mit diesen auch nicht mehr nach der Seite ihres Naturlebens, sondern nur, insoweit sie geschichtliche Persönlichkeiten sind." So dürfte man heute denn doch nicht mehr argumentiren. Aber man thut es. Der alte Dualismus ist am Werk, er stellt das geschichtliche Leben in Gegensatz zum Naturleben und bringt es noch nicht fertig, Beide als Eins zu erfassen. Der Mensch steht da außerhalb der Natur, deren Gegensatz die Kultur bildet. Und doch ist das Alles willkürlichste Konstruktion, falsch und schief gesehen, denn die Kultur ist eben das der Menschennatur Adäquate, da im Menschen die Natur die Fähigkeit der Reflexion erringt, auf deren Entwickelung alle Werke der Kultur beruhen. Bis zum Menschen hin und noch eine ganze Strecke weit in die Entwickelung des Menschen hinein — denken wir nur an unsere Kinder, an die Völker die noch im Zeitalter der Kindheit stehen — hält die Natur fast ausschließlich die gradlinige Bahn der Instinkte und Triebe, der einfachen Anschauung und der Reaktion auf diese Anschauung ein. Von den Sinnen geht der Eindruck zum Kleinhirn und setzt sich hier zum Ausdruck der Bewegung im Muskelsystem um. Nun kommt aber im entwickelten Menschen das Großhirn dazu, wo die Zellen sich nicht nur mehr beschränken auf eine Ueberleitung der Eindrücke auf die Muskeln, sondern wo sie sozusagen ein ganz apartes Spiel für sich und unter sich beginnen, indem sie die in den vier centralen

Sinnesorganen des Gehirnrindenmantels aufgespeicherten Eindrücke in den zwischenliegenden vier Denkherden oder Assoziationcentren noch einmal verarbeiten, ein Spiel, das uns die Vorstellung des sogenannten „Innenlebens“ erweckte, da sein Ziel zunächst nicht mehr eine direkte und unmittelbare Antwort auf die von außen empfangenen Eindrücke war und ist, sondern eine weitere Differenzirung dieser Eindrücke und eine Verbindung ihrer Elemente mit gleichartigen Elementen früherer Eindrücke. Dieses Zellenspiel liefert uns darum auch nicht nur Kenntnisse, sondern Erkenntnisse, Erklärungen der Erscheinungen, indem es Unbekanntes auf Bekanntes zurückzuführen sucht; aus ihm entspringt, was wir Reflexion, Vernunft nennen, Das heißt: die Auslese des Gleichartigen aus dem Verschiedenen und Mannichfachen der einzelnen Erscheinungen und die Zusammenfassung dieses Gleichartigen in Begriffe. Diese Fähigkeit zur Reflexion und Vernunft steht aber zur Natur nicht im Gegensatz, sondern sie hat ihre Wurzeln in der Natur selbst, ist ihr Geschenk und Gebilde und kann daher auch im letzten Grunde keinen Widerspruch gegen die Natur bilden. Setze ich die Vernunft, die Kultur nun dennoch in Gegensatz zur Natur, so reiße ich die Wurzeln meiner Vernunft ab. Und die Folge wird und kann nur sein, daß meine Vernunft eben als wurzelloses Geschöpf mit allen Winden herumflattert. Versuche ich es dann, mit solcher Vernunft Geschichte zu schreiben, so werde ich es eben nicht mehr zur Aufweisung der organischen Bedingungen der Civilisation bringen können, sondern Willkür und Eklektizismus werden unfehlbar mein Thun und Wollen beherrschen. Nicht das Werden und Geschehen und seine Gesetze werden wir aus solcher „Geschichte“ erkennen, sondern höchstens das „Geschehen“, die fertigen Formen werden uns vorgeführt und um sie flattern dann die Phantasien, Gespenster- und Götterbegriffe des jeweiligen Historikers als sogenannte Erklärungen herum. So schön nun diese fertigen Formen auch manchmal sein mögen: es kommt bei ihrer Betrachtung nichts oder nicht viel heraus, da unser lebendiger Menschenwille keine Ansatzpunkte dabei findet. Wir stehen vor diesem Fertigen und staunen und fragen: wie war Das nur möglich? Vor einem Werden aber, das wir Schritt vor Schritt verfolgen können, dessen Ursachen wir sehen, dessen Wirkungen wir begreifen, erwachen unsere eigenen Fähigkeiten. Wir schaffen das Werk gleichsam noch einmal neu, wir erkennen die Fehlgriffe hier, die Meistergriffe dort, und ward so das ganze Werk in seinem Werden von uns erkannt, so hat sich unsere Umsicht und Vorsicht auf dem Wege dieser Erkenntnisse geübt, unser Muth gestärkt, so daß er sagt: Das kann ich auch. Und diese lebendige Belehrung ist es, die für uns aus jeder Erweiterung unserer Kenntnisse entspringen soll, während jene rein abstrakte Anschauung eines Gewordenen uns wohl zum Staunen, niemals oder selten aber zu einer wirklichen Begeisterung

führen kann. Das wäre das Ergebniß einer rein durchgeführten Theorie, wie sie in Schillers willkürlicher Trennung vom Naturleben und geschichtlichem Leben vorklingt. Doch der Mann ist nicht nur ein Kopf, sondern er ist ein Mensch mit einem warmen Herzen und starken Willen. So bleibt seine Theorie hübsch in der Einleitung hängen. Er bekümmert sich selbst später nur gelegentlich darum und geht im Uebrigen bei seiner Darstellung seinem gesunden Instinkt nach.

Aus der Einleitung tritt die Anregung hervor, die Schiller von seinen Gegnern, den „Geographen", erhielt. Schon die kleinen Ueberschriften, wie „Möglichkeit einer Weltgeschichte", „Verhältniß zur Vorgeschichte", „Unterscheidungen innerhalb der geschichtlichen Völker", „Geschichte und Natur" u. s. w., zeigen Das deutlich an. Der theoretische Kampf der letzten Jahre hat diese Fragen locker gemacht. Mit den Antworten, die Schiller darauf giebt, können allerdings die „Geographen" nicht viel machen, aber noch weniger werden sie der alten, konservativen Richtung in der Geschichtschreibung genügen, da doch schon viel zu viel neunzehntes Jahrhundert und mehr noch vom Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts in ihnen steckt. In der zuletzt erwähnten kleinen Abhandlung „Geschichte und Natur" versucht Schiller, seinen dualistischen Standpunkt zu rechtfertigen. Er beginnt mit einer Anknüpfung an Herder, der sagte, „der Mensch sei das Mittelglied zweier Welten"; „zur Naturwelt, als der Stätte des Menschen, trat für ihn die Geisteswelt." „Das neunzehnte Jahrhundert suchte diese Zweiheit zu beseitigen, die Geschichte der Menschheit durch die der Erde zu ersetzen; und schon Heinrich Ritter sprach den Satz aus, ‚die Entwickelung des sittlichen Lebens beruhe auf dem Grunde der Naturgesetze'. In seiner größten Uebertreibung lautete dieser Satz bei Buckle, dem englischen statistischen Historiker: ‚Die Entwickelung eines Volkes ist von Prinzipien oder, wie man es nennt, von Gesetzen geregelt, die eben so fest stehen wie die der physischen Welt'. Diesem Bestreben, die Entstehung und Fortentwickelung der Menschheit als ein Naturgeschehen aufzufassen, wurde, freilich ohne solche Absicht, die wissenschaftliche Gestaltung der Erdbeschreibung förderlich, die als ihre Aufgabe betrachtete, die Bodengestalt der Erde als des Schauplatzes der Menschheit zu begreifen oder, nach Ritters Ausdruck, ‚die Konstruktion der tellurischen Beschaffenheiten in ihrem Verhältniß zum Menschengeschlecht' zu verstehen. Während Meteorologie, Ozeanographie und Orologie als Theile der physischen Geographie den Schauplatz der Geschichte gestalteten, legte die Biologie die Beziehungen der Flora und Fauna der Erdoberfläche dar; für den Menschen suchte die Anthropogeographie das Selbe zu leisten. Darwin bemächtigte sich dieser geographischen Arbeit, um durch seine Entwickelunglehre den Menschen an die Spitze dieser einheitlichen Welt zu stellen, und nun konnte man . . .

versichern, Klima, Küstenentwickelung und Nahrungweise seien die bestimmenden Kräfte der Weltgeschichte." In dieser Darstellung schon lehnt Schiller diese Anschauung als „größte Uebertreibung" ab. Allein es giebt noch größere „Uebertreibungen"; etwa die Behauptung Taines, daß Tugend und Laster bloße Produkte seien, wie Zucker und Vitriol. Nun sind Anschauungen, die einmal da sind, nicht durch Ablehnung aus der Welt zu schaffen, sondern ihre Fehler müssen nachgewiesen, sie müssen widerlegt werden. Schiller versucht Das durch einige schematische Beispiele, die er anführt und entwirft. Sie sind so oberflächlich wie möglich und können deshalb ihren Zweck nicht erreichen. Doch verwirft Schiller diese Anschauung nicht gänzlich, sondern nur die „Uebertreibung", die Ausschließlichkeit, mit der sie an jenen „bestimmenden Kräften der Weltgeschichte" festhält. „Wer wollte heute noch bezweifeln", sagte er, „daß Boden und Klima und andere natürliche Verhältnisse sehr wesentliche Faktoren für die Geschichte sind? Aber darf man heute noch behaupten, sie seien es allein?"

Ich weiß nicht, ob diese Behauptung so aufgestellt worden ist. Und ist sie es nicht, wie ich vermuthe, da sie mir bei allen meinen Studien nie in dieser Nacktheit begegnete — selbst bei Taine und Buckle finde ich diese Ausschließlichkeit nur dann, wenn ich alles Andere, was sie noch gesagt haben, unbeachtet lasse, ihre Aussagen also entstelle —, so hat sich Schiller den Kampf etwas leicht gemacht. Das aber weiß ich und sehe ich, daß seine Erwiderung auf diese von ihm behauptete Behauptung oberflächlich ist; ich sehe ferner, daß auch er nicht daran vorbei kann, die Existenz unwandelbarer Gesetze im menschlichen Werden anzuerkennen. So heißt es bei ihm ausdrücklch: „Denn vor fünf Jahrtausenden herrschten die selben ewigen Gesetze, denen die Welt heute gehorcht, in gleicher Unerbittlichkeit." Welche ewigen Gesetze Das sind, wird freilich nicht gesagt. Und ferner sehe ich, daß der Beweis Dessen, was Schiller, von diesen Grundlinien ausgehend, beweisen möchte, entweder nicht gelang oder aber als ein Gemeinplatz des Beweises nicht mehr bedürfte. Nachdem er nämlich mit sehr oberflächlichen Einwürfen die „geographische" Anschauung widerlegt zu haben glaubt, versucht er, zu beweisen, daß „jeder Fortschritt auf religiösem, staatlichem, künstlerischem Gebiet durch die Wirksamkeit Einzelner, seien es Politiker, Feldherren, Religionstifter oder Gelehrte, Künstler, Entdecker und Erfinder u. s. w. herbeigeführt werde, die häufig geradezu bestimmend auf die Entwickelung und die Schicksale ihres Volkes einwirken." Und zwei Seiten weiter wird die hier noch einigermaßen beschränkte Aeußerung schon dahin erweitert und verallgemeinert, daß sie lautet: „Klar und deutlich muß es ausgesprochen werden: Personen machen die Geschichte, wie Alexander der Große, Caesar, Luther, wie Friedrich der Große, wie Bismarck ... Das Genie kann wohl von

einer Zeit gebildet, aber es kann nicht von ihr geschaffen werden." Ein wunderlicher Ausspruch! Mit ihm aber knackt die Geschichte als Wissenschaft und Räthsellöserin sofort zusammen und wird zu einer Lehrerin „demüthigen Vertrauens" darauf, daß auch unsere oder die künftige Zeit noch einmal den rechten Mann finden werde. Keine Ahnung mehr von jenem wundervollen Wollen der tüchtigsten Menschen unserer Zeit, hinter das Geheimniß der „natürlichen Zuchtwahl" zu kommen, die das Genie schafft und schaffen lehrt. Kein Gedanke mehr daran, die historische Genealogie nach dieser Seite aus einem registrirenden Wissen zu einer lebendigen, befruchtenden Wissenschaft zu erheben. Aber auf dieses Gebiet der Resignation gehe ich nicht mehr mit hinaus, da mein Bewußtsein mir sagt: wir sind daran, die Gesetze der Vererbung, Anpassung, Zuchtwahl, die Gesetze des Milieu und der natürlichen Veranlagung, das Gesetz der menschlichen Entwickelung, auf denen das Verhältniß des Einzelnen zur Allgemeinheit beruht, heute zu erkennen und seine Räthsel zu lösen. Und mögen sich an diesen harten Nüssen noch so viele Zähne stumpf beißen: die Nüsse werden geknackt, wenn wir uns nicht wieder mit „demüthigem Vertrauen" an unserer Zuversicht und an unserem Willen irr machen lassen. Wo man wissen kann, da wird die Resignation auf das Wissen und die Rückkehr zum Glauben eine Unsittlichkeit.

„Jedes höher entwickelte Volk schafft sich so eine Individualität, durch die es sich mit Bewußtsein Anderen als ein Anderes, von ihnen Verschiedenes gegenüberstellt. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß natürliche Bedingungen, Umgebung, Klima u. s. w. bei dieser Differenzirung in sehr bestimmender und bestimmter Weise mitwirken, aber man darf auch hier ihren Einfluß nicht überschätzen ... Gerade wie die Atome eines Anstoßes bedürfen, der außerhalb ihrer selbst liegt, so ist hier der geistige Anstoß im Menschen das Entscheidende. Doch auch Das muß klargestellt werden, daß dieser geistige Anstoß stets nur von Einzelnen ausgeht." Zu diesen Worten Schillers sage ich: diese Einzelnen sind selbst wieder das Produkt geschichtlicher Entwickelung, sie fallen nicht plötzlich vom Himmel, sondern stehen innerhalb und nicht außerhalb des allgemeinen Werdens, das sie auf natürliche Weise erzeugt, hervorbringt und bildet. Das Genie wird von einer Zeit geschaffen, nur von ihr, hat seine Wurzeln in dieser Zeit und findet in ihr seine Vermittlerin. Der Gottesgnadenzufall ist ein Ding, mit dem keine ernste Wissenschaft heute mehr operiren kann und darf. Eben so liegt der sogenannte „geistige Anstoß", wie Schiller schon selbst instinktiv sagte, „im Menschen" aber nicht anders, als die strahlenbrechende Kraft im Kristall liegt. Die Strahlen jedoch, die aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden sollen, kommen von außen; und so ist nicht die Eigenschaft des Kristalles das Entscheidende, sondern das Zusammentreffen von Kristall und Strahl, wie im

geschichtlichen Leben das Zusammentreffen von Persönlichkeit und Zeitentwickelung das Entscheidende ist. Das Beispiel Schillers von den „von außen angestoßenen Atomen" paßt also nicht zu seiner Beweisführung, sondern viel eher zu der meinen. Man versuche es doch nur einmal, sich Bismarck in einer anderen Zeit als der seinen vorzustellen, und frage sich ruhig, was er mit seinem Genie wohl gemacht hätte. Ob er nicht die Zeit gar veranlaßt hätte, ihm sein Genie sammt dem Kopf herunterzuschlagen. Ob es nicht vielleicht ganz und spurlos zu Grunde gegangen wäre, wie — davon bin ich überzeugt — in jeder Zeit Tausende von Geniekeimen zu Grunde gehen.

Weiter: jedes höher entwickelte Volk schafft sich eine Individualität, sagt Schiller. Woher aber kommt diese höhere Entwickelung, die hier doch als Grundlage und Voraussetzung der Individualität erscheint? Schiller will die bei dieser Differenzirung in sehr bestimmender und bestimmter Weise mitwirkenden natürlichen Bedingungen, wie Vererbung, Umgebung, Klima, nicht vergessen; aber da er sie auch nicht überschätzen will, führt er nur an, daß sie bestimmen, aber nicht, wie sie bestimmen. Nun sind wir aber schon so weit, daß wir die Embryologie als eine für die Erkenntniß aller späteren Entwickelung geradezu ausschlaggebende Wissenschaft betrachten. Warum also in der Geschichte noch nicht? Warum sollen wir uns hier auf die Kenntniß der späteren, fertigen Formen, der Individuen und Individualitäten, beschränken und nicht auch deren Keimbildung und Keimentfaltung mit in unsere Betrachtung einbeziehen? Lehrt die Vergangenheit uns die Gegenwart verstehen, dann auch diese Vergangenheit, das Werden zur Individualität, diese Gegenwart, die eben die Individualität selber ist. Alles Gewordene ist nur aus seinem Werden zu erkennen und zu verstehen und ohne die Erkenntniß dieses Werdens bleibt die Erklärung des Gewordenen stets eine mehr oder weniger willkürliche, eine mehr oder weniger freie Phantasie. Die kann ja auch sehr schön sein, aber Wissenschaft ist sie nicht. Auch verwechselt Schiller da zwei Prozesse mit einander: den einfach natürlichen Prozeß, der die Verschiedenheit eines Volkes von einem anderen auf natürliche Weise schafft, mit dem zweiten Prozeß, der das Bewußtsein von dieser Verschiedenheit erzeugt. Die Differenzirung war schon vorher da, begann mit dem Ursprung des Volkes selbst, verstärkte sich durch die natürlichen Verhältnisse, in die es sich gestellt sah, durch Klima, Umgebung, Bodengestaltung u. s. w., während das Bewußtsein von dieser Verschiedenheit erst sehr viel später und ganz allmählich eintrat. Auch darin steckt ein Gesetz geschichtlichen Werdens. Wann stellt sich im Menschen die Fähigkeit zur Reflexion ein? Doch erst, wenn er eine Strecke weit gegangen ist, so daß er seine Blicke zurückrichten kann. Also in einem späteren Alter. Wann überwächst die Reflexion die Anschauung? Dann, wenn die Wegstrecke vor ihm immer kürzer, das „Ziel" sichtbar und

sicher wird, während die zurückgelegte Strecke, auf der wir unsere Anschauungen und „Erfahrungen" sammelten, sich immer weiter in die Länge dehnt. So wirkt im Nationalgefühl, als dem individuellen Bewußtsein eines Volkes, nicht nur ein Hochgefühl volklicher Eigenart, sondern eben so ein Vorgefühl davon, daß die Zeit naht, da die fernere Behauptung der Eigenart unmöglich wird, das Vorgefühl des kommenden Niederganges. Denn immer und überall ist es so, daß sich der Abstieg unmittelbar an die Höhe anschließt.

Und wie wollte man wohl einer geschichtlichen Individualität (Person oder Volk) gerecht werden, wenn man ihr nicht auf den Pfaden ihres „Naturlebens" nachgeht? Was macht denn die Geschichte der alten Germanen so interessant wie gerade der Umstand, daß wir es hier mit einem Werden zu thun haben, das von sich selbst noch sehr wenig weiß und von dem wir fast nichts wissen würden, fielen nicht auf dieses Werden die scharfen Schlaglichter eines fremden, aber bis zur vollsten Entwickelunghöhe emporgestiegenen Volksbewußtseins? Handelt es sich um die Biographie eines einzelnen Menschen, so ist es heute vollkommen selbstverständlich, daß wir seinen Vorfahren, seinen Eltern, seinem Ursprung, seiner Heimath, seiner Kindheit, den Verhältnissen, in denen er erwuchs, den Einflüssen, denen er unterstand, so viel wie nur immer möglich Aufmerksamkeit widmen. Und warum sollte es bei einem Volk anders sein? Warum will Schiller theoretisch diese „Seite des Naturlebens" von der geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen wissen? Das ist doch Willkür, die höchstens eine subjektive Berechtigung hat. Freilich: die göttliche, romantische Unbedingtheit der Individualität, die ein naives Denken sich so gern vorstellt und sich obendrein auch vorstellen muß, weil ihm die Kenntnisse und Erfahrungen noch fehlen, mit denen es wagen dürfte, die Summe „Fatum" oder „Vorsehung" in ihre einzelnen natürlichen Bestandtheile zu zerlegen, diese romantische Unbedingtheit geht dabei verloren. Aber für eine wirkliche Erkenntniß des Werdens und der menschlichen Entwickelung dürfte uns das Bischen romanhafter Phantasterei schon feil sein.

Als Beispiel für die Macht und Bedeutung der Individualität führt Schiller Folgendes an: „Die Entstehung der Militärmonarchie in Rom erscheint uns als Nothwendigkeit, weil bei der antiken Volksorganisation, die auf der Sklaverei aufgebaut war und eine republikanisch-konstitutionelle Vertretung nicht kannte, und gegenüber der allmählich erwachsenen oligarchisch-absolutistischen Stadtverfassung die absolute Militärmonarchie der logisch nothwendige Schlußstein und das geringste Uebel war. Daß sie aber ganz anders von Caesar geplant, ganz anders von Augustus durchgeführt wurde, war das Werk ihrer Individualitäten, von denen der Eine ein Genie, der Andere nur ein Talent war." Nun, die „Nothwendigkeit" und den „logischen Schlußstein" einmal dahingestellt, bin ich der Anschauung, daß dieses Beispiel nichts beweist in dem

von Schiller gewollten Sinn, wohl aber sehr viel in dem von ihm gerade bekämpften. War Caesar ein Genie, also ein „Einzelner“ ersten Grades, so hätte, sollte man meinen, gerade sein Plan zur Durchführung kommen müssen. Den Caesar aber ermordete man. Warum wohl? Weil es — so erkläre ichs — im Leben eines Volkes einmal zu einer Zeit kommt, in der ein Volksleben nicht mehr stark genug ist, die Kraft eines aktiven Genies zu ertragen. Die Kraft zu der Selbstdisziplin, wie sie nothwendig gewesen wäre, den genialen Plan Caesars durchzuführen, hatte das römische Volk nicht mehr. So siegte das Talent, das zu unterhandeln, Konzessionen an die bestehenden Verhältnisse zu machen, durch List zu täuschen verstand, und nicht das Genie. Ganz und gar sicher ist in diesem besonderen Fall, daß gerade die Individualität, die schieben wollte, geschoben wurde, während das Talent, das sich schieben ließ, glücklich ans Ziel gelangte. Und so meine ich, daß es kaum einen klareren Beweis dafür giebt, wie mächtig bedingt die Individualität in ihrer Entwickelung ist, als gerade dieses von Schiller in entgegengesetzter Absicht gewählte Beispiel. Gewiß kann man mir sagen: „Aber, lieber Mann, siehst Du denn nicht, daß es der reinste Zufall war, daß Caesar gerade vor der Durchführung seines Planes ermordet wurde?“ Darauf müßte ich allerdings schweigen.

„Gesetze“, sagt Schiller „gleich Naturgesetzen aufzustellen, vermag die Geschichte nicht. Denn nicht weniger als das Gesetzmäßige (also doch!) machen sich der Zufall und der Wille des Einzelnen geltend.“ Ja, diese deos ex machinis, genannt „Zufall“ und „Wille“, kennen wir schon lange. Schon gegen Stieve habe ich einst im ersten jugendlichen Erkenntnißdrang dieser Götzen wegen einmal Sturm gelaufen. Und immer noch lautet mein Urtheil: Diese Drahtgötter erscheinen überall da, wo die liebe Gemüthlichkeit zu gemüthlich ist, nach den Gesetzen zu fragen, denen auch Zufall und Wille unterworfen sind, nach den Ursachen zu sehen, die den „Zufall“ herbeiführen, und nach den Motiven zu forschen, die den Willen beherrschen. Für mein Auge ist es eben kein Zufall, daß Caesars Plan nicht zur Durchführung gelangte, denn die Reflexion sagt mir: Je größer der Zwang ist, den man einem Volk auferlegt, das seine Höhe erreichte, damit es diese Höhe behaupte, um so gräßlicher werden die Erscheinungen der einzigen Nothwendigkeit, die es nach der Höhe noch giebt: der Nothwendigkeit des Niederganges. Das beweisen wohl zur Genüge die Ereignisse der Verfallszeit des römischen Lebens. So ist es bezeichnend für die viel mehr von politischem und moralischem als von wirklich historischem Denken beherrschte Anschauung Schillers, daß er nicht nur dem „Naturleben“ der Völker nicht nachgehen will, sondern daß er eben so den Ereignissen des Niederganges, etwa denen, die den Sturz des Reiches Israel herbeiführten, eine selbständige Bedeutung abspricht. Aber

wie bei dem Aufgang eines Volkes die Natur ihren mächtigen Arm vorwärts gleichsam in die geschichtliche Entwickelung hineinreckt, so streckt sie bei dem Niedergang eines Volkes die gleich unerbittliche Hand aus, das von ihr geschaffene Gebilde wieder einzuziehen. Dazwischen liegt der kurze, kaum fixirbare Augenblick, den wir das „geschichtliche Leben" eines Volkes nennen könnten, der Augenblick, in dem das Bewußtsein emporflammt und alles Werden mit seinen Blitzstrahlen überspielt, wo wir von einem „Ich", von einer „Eigenart" und „Nation" zu reden anfangen und, während wir noch davon reden, schon fühlen, wie unsere köstlichste Errungenschaft uns zu entweichen beginnt. Wie überall, greift auch hier das Leben über seine Gebilde hinüber, und wie der Einzelne seine Errungenschaften nur dadurch zu bewahren vermag, daß er sie neuem, nach ihm kommenden Leben befruchtend in den Schoß wirft, so ist jede Gesellschaftschicht, so jedes Volk dem Erben tributär, der nach ihm kommt, — und Das ist im letzten Grade die Menschheit. Ich meine daher, es wäre besser, redlicher, historischer und wahrhaftiger, wir sprächen dem ganzen Leben vom Anfang bis zum Ende seinen gleichmäßigen Werth zu und paßten unsere Praxis und Moral und Theorie nicht nur jenem einzigen kurzen Augenblick an.

Schiller meint, man sehe nur zu oft, daß das historische Denken viel verflochtener ist als das naturwissenschaftliche, das in einfacher Folgerung Schluß an Schluß reiht; jenes werde immer unexakt bleiben und sich bescheiden müssen, der Richtigkeit und Wahrheit möglichst nah zu kommen. Und ich meine: diese Behauptung stammt von Einem, der von dem naturwissenschaftlichem Denken keine genügende Kenntniß hat. Ich meine ferner, daß es Schillers eigene Meinung überhaupt nicht ist, da er wenige Zeilen weiter die Gesetzmäßigkeit trotz der wechselvollen Erscheinungen des Völkerlebens anerkennt, sondern daß er sich hier von Aussprüchen Anderer bestimmen ließ, die in dem selben Fall waren wie er, über naturwissenschaftliches Denken nicht urtheilen zu können. Das Buch Bernheims über die historische Methode ist mir nicht zur Hand, aber erinnere ich mich recht, so steht dort die selbe Meinung mit ziemlich den selben Worten. Das naturwissenschaftliche Denken aber war vor nicht gar langer Zeit noch genau so konfus oder, wie Schiller sagt, verflochten, wie es das historische Denken bei sehr vielen Historikern heute noch ist. Und wenn das naturwissenschaftliche Denken durch die unermüdliche Arbeit seiner Vertreter dahin gelangte, einfache Prinzipien aufzustellen, aus der grandiosen „Verflochtenheit" zu der Möglichkeit zu kommen, in einfacher Folgerung Schluß an Schluß zu reihen, so veranlaßt mich Das keineswegs, die selbe Aussicht für das historische Denken aufzugeben, sondern ich fühle mich sogar in meiner Erwartung durch diese geschichtliche Denkentwickelung auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz mächtig ge-

stärkt. Gewiß: die naturwissenschaftlichen Thatsachen sind bis zum Menschen hin heute klarer, einfacher, gradliniger. In ihnen wirkt eben noch keine persönliche Reflexion oder, wie Schopenhauer sagte, es wirkt dort die Natur ohne die Vermittelung des Intellektes. Mit der Reflexion erst kommt die Komplizirtheit; aber schon sieht das Auge sie mehr und mehr schwinden, je mehr es der Reflexion gelingt, sich selbst nicht minder als alle anderen Erscheinungen in das Naturgeschehen hineinzustellen, statt sich stets als etwas ganz Apartes, nach dem Vorgehen und dem Vorurtheil der alten Dualisten, außerhalb dieses Naturgeschehens zu halten. Und darum sage ich: nicht Schillers Weg ist der richtige, der sich mit dieser Verflochtenheit des geschichtlichen Denkens wie mit einer unabänderlichen oder „jetzt noch" unabänderlichen Thatsache abfindet, sondern der Weg Derer, die — mag man es ihnen auch noch so übelnehmen — den Versuch wagen, „die Entwickelung der Menschheit auf wenige Formeln" zu bringen. Zeigt es sich nämlich hierbei, daß die vorläufig festgestellten Prinzipien nicht ausreichen, daß sie falsch oder zu eng formulirt sind, so läßt sich Das korrigiren. Wir rücken vom Fleck und erobern unserer Erkenntniß ein Stückchen festen Bodens nach dem anderen. Begnügen wir uns aber mit der Konfusion des geschichtlichen Denkens, wie es ist, verzichten und verzagen wir an der Räthsellösung, so bleibt eben das Räthsel ungelöst, wir rücken nicht vom Fleck und unsere Erkenntniß bleibt zu unserem Schaden und Derer, die nach uns kommen, von dem mystischen Zauber umflossen, den die gedankliche Ausdünstung aller Rückständigen und Verkommenen über unseren Horizont fort und fort auszubreiten bestrebt ist.

Eine Lösung der Weltgeschichte von der Nationalität sei ein Unding, meint Schiller, gerade so wie „ein geschichtlicher Held oder ein großer Schriftsteller, der nicht national wäre". Wieder eine Theorie; und eine sehr graue. Treten wir einen Augenblick heraus, um Lebendiges zu sehen und zu greifen. Waren Goethe, Schiller, Lessing, Kant national in dem Sinne, den man in ihrer Zeit etwa national hätte nennen können? Oder waren sie es in irgend einem der Sinne, die man heute mit dem Worte verbindet? Und wenn weder das Eine noch das Andere: wo steckt ihre „Nationalität"? Ich weiß es nicht. War Friedrich der Große national? Darüber besteht genau der selbe Streit; und ich muß gestehen, der Beweis, den man für das Eine oder Andere erbringen will, hat mir nicht sonderlich imponirt. Sicher aber ist, daß alle diese Männer ganz mächtig hervorragende Menschen waren; sicher ist auch, daß diese Menschen auf deutschem Boden deutscher Wurzel entsprangen und so, wie sie waren, auch nur hier entspringen konnten; und sicher ist ferner, daß das Bewußtsein der Deutschen sich zu beleben begann, als ihnen das Leben solche Prachtkerle zu Brüdern bescherte. Das deutsche Bewußtsein sonnte sich in ihrem Glanze. Und giebt es heute ein nationales

Bewußtsein in Deutschland: hier sind seine Erwecker. Aber dabei bleibts immer noch und trotz Alledem: national war Keiner dieser Männer nach dem Begriff, den man damals etwa mit diesem Wort hätte verbinden können; sie lehnten sogar ab, es zu sein. Und national sind sie bis heute nicht nach dem Begriff, den der „national" gesinnte deutsche Philister mit dem Wort verbindet. List, Heinrich von Kleist und die lange Reihe Derer, die in Noth und Elend und Selbstmord zu Grunde gingen: heute sind sie „national", damals, zu ihrer Zeit, mußten sie sich eine Kugel ins Herz jagen.

Das Gute, Klare, Schöne, das man bei Schiller findet, wird nicht selten durch solche unklare Reflexionen überdeckt. So folgte auch dieser Spruch dem klaren Satz: „Hauptinhalt der Geschichtwissenschaft ist die Darstellung der fortschreitenden Entwickelung der menschlichen Gesellschaft". Und höre ich Das und manches Andere, so komme ich auf den Gedanken: als die Geschichte Schillers bereits fertig war, setzte er sich hin, eine Einleitung dazu zu schreiben. Und da erlag er der Versuchung, sich philosophisch zu geben. Das aber lag ihm nicht und liegt ihm nicht. Seine Reflexion ist unfertig, unklar, unruhig. Es steckt ein Element in ihr, das mit Wissenschaft gar nichts zu thun hat, ein Element persönlicher Gereiztheit. Welchen Grund sie hat, dürfte dem Psychologen kaum zweifelhaft sein. Wie Dem aber auch sei: stets muß man einem tüchtigen Mann das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen. Man wird ihn mit Interesse hören auch dann, wenn er selbst noch einer „älteren Schule" entstammt. Denn die „Methode" allein machts nicht; und die „Schule" auch nicht. Für alles Schaffen und jeden Schaffenden ist lebendige Anschauung unerläßliche Grundbedingung heute wie gestern und morgen. Hier ist das große Gebiet, auf dem das Individuum, der Einzelne, sein Recht behält und durch nichts ersetzt werden kann.

Noch einmal setze ich also meine Anschauung hierher; sie soll uns von kühner Zuversicht reden. Wie die Natur zur Entwickelung unserer Denkorgane kam, läßt sich heute fast in ununterbrochener historischer Reihe darlegen. Dabei ging Alles ganz natürlich zu. Diese Organe aber sind Organe der Natur. Sie ist es, die durch uns denkt und reflektirt, auf neue Wege sinnt, hinter ihre eigene Gesetzmäßigkeit zu kommen, sich selbst ins leuchtende Auge zu schauen strebt. In dem Bewußtsein des Menschen erwacht die Natur zum Bewußtsein von sich selbst. Und ohne dieses allgemeine Subjekt in uns, das die Natur selbst ist, wäre uns die Erfassung irgend einer Allgemeinheit, die Zurückführung einer Einzelerscheinung auf ihre Art, kurz, jede Begriffsbildung einfach unmöglich. Ist es aber so, dann erwächst uns damit ein Recht auf eine große Zuversicht. Einmal wird es ein Ignorabimus für den Menschen nicht mehr geben. Strebt die Natur mit unserer, der menschlichen Erkenntniß, als mit ihrem eigenen Organ, nach Selbstbe-

wußtsein, so wird sie nicht eher Halt machen, als bis sie dieses Ziel erreicht hat. Der Dank der Natur für den Menschen wird sein, daß er an diesem Wachsthum und der Vollendung der Erkenntniß der Natur theilnimmt, — ein Dank, für den er wohl alle „Himmel“ und „ewigen Seligkeiten“, wie sie sich eine kindliche Vorstellung träumte, alle Götter dazu und alle Flittergötzen ohne Nachtheil und ohne Reue auf immer dahingeben kann.

Soden. Dr. Mathieu Schwann.



Männlich und Weiblich.

Der körperlichen Verschiedenheit der Geschlechter entsprechend, bestehen für sie von vorn herein getrennte Möglichkeiten des Daseins und gesonderte Pflichtenkreise. Der Mann ist physiologisch der gebende, das Weib der empfangende Theil. Als Gebender ist es seine Aufgabe, seinen Besitz — im weitesten Sinn des Wortes — zu schützen und zu mehren; es geschieht im Beruf. Von Jugend auf wird ihm der Berufsgedanke nahegelegt, auf den seine ganze Erziehung hinleitet. Er hat dabei die Wahl zwischen einer reichen Mannichfaltigkeit von Kraftbethätigungen und kann sich mit Rücksicht auf seine ganz individuellen Fähigkeiten und Neigungen entscheiden.

Als der empfangende Theil nimmt das Weib eine andere Stellung ein. Was bei dem Manne nur eine, vom Standpunkt des Kraftverbrauches und Zeitverlustes gesehen, untergeordnete und lustvolle Beschäftigung bleibt, ist für das an sich feiner organisirte und widerstandlosere Weib ein mühevolles, langwieriges, alle Kraft für große Lebensperioden in Anspruch nehmendes Leiden: die Fortpflanzung der Gattung. Naturgemäß trägt ihre Erziehung dieser Bestimmung Rechnung. Eine denkbar vollständigste Anpassung an das Gegebene wird erstrebt, möglichste Schonung ihrer überschüssigen Kraft anempfohlen. Besser als durch Erfüllung der aus dem ehelichen Zusammenleben erwachsenden häuslichen Pflichten könnte sie nicht verwandt werden. So getrennt die Berufsaufgaben der Geschlechter daher sind, so sehr ergänzen sie einander, da sie sicherlich im Hinblick auf das eheliche Zusammenleben in einer Familie ihnen gegeben sind.

Zu ihrer Lösung ist freilich nicht nur eine gewisse, durch Vererbung und selbstthätige Uebung erlangte physiologische Ausrüstung erforderlich; es bedarf auch bestimmter, auf dem selben Wege zu erreichender geistiger und sittlicher Eigenschaften, die zusammen das jeweilige Lebensideal des Geschlechts ausmachen und mit den beiden Kollektivbezeichnungen Männlichkeit und Weiblichkeit benannt worden sind. Trotz ihrer Allgemeinheit handelt es sich hier keineswegs um vieldeutige und unklare Begriffe, als die sie freilich auch gelegentlich gebraucht werden. Achtet man vielmehr im Einzelnen auf den Zusammenhang und die eigenthümliche Färbung ihrer sehr häufigen Verwendung, so ergiebt sich ungefähr Folgendes. „Männlichkeit“ ist — immer im Zusammenhang mit der physiologischen Bedingtheit und den aus ihr abgeleiteten Berufsaufgaben der Geschlechter — ein zusammenfassendes Stichwort für die aktiven, „Weiblichkeit“ für die passiven

Tugenden. Männlich ist der weite und auf das Große gerichtete Blick, die Energie bei der Verfolgung eines hohen Zieles, das Handeln nach festen und logischen Grundsätzen, der sich seines Werthes bewußte Stolz, der kühne Muth beim Kampf für die Ehre, beim Trotz in Gefahr, beim Schutz der Schwachen, die Ungebeugtheit im Erliegen. Weiblich dagegen ist die Geduld in Allem, pünktliche Gewissenhaftigkeit im Einzelnen, hingebende Sorgfalt für das Kleinste, bescheidenes Zurücktreten, stiller Fleiß und vertrauensvolle Hingabe an den Mann. Gleich hier zeigt sich, wie sehr die Geschlechter in ihren Idealen auf einander angewiesen sind, wie die Lebensharmonie nur durch ihr Zusammenwirken erreicht werden kann, ferner — was bisher nur versteckt durchschimmerte —, wer bei einer werthenden Abschätzung der beiderseitigen Leistungen, wenigstens auf dem intellektuellen und ethischen Gebiet, den Kürzeren ziehen müßte. Denn daß die höchste Ausbildung des Individuellen, die größte Erweiterung des Horizonts, der weiteste Spielraum zur Geltendmachung sämmtlicher Kräfte werthvollere und unentbehrlichere Resultate liefern als die Ausbildung vollkommenster Anpassungfähigkeit bis zu ihren letzten Verfeinerungen, ist trotz dem Darwinismus eine kaum noch bestrittene Wahrheit. Dazu kommt endlich der Umstand, daß die männlichen Tugenden viel weniger auf Vererbung, viel mehr auf Selbstthätigkeit beruhen als die weiblichen: man wird „männlich“, aber man bleibt „weiblich“. Nebenbei sei noch bemerkt, daß keine andere Sprache die Worte „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ in ihrem ethischen Sinn so häufig, so selbstverständlich und ausschließlich verwendet wie die deutsche. Das beweist, wie überzeugt wir von der mit den genannten Begriffen angedeuteten Trennung und von der Prägnanz ihrer Bedeutung sein müssen.

Bis zu diesem Punkt scheint ein Problem nicht vorzuliegen, eine Meinungverschiedenheit kaum möglich zu sein. Und doch ist wenigstens der Begriff „Weiblichkeit“ seit zwanzig Jahren in Aller Munde und wird hier mit Entrüstung, da mit Begeisterung, dort mit Spott zur Diskussion gestellt. Sollte es Rücksicht der Frauen oder Vorsicht der Männer sein, daß die „Männlichkeit“ dem Kreuzfeuer weniger ausgesetzt ist und in ihrer Heiligkeit weniger bedroht erscheint? Es bleibt gleichwohl empfehlenswerther, den beiden Schlagwörtern zusammen etwas näher zu treten.

Wie wir sahen, handelt es sich um Korrelatbegriffe, die in der Ehe erst vollkommen in einander greifen und den ganzen Reichthum ihrer Fähigkeiten entfalten können. Wo aber nun die Ehe nicht geschlossen wird? Die Fälle mehren sich nicht nur durch das starke Anwachsen des weiblichen Geschlechts, sondern mehr noch durch die sich steigernde wirthschaftliche Unfähigkeit der Männer, die Verantwortung eines Familienvaters auf sich zu nehmen, — von der wachsenden psychischen Abneigung beider Geschlechter gegen die Ehe als „Tod der Individualität“ noch ganz abgesehen. Die für die Ehe aufgesparten weiblichen Kräfte und Gaben werden also frei und sind innerlich, meist auch äußerlich, genöthigt, einen „Beruf“ zu suchen. Sie finden ihn zunächst auf Thätigkeitgebieten, die den Pflichten der Mutter oder Hausfrau benachbart sind: als Lehrerinnen, Erzieherinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, kurz: in der Schule, im Hauswesen, im Geschäft. Bald sind solche Berufe überfüllt und die Frauen treten in ihrer Arbeit neben die Männer, in der Hoffnung, durch besondere weibliche Talente die Konkurrenz mit ihnen aushalten zu können. Die Klugen unter ihnen bleiben nun auch da nicht stehen, sie versuchen den Kampf mit dem Mann auf der ganzen

Linie und so wird es bald keine Arbeit mehr geben, die eine Frau nicht eben so gut vornehmen zu können glaubt wie der Mann. Den neuen Lebensaufgaben entsprechend, wandeln sich auch durch Erziehung und Anpassung die erworbenen, ja, sogar die natürlichen Talente der Frau. Sie kann in dem Kampf ums Brot sich nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie zu den ihr eigenthümlichen Eigenschaften, mit denen sie dem Mann voraus ist, sich noch jene anderen hinzuzuerwerben sucht, durch die er bisher einen Vorsprung hatte. Das kann nicht geschehen, ohne bei der Assimilation einen Theil Dessen preisgeben zu müssen, was man Weiblichkeit zu nennen gewohnt war. Man sieht nicht ein, inwiefern zum Beispiel einer Telephonistin demüthige Bescheidenheit nützlich sein könnte, da sie mit schlagfertiger Entschiedenheit viel weiter kommt. Bei einer Studentin könnte „die vertrauensvolle Hingabe an den Mann" sogar von höchst unangenehmen Folgen begleitet sein; vorsichtige Zurückhaltung ist weit angemessener. Der Begriff Weiblichkeit müßte also, da der Strom der Zeit sich nicht aufhalten läßt, revidirt werden, wenn er als Ideal noch ferner gelten soll.

Um die Männlichkeit steht es ähnlich. Zwar hatte der Mann von je her seinen Beruf, aber die fortschreitende Arbeitstheilung hat eine Menge neuer Spezialberufe entstehen lassen, in denen er im besten Fall nur einen Theil, meistens aber kaum so viel, von seinem alten Geschlechtscharakter entfallen kann. Jener Fabrikarbeiter, dessen zehnstündige Tagesarbeit darin besteht, mehrere tausend Nähnadeln zu durchlochen, wird mit der Mahnung, Muth und Stolz zu beweisen, nicht viel anfangen können. Der orientalische Philologe, der seine Lebenskraft einer umfassenden Arbeit über die Vokalisation der toten Sprachen des Ostens widmet, würde für den Begeisterungruf, seinen Blick nur auf das Große zu richten, ein ironisches Lächeln bereit halten. Beide aber wüßten einer Empfehlung weiblicher Pünktlichkeit, Geduld und Sorgfalt zweifellos großen Dank. Bei einem Versuch, die Berufe nach dem Beweis der Männlichkeit zu werthen, würde der Schmied und der Holzfäller obenan stehen, der Offizier und der Turner erst in einer gewissen Entfernung folgen.

Je weiter wir kommen, desto bedenklicher wird das Operiren mit den überlieferten Merkmalen der beiden Begriffe. Man fragt sich nur, wodurch es ihnen möglich bleibt, sich heute noch mit solcher Zähigkeit zu behaupten. Es konnte nur durch eine Veräußerlichung geschehen, die immer die Bequemlichkeit zum Motiv hat: man nimmt die Symptome für den Zustand, man eliminirt das Moment verdienstlicher Anstrengung und setzt eine Zufälligkeit der Geburt, der sozialen Stellung für sie ein. So gilt es heute als männlich, einen Schnurrbart zu tragen, breite Schultern zu haben, mit Entschiedenheit zu sprechen und zu urtheilen, kein Gefühl zu zeigen, zu rauchen, zu trinken, zu wettern . . . Nicht so umfangreich ist die Skala der modernen Weiblichkeit, will man in ihr nicht einfach die Negation des Männlichen sehen oder Eigenschaften aufzählen, die unbedingt tadelnswerth sind. Die Freude am Putz, an einem kleinen Fuß oder einer kleinen Hand, an ewiger Jugend mag immerhin genannt sein. Größer ist dagegen die — wohl von den Männern aufgestellte — Liste der spezifisch weiblichen Untugenden. Erwähnt seien nur weibliche Logik, Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit, Neugier, Furcht, Schwäche. Besonders im Hinblick auf Furcht und Schwäche, von denen auch der Mann nicht frei zu sein scheint, hat die deutsche Sprache

eigens das Wort „weibisch“ gebildet, das vorwiegend vom Mann gebraucht wird. Das Gegenstück „männisch“ ist kaum gebräuchlich; es fehlt so gut wie eine Aufzählung spezifisch männlicher Untugenden, ein Mangel, der nicht mehr überrascht, wenn man bedenkt, daß der Mann Jahrhunderte lang sich als einzigen Vertreter seiner Gattung fühlte und Niemandem erlaubte, sein Sündenregister aufzustellen und mit Heranziehung auch weiblicher Eigenart einen Normalmenschentypus zu konstruiren, von dem er sich entfernt hätte. Er gedenkt vielmehr, auch heute noch sich treu zu bleiben, und die Gefahr, daß er „verweibe“, ist im Urtheil der Allgemeinheit nur ein vereinzelter Fall, während das Drängen der Frau aus ihrer bisherigen Sphäre heraus und zu einfacher Menschlichkeit hin als eine Zeitströmung höchst verderblicher Art getadelt wird. Auch dadurch wird bestätigt, daß die Begriffe Männlichkeit und Weiblichkeit weder gleichen Ursprungs noch Alters sind, daß sie nicht immer als Korrelate gebraucht wurden und eine verschiedene Entwickelung durchmachen mußten.

Ohne eine geschichtliche Entwickelung wäre in der That die allgemeine Beliebtheit der beiden Schlagwörter nicht denkbar. Denn wenn sie für unsere Zeit nahezu unbrauchbar geworden sind, so müssen sie doch in irgend einer vergangenen Epoche mit voller Kraft, Frische und Berechtigung existirt haben. Wann Das geschah, läßt sich aus einer Betrachtung des Werthmaßstabes entnehmen, der angewandt wurde, um die Klassifikation der Tugenden in zwei scharf geschiedene Lager vorzunehmen. Dieser Maßstab ist die physische Kraft. Der, dessen Ausrüstung und Beschäftigung sie in die stärkste und vollkommenste Aktion versetzte, war männlich; wer den geringsten Gebrauch von ihr machte, weiblich. Es gab freilich Stufen und Annäherungen auf beiden Seiten, aber eine Grenzscheide schien immer vorhanden. Auch wir kennen heute noch jene Stufen und respektiren diese Grenzscheide, wenn nicht mit dem Verstand, so doch im Gefühl. Oder ist ein Soldat, ein Seemann oder ein Turner nicht männlicher als ein Lehrer, ein Krämer oder Uhrmacher? Ist die Stickerin, die Verkäuferin oder die Zeichnerin nicht weiblicher als die Waschfrau, die Straßenkehrerin oder die Bildhauerin? Uebertragen wir nicht heute noch bestimmte „unmännliche“ Berufe auf mit physischen Defekten behaftete Personen (den buckligen Schneider, den blinden Korbflechter u. s. w.)? Und erscheint uns der spinnende Herkules nicht als eine demüthigende Niederlage der Männlichkeit? Mit der Zeit freilich ist der geistige Werthmesser neben den physischen getreten und beginnt, ihn mehr und mehr zu verdrängen, was sich zum Beispiel in der ungleich höheren, der geistigen Arbeit gewährten Entschädigung ausdrückt. So lange aber die geistige Arbeit sich auf physischer Grundlage vollzieht und zu ihrem Gedeihen eine relative Vollkommenheit körperlicher Veranlagung voraussetzt, so lange wird auch die rein oder vorwiegend physische Leistung noch Bewunderer finden, freilich nur, wenn sie, wie zum Beispiel das Kriegshandwerk oder selbst die Turnkunst, ein geistiges Moment enthält. Die überall zu beobachtende Zunahme der Vergeistigung, wie sie sich in einer Verminderung des Umfanges der Materie zu Gunsten einer Erhöhung der unsichtbaren Kraft oder des Gedankens äußert — man vergleiche zum Beispiel ein egyptisches Königsgrab mit einem modernen Denkmal, einen Gaskessel mit einem Elektrizitätwerk, eine moderne Kriegsausrüstung mit einer antiken —, findet also an der eigenthümlichen Verbindung von Geist und Leib, die der menschliche

Organismus darstellt, ihre Grenze. Das kann uns freilich nicht an der Erkenntniß hindern, daß „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ einer Zeit entstammen, in der der Mann auszog, das Wild zu erlegen und seinen Feind totzuschlagen, in der die Frau ihm seine Felle zusammennähte, kochte und die Kinder säugte. Das sind Eventualitäten, mit denen wir heute nicht so ausschließlich zu rechnen haben. Haben beide Begriffe sich später stark vergeistigt, so sind sie doch bei einer ziemlich rohen Werthung des Ethischen stehen geblieben. Es ist zum Beispiel noch sehr die Frage, ob die sogenannten passiven Tugenden wie Geduld und Bescheidenheit im Grunde nicht eine Aktivität durch die Ueberwindung natürlicher Neigungen verlangen, die den aktiven Tugenden des Mannes um Vieles überlegen ist. Oder ist es nicht leichter, den wilden Instinkten nachgebend und seiner selbst kaum mächtig, ein paar hundert Feinde als muthvoller Sieger ums Leben zu bringen, als ein ganzes Dasein hindurch die Launen seines Mannes schweigend zu ertragen?

Wenn nun die alte Auffassung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ durch die völlig veränderten Zeitverhältnisse (Ehe, Berufswahl, Beschäftigung) unhaltbar geworden ist und diese korrelativen Begriffe nach ihrer ethischen Seite keineswegs den Gegensatz darstellen, den man ihnen andichtete, so daß sie in ihrer heute beliebten Veräußerlichung den Fluch der Lächerlichkeit verdienen, dann scheint es gerathen, sie völlig aufzugeben. Aber eine geschichtlich überkommene Betrachtungweise läßt sich durch Dekrete nicht abschaffen; sie wandelt sich, aber sie läßt sich nicht ums Leben bringen, und Dessen, der mit ihr nicht paktiren mag, spottet sie mit der ihr eigenthümlichen fröhlichen Vernunftlosigkeit. Suchen wir ihr also eine werthvolle Seite abzugewinnen. Eine solche scheint sich in dem physiologischen Unterschied der Geschlechter zu bieten, der durch alle Wandlungen ihrer Lebensaufgaben und -Anschauungen hindurch der gleiche geblieben ist. Ihm muß offenbar auf geistigem Gebiet irgend eine analoge Verschiedenheit entsprechen; womit freilich noch nicht gesagt ist, daß diese an jene unbedingt gebunden wäre. Gar oft nämlich beruhen die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Weib nicht auf der qualitativen physiologischen Verschiedenheit, sondern auf dem einfachen Quantitätunterschied der physischen Kraft. Ein zart gebauter, fein gegliederter, einer geistigen Beschäftigung beflissener Mann wird immer für das allgemeine Urtheil etwas Weiblicheres haben als eine große, starke, von ihrer Hände Arbeit lebende Frau. Eine Verminderung der „Materie“ am Menschen pflegt seine Geistigkeit, so weit sie Nahrung und Uebung findet, zu erhöhen: das für den Einzelnen ausgesetzte Quantum an Leistungskraft wird gewissermaßen von dem einen der gemeinsam zu verfolgenden Ziele, dem körperlichen, abgelenkt und wendet sich dem geistigen mit einer (freilich ziemlich beschränkten) Ausschließlichkeit zu, um durch eben diese Konzentration Höheres zu erreichen. Der physiologische Unterschied zwischen Frau und Mann ist durch diese Betonung einer nur quantitativen Verschiedenheit in einzelnen Punkten freilich keineswegs aus der Welt geschafft. Der Gegensatz von Aktivität und Passivität oder Produktivität und Rezeptivität bleibt auch im Geistigen, wenn auch mit vielen Einschränkungen, bestehen; er allein giebt den Bezeichnungen Männlichkeit und Weiblichkeit noch eine Spur von Bedeutung. Auch wenn der Frau die letzten Entwickelungmöglichkeiten erschlossen sein werden: sie kann wohl doch nicht zu dem Grade völliger individueller Schöpferthätigkeit gelangen, die der Mann, oft unter ungünstigeren

Umständen, erreicht. Die Frau steht dem Gattungmäßigen, der Tradition, dem Allen Gemeinsamen bedeutend näher als der Mann und sie wird in der Mehrzahl der Fälle gar nicht den Drang empfinden, aus dieser Gemeinsamkeit zu scheiden. Nicht Wenige verspüren ihn heute zwar bis zu einem ziemlich hohen Grad. Sie verlassen das Haus, besuchen Gymnasien und Universitäten, durchlaufen mit dem größten Erfolg sämmtlichen Prüfungen und stehen neben dem Mann in den geistigen Berufen als gefährliche und werthvolle Mitarbeiter. Aber mit dem letzten Gemeinsamen zu brechen, allein zu stehen im Schaffen als Künstler oder Denker: Das fällt doch nur ganz Wenigen ein; und Diese bringen es über einen gewiß ehrenvollen „Achtungerfolg" nicht hinaus. Man wird mir einwenden, dazu fehlten noch die nöthigen äußeren Bedingungen; mit ihnen würden diese Mängel als Atavismen einer entwickelungfeindlichen Zeit schwinden. Diese Hypothese kann gewiß nicht bestritten, natürlich aber auch nicht bewiesen, sondern ihrer prophetischen Natur gemäß nur abgewartet werden; sie hörte sonst auf, Hypothese zu sein. Bis dahin aber kann das vorhin Behauptete sich zwar kaum widerlegen lassen und man wird, ohne fehlzugehen, mit einer weiblichen Veranlagung den Begriff eines Mangels an originaler Schöpferkraft, an völliger geistiger Selbständigkeit und Eigenart der Gedanken verbinden. Finden wir aber darum diesen Mangel, dem wieder ganz bestimmte Vorzüge entsprechen, etwa nur in dem weiblichen Geschlecht? Oder wird nicht vielmehr die kaum durchgeführte saubere Trennung unserer Begriffe von Neuem durch zahlreiche sie überbrückende Zwischenstufen aufgehoben? Ist nicht einer großen Zahl geistig arbeitender Männer das schöpferische Talent im engsten Sinn des Wortes eben so versagt und thäte man nicht gut, Alle, deren Arbeit meist im Nachschaffen, im Verbinden und Anpassen des Gegebenen, im Aufdecken schon vorhandener Zusammenhänge, im Formuliren längst wirksamer Gesetze besteht, weiblich veranlagt zu nennen? Und haben auf der anderen Seite die wirklich schaffenden Frauen die Grenze eben dieser Weiblichkeit nicht überschritten? Mit der Anerkennung dieses Thatbestandes, zumal wenn man noch die Zweideutigkeit des Begriffes „schöpferisch" in Betracht zieht, wäre auch dieser letzte qualitative Unterschied in einen quantitativen aufgelöst und wir hätten damit nur einer beherrschenden Tendenz des modernen Denkens unseren Tribut gezahlt.

Das Resultat unserer Analyse ist, wie man sieht, unerfreulich. Man steht vor einem schier unentwirrbaren Knäuel von Wahrheit und Irrthum, Scharfsinn und Gedankenlosigkeit, gründlicher Ueberlegung und sinnlosem Gerede. Ein ruhiges Wägen jener gegensätzlichen Bestandtheile läßt die Schale meist zu Gunsten der Thorheit sinken und erst eine geschichtliche Betrachtung vermag das Recht jener Begriffe einigermaßen wiederherzustellen. Ehe die uralte Frage nach der Verschiedenheit und Gemeinsamkeit von Mann und Weib nicht beantwortet ist, wird Niemand sagen können, was unter „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" objektiv zu verstehen sei. Man begnüge sich daher, zu erkunden, was Dieser oder Jener sich darunter vorstellt.

Tour-de-Peilz (Genfer See). Dr. Eduard Platzhoff.



Darmstadt.

Die Ausstellung der darmstädter Künstlerkolonie ist im Mai eröffnet worden. Die Idee war glänzend. Der junge Großherzog hat eine Anzahl junger deutscher, namentlich in den gewerblichen Gebieten thätigen Künstler in seine kleine Residenz berufen und gab ihnen unter günstigen Bedingungen Gelegenheit, sich auf einem schönen Terrain, der Mathildenhöhe, eigene Häuser zu bauen. Die Künstler suchten sich geeignete Unternehmer und Fabrikanten, um ihre Häuser nach ihren Ideen zu schmücken und einzurichten, und fanden überall entgegenkommende Hilfe. So entstand ein halbes Dutzend moderner Häuser. Um sie gruppirte man noch eine Anzahl anderer, theils fester, theils nur der Ausstellung dienender Bauten, ein Ateliergebäude, ein Theater, eine Ausstellunghalle. Material genug, um das Experiment in wünschenswerthem Umfang auszuführen. Als Ausstellung ist die Veranstaltung einzig und dürfte in der Geschichte des Ausstellungwesens zählen; ob sie dagegen das Niveau des heutigen gewerblichen Schaffens wesentlich erhöht, ist eine andere Frage. Der Einwurf, daß Vieles mit den selben Mitteln besser sein konnte, soll aber nicht die Freude schmälern, daß Solches überhaupt möglich geworden ist, und der Fürst verdient allen Dank, der als rare Ausnahme unter seinen Standesgenossen für Zwecke dieser Art eigenes und thätiges Interesse bewiesen hat. Für den Deutschen, der nicht in Deutschland lebt, war es — ganz abgesehen von der künstlerischen Bedeutung der Sache — merkwürdig, diesen Fürsten bei einer menschlichen Beschäftigung zu sehen, einen wirklich Regirenden, den man sich nur mit der Krone oder allenfalls dem Helm vorstellt, als Menschen unter Menschen, jung, schön, intelligent, mit einer jungen, schönen, sehr vornehmen Frau zur Seite unter jungen, intelligenten Menschen . . .

Man gewöhnt sich hier in Paris so sehr an die Republik; die Berührung mit den ersten uniformirten Zollfritzen an der Grenze läßt Einen sonst immer schon in Herbesthal die republikanische Verfassung preisen. In Darmstadt kam man sich auf einmal wie im Märchen vor, in dem idealen Reich mit dem guten König, mit all der wunderherrlichen Poesie, gegen die jede Republik wie ein schmutziges altes Weib erscheint. Dieser Eindruck war besonders stark bei der Eröffnungfeierlichkeit. Es war ein wunderbarer Maimorgen, strahlende Sonne nach langen pariser Regentagen; man sah noch nichts Rechtes von der Ausstellung, nur geputzte Menschen, geputzte Häuser, Blumen, Bäume, lechzendes Grün und überall Sonne.

Plötzlich erscholl in der Luft — es war von dem Dach eines der Künstlerhäuser; wenn man hinaufblinzelte, sah man einen kleinen Mann, der steil wie eine Blitzableiterstange einen Taktstock in die Höhe hielt —,

erscholl eine prächtige Fanfare, Hörner, wie früher bei den Turnieren, gleich darauf fiel eine zweite Fanfare von dem zweiten Künstlerhausdach ein, gleich eine dritte von dem dritten, sie schmetterten lange prächtige Takte, das Herz schlug Einem in der Kehle dazu; und dann auf einmal begann sich das breit auf der Höhe liegende Haus aufzuthun, und so gut man zwischen den Menschen hindurch sehen konnte, stieg ein Chor von geschmückten Männern und Frauen mit wallenden Locken, in wallenden Gewändern, langsam die Höhe hinab und stimmte das Festlied an. Großartig, zum Heulen schön! Vielleicht, weil man nicht genau sehen konnte, weil man nur hier und da Etwas flimmern sah, am Schönsten vielleicht, weil man von der Arbeit kam, von dem lasterhaften Geschufte, aus all dem ekelhaften pariser Kram —: Deutschland, Deutschland über Alles!

Und dann kam der alte, würdige Priester im prächtigen Goldgewand aus dem Chor hervor und hielt was Glänzendes in den emporgereckten Händen und sang mit tiefer, getragener Stimme Etwas vom Sinnbild neuen Lebens, neuer Zeit. Der Chor fiel ein, die Fanfaren schmetterten dazwischen, wieder erst einzeln, dann von den anderen Dächern, der kleine Mann auf dem Dach im Hintergrund schwang seinen Blitzableiter wie eine Kirchthurmspitze, Alles dehnte sich in Einem vor Begeisterung: nun mußte der große Moment kommen; man hatte keine Ahnung, was, es war ja auch ganz gleichgiltig ... Aha: der Großherzog mit seiner Frau. Langsam schritten sie zu dem großen Haus hinauf, wo der Chor wieder verschwunden war. Es war eine wahre Augenweide, die beiden schönen Menschen zu sehen; nur hätten sie auch so schöne, ja, noch schönere, die schönsten Gewänder anhaben müssen und Kronen auf den Häuptern, echte, strahlende Kronen von Gold und Edelstein; und dann — Das war das Fatale —: sie hätten allein sein müssen, höchstens ein paar Pagen zum Schleppentragen dahinter. Hier aber kam die „Suite“, Lieutenants in Uniform, sogar Generäle ... O Gott, es war ein dicker General darunter mit einer rothen Nase, einem Sack voll Orden und einem Monocle! Er hätte im richtigen Kostüm ganz spaßig gewirkt, aber er schwitzte so preußisch unangenehm. Nie habe ich Etwas so gehaßt wie diesen General ... Ich sah ganz deutlich unter seinem besternten Waffenrock, selbstverständlich ganz unterthänig, nur unter Kameraden oder der lieben Ehehälfte gegenüber, die Kehrseite dieser schönen Geschichte; ich hörte förmlich, wie er seiner Generalin erzählte, daß ihm diese unmilitärische Parade ein wahrer Gräuel gewesen, daß er Königliche Hoheit — Königliche Hoheit haben naürlich nur zu befehlen — einfach nicht begriffe: Diese Kunstchose, diese ... ehem! Künstler! Wohin soll Das führen!

Und entgeistert fand ich plötzlich, daß diese Fanfaren in verdächtiger Weise an Bayreuth erinnerten, daß das Gesinge ziemlich unklar gewesen war und der alte Priester wie ein Blödsinniger ausgesehen hatte.

Man muß aber mit der Begeisterung umgehen wie mit der Liebe und die Kunst besteht darin, wenn man eine hat, sie zu behalten; und so gedachte ich, mich an den Schätzen der Ausstellung weiter zu begeistern. Das war nun nicht gleich möglich; und hier kam der zweite Stoß. Vor jedem der Kunsthäuser stand ein uniformirter Mensch und brüllte, wenn man hinein wollte. Bei dem dritten Haus, bei dem ich abgewiesen wurde, liebte ich die Republik schon wieder so, daß ich beinahe eingesperrt worden wäre. Die ganze Veranstaltung schien angelegt, den Zweck der Eröffnung möglichst zu verschleiern; und wenn ich nicht frech gelogen und mich für einen Lieutenant in Civil ausgegeben hätte, wäre ich abends vermuthlich wieder abgereist, ohne irgend Etwas gesehen zu haben. So kam ich denn doch in ein paar Häuser hinein.

Der Gesammteindruck der Ausstellung rührt von Olbrich her, dem nach Darmstadt verpflanzten Wiener, und ist wiener Sezessionstil. Olbrich ist sicher der Talentvollste der jungen Wiener; er verkörpert das Graziös-Spielerische der Leute an der Donau, die sich mit Kunst beschäftigen. Es ist dort jetzt bei Hofmann und Moser die sehr ernsthafte Tendenz vorhanden, aus dem Gschnas eine ernstere Männlichkeit herauszukristallisiren, und man konnte annehmen, daß Olbrich die Verpflanzung unter einen nördlichen Himmel gut thun und ihn in die selbe Richtung drängen würde. Das ist leider mißglückt. Olbrich hat den bequemeren Weg vorgezogen, den Darmstädtern den Sezessionstil zu bringen; er kam sich offenbar wie der Großstädter in einem Dorf vor, der den Bauern zeigen wollte, was in der Stadt Mode ist. Damit wird den Darmstädtern wenig geholfen; wenn die Sezession in Wien motivirt ist, so gehört sie noch lange nicht in die einfache Art der hessischen Städtchen, die, ob modern oder nicht, auch ihren Stil haben und sogar einen, der durchaus nicht unsympathisch zu sein braucht. Und wie es sehr oft im Lustspiel dem Städter mit den Bauern ergeht, hat Olbrich die wiener Mode in seinem Eifer noch übertrieben. In den Ausstellungbauten herrscht eine wahrhaft indianische Linienphantasie, einfach, aber recht geschmacklos; man sieht da Strebepfeiler, die an Tomahawks erinnern; die Bauten am Portal, namentlich aber ein unendlich blaues Blumenhaus, sind wilde Möbel, die der böseste Spaßmacher nicht besser erfinden könnte, um die Modernen zu parodiren. Das ist das Schlimme: die Widersacher werden sich an diesen im offiziellen Nimbus erscheinenden Dingen festbeißen und leichtes Spiel haben; denn diese Dinge sind nicht um ein Haar besser als aller alte Stilschwindel. Das Theater sieht wie eine Scheune aus, die man an den Seiten mit ein paar verrückt profilirten Brettern mit dem Boden verankert hat; wie gesagt: Tomahawkstil. Gott bewahre uns davor, daß solcher Unfug populär wird! Ich sehe jetzt schon große öffentliche Gebäude à la Sezession; schon heute merkt man, daß gerade dieser pseudomoderne

Stil acceptirt wird. Sollte es so weiter gehen, dann möchte man alle guten Geister rufen, auf daß der Besen wieder Besen wird und die Künstler zu ihren Staffeleien zurückkehren.

In den festen Künstlerhäusern Olbrichs ist viel hübsche Einzelheit, aber auch nicht mehr. Man erneuert nicht die Architektur, indem man an irgend einer Stelle der Fassade ein Buchornament schablonirt oder ein paar hübsche Ofenkacheln klebt. Der Grundriß, die Raumvertheilung ist nicht immer überzeugend. Neben einzelnen netten Erfindungen, an denen es Olbrich nie fehlt, findet man ganz dilettantische Verbauereien. Offenbar war Olbrich die Aufgabe zu groß. Da außer dem Haus des Professors Behrens der architektonische Theil aller Bauten von ihm herrührt, wäre in der That viel für ihn zu thun gewesen, wenn Alles hätte gut werden sollen. Bei den Häusern für den Bildhauer Habich und für den Maler Christiansen haben die sie bewohnenden Künstler ihr Theil in Einzelheiten dazu gethan. Bei Habich, einem unserer talentvollsten Bildhauer für Kleinskulptur, ist es geglückt; überhaupt gehört dieses Haus mit zu den besseren Bauten Olbrichs. Bei Christiansen ist diese Zusammenarbeit zu einer wahren Katastrophe geworden. Der Maler hat seine Hauptfassade als Veranlassung genommen, eins seiner beliebten Plakate in Menschengröße von sich zu geben, Adam und Eva im Frühling der deutschen Dekorationmalerei und in recht üblen, grellen Farben. Es war ein schlimmer Griff, gerade diesen behenden Jünger der Musen nach Darmstadt zu nehmen, der zu seiner Bedeutung im modernen Gewerbe gelangt ist wie manche keusche Jungfrau zu ihrem Erstgeborenen. Seine Art würde sich wohl zur Dekoration gewisser in Deutschland bis heute von der Kunst noch recht vernachlässigten Häuser eignen, aber diese Häuser werden leider noch nicht als gemeinnützige Unternehmen erachtet, die offiziell von deutschen Fürsten subventionirt werden können.

Alles ginge an, wenn die Kolonie nicht mit so ungeheuerlichen Ansprüchen aufträte. Man muß die pyramidalen Einladungen lesen, mit denen die Künstler Deutschlands gebeten wurden, die Kunstausstellung der Kolonie zu beschicken. So fordert man die Manen Michelangelos und Raffaels in ein Pantheon der Unsterblichkeit. Wenn man nachher das Dutzend Bilder betrachtet, die auf diese Weise zusammengetrommelt wurden, muß man lachen. Die Prospekte sind in einer tadellos gedruckten Literatur gehalten, mit der verglichen unsere Erlasse zur Gründung des „Pan" seligen Angedenkens wie gemeinste Gerichtssprache erscheinen. In dem Hauptkatalog der Ausstellung hat das Bestreben der Kolonialkünstler, Alles selbst zu verfertigen, auch schon die Kritik zu den Werken geschrieben, so daß Unsereinem kaum noch zu thun bleibt. Diese Kritik vollzieht sich in einer poetischen Form, nach der man vermuthen darf, daß außer den sieben bildenden Künstlern

auch eine Dichterin, Friederike Kempner, der Kolonie als stille Genossin beigetreten ist. Christiansen schreibt, nachdem er konstatirt hat, daß Alles in seinem Hause — bis auf das kleinste Nachttöpfchen — nach seinen Ideen und Werkzeichnungen verkörpert worden ist: „Es ist groß geworden, dieses Haus, und reich, größer und reicher, als ich es selbst mir geträumt" . . . Daß Du die Motten kriegst! Und als Einleitung druckt er über das Ganze in handschriftlicher Type ein Gedicht, dessen letzte Strophe also lautet:

Schwebendes Meer, Himmel so fern,
Ewiger Mond, ätherischer Stern,
Große Sonne, großes Sehnen,
Euch mein Jauchsen,
Meine Thränen.

Wie richtig hat er erkannt, daß „Jauchsen", wenn auch orthographisch nicht ganz unanfechtbar, so doch sinnbildlich am Platz ist!

Das Beste im Katalog bietet Olbrich. Jedes Zimmer ist eine Perle.

„Das grüne Gastzimmer

Ein Raum, der einem frischen Morgen gleicht.

Ein kleines Fenster gegen Osten, um zeitig früh die Sonne in quadratischer Form auf Tisch und Teppich liegen zu haben . . ."

Wer vermag die Empfindungen des Gastes wiederzugeben, wenn er zeitig früh die Sonne in quadratischer Form auf Tisch und Teppich liegen hat? Oder:

„Das Wohnzimmer eine schwarz-weiße Zeichnung. Dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben, war Motiv für Alles. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit sollten hier empfunden werden. Einem Vorhof gleich, von dem aus man zur Ruhe geht. Weißes Linnen, weiße Hölzer ohne prunkvollen Zierrath spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Die Raumpoesie wollte ich hier in einfachster Form zur höchsten Wirkung bringen."

Tu parles! würde der Franzose sagen.

Auch ich hatte eine stille Freude in diesem Wohnzimmer: ich sah meinen dicken General mit dem Sack voll Orden und dem Monocle wieder. Er schwitzte nicht mehr, er war sozusagen in die Poesie des Raumes aufgelöst. Die Generalin hing an seinem Waffenrock und er las ihr mit der am Schlachtgetümmel gehärteten Stimme die citirten Zeilen vor. Worauf ihn die Generalin erregt fragte: Aber wo ischt denn das Bettche?

Eins ist gut: daß man neben Alledem eine ernsthafte Sache sieht, etwas in seiner Art Vollkommenes, das ganz allein die Reise lohnt und den Gesammteindruck entscheidend beeinflußt: das Haus von Behrens. Behrens ist von einem dem Olbrichs gerade entgegengesetztem Prinzip ausgegangen. Er verzichtete darauf, seine Originalität durch eine in Einzelheiten auffallende Fassade zu beweisen, sondern prägte seine Art in ein paar großen Linien

aus, ohne im Uebrigen ganz aus der deutschen Tradition des gediegenen bürgerlichen Wohnhauses zu fallen. Das ist sehr wohlthuend, wie es selbstverständlich ist. Ein geschmackvoller Mensch wird sich bei der Gestaltung des äußeren Hauses eben so diskret verhalten wie in der Wahl seiner Kleidung und Auffallen vermeiden. Auch wird ein Haus immer aus geraden Mauern, Fenstern und einem Dach bestehen müssen, wie ein Stuhl immer vier Beine haben muß. Je natürlicher man diese aufgezwungene Konvenienz hinnimmt, desto besser. Behrens verwendet vor Allem tadelloses Material. Er hat den Backsteinbau gewählt und erzielt eine hübsche dekorative Wirkung dadurch, daß er die vertikalen Hauptlinien seines Hauses durch glasirte Verblendsteine hervorhebt. Diese sind dunkelgrün, sie stehen vorzüglich zu dem rothbraunen Ton des übrigen Mauerwerks. Das Ganze macht einen überzeugend würdigen, ernsten Eindruck.

Im Innern dagegen ist mit schönen, starken Effekten nicht gespart. Schon die Raumvertheilung ist glücklich und originell gelöst. Mit einem relativ geringen Flächenraum ist selbst eine gewisse Ueppigkeit erzielt, die den Bewohnern das moderne Mittel giebt, sich ad libitum zu separiren. Der schönste Raum ist ein Musikzimmer, dessen Wände der Akustik und dem Farbeneffekt zu Liebe mit blauer Glasmosaik belegt sind. Dazu schöner grauer und rother Marmor, am Boden Holzmosaik, die Möbel in schwarzem Holz mit Intarsien, die Decke vergoldet, die Schiebethür nach dem nächsten Raum in getriebener Aluminiumbronze. Dieser nächste Raum ist das Eßzimmer. Hier ist Alles hell gehalten, der mosaiksteinerne Fußboden mit hellen Fellen belegt, die Möbel weiß lackirt. Zu diesem Weiß paßt prachtvoll das Silber der Stuckdecke des Plafonds, der Beleuchtungskörper, der Beschläge, endlich des Bestecks und des wunderschönen, Silber auf Weiß dekorirten Porzellanservices. Einfacher, aber mit der selben Sorgfalt in der Wahl der Materialien, sind die anderen Zimmer gehalten, Alles tadellos gearbeitet, praktisch, vernünftig. Ein starker individueller Zug geht durch das ganze Haus und alle Einzelheiten, die mit handwerkmäßiger, aufs Kleinste, aber auch aufs Große gerichteten Liebe geschaffen sind, ein männliches Pathos, das natürlich wirkt, sehr ernst vielleicht — man fühlt den Hamburger —, aber nie abstoßend. Es ist eben die Sprache des Menschen Behrens, ein Ausdrucksmittel seiner Art, die nur von Deutschen — fast möchte man sagen: von Norddeutschen — ganz geschätzt werden kann, gerade deshalb erfreulich; vielleicht die erste ganz moderne, ganz deutsche größere Schöpfung, die sehr große Versprechungen für die Zukunft enthält. Wie Alles, was Behrens in diesem Hause gemacht hat, auf eigenen Füßen steht, so auch sein Ornament, das nicht wenig zu der Vertiefung des Eindruckes beiträgt. Es besteht aus einfachen, rein geometrischen Linien und beweist, daß man auch

ohne das bis zum Ueberdruß grassirende belgische Ornament ein Ding gefällig schmücken kann. Die lächerlich übertriebene Bedeutung des Ornamentes, das letzte Symptom unserer nicht auf dem Wege der Architektur, sondern dem der Malerei vollzogenen gewerblichen Entwickelung, in dem sich der Eigendünkel des Malers ein letztes handschriftliches Zeichen zu erhalten sucht, wird an diesem Beispiel auf seine richtige Bedeutung zurückgeführt. Es kommt eben gar nicht auf das Ornament an — man versteht nicht, wie die Intelligenz van de Veldes in seinem ausgezeichneten Buch über unsere neue Renaissance so viele Worte daran verschwenden kann —, sondern lediglich darauf, wie man es verwendet. Ketzer behaupten, daß man es sogar ganz entbehren kann; jedenfalls gehört es zu den künstlerischen Gaben, die nur in homöopathischen Dosen verwendet werden sollten.

Die anderen Künstler der Kolonie haben in dem gemeinsamen Ateliergebäude ihre Sachen ausgestellt. Hier findet man sehr hübschen Schmuck von Bürck, Bosselt — von Diesem auch eine größere Sammlung von Plaquetten und Medaillen — und Huber, von dem auch ein großer Theil der hier und in verschiedenen Villen verwandten Möbel stammt. In dem Atelier von Behrens interessiren, außer hübschen einfachen Schmucksachen, namentlich die typographischen Arbeiten des Künstlers. Er hat eine Behrens-Type geschaffen, die, wie man an dem Druck des Festspieles sehen konnte, namentlich für Prachtdruck glänzend geeignet ist.

Man erkennt an diesen paar Beispielen schon die Mannichfaltigkeit der Bestrebungen der Kolonie. Hätte die Anordnung der Ausstellung, die etwa an die Organisation eines polnischen Roßmarktes erinnerte, eine größere Uebersichtlichkeit gestattet, so hätte schon diese Vielseitigkeit imponirt. Man hat kein Gebiet unbeachtet gelassen: Textilindustrie, Schneiderei, Glaserei, Keramik, Metallindustrie, Buchgewerbe, ja sogar Kinderspielzeug, moderne Puppen (von Frau Lilli Behrens), Alles, was man sich nur erdenken kann, ist vertreten, — die reine Kunstkolonialwaarenhandlung.

Die größte Ueberraschung aber brachte der Abend, das Theater. Die Stimmung war auf dem gewissen toten Punkt angelangt, bei dem man nicht weiß, ob man sich freuen oder ärgern soll; man hatte mancherlei Gutes und vielerlei Schlechtes genossen; ein großer Effekt konnte Alles retten.

Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß auch im Theaterwesen die Kolonialkünstler eine unerschrockene Originalität zu äußern versucht haben. Auch hier merkte man den Schatten Olbrichs. Es blieb ein Schatten in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ich habe nie etwas Dunkleres, Traurigeres gesehen. Wer den modernen Dramen Mangel an Handlung vorwirft, muß nach Darmstadt. Im Vergleich zu den Vorgängen auf dieser Sezessionbühne ist aller Naturalismus auf dem Theater von geradezu rasender

Lebendigkeit. Erst stieg eine festlich gekleidete Jungfrau langsam von der sehr hübschen Shakespearebühne ins Publikum herab, wandelte hindurch, langsam, feierlich, etwa in dem Tempo einer vierversigen Strophe per Schritt, und begrüßte die Gelegenheit. Dann kamen kleine Stücke, und zwar abwechselnd eins von Goethe, dann eins von einem darmstädter Dichter, dessen Name mir entfallen ist. Dieser Dichter war Träger des erwarteten Effektes. Ich habe nur ein Stück ausgehalten. Ein Mädchen und ein junger Mann sitzen an einem Tisch einander gegenüber und reden. Der Mann erzählt von der Stille, die einen Ton hat, den er hört, mit dem er alles Mögliche anfängt. Das Mädchen hört auch den Ton der Stille, macht auch alles Mögliche damit und redet, redet, redet. Die Beiden kamen mir vor wie eine Parodie aus der vierten Dimension auf Hauptmanns „Einsame Menschen", eine Art spiritistischen Naturalismus; ich hatte die schwankende Vorstellung von der Möglichkeit eines Astraldramas, unsäglich dunkel, unsäglich erhaben, unsäglich...

O Gott! Gerade als der Ton der Stille auf der Bühne verhandelt wurde, sah ich meinen dicken General wieder mit dem Sack voll Orden und dem Monocle. Da der Großherzog und seine Gemahlin dem Spiel ihre Aufmerksamkeit schenkten, mußte auch er so thun. Ich werde nie die Augen vergessen, mit denen er das Mädchen und den Jüngling auf der Bühne betastete. Ein richtiger General als Pathe bei der Taufe des Astraldramas. Er war nicht der einzige; die ganze Suite war wieder da, die Lieutenants, die Hofchargen u. s. w. Alle starrten ernst und erhaben in den Schatten der Astralbühne.

Es ging etwas Großes in mir vor in diesem Augenblick. Ich faßte, wie nie zuvor, die Macht des monarchischen Gedankens, ich verstand Alles, ich bewunderte, und wenn es die Etiquette erlaubt hätte, hätte ich applaudirt.

Draußen wartete Richard Dehmel auf mich. Er kam mir nach dieser Sache bedenklich in Civil vor. Weißt Du, sagte ich ihm, Du bist ja schließlich auch Dichter, aber dahin wirst Du es nie bringen. Dieser Kolonialdichter hat verstanden, sich ein andächtiges Publikum zu verschaffen, das ihm zuhört. Es verstand vielleicht die Geschichte mit dem Ton nicht, aber es achtete sie. Du hättest nicht in Pankow geboren sein dürfen. Das war beinahe talentlos. Wenn Napoleon in Pankow geboren worden wäre, hätte er es nie so weit gebracht. Dieser Dichter aus Darmstadt wird zwei Monate lang die Geschichte mit dem Ton vortragen; und dann wird er existiren. Das ist enorm. Es werden Leute in dieses Theater kommen, die nicht zur Suite gehören und trotzdem andächtig zuhören, weil der Mensch ein Herdenthier und von Natur gefällig ist. Man wird ernst bleiben wie bei einem Begräbniß oder ähnlichem Anlaß. Und wie man beim Begräbniß aus Langeweile über den Verstorbenen nachdenkt und schließlich gute Quali-

täten an ihm entdeckt, wird man zuletzt auch in dieser Dichtung Werthe finden. Oder glaubst Du etwa, daß es irgend eine Dichtung geben kann, in der nicht Werthe zu entdecken wären? Man wird sie entdecken; und Das ist ein großes Glück für Dich; denn wer weiß, ob, wenn dieser Dichter erst zum vollen Verständniß gelangt ist, nicht auch Du einmal die Ehre hast, hier gastiren zu dürfen . . .

Und diese Erwägung scheint mir der ganzen Ausstellung gerecht zu werden. Es mag unzufriedene Leute geben, die nicht begreifen, warum der Großherzog, statt Olbrichs nicht van de Velde berufen hat und warum man es, statt mit Christiansen, nicht mit Bruno Möhring versuchte. Es wäre vermuthlich schöner geworden, ja, man kann sich sogar, obwohl Das in Deutschland schwer fällt, eine Idealkolonie von Leuten vorstellen, die sich friedlich vertragen hätten; denn was dieser Kolonie am Meisten geschadet hat, war der Mangel an gemeinsamen, intensiven Sympathien.

Es geht auch so. In Darmstadt wird mancher kleine Werth erkannt werden, der das Verständniß des Größeren erleichtert. Wenigstens ziemt es einer schönen Seele und der Sympathie für den großmüthigen Fürsten, Solches zu hoffen.

Paris. Julius Meier-Graefe.



Des Kanzlers Kuß.

„Entsinnen Sie sich jenes Augustabends im Hotel Britannia in Trondjhem nach der Rückkehr von einem Ausflug zum Ler-Fall, wohin sich die ganze Touristenschaar in Wagen und Karriols begeben hatte? Entsinnen Sie sich ferner, wie ein unholdes Schicksal uns bei der Table d'hôte neben eine Börsenmaklerfamilie aus Altona verschlug, deren sämmtliche Mitglieder unerschrocken die Messer in den Mund steckten? Bei dieser Gelegenheit erklärten Sie ganz kategorisch, alle Deutschen seien gräßlich. Das finde ich zwar nicht; aber am Tage darauf sollten unsere Wege sich trennen, da ich hinüber nach Storli wollte. Um also nicht Veranlassung zu einem Wortkampf am Schluß unseres Beisammenseins zu geben, vermied ich wohlweislich, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, und blieb so stumm wie die Seezunge, die ich aß.

Da fuhren Sie fort: „Aber einen Deutschen hat es doch gegeben, den ich lieben und bewundern werde, so lange ich lebe!"

„Und Der ist?"

„Bismarck!"

Ich war wirklich ein Bischen verblüfft, denn ich hatte nicht gerade vermuthet, daß der „Eiserne Kanzler" das Ideal anderer jungen Mädchen wäre als etwa der semmelblonden deutschen. Eher hätte ich noch erwartet, Sie Hein-

rich Heine oder Paul Heyse oder schlimmsten Falls einen der unzähligen Heldentenore mit Umlegekragen und Absalonshaar nennen zu hören. Aber ich bekam sogleich die Erklärung, da Sie geheimnißvoll flüsterten:

„Sehen Sie: Fürst Bismarck hat mich einmal geküßt.. einst, als ich ein ganz, ganz kleines Mädchen war und mit Papa und Mama in Kissingen weilte."

„Was Sie sagen! Hat Bismarck Sie wirklich geküßt? Aber dann sind Sie ja fast eine historische Persönlichkeit und verpflichtet, es mir zu erzählen!"

Und als wir dann endlich draußen auf dem Balkon beim Kaffee saßen, fern von den Tischmessern der altonaer Herrschaft, erzählten Sie die Geschichte vom Anfang bis zum Schluß, wie ich sie hier nachzuerzählen versuche:

Mrs. Vernons Gesundheit war immer schwankend; deshalb hatte der Vater alle möglichen Aerzte konsultirt und war mit ihr in alle denkbaren Kurorte gereist, wo er sie gesunden zu sehen hoffte. Aber die ausländischen Heilquellen übten eigentlich nie eine sonderliche Wirkung, denn sie war eine geborene Hochländerin und sehnte sich ständig nach Schottlands Bergen zurück. Doch wollte sie nicht merken lassen, wie schwach und mitgenommen sie durch ihr Leiden war, denn sie war eine der stolzen und stillen Naturen, die immer zu lachen suchen, weil sie die mitleidigen Händedrücke Anderer fürchten.

Schließlich verordneten die Aerzte eine Kur in Kissingen. Sie selbst hatte freilich wenig Lust, zu reisen, denn sie war dieses ewigen Umherwanderns in Europa herzlich müde und noch mehr des nervösen Jagens nach einer Genesung, auf die sie kaum noch hoffte. Aber ihre Eigenschaft als Gattin und Mutter nöthigte sie, Alles zu versuchen; so wurde die Reise denn unternommen.

Eines Tages springen und spielen Sie vor dem Kurhaus mit anderen zehnjährigen kleinen Mädchen herum, darunter ein paar von der schlanken, geschmeidigen Sorte in kurzen weißen Kleidchen und mit langen schwarzen Beinen, klaren Augen und reichen, fliegenden Locken unter runden Strohhüten, wie man sie überall in den weltstädtischen Badeorten sieht und über deren Heimath man sich selten täuscht. Engländerinnen natürlich. In der frohen Wildheit des Spieles stolpern Sie über ein Racket. Plumps: da lagen Sie. Weh that es, schrecklich weh, denn der Lauf war sehr schnell gewesen. Aber Sie schrien doch nicht. Sie hatten zu oft gehört, daß ein Vernon am Abend nach der Schlacht von Marston Moor auf dem Schlachtfeld lag und daß ein anderer Familiensproß in the tiny red line gekämpft hatte. Darum stand es einem kleinen Fräulein Vernon nicht an, wegen einer Schramme zu heulen. Als Sie aber mit der Hand ins Gesicht griffen, fühlten Sie Blut an den Fingern.

Da kommt ein alter Herr vom Kurhause her; er stützt sich schwer auf einen derben Krückstock. Er hat den Fall gesehen, eilt, so schnell seine kranken Beine es ihm gestatten, herbei und hebt Sie mit seinen Bärentatzen auf.

Er sieht fast zum Erschrecken aus mit den zahllosen tiefen, kreuz und quer eingegrabenen Furchen in dem leberfleckigen, aschgrauen Gesicht, mit den stockigen, vom Tabak geschwärzten Zähnen, den borstigen, buschigen Augenbrauen und dem mattbraunen, breitkrämpigen Schlapphut. Aber der Blick lächelt so gut, so väterlich gut, als er sein riesiges Taschentuch hervorzieht und es sanft auf Ihr armes zerschundenes Näschen drückt. Denn er hatte selbst Enkelkinder; und die Kühle auf den Höhen, die seine Meteorbahn berührte, hatte doch niemals sein großes Herz zum Einfrieren gebracht.

Ihre Mutter war inzwischen auch auf das Ereigniß aufmerksam geworden und eilte nun aus ihrem Ruhesessel herbei.

„Ists Ihr Kind, gnädige Frau?"

„Ja, Euer Durchlaucht, es ist mein einziges Töchterchen."

„Da haben Sie ja ein tapferes Mädel. Das ist recht, Kleine: nie weinen! Nur die Zähne zusammenbeißen und finster aussehen!"

Dann küßte der Eiserne Kanzler Sie auf die Stirn und setzte Sie behutsam auf den Boden nieder, verbeugte sich mit altmodischer Höflichkeit vor Mrs. Vernon und setzte seinen unterbrochenen Morgenspazirgang fort.

Aber das Taschentuch hielten Sie noch immer gegen die Wunde gedrückt und es wurde nie zurückgegeben. Das große Hausstück mit den Initialen O. B. ohne Krone oder Wappen ist nun zu einem Kleinod der Familie Vernon geworden. Sie wissen ja: ein Yankeemillionär wollte so viel dafür bezahlen, daß Sie Handschuhe und Parfum, Theaterbillets und interessante Bücher für Ihr ganzes Leben dafür kaufen konnten; aber Sie wissen auch, daß er es mit all seinen Schätzen nicht bekam. Denn Sie sind stolzer auf dieses Stückchen Leinwand als der legitimistische alte Lord dort oben im schottischen Hochland, der andächtig die rothe Haarlocke des guten Königs Karl verehrt, die seine Großtante für den Becher Usquebaugh, den sie ihm auf das Pferd hinauf reichte, erhielt, als der geschlagene Prätendent von Culloden fortritt und ein armer Flüchtling ward, nachdem die Marquise von Tullibardine zum letzten Mal das blutrothe Tuch entfaltet hatte, auf daß es über Schottlands Haide hinwehe.

... Das erzählten Sie mir an jenem Abend im Hotel Britannia in Trondjhem. Nach der Mahlzeit entschuldigte ich mich; ich müsse ein Weilchen auf mein Zimmer, um Korrekturen zu erledigen.

„Korrekturen? Was ist Das für ein Ding?"

„Ein häßlicher Druckbogen, aus dem mit der Zeit ein Buch wird."

„Sind Sie Schriftsteller?"

„O nein! Aber manchmal schmiere ich so ein kleines Stückchen zusammen, ungefähr so, wie ich mal eine Pfeife rauche, — weil ich es nicht lassen kann."

„Wenn Sie mir versprechen, eine Geschichte von mir zu schreiben, sollen Sie die Erlaubniß bekommen, zu Ihren alten Korrekturen hinaufzugehen."

„Ja, dann bleibt mir wohl nichts Anderes übrig!"

Nun habe ich mein Versprechen erfüllt und die Geschichte veröffentlicht. Aber man bedenke gütigst, daß sie auf Bestellung gemacht ist. So wurde sie auch danach.

„Das ist recht, Kleine: nie weinen! Nur die Zähne zusammenbeißen und finster aussehen!" Ihr alter Freund ist nun fort, Miß Dorothy. Les dieus s'en vont.

Vor einiger Zeit starb auf Schloß Triblitz unten in den Sudeten ein vierundneunzigjähriges Stiftsfräulein. Sie hieß Ulrike von Levetzow und war Goethes letzte Liebe. Wenn es ein Glück ist, lange zu leben, dann hoffe ich, daß auch Sie, Miß Dorothy, eben so lange und eben so glücklich leben mögen wie diese Ulrike und daß einst, wenn Ihre Stunde geschlagen hat, eine bessere Feder als meine von dem kleinen englischen Mädchen im Park von Kissingen erzählt, das von dem Einsiedler aus dem Sachsenwalde geküßt wurde.

Stockholm. Mari Mihi.



Selbstanzeigen.

Modernes Kunstgewerbe. Essays. S. H. Ed. Heitz, Straßburg, 1901.

Die Essays des vorliegenden Bandes sollen über die vorzüglichsten Strömungen im modernen Kunstgewerbe orientiren. Ich halte das englische Kunsthandwerk nicht allein für das ursprünglichste und nationalste, sondern auch für das reifste und lebenskräftigste; deshalb handeln drei Abschnitte von der dekorativen Kunst Großbritanniens: Walter Crane, C. R. Ashbee, H. M. Baillie-Scott. Ein Essay über Henry van de Velde zeigt die Bemühungen in Belgien und soll manche deutsche Erscheinung verständlich machen. Ein Kapitel über das deutsche Kunstgewerbe charakterisirt das Niveau und geht ausführlich auf Hermann Obrist und „Moderne Buchausstattung und Schriften“ ein, während der Abschnitt „Zwei wiener Baumeister“ (Otto Wagner und J. M. Olbrich) die wiener Entwickelung zu veranschaulichen bestimmt ist. Frankreich und Amerika werden in den gegensätzlichen Erscheinungen ihrer Repräsentanten Gallé und Lalique auf der einen und Tiffany Vater und Sohn auf der anderen Seite einander gegenübergestellt. Ein Kapitel über „Das Intérieur“ giebt allgemeine Forderungen. Literatur-Nachweise und Register enden den Band.

Von der Beigabe von Illustrationen mußte abgesehen werden, da der Preis des Bandes niedrig gehalten sein sollte. Ich denke jedoch daran, diesem einleitenden und orientirenden Bande nach einiger Zeit eine große historische Gesammtdarstellung der dekorativen Kunst im neunzehnten Jahrhundert folgen zu lassen, die dann — in drei Bänden — auch das Illustrationmaterial umfassend berücksichtigen soll. Der erste Band soll die beiden Epochen des englischen Kunstgewerbes von Chippendale bis zu Sheraton und von Sheraton bis zum Jahrhundertende behandeln, der zweite Theil der Entwickelung der französischen und belgischen dekorativen Kunst vom Empire bis zu van de Velde und dem modernisirten Louis XVI., das jetzt wieder Frankreich erobert, gewidmet sein und ein dritter und letzter Band endlich sich mit Deutschland und Oesterreich beschäftigen, aber auch kurz von den nordischen Staaten, der Schweiz und Italien berichten. Zu diesem großen, vielleicht noch in sehr weiter Ferne liegenden Werk ist der jetzt herausgegebene Band eine flüchtige Einleitung.

Wien. W. Fred.

❦

Die Geheimnisse der lateinischen Küche. Der dreitägige Schwurgerichtsprozeß der grazer Apotheker gegen Dr. med. Michael Schacherl in Graz. Stenogr. Protokoll. 4 Bogen. Verlag der Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien. Preis 60 Pfennig.

Wir glaubten, dem Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir die Kenntniß der ungeheuerlichen Thatsachen, die eine Schwurgerichtsverhandlnng über die Klage der grazer Apotheken gegen den Arzt Dr. Michael Schacherl zu Tage förderte, durch Herausgabe der Protokolle den weitesten Kreisen vermitteln. Der Prozeß, der mit dem Freispruch des Angeklagten von allen 57 Schuldfragen endete, brachte die volle Bestätigung der schweren Anklagen, die seit Jahren in der Oeffentlichkeit gegen das Apothekergewerbe in seiner heutigen Form er-

hoben werden. Vielleicht giebt dieses Urtheil den Anstoß dazu, daß die gesetzgebenden Körperschaften in Deutschland und Oesterreich endlich an die Reform des Apothekenwesens schreiten.

Wiener Volksbuchhandlung.
Ignaz Brand.

Unterstrom. Gedichte. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Ob die Kritik wohl je aufhören wird, von Dem auszugehen, was nicht da ist, und einfach in dem Gegebenen die Persönlichkeit suchen und sie dann zum Maßstab ihrer Beurtheilung machen wird? Freilich sind dazu weniger Grundsätze als liebevolle Vertiefung nöthig. Vielleicht am Spätesten wird man der Lyrik gegenüber zu dieser Gerechtigkeit kommen. Und gerade sie durfte doch als unmittelbarste Offenbarung der Persönlichkeit besonders darauf hoffen. „Unterstrom" will nichts sein und ist nichts als ein Bekenntnißbuch. Als ein Ganzes muß es genommen werden, das die Entwickelung eines Mädchens zum Weibe giebt. So mußten namentlich im Anfang einige Gedichte bleiben, die ich nach rein künstlerischem Gefühl vielleicht weggelassen hätte. Dämmerungen, Frühgewitter und ruhiger, leuchtender Mittag, erlebt in der Liebe und wieder gelebt in der Natur: Das ist so ziemlich der ganze Inhalt. Und wenn im stillen Kämmerlein ein ungelehrter Mensch fühlt, daß dies Wenige weder zusammengeklügelt noch zusammenphantasirt, sondern eben gelebt ist, dann will ich mit brav gefalteten Händen von klugen kritischen Leuten mich am Ohr zupfen und aufs Mäulchen schlagen lassen.

Leipzig. Helene Voigt-Diederichs.

Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee, Buch IX, V. 105 ff. Berlin, 1901. Verlag von W. Junk. 190 Seiten. Preis: 2,50 Mark.

Die herrschende Meinung sieht in dem Cyklopen einen Sonnengott. Ich habe ausführlich darzulegen versucht, daß sie unmöglich sei. Was soll zum Beispiel die Bezeichnung Polyphem-Brüller bei einem solchen Gott? Sie wäre völlig unverständlich. Da nun eine ganze Reihe von Erzählungen der alten Griechen und Römer, die früher allgemein für Phantasiegebilde gehalten wurden, sich nachträglich als durchaus zutreffend erwiesen haben — man denke an die Pygmäen im Innern Afrikas, an die Beruhigung von Wellen durch Oel, an den Pestgott, der als Mäusegott bezeichnet wird (Zusammenhang zwischen Pest und Ratten), an das Wiederwachsen der Leber u. s. w. —, so war mir seit Jahren klar, daß auch die Polyphemsage einen realen Hintergrund haben müsse. Einäugige Säugethiere giebt es auf der ganzen Welt nirgends; schon Homer muß also die Bezeichnung κύκλωψ mißverstanden haben. Alle sind einig darüber, daß κύκλωψ wörtlich rundäugig heißt. Nun werden die menschenähnlichen Affen häufig als Menschen bezeichnet (Orang Utan=Waldmensch) und gerade sie haben, wie alle Thiere im Gegensatz zum Menschen, völlig kreisrunde Augen, — eine Entdeckung, worauf merkwürdiger Weise weder Darwin noch irgend ein anderer Forscher gekommen ist.

Auch der Gorilla ist ein Cyklop im wahrsten Sinne des Wortes. Die Alten haben also wiederum vortrefflich beobachtet. Er ist aber auch in Wirklichkeit ein Polyphem. Alle Reisenden schildern nämlich als charakteristisch für den Gorilla das entsetzliche Gebrüll, das er beim Zusammentreffen mit Menschen erhebt. (Der Name Gorilla kommt zuerst vor in dem Bericht von einer karthagischen — in Wirklichkeit wohl phönizischen — Expedition nach der Westküste Afrikas). Dort lebt er in der Nähe der Phäaken, der Bewohner der insulae fortunatae, genau wie Homer es schildert. Er liebt, wie alle Affen, den Alkohol und besitzt die in der Odyssee beschriebene ungeheure Kraft. Im Gegensatz zu seinen Verwandten haust er stets allein oder in Familien, niemals aber lebt er in Heerden. Ob die Schilderung des Hirtenlebens eine Erinnerung an einen ähnlich dem Gorilla konstruirten ausgestorbenen Menschenschlag enthält, lasse ich dahingestellt sein. In eben so einfacher und natürlicher Weise wie die Polyphemsage habe ich andere bei Homer vorkommende Mythen zu erklären versucht, so zum Beispiel, warum die Centauren als Lehrmeister der Heilkunde galten, was die kämpfenden Kraniche in Wirklichkeit waren u. s. w.

Dr. Th. Zell.

Friedrich List. Mit Bildniß und Faksimile. Einundvierzigster Band der bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinenden Sammlung: Geisteshelden. Geheftet 3,60 Mark; Leinenband: 4,80 Mark.

Friedrich List hat durch die Anbahnung des deutschen Zollvereins und durch die Gründung des deutschen Eisenbahnsystemes der Einigung Deutschlands so wirksam vorgearbeitet, daß man ihn wohl den Bismarck der Nationalökonomie nennen darf. Aber während der wirkliche Bismarck allen Gebildeten bekannt sein wird, so lange Weltgeschichte gelehrt wird, kennt außerhalb des engen Kreises der Nationalökonomen von Fach den anderen schon heute, fünfundfünfzig Jahre nach seinem Tode, kein Mensch mehr. Wenn man von ihm zu sprechen anfängt, denkt Jeder an den Klavierspieler mit dem gleichklingenden Namen und wundert sich, zu vernehmen, daß es auch einen List ohne z giebt, der gekannt zu werden verdient. Die Auffrischung seines Andenkens ist aber gerade im heutigen — wirklich weltgeschichtlichen — Moment höchst zeitgemäß; denn der Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat, zu dem er Deutschland machen wollte, ist seit etwa zwanzig Jahren erreicht und unser ganzes öffentliches Leben ist erfüllt von dem Streit um die Frage, wie sich die Dinge nun weiter entwickeln sollen. Die Wirkungen der neuen Transportmittel, der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, die er seinen ungläubigen Zeitgenossen beschrieb, liegen offen vor Aller Augen da; auch die Eroberung Chinas durch Rußland, die er vorausgesagt hat, ist soeben eingeleitet worden. Wenn man, um mit Bewußtsein in die Entwickelung eingreifen zu können, ihren bisherigen Gang kennen muß, so werden unsere heutigen Politiker die Kenntniß des Lebenswerkes Lists nicht entbehren dürfen. Sie einem größeren Kreise zu vermitteln, ist der Zweck meines Büchleins, das dieses deutschen Helden bewegtes und tragisch ausgehendes Leben schlicht erzählt und das Wesentliche seiner Lehren einflicht.

Neisse. Karl Jentsch.

Kummer.

Es scheint wirklich dafür gesorgt zu sein, daß an jedem Tag ein anderer Skandal die Finanzwelt in Aufruhr bringt. Noch hat sich die öffentliche Meinung über die Vorgänge in gewissen industriellen Werken und Hypothekenbanken nicht beruhigt und schon ist ein neuer Bankkrach da. Aber jetzt handelt es sich nicht um eine Hypothekenbank, deren nach Hunderten von Millionen zählende Pfandbriefe sich im Besitz vieler kleiner Leute befinden. Der Sturm hat diesmal eine Gründerbank erfaßt: die Kreditanstalt für Industrie und Handel in Dresden. Das Institut ist von ehrwürdigem Alter. Es wurde im Jahre 1856 gegründet, also in jener Zeit, da die Idee der Gründerbanken, angeregt durch die Errichtung des Crédit Mobilier, in Deutschland Wurzeln zu fassen begann. Sie wurde als Industriebank begründet und hat diesen Charakter bis zu ihrem Sturz beibehalten. Und in dem Kursstand ihrer Aktien wie in ihren Dividendenergebnissen hat die jeweilige Lage des deutschen Gewerbelebens sich genau widergespiegelt. Zunächst hatte das Institut kein Glück. Dann war, bis zum Jahr 1895, die Bank hauptsächlich in böhmischen Bergwerken engagirt. Ihr Geschick hing also an dem Blühen und Gedeihen des Bergbaues. Deshalb schwankten auch die Dividenden zwischen 12 und 3 Prozent, nachdem allerdings in den ersten vierzehn Jahren überhaupt keine Dividenden zur Vertheilung gekommen waren.

Aber im Jahre 1895 verließ die Kreditanstalt, angeregt durch die überall üppig emporwuchernde Unternehmungluft, die gewohnten Bahnen. Sie wollte sich an den eiligen Massengründungen eifriger betheiligen. Sie verkaufte ihre böhmischen Bergwerke für über $3^1/_2$ Millionen Gulden, erwarb dagegen zwei von ihr bisher kommanditirte Bankfirmen und versuchte nun mit ihrem 20 Millionen Mark betragenden Aktienkapital ihr Glück. Sie vertheilte seit 1895 recht stattliche Dividenden. Sie hätte wahrscheinlich viel mehr bezahlen können, wenn sie ihre Bergwerke behalten hätte, die ja gerade in den letzten fünf Jahren besonders werthvoll geworden sind. Die Thätigkeit der Bank wurde eine ungesund fieberhafte. Auf allen möglichen Gebieten hat sie herumgegründet. Aber zum Verhängniß ward ihr die Betheiligung an der elektrischen Industrie. Die Entwickelung der Elektrotechnik stand ja im Mittelpunkt des wirthschaftlichen Aufschwunges. Der blendende Glanz, der von ihr ausging, strahlte auf alle Zweige der Wirthschaft über. Die Maschinenindustrie, die Wagenbaufabriken empfingen von ihr Anregung; und die Rohmaterialien, die, wie Kupfer, Kautschuk und andere, Spezialbedürfnisse der Elektrotechnik decken, stiegen im Preise. Keine Gesellschaft, die aufs Gründen ausging, glaubte, an dieser wichtigen, neu aufschießenden Industrie vorübergehen zu können. Nichts war ja auch natürlicher, als daß Jeder von den Früchten solchen Baumes naschen wollte. Auch die Kreditanstalt warb um die Gunst der Elektrizität. Und so gründete sie denn 1895 die Elektrizitätwerke vormals O. L. Kummer & Co. in Dresden.

In jenen Jahren war es einer solchen Gesellschaft nicht schwer, Geschäfte zu machen. Aber nach und nach wurde der Weg eifrig begangen. Die Konkurrenz wuchs; und einsichtige unbetheiligte Beurtheiler betrachteten schon lange den Sättigungpunkt als erreicht. Allein die Kummer-Gesellschaft — der Name Kummer ist ja jetzt leider zur Wahrheit geworden — war eine gefährliche Konkurrenz: sie unterbot bei den Submissionen alle Mitbewerber und heimste durch

solche Billigkeit eine ganze Reihe von Aufträgen ein. Im Uebrigen aber trieb es die Gesellschaft wie alle ihre anderen Fachgenossen: nicht schlimmer, nicht besser. Zur Dekoration verschrieb man sich, nach berühmten Mustern, einen Marine-Oberbaurath a. D. in den Vorstand. Eben so wie alle übrigen Konkurrenten betheiligte man sich ferner in erheblichem Maße an anderen Elektrizitätunternehmungen, von denen der letzte Geschäftsbericht unter anderen die folgenden aufführt: die Baltische Elektrizitätgesellschaft in Kiel, die Deutschen Kabelwerke, vormals Hirschmann & Co. in Berlin, die Nordische Elektrizitätaktiengesellschaft in Danzig, die Elektrizitätaktiengesellschaft vormals Hermann Pöge in Chemnitz, die Werkzeugmaschinenfabrik vormals A. Paschen in Köthen, die Süddeutsche Elektrische Lokalbahnaktiengesellschaft in München, die Aktiengesellschaft Holm in Danzig, die Shantung-Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft. Ferner ist die Gesellschaft erheblich an den oberbayerischen Gebirgsbahnen interessirt. War sie demnach selbst schon ihrem innersten Wesen nach kein reines Fabrikationgeschäft mehr, sondern eine Trustgesellschaft, so gründete sie in der Gesellschaft für elektrische Anlagen und Bahnen (in Dresden) noch ein neues, eigenes Trustunternehmen, das ihr bei der Uebernahme der zahlreichen Geschäfte behilflich sein sollte. Dadurch wurde ein allgemeines Verschachtelungsystem herbeigeführt, da die eine Gesellschaft stets in die andere übergriff, eine sich durch die andere finanzirte. Dieses Verschachtelungsystem ist leider bei allen Elektrizitätwerken, selbst bei den feinsten, üblich geworden. Man kann mit einer gewissen Sicherheit voraussagen, daß dieses System über kurz oder lang auch noch zum Zusammenbruch anderer Elektrizitätgesellschaften führen muß, denn in dem Augenblick, wo einmal die Aufnahmefähigkeit des Publikums für die neuen Werthe der Tochtergesellschaften erschöpft ist, kann das stetig wachsende Geldbedürfniß nur befriedigt werden, wenn ein kräftiges Finanzinstitut dem Elektrizitätbetrieb den Rücken deckt. Dieser tote Punkt war eines Tages auch bei der Kummer-Gesellschaft erreicht; und nun mußte die Dresdener Kreditanstalt, ihre Gründungmutter, einspringen. Bis zu neun Millionen Mark schwoll die Betheiligung der Kreditanstalt bei ihrer Tochter an. Die Kreditanstalt versuchte, sich auf dem Wege umfangreicher Wechselgeschäfte Geld zu verschaffen. Aber schließlich gings auch damit nicht mehr weiter. Die Kummergesellschaft mußte ihre Zahlungen einstellen. Und am selben Tage war auch das Schicksal der Kreditanstalt besiegelt.

Der Zusammenbruch der Kreditanstalt ist nicht unerwartet gekommen, wenn man auch ihre Lage nicht für so böse gehalten hatte, wie sie sich thatsächlich jetzt herausstellt. Daß Etwas bei der Bank nicht in Ordnung war, wußte man; deshalb hat eine Gruppe von Aktionären bereits auf der letzten Generalversammlung gegen die Leichtfertigkeit der Direktoren ziemlich energisch Front gemacht. Aber Direktoren und Aufsichtrath hatten damals noch die Keckheit, in unerhört schroffer Weise die neugierigen Aktionäre abzuweisen, — ein Verfahren, das wohl manchem Skeptiker wieder etwas Vertrauen eingeflößt haben mag, weil man doch nicht hinter jedem Anfall von Größenwahnsinn bei den Aktiendirektoren „Hochmuth vor dem Fall" wittern kann. Jetzt aber stellt sich heraus, daß die Herren in ganz unglaublich grober Weise ihre Pflicht vernachlässigt haben. Abgesehen davon, daß sowohl Herr Generalkonsul Horn — dem übrigens noch in letzter Stunde Gelegenheit gegeben wurde, den Kommer-

zienrathstitel weiter zu diskreditiren — als Herr Bürgermeister Kloetzer neben ihren verantwortungvollen Posten als Leiter der Kreditanstalt nicht weniger als etwa fünfzehn Aufsichtrathsposten bekleideten, haben sie auch sonst die geforderte Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes versäumt. Herr Horn war ein fescher Gesellschaftmensch, dessen Plaisirsucht die dresdener Vergnügungetablissements nicht genügt zu haben scheinen: auch in den berliner Ballsälen war er ein gern gesehener Gast. Auch sollen ihn, wie man sagt, zarte Liebesbande an Berlin gefesselt haben. Der dritte Direktor, Herr Dr. Getz, ist ein junger Mann, von dem man vor seiner Berufung nach Dresden nur gewußt hat, daß er über prächtige Kravatten und ein elegantes Auftreten verfüge. Er gehört offenbar zur Kategorie jener Bankdirektoren, deren Laufbahn in den Boudoirs einflußreicher Damen nachgeholfen wird. Gegen ihn läßt sich weiter nichts sagen, denn man ließ ihn vermuthlich nicht sehr tief in die Coulissen hineinblicken.

Durch den dresdener Fall ist die Unhaltbarkeit unseres Aufsichtrathswesens von Neuem erwiesen worden. Der Aufsichtrath der Bank hat sich, wie es scheint, um die Geschäfte überhaupt nicht gekümmert, denn sonst hätte er unmöglich ihren letzten Geschäftsbericht genehmigen können, in dem von den Debitoren behauptet wurde, sie seien absolut einwandfrei. Zum Aufsichtrath gehören: der Generalkonsul Arthur von Rosenkranz, der zugleich auch Aufsichtrath der Kummer-Gesellschaft gewesen ist; der Justizrath Ferdinand Gerlach in Dresden, der unter Anderem auch bei der Fahrrad- und Maschinenfabrik Schladitz als Aufsichtrath fungirt; der Fabrikbesitzer Otto Borkowski; der Rittergutsbesitzer Karl Graf Chottek; der Direktor der Berliner Bank, Herr Karl Chrambach; der Rentier Georg Dinger; der frühere Direktor der Sächsischen Bank, Herr Geheimrath Clemens Heuschkel, und, last not least, der Kommerzienrath Kummer selbst. Diese Herren, von denen einige von ihrem Posten bereits zurückgetreten sind, haben heute die volle Verantwortung zu tragen. Und es ist dringend nothwendig, daß die Aktionäre sich zu einer gemeinsamen Aktion aufraffen und die Regreßklage gegen die Aufsichträthe einleiten. Man darf doch schließlich die schon ohnehin komoedienhafte Aufsichtrathsspielerei nicht völlig zur Farce ausarten lassen. Wenn die Herren in guten Jahren die Tantiemen einstreichen, so müssen sie auch für jedes Verschulden haftbar gemacht werden. Die Erfüllung einer Forderung von so selbstverständlicher Billigkeit scheint mir im öffentlichen Interesse zu liegen, um so mehr, als die unbefriedigende Erledigung dieser Fragen bei der preußischen Hypothekenbank gewissenlose Leute geradezu anzuspornen scheint, sich dem einträglichen, bequemen und verantwortunglosen Gewerbe der Aufsichträthe hinzugeben.

Angesichts dieses traurigen Falles taucht eine Menge prinzipieller banktechnischer Fragen auf; aber ihre Beantwortung darf ich mir heute um so eher ersparen, als ich leider bestimmt weiß, daß mir im Verlauf der nächsten Jahre noch überreiche Gelegenheit zu ihrer Erörterung gegeben werden wird. Interessant ist jedenfalls, daß fast sämmtliche große Banken noch bis in die letzte Zeit die Wechsel der dresdener Kreditanstalt zum Privatdiskont hereingenommen haben. Daß sie dadurch gezwungen sind, die Liquidation der Kreditanstalt in eigene Regie zu übernehmen, muß als eine der schwärzesten Schattenseiten des Systems der Geschäftskonzentrirung bei unseren großen Banken betrachtet werden.

Plutus.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 29. Juni 1901.

Physiologie der Geschäfte.*)

Wenn ich solche Handlungen ausnehme, die geraden Weges auf Befriedigung der Instinkte gerichtet sind, so liegt in Allem, was wir mit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel beginnen, ein Geschäft. Ich verlasse abends mein Bureau, miethe einen Wagen und fahre zu Krestowskij oder nach Arkadia: es ist ein Geschäft. Ich bestelle ein Diner: es ist ein Geschäft. Ich begegne meinem Freunde Davidow oder meinem Konkurrenten Meyerstein und

---

*) Diese Aufzeichnungen entstammen dem Nachlaß des jüngst verstorbenen kaiserlich russischen Etatsrathes Nikolaus von der Mühl, meines Oheims von mütterlicher Seite. Sie wurden verfaßt zu einer Zeit, wo Herr von der Mühl in mir seinen natürlichen Geschäftsnachfolger sah, und sollten mir einen Theil der geschäftlichen Erfahrung des alten Herrn übermitteln. Als Regirungbeamter aber glaube ich solcher Praxis zu bedürfen, zumal ich als Hauptbetheiligter der nunmehrigen Aktienbank „Von der Mühl, Goldschmidt & Co." in Petersburg die Leitung der Geschäfte einem Direktorium überlassen konnte, dessen Sitzungen mehrmals im Jahre zu präsidiren mir genügt. Dadurch, daß ich die Blätter, die für mich den Werth einer Erinnerung haben, der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich, eine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber zu erfüllen. Ob die darin niedergelegten Meinungen geeignet sind, Personen des Handels- und Gewerbestandes vortheilhaft zu beeinflussen, bleibe dahingestellt. Daß ich selbst mit einer Anzahl der Theoreme mich zu identifiziren nicht vermag, ergiebt sich aus den Voraussetzungen meines Berufes. Wenn ich trotzdem mit wenigen Auslassungen und Kürzungen es genügen ließ und den oft allzu leicht geschriebenen Text im Wesentlichen unverändert beibehielt, so leiteten mich naheliegende persönliche Empfindungen. Die spärlichen Randbemerkungen, die ich mir beizufügen erlaubte, tragen ihre Rechtfertigung in sich selbst. Ein wohlmeinender Leser wird in ihnen eher den Versuch einer Rechtfertigung als den einer Kritik erblicken.

lade ihn ein, daran theilzunehmen: abermals ein Geschäft (und meist ein schlechtes). Wir fordern ein paar schwarz gekleidete Zigeunerinnen auf, uns ein Lied zu singen, oder wir kehren nach dem Klub zurück, um eine Partie zu machen: immer wieder ein Geschäft. Der Schriftsteller, der einen Roman konzipirt, der Maler, der ein Bild entwirft, der Sänger, der eine Arie einübt: Jeder von ihnen fängt ein Geschäft an, das, wenn es gut geht, im Bureau des Verlegers, des Kunsthändlers oder des Theaterdirektors zum Abschluß gebracht wird.

Man macht Geschäfte; aber man scheut sich, davon zu sprechen. Ist es Schamhaftigkeit? Man unterhält sich von den Eigenartigkeiten der Verdauung, von körperlichen Gebrechen und fleischlichen Gelüsten, aber man verschweigt die Mitgift seiner Frau und die Höhe seines Einkommens. Wir möchten gern menschlich groß erscheinen: ganz Wille, Geist, physische Kraft. Der Erfolg unseres weltlichen Thuns soll uns wie eine unfreiwillige Aureole umglänzen, Etwas, das eher gegen unseren Wunsch als durch unser Mühen entstanden ist, unter dem wir leiden. Wir möchten Das, wonach wir streben, als eine Dornenkrone bewundert sehen, eine Last, die uns schmerzlich von den übrigen Menschen scheidet. Nur das Altererbte, Vorzeit- und Sagenhafte versöhnt uns und wir verzeihen allenfalls unseren Großvätern Das, was wir selbst nicht gern uns vorwerfen lassen.

Ich muß gestehen, daß ich mich von solchen Vorurtheilen nicht ganz frei fühle. Den Schlag der self-made men, zu dem ich mich rechnen muß, liebe ich nicht; und wenn sich Einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die seit Aeonen gleiche Geschichte von dem Sack und den zwei Thalern erzählt, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?"

* *

*

Mein Freund, der Bildhauer Simon Simonowitsch, wirft mir vor, Geld zu verdienen, sei der einzige Zweck aller Geschäfte. Statt zu antworten, pflege ich ihn zu fragen, wie hoch er eine seiner meisterhaften Schachpartien spiele. Dann erklärte er mir entrüstet, zwischen Gewinnen und Gewinn sei ein Unterschied.

Wenn ein Monarch die Grenzen seines Landes zu erweitern oder ein Staatsmann oder Militär einen höheren Rang zu erklimmen strebt, so hat er den Verdacht der Gewinnsucht kaum zu fürchten, obwohl mit dem Zuwachs an Macht auch materielle Vortheile sich einzustellen pflegen. Aber ein Geschäftsmann mag Unternehmungen schaffen oder Kirchen bauen, Kolonien

gründen oder Stiftungen errichten: es ist außer jedem Zweifel, daß er nur die Erhöhung seiner Renten im Auge hat.

Für meine Person denke ich anders. Ich würde neun Zehntel meiner Renten opfern, um unbesoldeter Leiter der Bank von England oder Vermögensverwalter der Rothschilds zu sein, denn mich lockt die Aufgabe, nicht das Ergebniß. Bei meinen Geschäften habe ich stets an die Stärkung und Erweiterung meiner Unternehmungen, nie an die Konsequenz des Geldgewinnes gedacht. Den habe ich mich gewöhnt als eine selbstverständliche und nebensächliche Folge meines Handelns zu betrachten, als einen gebührenden Tribut eroberter Gebiete, die aus höheren Gründen unterjocht werden mußten. War es bloßes Streben nach Macht? Vielleicht; wenn man unter Macht die Herrschaft über Dinge, nicht über Menschen versteht. Die über Menschen hat mich nie beglückt, denn ich liebe Servilismus und Schmeichelei nur als Zuschauer, nicht als Betroffener. Dagegen hat es mir jedesmal eine Art von Befriedigung gewährt, wenn ich die Gegenden am Don bereiste, die ich einst als Steppen und Wüsteneien gekannt hatte. Wenn ich die neu entstandenen Ortschaften zu Städten anwachsen sah, angefüllt mit Menschen, die aus den Tiefen des früher kargen Bodens ihre Kräfte sogen, wenn tausend Maschinen ihre Räder rollten und hundert Kaminsäulen ihre Rauchopfer brachten, dann erinnerte ich mich gern, daß es eine gewagte Idee gewesen war, in dieser verachteten Gegend Hüttenwerke zu errichten, und ich freute mich, zurückblickend, der Sorgen und Aengste, mit denen jede Handbreite dieses Landes befruchtet werden mußte.

* *

*

Ich habe vierzig Jahre lang mich gefragt, aus welchem Grunde die Menschen das Geldverdienen als Beruf, oft als Leidenschaft pflegen. Die Selbsterklärungen der pathologisch Behafteten haben mich oft ergötzt; ich stelle sie in eine Reihe mit denen der Briefmarkensammler.

Die Einen sagen: Wir wollen unseren Unterhalt sichern. Dabei sind sie sechzig Jahr alt und können eben so wenig mehr ihre zwei Millionen ausgeben wie die dritte, für die sie sich opfern.

Die Anderen behaupten: Wir wollen für die Zukunft unser Kinder sorgen (diese Idee macht aus so vielen Juden die hartherzigsten Wucherer). In Wirklichkeit überlegen sie sich noch auf dem Totenbett, ob es nicht besser sei, ihr Testament umzustoßen und eine Stiftung zu bedenken, statt ihrer Söhne, die vielleicht das Bluterbe in alle Winde streuen.

Ich sehe nur zwei Erklärungen für das Scharren und Kratzen; zu-

nächst die Sammelwuth. Ein Sammler kann sich zu jeder Zeit mit jedem anderen Sammler vergleichen und zahlenmäßig sein Werthverhältniß feststellen. Ein Mensch, der seinen Werth in imponderablen Vorzügen sucht, kann Das nicht. Das Geld ist aber das ideale Sammelobjekt, denn es ist selbst nichts Anderes als eine Vergleichsgröße, ein Maß, ein Skalar. Ich kannte einen geisteskranken Financier, der, in normalem Zustande flach und unbedeutend, während seiner Anfälle ein hervorragender Geschäftsmann war. Oft ging ich mit ihm über den Newski Prospekt und erinnere mich, wie er mir einmal auf der Polizeibrücke sagte: „Sehen Sie, heute bin ich vergnügt. Unter den tausend Menschen, denen wir begegnet sind, war nicht Einer, der halb so viel Geld hat wie ich." Ich glaube, es war einer seiner lichten Momente.

Die zweite Erklärung ist eine Art posthumen Ehrgeizes. Sind doch die meisten Besitzthümer posthume Freuden, die zu genießen oder vorauszuschmecken nur mit einem guten Quantum Glauben und Aberglauben möglich ist. In dieser Hinsicht läßt sich neben die Hoffnung der Dichter, Philosophen und Künstler auf Anerkennung späterer Geschlechter die Freude an einer überraschenden Testamentseröffnung rangiren. Eine ältere Dame meiner Verwandtschaft war von so abschreckendem Geiz, daß ich ihr wider Gewohnheit Vorhaltungen machte. Sie widerlegte mich kurz dadurch, daß sie mir erklärte: „Von Genüssen des Lebens erwarte ich nichts mehr. Wenn aber mein Testament einmal zum Vorschein kommt und meine guten Freunde sich über Das ärgern, was ich hinterlassen habe, so werde ich zum letzten Mal ein wirkliches Vergnügen empfinden."

Ein geistig Freier wird das Anwachsen seines Vermögens stets nur als eine annehmbare Nebenwirkung seiner Thätigkeit beobachten, mit demselben Gefühl etwa, mit dem ein Gutsbesitzer in seinen Nutzforsten erquickliche Spazirgänge entdeckt, und wenn er an einem Theil seines Vermögens festhält, so wird es der Rest sein, der ihm gesellschaftliche Unabhängigkeit, weiße Wäsche und die Erziehung seiner Kinder sichert.

Von guten und schlechten Geschäften.

„Ehrlich währt am Längsten."

Mein verstorbener Sozius sagte: „Es giebt nur gute Geschäfte." Das ist so falsch wie alle einleuchtenden Wahrheiten. Keine Meinung hat so sehr zur Entehrung des Handels beigetragen wie die, daß jedes gute Geschäft auf Kosten und zum Schaden eines Partners gemacht sein müsse. Ich behaupte, daß Geschäfte dieser Art durchaus nicht gut, sondern schlecht sind;

schlecht schon deshalb, weil sie sich nicht beliebig wiederholen lassen. Ich kann, bei ausreichender Tüchtigkeit, einen schwarzen Filz und einen leinenen Lappen als Hut Napoleons des Ersten und als Schnupftuch der Königin Elisabeth verkaufen, und wenn ich Glück habe, kann ich das Experiment zwei-, dreimal erneuern. Ich zweifle aber, ob es möglich ist, auch nur die Hälfte sämmtlicher Antiquare Europas mit solchen Kuriositäten zu versorgen. Mit gleichem Aufwand an Intelligenz, Arbeitkraft, Ueberredungskunst hätte ich unendlich ausgedehntere und einträglichere Absatzgebiete schaffen können, nämlich dann, wenn ich wirklichen Bedürfnissen wirkliche Erfüllungen gebracht hätte. Das Geschäft war schlecht.

Es giebt eben so Geschäfte, die für beide Theile ungünstig sind, wie solche, die beiden nützen. Es ist deshalb ein thörichter Aberglaube, anzunehmen, daß die Interessen beider Kontrahenten einander entgegengesetzt sein müssen und daß dem Einen nur Das von Vortheil ist, was den Anderen schädigt. Zwei Beispiele: Für ein Fabrikterrain bietet mir ein Bahnunternehmer einen reichlichen Preis, der angemessen scheint, weil die Lage für sein Unternehmen ungewöhnlich günstig ist. Das Geschäft kommt zu Stande, aber die Bahnhofsanlage erweist sich als verfehlt. Gleichzeitig merke ich, daß mir für eine Erweiterung meiner Fabrik der Platz fehlt, weil ich das Grundstück leichtsinnig weggegeben habe. Wir haben Beide die wahren Bedürfnisse verkannt und das Geschäft, das für beide Theile eine glückliche Kombination zu sein schien, ist für beide Theile schlecht.

Umgekehrt: Ein Kaufmann sieht, daß sein alteingesessenes Ladengeschäft zurückgeht. Er hat es ererbt und ist bereit, es zu beliebigem Preise loszuschlagen, weil er erkannt hat, daß für seine Waare kein genügender Bedarf mehr vorhanden ist. Ein Konkurrent glaubt, unter der bewährten Firma einen neuen Artikel erfolgreich vertreiben zu können, dem er bis dahin nicht die rechte Beachtung verschaffen konnte. Er erwirbt das Unternehmen; nach Ansicht der Zunftleute viel zu theuer. Trotzdem haben Beide ein gutes Geschäft gemacht: der Eine hat sich vor dem Ruin bewahrt und einen Betrag erhalten, auf den er nicht rechnen konnte; der Andere hat ein an sich theures Objekt durch eine glückliche Kombination in ein preiswerthes verwandelt. Beide haben vorhandene Bedürfnisse erkannt und befriedigt.

* *

*

Bedürfnisse erkennen und Bedürfnisse schaffen, ist das Geheimniß alles ökonomischen Handelns. In großen deutschen Städten giebt es fast in jeder Straße ein Schreibwaarengeschäft. Angenommen, ich empfinde den unbe-

zwinglichen Drang, zu den neunhundertfünfzig bestehenden das neunhunderteinundfünfzigste zu fügen, und errichte es in angemessener Nähe eines tüchtigen Konkurrenten, ohne sonst Neues zu ersinnen: welches Recht habe ich mir erworben und welchen Nutzen habe ich gestiftet? Vielleicht kann ich den Gewinn meines Vorläufers schmälern und dem Kommis aus dem Nebenhause, der alle vierzehn Tage Stahlfedern einkauft, zwei Minuten Weges ersparen. Sicherlich werde ich über die Noth des Mittelstandes klagen und gesetzliche Hilfe fordern. Das ist Alles; und im Uebrigen thue ich gut daran, mir rechtzeitig ein Exemplar der Konkursordnung anzuschaffen. Das Gegentheil Dessen, was ich versuchte, war Bedürfniß. Der Kommis aus dem Nebenhause ist durch mich nicht zufriedener geworden, denn er braucht eine ganz besonders geartete Sorte (man kann nicht alle Artikel führen) und mußte deshalb ein anderes Geschäft aufsuchen. Gut, daß ich ihm wenigstens ein paar vorjährige Neujahrskarten aufschwatzen konnte. Uebrigens mußte er an jenem Tage noch zwei längere Wege machen, denn er wünschte eine Bartbinde und eine Cigarrenspitze zu erwerben, mit denen ich ihm nicht dienen konnte. Hätte ich hingegen ein Waarenhaus errichtet, so konnte der Kommis nicht allein Schreibfedern, Bartbinden und Cigarrenspitzen, sondern auch Stiefelwichse, eingemachte Früchte und seidene Jupons finden, — und Alles ohne Kaufzwang, nasse Füsse, Zeitverlust und viermaliges Pferdebahnfahren. Aber meine Phantasie, Initiative und Kapitalkraft reichten nicht weiter als bis zur blöden Nachahmung eines abgebrauchten Schemas; und so hätte ich besser gethan, mich beim nächstbesten Waarenhause um eine Kommisstelle zu bewerben und mich einer kräftigen Organisation und Willenskraft zu fügen, statt durch das Streben nach unverdienter Selbständigkeit mich und den Wohlstand des Landes zu schädigen.

So lange die Genüsse des Lebens nur einigen Tausenden gegönnt sind, so lange es hungrige, schlecht gekleidete, mangelhaft unterrichtete, kranke und unfrohe Menschen giebt: so lange giebt es ökonomische Bedürfnisse, die Geschäfte ermöglichen und Geschäfte verlangen. Und werden nicht neue Bedürfnisse täglich geschaffen? Vor zwanzig Jahren fiel das zweite Empire und mit ihm sein Symbol: die Krinoline. Es ist bekannt, daß bedrängte Händler und Fabrikanten von Stahlreifen sich dadurch aus der Noth halfen, daß sie ein allerliebstes Spielzeug erfanden. Es hieß Cricri und befriedigte das neuerwachte Bedürfniß nach Mißklang und Unfug so gut, daß es erst von der Erde verschwand, nachdem alle Stahlreifenmänner Millionäre geworden und alle nervenschwachen Europäer gestorben waren. Und wie war es mit den Ansichtpostkarten? Und dem Rauchtabak? Und den Fahrrädern, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Photographien, Petroleumlampen, Kinderwagen, Telephonen, Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen? Thorheit

und Genialität, Trägheit, Genußsucht, Mitleid und Eigennutz reichen einander täglich die Hand, um uns Bedürfnisse zu schaffen, zu erneuern und zu verwandeln. Und Ihr, die Ihr Euch rühmt, jede Lokalanzeige und jede Reporterneuigkeit zu kennen, wollt in dem unendlichen Rädergetriebe keine Speiche entdecken, die Ihr packen könnt?

Von Geschäftsleuten.

In Romanen findet man mitunter die Beschreibung des Grandseigneur der Geschäftswelt. Ein vornehmer älterer Herr mit grauem Backenbart und noblen Requisiten: Arbeitkabinet, Lederfauteuils, Eisbärenfell, schweren Havanas. Der Sekretär erscheint, berichtet, — und blitzschnell werden Befehle und Depeschen diktirt. Eine Kreuzung aus Diplomat und Feldherr.

Gewiß: ich kenne einige Typen dieser Art. Der mit dem Diplomatengeschick ist in der Regel ein guter Unterhändler und Agent, Der mit dem Feldherrblick ein geschickter Börsenjobber. Große Geschäftsleute sind Beide nicht. Ein Geschäftsmann großen Stils, ein Schöpfer und Erhalter großer Unternehmungen scheint mir eher mit dem Bauern und Landwirth verwandt zu sein; fast immer ist er geringer Abkunft und selten als Großstädter geboren. Starker Knochenbau, starke Hände, schwere Züge, nervenfreies Temperament. Einem Menschen mit spitzen Fingern, steiler oder schräger Handschrift und flackerndem Blick würde ich schwerlich meine Interessen anvertrauen. Eben so wenig einem, der zu schnell und zu geschickt spricht.

Die Eigenschaften, die verlangt werden, sind Fleiß, Uebersicht und Gedächtniß. Herzensgüte schadet nicht, Jähzorn ist gut. Gefährlich ist allgemeine Bildung; ich kenne nur Wenige, die über den Schatz ihrer Kenntnisse nicht gestrauchelt sind.

Fleiß! Ich fühle mich beklommen durch die Banalität der Ansichten, die ich über diese Tugend zu sagen habe. Aber in unserer Zeit der trägen Genies ist es nöthig, manchmal daran zu erinnern, daß eine Meinung nicht wahr zu sein braucht, weil sie paradox ist, noch falsch sein muß, weil unbefangene Menschen daran glauben.

Ein junger Mann aus guter Familie lobte mir seine Begabung und fragte mich, was er im kaufmännischen Beruf verdienen könne, unter der Bedingung, daß er täglich nur fünf Stunden arbeite. Ich antwortete ihm, daß in Geschäften die Arbeitzeit nur von der siebenten Stunde aufwärts bezahlt werde, und veranlaßte ihn, in den Staatsdienst zu treten. Meine

Beamten pflege ich darauf hinzuweisen, daß ich sie für ihre Arbeit bezahle und für ihre Mußestunden avanciren lasse. Denn alle nutzbringenden Gedanken, alle Neuerungen und Fortschritte kommen in der Abgeschiedenheit der Feierzeit zur Welt, nicht unter dem Scharren der Federn und dem Lärm der Verhandlungen; und wer mit der Radlermütze, der Jagdjoppe oder den Filzpantoffeln einen neuen Menschen und ein frisches Gehirn anzieht, Der darf nicht den Ehrgeiz haben, neue Wege zu wandeln.

Nein: leider genügt es nicht, am Schreibtisch zwischen zwei guten Cigarren große Ideen zu konzipiren, die nachher durch Sekretäre und Direktoren automatisch ausgeführt werden. Dem Geschäftsmann großen Stils vergeht der Tag zwischen Anfragen und Antworten, Besuchen, Verhandlungen, Akten und Statistiken, Rechnungen und Rapporten, Beschwerden, Streitigkeiten, Personalien, Rechtsgutachten, Besichtigungen, — kurz, im Suchen, Forschen, Fragen, Prüfen, Wägen: und ach, nur ein Tausendstel von Dem, was er thut, ist Handeln.

* *
*

Ich pfeife auf Das, was man die großen Ideen nennt. Sie liegen auf der Straße. Sie kommen zu Dutzenden, dieses Gesindel, wenn wir träumen, wenn wir verdauen oder wenn wir Erholung suchen. Und Das ist ihre rechte Zeit und ihr rechter Ort; am Feierabend mag man ein paar Stunden ihren großen Reden und hohen Gesten verschenken. Es ist nichts leichter als zu sagen: bauen wir eine Bahn quer durch Asien, vereinigen wir alle Petroleumquellen der Erde, lenken wir die Goldflüsse Belgiens und Frankreichs durch russische Industriekanäle, erschließen wir ungemessene Landgebiete Amerikas durch Ansiedlung, Verkehrsmittel und Städtebau. Ich stelle mir vor: ein Industriekönig liest in seiner eigenen Biographie, wie der „große Gedanke" seines Lebens erklärt, erläutert und gefeiert wird. Wie muß der Ehrliche über die Gläubigkeit der Chronisten lachen! Denn die große Idee war, als er sie aufgriff, eine zehnmal breitgetretene Plattheit, ein Erbstück, ein Gemeingut aller Vernünftigen gewesen: was gefehlt hatte, war der Mann, der Wille, der Fleiß, die Ausdauer. Und war Genialität dabei nöthig, so war es die Genialität der tausend Mittel, der tausend Auswege und Umwege, der Ueberzeugungskraft und der Halsstarrigkeit.

Ich hasse die geistreichen Gedanken und mißtraue den brillanten und paradoxen Worten. Oft b komme ich Briefe, knapp geschrieben, lebhaft stilisirt, die im Voraus alle Einwendungen widerlegen und mathematisch unantastbar folgern —: Vorsicht! Es sind Blumen auf Draht. Ich kenne die Versuchung,

die zumal an jüngere Menschen in leitender Stellung herantritt, von zwei Entscheidungen die geistreichere zu wählen. Du leitest eine Konferenz. Ein halbes Dutzend abhängiger Leute umgiebt Dich, verpflichtet und bereit, auf Deinen Gesichtsausdruck hin zu lächeln, zuzustimmen, die Köpfe zu schütteln oder sich zu entrüsten. Natürlich ist es amusant, eine ernste Frage durch ein Epigramm zu erledigen, einen Menschen mit einer Grimasse zu verurtheilen, und Du erntest den Beifall, den Du ersehnst, auf der Stelle, Zug um Zug. Aber vergiß nicht, daß die Werkzeuge, die Deine Fehler in die Wirklichkeit zu übertragen berufen sind, sich in alle Winde zerstreuen, wenn die Saat Deiner Thorheit aufgeht, und Dir allein die Verantwortung vor die Füße werfen. Friedrich der Große hatte das Recht, witzige Reskripte zu machen, denn er war ein preußischer und absoluter König. Aber man wird beim ersten Blick finden, daß die geistreichsten Entscheidungen meist die unwichtigsten Sachen betrafen, und bei näherer Prüfung, daß sie nicht immer die gerechtesten waren.

Die Freude an salomonischer Geschäftsweisheit habe ich verloren in der Schule meines ersten Lehrmeisters und Chefs, der ein stiller und spießbürgerlicher Mann und einer der ersten Financiers seiner Zeit war. Er war Bankier und sah einen großen Theil des Nationalvermögens jahraus, jahrein durch seine Hände fließen; aber sein Beruf hatte ihn mit einer solchen Abneigung gegen Geld und Reichthum gesättigt, daß er vermeiden lernte, sich ein Vermögen zu schaffen, und seinen Wunsch, mittellos zu sterben, erfüllt sah. Mein Chef war das Gegentheil eines Diplomaten. Wenn eine große grundsätzliche Frage ihn beschäftigte, so zog er Jeden zu Rath, der ihm in den Weg kam. Er sprach davon mit seinen Angestellten, mit seiner Frau, mit seinen Konkurrenten, womöglich mit seinem Diener, so etwa, wie es den Juden vorgeschrieben ist, über das Gesetz zu diskutiren: „Wenn Du sitzest und wenn Du gehest, wenn Du Dich legest und wenn Du aufstehst.“ Er ließ nicht nur alle Einwendungen gelten, sondern er berichtete gewissenhaft jedem Nächstfolgenden, was der Vorhergehende gesagt hatte. Zuletzt, oft nach Wochen, wenn Keiner mehr an die Sache dachte, kam er mit seinem Vorschlag. Ungeschickt vorgetragen, mit langen Ausschweifungen nach rechts und links, machte seine Lösung den Eindruck von etwas höchst Trivialem, Uninteressanten, Selbstverständlichen, ähnelte Manchem, was lang und breit besprochen war, — und war doch nicht ganz das Selbe. Ohne Geräusch wurde die Direktive befolgt und meist viel später erst wurde deutlich, welche Ausblicke der neue Weg eröffnete, dessen Eigenart anfangs verborgen geblieben war.

Und ist es nicht ähnlich mit großen Erfindungen und neuen Systemen? Eine feine Gesteinspalte, an der Tausende vorübergegangen waren, undurchdringlichen Fels vermuthend: dem Einen wird sie offenbar, — und mit

schlichtestem Werkzeug und wenigen Hieben sieht er zu ungeahnten Grotten und verborgenen Schätzen den Weg gebahnt. Und die erste Frage jedes Erfinders und Denkers, wenn eine neue Errungenschaft ihm angekündet wird, ist die: Wo lag bisher die blinde Stelle in meinem Auge und der tote Punkt in meinem Gehirn?

* *

*

Als ich vorhin von Uebersicht und Gedächtniß sprach, erinnerte ich mich der Sätze, mit denen Taine das Inventarium des napoleonischen Geistes umschreibt. „Atlanten" nennt er die aufgespeicherten und encyklopädisch geordneten Notionen dieses Weltenverstandes, der die letzte Kanone seines Kaiserreiches, das letzte Bataillon seines Feindes, das letzte Bankbillet seines Budgets registrirt. Nur solche Atlanten und Bücher, ungeschrieben und ungedruckt, aber in weiche graue Gehirnmasse geätzt, können reden, inspiriren und Wege weisen.

Ich hasse Notizbücher. Wer viel notirt, ist ein Subalterner oder ein Dummkopf. Der Schädel eines Kaufmannes muß einige tausend Zahlen beherbergen und diese Zahlen müssen leben und gehorchen. Er muß Gewalt haben, zu merken, und Gewalt haben, zu vergessen; vor Allem aber die Gewalt, zu überblicken. Wie für den Künstler, so ist für den Schaffner und Händler das höchste Erbthum: der Blick fürs Wesentliche. Bei klugen Menschen liegt oft mehr im Fragen als im Antworten; und wenn ich vernehmen kann, wie ein überragender Mann in kurzen Worten einen verwickelten Zusammenhang bloslegt, so empfinde ich Freude wie an einem Kunstwerk.

Will man von einer Genialität auf diesem Schauplatz menschlicher Thätigkeit sprechen, so mag man, ausgehend von der eben erwähnten Begabung für das Wesentliche, sie finden in einem — ich möchte sagen: divinatorischen — Ueberblick über die Bedürfnisse der jetzigen und der kommenden Zeit und in der Erkenntniß der zur Erfüllung möglichen Mittel. Solche Divination besaß der Bankmann, von dem ich vorhin gesprochen habe. Sie äußerte sich nicht in apokalyptischen Gesichten und tönenden Seherworten, sondern in gelegentlicher Beurtheilung der Dinge und in praktischen Entschlüssen. Ich glaube nicht, daß mein Chef dieses Blickes, der ihm den Gang der Zeitenentwickelung entschleierte, sich bewußt war. Er liebte theoretische Betrachtungen nicht und redete nur über den gerade vorliegenden Fall; wie als etwas Selbstverständliches enthüllte sich in einer zufälligen Andeutung das Bild, das er in sich trug, in einzelnen Zügen, — etwa so, wie wenn eine Spalte im Theatervorhang uns einen Ausschnitt der hellerleuchteten Bühne zeigt.

Vom Werth der Organisation.

Als Junge bekam ich eine winzige Dampfmaschine geschenkt. Es war eine Lokomobile; man goß unten Spiritus und oben Wasser hinein, steckte den Docht an und das Rad drehte sich eine halbe Stunde lang. Nach drei Tagen brach ich das Ding entzwei, um zu sehen, welches geheimnißvolle Wesen innen sitze und den Kolben bewege. Es war leer; und ich starrte enttäuscht auf ein Häufchen Eisenblech, ein Stänglein, ein Kölbchen und ein Hähnchen aus Messing. Das Geheimniß, das Spiritus und Wasser zur regelrechten Arbeit zwang und aus dem toten Blech ein lebendes Geschöpf machte, saß nicht im Innern; es war etwas Unfaßbares, Abstraktes: die Gestalt und Anordnung der Theile. Ein Heer, eine Fabrik, ein Staat, ein Geschäft: alle sind Maschinen aus lebenden Menschenleibern. Von dem Haufen, der auf dem Marktplatz webt, sind sie nur durch ein Unsichtbares geschieden: durch Ordnung, durch Organisation.

Was ist eine Zeitung, eine Bank, eine Fabrik, ein Theater, eine Rhederei? Ist es das Papier oder das Geschäftshaus, sind es die Maschinen oder die Coulissen oder die Schiffe? Ist es der Name? Sind es die Personen? All diese Einzeldinge sind wechselbar und ersetzlich. Der Zusammenhang, der Aufbau, die Anordnung sind das Wesentliche. Arbeit, Erfahrung, Zeitaufwand und Geist haben eine Organisation geschaffen; und sie sind die Werthe, die sich darin kristallisirt haben. Ich kann wohl ein Gebäude errichten, Werkzeugmaschinen aufstellen und Arbeiter werben. Habe ich dann eine Maschinenfabrik? Nimmermehr! Es fehlt der Stab von Konstrukteuren, der Pläne und Zeichnungen liefert, wie sie den Bedürfnissen des Ortes und der Leistungfähigkeit des Werkes und der Arbeiter entsprechen. Es fehlen die Werkmeister, die mit den Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter, der Maschinen und des Materials vertraut sind. Es fehlen Arbeiter, die auf gewissenhafte und exakte Ausführung geschult sind. Es fehlt der Apparat von Vertretern und Verkäufern, die die Vorzüge der Produkte und die Anforderungen der Käufer kennen. Es fehlt der Name und das Ansehen, das dem Käufer Bürgschaft bietet. Es fehlt endlich der Leiter, der sein Fach, seine Leute und sein Geschäft kennt und beherrscht. Ist aber einmal der Organismus unter Mühen und Arbeit, Kosten und Zeitaufwand erwachsen, so erträgt er, ohne zusammenzubrechen, die Umgestaltungen, die die Vielfältigkeit aller Institutionen mit sich führt. Neue Erzeugnisse werden erfordert: man schafft neue Maschinen, sie herzustellen. Ein Meister altert und setzt sich zur Ruhe: eine neue Kraft wird in kurzer Zeit sich einarbeiten. Die

lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, gleichviel, ob neue Maße und Gewichte, plötzlich angekuppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.

* *

*

Ich darf hier den Versuch nicht wagen, eine Theorie der Organisation zu geben, die ein hübsches Werkchen in drei Theilen, mit Vorrede, Nachwort, Anmerkungen und Literaturnachweis, ausmachen könnte. Es sei mir nur gestattet, ein paar allgemeine Sätze anzuheften, die vielleicht dem Erfahrenen bekannt, dem Unerfahrenen werthlos, mir aber theuer sind.

Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

Du sollst die Arbeit Deiner Organe kennen und beständig beobachten, aber niemals Das selbst verrichten, was diese Organe ausführen können. Denn die wichtigste Arbeit ist solche, die kein Anderer vollbringen kann; und deren giebt es stets genug.

Verlange, daß jeder Deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

Der Militarismus erzielt große Wirkungen dadurch, daß von jedem der unteren Organe mehr verlangt wird, als geleistet werden kann. Ein Mann, der in der Front niest, wird bestraft. Eine schiefe Binde ist ein Delikt. In Folge seines beständig belasteten Gewissens befindet sich der Soldat in einem ähnlichen Zustand wie ein Cirkuspferd, dessen Kandare, auf dem Nacken festgespannt, den Hals und Körper in Anspannung hält. Hüte Dich, im Wirthschaftleben diesen Drill nachzumachen, selbst wenn Du die Gewalt hättest, ihn zu erzwingen: denn er entbindet Deine Leute von der Pflicht der Initiative.

Sei stets um das Wohl Deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

Bei Streitigkeiten haben Beide Unrecht.

Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.

Der Mann, den Du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, selbst Jurist oder Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann.

Kollegialität heißt Feindschaft.

Als Beamte kommen zwei Sorten von Menschen in Betracht: Solche, die ein großes Maß von Spezialkenntnissen und Schule besitzen, und Solche, die Das haben, was die Briten common sense nennen. („Gesunder Menschenverstand" ist nicht ganz das Selbe.) Leider schließt die eine Qualität fast immer die andere aus. Charakter und Erziehung führen den Deutschen zur ersten, den Engländer zur zweiten Geistesdisziplin; und hieraus ergiebt

sich die Ueberlegenheit der einen Nation in technischer Spezialarbeit, der anderen in Unternehmungen des Handels uud der Kolonisation. Ueber die Verwendungmöglichkeit beider Kategorien braucht nichts gesagt zu werden; sie ist klar.

Wenn Du Menschen findest, die sich mit Erfolg in eine Organisation einfügen, so sind es Germanen oder Angelsachsen. Von allen Rassenüberlegenheiten erscheint mir diese die wichtigste.

Juden sind niemals Beamte. Selbst in der unbedeutendsten Stellung sind sie Unternehmer und Geschäftsleute auf eigene Faust. Unentbehrlich sind sie für neue Gebiete und alle Thätigkeit, die dem Wechsel der Zeit, des Ortes und des Geschmackes stark unterworfen ist. Denn sie sind neugierig, thätig und ausdauernd, wenn auch nicht beharrlich, sie verstehen sich aufs Kämpfen, aber nicht aufs Verfolgen. Deshalb arbeiten sie beständig nach außen, extensiv und expansiv; sie können organisiren und leiten, aber niemals verwalten.

Eine Verwaltung sollte so beschaffen sein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt ist, besonders auch der Bezirk, den Du selbst Dir vorbehältst. Deshalb vermeide Geschäftsgeheimnisse — scharf betrachtet, giebt es keine — und halte mindestens einen Mann, der alle Deine internsten Dinge erfährt und kennt.

Unfähige Menschen erkennst Du daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachtheil: er arbeitet ohne Konkurrenz, also ohne vergleichenden Ansporn; er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen; und er leidet am Aberglauben der Anciennetät.

Hast Du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß Du ihn in seiner Stellung behältst, denn er wird nicht nur Dir und sich selbst, sondern auch unzähligen Anderen schaden.

Wenn Du Menschen beurtheilst, so frage nicht nach den Wirkungen, sondern nach den Ursachen der Fehler, die sie machen.

Wenn zwei Drittheile aller Deiner Entschlüsse richtig sind, so sei zufrieden. Versteife Dich nicht darauf, Alles richtig zu machen, sondern handle nach den Grundsätzen, an die Du glaubst. Nicht alle Wege führen nach Rom; Zickzackwege bestimmt nicht.

Daß der Geschäftsmann nur nach dem Erfolg beurtheilt wird, ist vielleicht seine beste Erziehung. Der Staatsbeamte und Soldat wird für seine Einzelleistungen belobt und findet hierin eine Tröstung und Stärkung seines Selbstbewußtseins. Der Werth des Handelns liegt aber nicht in einer Reihe von Bravouren, sondern in der Durchführung des Großen und Ganzen.

Vom Verhandeln.

Ich kann nichts Besseres thun, als hier eine nicht ganz ungefährliche Seite der Länge nach abschreiben, die ich in den Werken des großen Meisters guter und schlechter Geschäftskunst, Francis Bacon Lord Verulam, gefunden habe. Sie steht in den „Essayes or Counsells, Civill and Morall" und ist betitelt: „Of Negociating".

„It is generally better to deale by Speech then by Letter; And by the Mediation of a Third, then by a Mans Selfe. Letters are good, when a Man would draw an Answer by Letter back againe; Or when it may serve, for a Mans Justification, afterwards to produce his owne letter; Or where it may be Danger to be interrupted, or heard by Peeces. To deale in Person is good, when a Mans face breedeth Regard, as Commonly with Inferiours; Or in Tender Cases, when a Mans Eye, upon the Countenance of him with whom he speaketh, may give him a Direction, how farre to goe: And generally, where a Man will reserve to himself Libertie, either to Disavow, or to Expound.

... It is better, to sound a Person with whom one Deales, a farre off, then to fall upon the point at first; Except you meane to surprize him by some Short Question. It es better Dealing with Men in Appetite, then with those that are where they would be.

... All Practise is to Discover, or to Worke. Men discover themselves, in Trust; in Passion; At unaware; And of Necessitie, when they would have somewhat done, and cannot finde an apt Pretext. If you would Worke any Man, you must either know his Nature, and Fashions, and so Lead him; or his Ends, and so Perswade him; or his Weaknesse, and Disadvantages, and so Awe him; or those that have Interest in him, and so Governe him. In Dealing with Cunning Persons, we must ever Consider their Ends, to interpred their Speeches; And it is good, to say little to them, and that which they least looke for. In all Negociations of Difficultie, a Man may not looke to Sowe and Reape at once; But must Prepare Businesse, and so Ripen it by Degrees."

Das ist erschöpfend; und ich thäte vielleicht besser, hier zu schließen, als die noch folgenden Ausführungen mit dem Hinweis auf neuere Verhältnisse zu entschuldigen.

Briefliche Verhandlungen führen in verwickelten Dingen nie zum Ziel. Das geschriebene Wort macht mißtrauisch: den Schreiber, weil es unwiderruflich verbindet, den Empfänger, weil es nüchtern, berechnet und verklauselt klingt. Hierzu kommt das unlösbare Problem alles Schreibens: so zu stilisiren, daß der Leser nicht anders lesen kann, als der Schreiber sprach.

Daher sagt sich beim ersten Zusammentreffen nach schriftlichem Verkehr

Jeder der Beiden: „Ich hatte mir den Anderen schlimmer vorgestellt“. Ist Das nicht der Fall, so ist die Entrevue vergebens.

Im Vortheil ist der Unterhändler, der vom anderen unterschätzt wird. Kleine Schwächen der Auffassung und des Benehmens haben schon Manchem genützt, der es nicht ahnte, und Viele haben sich um den Erfolg gebracht, weil sie zu wenige Fehler begingen.

Glaube nicht, Etwas dadurch zu erreichen, daß Du alle Einwände vorwegnimmst und widerlegst. Niemand läßt sich ad adsurdum führen.

Es ist nicht möglich, einem Menschen zu überzeugen, geschweige zu überreden. Führe neue Thatsachen und Gesichtspunkte an, aber insistire niemals. Die beste Stärke liegt darin, neue Vorschläge zu ersinnen, sobald starke Einwände erhoben werden.

Wenn Du Vorschläge machst, so schicke alle schwachen Punkte voraus. Rechne nie darauf, daß Dein Gegner Etwas übersehen könnte.

Setze stets voraus, Dein Gegner sei der Gescheitere.

Denke Dich beständig an die Stelle Deines Gegenüber. Proponire nur, was Du selbst in seiner Lage annehmen würdest, und erwäge bei Allem, was man Dir sagt, die Interessen, die dahinter stecken. Denke nicht nur für Dich, sondern auch für den Anderen.

Eine besondere Geschicklichkeit besteht darin, von vorn herein zu erkennen, welche Punkte die größeren Schwierigkeiten machen werden, und diese Punkte von Anfang an in den Vorverhandlungen zu klären.

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernsten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im Voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebniß.

Bei gescheiten Menschen, die in Verhandlungen erfahren sind und sich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entscheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß sie mit der Fage in Zusammenhang stehen, und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zustimmung erfolgt ist.

Wenn man erwägt, wie oft ein Spazirgang, ein Mittagessen, ein Kopfnicken oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über die Stärke oder über die Schwäche der Menschen erstaunen muß.

In letzter Instanz entscheidet die Ansicht, die die Menschen von einander haben. Ungemessener Aufwand von Studien, Vorarbeit und Mühwaltung sachkundiger Kräfte wird vergeudet, — und schließlich erkennen zwei Führer, daß die Sprechweise des Einen dem Anderen unsympathisch ist.

Im Allgemeinen lege auf Verhandlungen keinen zu großen Werth. Ist Deine Geschäftspolitik — mit anderen Worten: Deine Voraussicht der

zukünftigen Entwickelung — richtig, arbeitest Du mit geeigneten Mitteln und in zutreffender Schätzung Deiner Kräfte, so werden die Geschäfte Dich aufsuchen und die Verhandlungen werden nebensächlich werden. Die größte geschäftliche Stärke — und eigentlich die einzige — ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitweise. Befasse Dich heute mit den Geschäften, die Andere in einem Jahr machen werden, und Du bedarfst keiner Kunstgriffe, keiner Diplomatie und keiner Verhandlungskunst.

Von Geld und Vermögen.

Man hört oft: Der und Der ist durch glückliche Spekulationen reich geworden. Mir ist unter den Hunderten von großen Vermögen, deren Geschichte ich kenne, kaum ein einziges bekannt, das durch Börsenspekulation oder ähnliche Manöver entstanden wäre. Spekulation ist Spiel; und wenn sich Jemand am Spiel bereichert hat, so ist es entweder das Spiel der Anderen oder das Falschspiel gewesen.

Die Genußfähigkeit der menschlichen Natur wird überschätzt. Ein wirklich reicher Mann kann nur einen verschwindenden Theil seiner Einkünfte in Genüsse umsetzen; und je mehr Genußgüter er sich verschafft, desto schwächer werden seine Beziehungen zu diesen Dingen, seine Herrschaft darüber und seine Besitzesfreude. Angenommen, Jemand besäße so viele Landhäuser, daß er nur einen Monat des Jahres jedes bewohnen kann: so wird ihn der immaterielle Gedanke, Herr und Eigenthümer zu sein, schwerlich darüber hinwegtäuschen, daß er überall nur ein Gast und Fremder ist.

Hieraus erklärt sich die Abneigung der Reichsten gegen die Anhäufung von Genußgütern, in der minder Begüterte den Inbegriff der Wünsche sehen. Aller Ueberschuß des Besitzes über die zur Befriedigung der Genußfähigkeit dienende Menge bedeutet Macht; Macht jedoch nur in den Händen Derer, die zu herrschen und große Gedanken zu verwirklichen wissen. Die Ausübung dieser Macht erfordert die selbe Arbeit und den selben Kampf wie ihr Erwerb. Deshalb ist es ein widerwärtiger Anblick, die Zügel der Besitzesherrschaft in den Händen thörichter und kraftloser Erben zu sehen; ziellos vergeuden sie tausendfältige Kräfte, die zum Dienst der Menschheit bestimmt waren.

Große Vermögen entstehen nicht durch Spiel; sie entstehen aber auch nicht durch Arbeit. Der Gesammtbesitz der Welt an Gütern ist so gering, daß tausend und tausend unfreiwillige Hände beitragen müssen, um dem Einen, dem Frohnherrn, die Goldhaufen zu thürmen. Das, was die wunderbare Wirkung herbeiführt und die Massen veranlaßt, einem Fremden zu Liebe

ihre Taschen zu öffnen, sind Monopole. Monopole, durch Gesetz, durch Lage, durch Intelligenz oder durch Priorität besiegelt. Ein englischer Herzog besitzt ackergroße Landstriche in der londoner City: das Monopol der Lage zwingt Tausende von Kaufleuten, die nur in der Nähe der Bank hausen können, einen großen Theil ihres Gewinnes dem Besitzer als Miethe zu opfern. Eine Gesellschaft erwirbt das gesetzliche Monopol des Zündhölzerverkaufes in einem lateinischen Staat; und Jeder, der eine Cigarette anzündet, zahlt gezwungen den Bruchtheil eines Centimes in die Kassen der Unternehmerin. Ein Hüttenmann entdeckt eine Eisenlegirung, die neue und werthvolle Eigenschaften besitzt; und auf jeder Panzerplatte und jeder Messerklinge lastet ihm ein antheiliger Tribut, so lange er das Monopol der Intelligenz zu wahren weiß. Ein Bankhaus hat seit hundert Jahren jede Anleihe seines Staates finanzirt und das Vertrauen des Publikums bewahrt: das Monopol der Priorität wird dafür sorgen, daß von jedem Thaler Landesschulden ein Pfennig an den Schaltern seiner Emissionstellen hängen bleibt.

* *

*

Einst herrschten die Starken und Tapferen. Als Fürsten und Altadelige ehren wir heute ihre Erben. Das Erbtheil ist zwar nicht die Stärke, wohl aber ihre Begleiterin: die Gesinnung. Die vererbt und überträgt sich; und neben ihr die Rasse. Und wozu hat es schließlich die Menschheit gebracht als zu reiner Rasse und edler Gesinnung?

Das soll sich ändern. Heute sollen nicht mehr die Starken und Tapferen, sondern die Klugen und Reichen herrschen. Denn was soll die Stärke? Es giebt keine Handgemenge, keine Ringkämpfe und keine Turniere mehr. Und was die Tapferkeit? Unsere Kriege werden nicht mehr mit Blut, sondern mit Geld genährt. Maschinen arbeiten gegen Maschinen, Panzer gegen Panzer. Der Ingenieur, der Chemiker, der Finanzmann sind Feldherren. Das neuste Gewehr, das beste Pulver, das schnellste Boot fesseln den Sieg. Unser Herrgott kämpft nicht mehr auf der Seite der stärksten Bataillone, sondern auf der Seite der modernsten Gießerei.

Und das Kapital! Als das Blut der Welt rollt es durch die Adern des Verkehrs. Es schwemmt den angestammten Besitzer von seiner Scholle, es befruchtet die Sierren und Pampas, es erstarrt zu Eisensträngen, die sich durch die Völkergrenzen bohren, es berauscht die schwachen Staaten zur Knechtschaft, es wäscht jeden Flecken und beizt jeden Schild, — und strömt zurück, tausendfach schwellend, in die Behälter, aus denen es floß.

Es giebt nichts Betrübenderes als die Erkenntniß, daß wir der Pluto-

kratie rettunglos verfallen sind. Noch widerstehen ihr drei oder vier germanische Staaten; auf wie lange?

* *
*

Ich sehe die Herrscher der kommenden Zeit und ihre Kinder. Häßliche Menschen mit großen Schädeln und stechenden Augen, Menschen, die beständig sitzen; sitzen und zählen, rechnen, berathen. Jedes Wort eine Thatsache, jeder Blick ein Urtheil, jeder Gedanke auf Das gerichtet, „was ist“. Vielleicht werden sie etwas mehr Kultur als ihre Brüder von heutzutage besitzen, wahrscheinlich weniger Gesundheit. Und ihre Nachkommen! Alles hat sich vererbt, nur nicht Geist und Kraft. Ein mattes, nervenschwaches Gesindel, krankhaft, verwöhnt, launisch und willenlos. Eine Drachenbrut, liegen sie auf überkommenen Schätzen, zu faul, sie zu mehren, und zu schwach, sie zu erhalten. Und Die von ihnen werden die Besten sein und sich den Dank der Besonnenen erwerben, die durch Spiel, Verschwendung und Leidenschaft einen Theil Dessen der Welt erstatten, was der Welt gehörte.

Unaufhaltsam naht das goldene Gespenst. Das Volksbewußtsein schnuppert ängstlich und wittert seine Geisternähe. Aber die arme Volksseele hat außer der metaphysisch scharfen Nase nur grobe Organe. Sie denkt in den unbeholfensten Sammelempfindungen und kennt nur zweierlei Anschlag: Vivat und Pereat. Die Sammelempfindung, die das Gespenst erweckt, ist Haß, mit etwas Neid gepfeffert, und der Schreckensruf hallt wider an den Stellen, wo nicht eben das Hirn, wohl aber das Mundwerk der Nationen arbeitet: in den Werkstätten der Gesetzgebung.

Die wirkt seit Jahrzehnten instinktiv. Vielleicht ist Das gut: nicht allein, weil es den Wünschen der Wähler und der Wühler entspricht, sondern auch, weil der parlamentarische Instinkt immer noch zuverlässiger ist als der parlamentarische Verstand. Man wünscht, dem Kapital zu Leibe zu gehen. Das ist berechtigt und im Sinne der plutokratischen Gefahr nothwendig. Aber man schämt sich dieses gesunden Instinktes und sucht nach „Auswüchsen“ (das Wort ist vorzüglich) des Handels oder irgend einer anderen Sache. Das ist fehlerhaft. Ergebniß: man vernichtet die Börsen (als ob in diesen munteren und unentbehrlichen Cercles jemals belangreiche Vermögen entstanden wären) und veranlaßt durch andauernde Belästigung die Waarenhäuser, ihre Betriebe erheblich zu erweitern.

Es wäre mir lieber, wenn an die Stelle instinktiver Abneigung und planloser Verfolgung klare Erwägung und bewußtes Handeln treten könnte.

Die Bekämpfung der Geldherrschaft ist ein Ziel, aber kein Programm. Deshalb zunächst: was soll erstrebt werden?

* *
*

Sicherlich wäre es das Einfachste, durch das bekannte Rezept der Verstaatlichung des Kapitals neben anderen Beschwernissen auch die ganze Frage der Geldherrschaft ihres Inhaltes zu entledigen. Ich muß diese Hoffnung Jüngeren überlassen; denn Einem, der vierzig Jahre lang sich in Menschenkenntniß und im Einmaleins geübt hat, fehlt die Unbefangenheit, die solchen Glaubens Würze ist.

Wenn es nun doch bei der Anhäufung der Schätze fürs Erste sein Bewenden haben muß, so gestehe ich, daß das Szepter des Reichthumes in den Händen von Männern wie des alten Krupp, Pullmans oder Montefiores mir ungefährlicher scheint als die Insignien politischer Macht bei legitimen und konstitutionellen Fürsten von der Art Louis Philippes oder Friedrich Wilhelms des Vierten.

Der erträglichste und deshalb erstrebenswertheste Zustand der Geldherrschaft scheint mir daher erreicht zu sein, wenn die Tüchtigsten, Fähigsten und Gewissenhaftesten auch die Reichsten sind. Ich möchte für diesen Zustand der Kürze halber das Wort „Euplutismus" gebrauchen. Nach Euplutismus strebt in dunklem und verworrenem Drang der Volkswille und die Gesetzgebung aller Länder. Warum sollte dies Streben nicht ausgesprochen und mit geeigneten Mitteln verfolgt werden?

Nur annähernd wird der Zustand des Euplutismus erreichbar sein. Mit ähnlicher Annäherung vielleicht, wie es uns heute gelingt, die Weisesten zu Volksvertretern, die Tapfersten zu Heerführern, die Gerechtesten zu Richtern und die Edelsten zu Herrschern zu machen. Ist aber das Ziel an sich erstrebenswerth, so ergeben sich die Wege von selbst.

Solcherlei Wege sind:

Progressive Einkommensteuer.

Hohe Abgaben auf Erbschaften, Mitgiften und Schenkungen.

Besteuerung des nichtarbeitenden Vermögens, in erster Linie der fremden Anleihen.

Verringerung der zufälligen Monopole durch Verstaatlichungrechte auf Bergwerke, Verkehrsunternehmungen und städtischen Grund und Boden.

Vernichtung der Monopole für Staatslieferungen.

Staatliche Kontrole der Konventionen, Syndikate und Trusts.

Hohe Dotirung der oberen Staatsbeamten.

Reiche Zuwendung von Staatsmitteln für Zwecke der Wissenschaft und Kunst.

* *

*

Ich merke, daß ich bei Dem, was allgemein als Zweck der Geschäfte gilt, dem Reichthum, seiner Entstehung und seinen Gefahren, allzu lange

mich aufgehalten habe, und will zum Schluß versuchen, die Summe Dessen zu ziehen, was sich aus dem Besprochenen als Lehre zusammenfassen läßt. Sie würde lauten:

Suche die materiellen Bedürfnisse Deiner Zeit zu erkennen.

Suche die einfachsten Mittel zu finden, um ihnen zu genügen.

Lerne durch Organisation Deine Arbeitkraft vervielfachen.

Setze von Deinen Konkurrenten voraus, daß sie gescheit, fleißig und ehrlich sind.

Aber ahme ihnen nicht blindlings nach, fürchte sie nicht und traue ihnen nicht.

Und bemühe Dich, gescheiter, fleißiger und ehrlicher zu sein als sie.

Ich bitte, zu entschuldigen, Leser, wenn diese Grundsätze zu einfach und der bürgerlichen Moral allzu sehr sich nähernd erscheinen. Ich bin dieser Moral niemals aus dem Wege gegangen und muthmaße von Dir, dem Jüngeren, trotz kultureller Vorgeschrittenheit das Selbe. Auch bleibt es Deiner philosophischeren Anschauung freigestellt, aus solcher Annäherung nicht eine Bestätigung meiner Sätze, sondern ein weiteres Argument der Erfahrung zur Bekräftigung eben dieser bürgerlichen Moralbegriffe zu entnehmen.

Anschließend an die letzten Worte dieser Aufzeichnungen erlaubt sich der Herausgeber, darauf hinzuweisen, daß dem etwas leichten Ton, mit dem ernste Fragen des sittlichen Bewußtseins gestreift werden, erfreulicher Weise die vorwurfsfreie Lebensführung des Verfassers gegenübergestellt werden darf. Obwohl er mit Leib und Seele dem Handelsstande gehörte, hat der Verstorbene in allen Fragen des Lebens eine über das Pflichtgemäße hinausgehende sittliche Stärke der Anschauung bekundet, deren Werth noch wesentlich vertieft worden wäre, wenn ihr die Grundlage der Religiosität nicht gefehlt hätte. Zur Rechtfertigung muß ferner betont werden, daß mein Oheim im Herzen eines slavischen Nachbarreiches wohnte und so dem unmittelbaren Einfluß germanischer Kultur entrückt war. Vielleicht aus dieser Thatsache erklärt sich seine etwas befangene Befürchtung vor plutokratischen Zuständen, die speziell in Deutschland, wo die Trennung der gesellschaftlichen Schichten unter vorherrschend militärischem Einfluß durchaus gesichert ist, kaum jemals sich geltend machen dürften. Und unter ähnlichen Gesichtspunkten ließe sich des Verfassers idealisirende Auffassung von den Geschäften des Handels — oder besser: des Zwischenhandels — beurtheilen, die er als berechtigt, nützlich, ja selbst als wünschenswerth anzuerkennen scheint. Denn bei aller Rücksicht, die man selbst in maßgebenden Kreisen auf die Bestrebungen des Kaufmannsstandes zu nehmen gewohnt ist, wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß „billig kaufen und theuer verkaufen“ den alleinigen Grundsatz solcher Geschäfte bildet, die demnach keine andere Charakteristik verdienen als die kürzlich von kompetentester Seite ertheilte: eines nothwendigen Uebels.



Mutterschaft und geistige Arbeit.

Unter dem Titel „Mutterschaft und geistige Arbeit“ haben Frau Adele Gerhard und Fräulein Helene Simon eine umfangreiche psychologische und soziologische Studie veröffentlicht, die auf Grundlage einer internationalen Erhebung und mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung diesen Theil der Frauenfrage einer ernsten, mit warmer Theilnahme und großer Sachkenntniß vorgenommenen Prüfung unterzieht.

Niemand wird es ihnen verargen, daß sie die selbstgesetzten Grenzen mehr als einmal überschritten haben. Nicht nur, weil es ungleich zweckdienlicher ist, bei Persönlichkeiten wie Annette von Droste-Hülshoff oder Fernan Kaballero als bei Sappho oder Deborah, bei der äolischen Dichterin Erinna und anderen Berühmtheiten des Alterthumes zu verweilen, obwohl das westfälische Edelfräulein nicht verheirathet, die Spanierin von deutscher Abkunft nach dreimaliger Vermählung kinderlos geblieben ist. Sondern vor Allem, weil die meisten Berufsarten nach Vorbedingungen ergriffen worden sind, die auch nach Abschluß der Ehe ihren vollen Werth für diejenigen Frauen behalten, die ihre ganze Jugend daran gegeben haben, das vorgesetzte Ziel zu erreichen, und denen es in den meisten Fällen zum Inhalt ihres Lebens geworden ist. Das gilt von der Wissenschaft wie von der Kunst. Wo immer auf diesen Gebieten von der einzelnen Persönlichkeit Gutes und Erfolgreiches geleistet worden ist, wird es ihr schwer fallen, auch nach Eintritt in die Ehe selbständiger Thätigkeit zu entsagen.

Daß aber die normal angelegte, gesunde, schaffensfreudige Frau, ob verheirathet oder nicht, ungeachtet aller ihr von der Natur auferlegten Beschränkungen eine ganz außerordentliche physische und geistige Leistungfähigkeit besitzt, dafür spricht unter Anderem die weibliche Bethätigung auf einem Gebiet, das, weil es nur mittelbar mit einem bestimmten Beruf in Zusammenhang steht, von den Verfasserinnen des vorliegenden Buches nicht berücksichtigt werden konnte. Der Frau als Reisenden und Erforscherin ferner Regionen gebührt bereits ein eigener, ehrender Abschnitt in der Geschichte unserer Zeit, in dem fast alle Nationalitäten und Kulturländer, Frankreich, Belgien, Deutschland, Rußland, England, Amerika vertreten sind, wenn auch aus naheliegenden inneren und äußeren Gründen die angelsächsische Rasse die am Stärksten betheiligt ist. Der Raum gestattet leider nicht, hier der Bahnbrecherinnen aus früheren Tagen noch all der kühnen, unverdrossenen Nachfolgerinnen zu gedenken, die nicht selten um gelehrter Zwecke willen, ungleich öfter aus philantropischer Absicht, zuweilen auch nur dem angeborenen Wandertrieb und Zug nach Abenteuern folgend, alle Güter der Civilisation gegen Existenzbedingungen vertauschen, die überhaupt zu ertragen nur einer ganz ungewöhnlichen körper-

lichen Zähigkeit und Stärke des Charakters möglich ist. Vergebens sind solche Kräfte nicht aufgeboten worden. Das weibliche Feingefühl, seine aneignende Macht der Sympathie, seine Gewöhnung des Duldens und der ruhigen Ergebung ins Unvermeidliche werden mehr und mehr dazu beitragen, ein neues Element in die Beziehungen unserer Kulturvölker zu den ihnen fernstehenden und zu den barbarischen Rassen zu bringen. Keinem Missionar, sondern einer vereinzelten, gänzlich vereinsamten Frau, der Engländerin Miß Slessor, ist es gelungen, über einen Negerstamm Westafrikas in Calabar, unter dem sie seit zweiundzwanzig Jahren — und so viel ich weiß, heute noch — lebt, eine solche Autorität zu gewinnen, daß sie wie ein Häuptling geachtet und ihren Befehlen Folge geleistet wird. So brachte sie es endlich dahin, sowohl die bei Begräbnissen üblichen Morde als auch die Gottesgerichte durch den Genuß giftiger Substanzen und die fortwährenden Kriegszüge der einzelnen Stämme gegen einander abzuschaffen. Sie that noch mehr. Der Fluch des schwarzen Kontinentes, die Zauberei, bezeichnet im afrikanischen Westen alle Doppelgeburten als ein Unheil, dessen böse Folgen nur durch den Tod der Zwilligskinder und ihrer Mutter aufgehoben werden können. Die Kinder werden gewöhnlich lebend in Kisten gezwängt und erstickt, die Frau, die ihnen das Leben gab, wird in die Urwälder gejagt und so dem Untergang preisgegeben. Selbst über diese mit religiösen Vorstellungen verquickten grausamen Wahnvorstellungen siegte Miß Slessors Klugheit und geduldiges Ausharren. Sie verzichtete nie auf den Glauben, auch die Seelen dieser unglücklichen, verlassenen Kanibalen seien noch besseren Regungen zugänglich, und wurde nicht getäuscht. Ein Neger warnte sie mit Gefahr des eigenen Lebens vor einem Anschlag gegen das ihre; als 1897 Miß Kingsley sie in Calabar aufsuchte, war sie Zeuge der Rettung eines Zwillingskindes und seiner Mutter; sie berechnete die Zahl der überhaupt durch Miß Slessor geretteten kleinen Negerkinder auf viele Hunderte.

Was Miß Kingsley selbst geleistet hat, ist kaum weniger denkwürdig. Als Ichthyologin, um die mächtigen Ströme Westafrikas nach seltenen oder noch unbekannten Arten von Süßwasserfischen zu durchforschen, hat sie allein und zu wiederholten Malen mehrere Jahre in diesen entlegenen Regionen, meist unter wilden Negerstämmen, zugebracht; das Interesse an den Menschen überwog auch bei ihr sehr bald die ursprünglich auf wissenschaftliche Zwecke gerichtete Absicht. Sie erlernte mehrere Negersprachen und Dialekte, sammelte über Sitten, Gebräuche und religiöse Vorstellungen der Eingeborenen wichtige Beobachtungen und viele noch unbekannte Thatsachen und wollte abermals nach Westafrika zurückkehren, als der Burenkrieg ausbrach. Sie hielt es für Pflicht, ihre in den außergewöhnlichen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren gestählte Kraft in den Dienst der Opfer des Krieges

zu stellen, begab sich nach Simonstown in ein Burenlazareth, pflegte dort mit höchster Aufopferung Kranke und Verwundete, bis sie der Ansteckung durch das hier herrschende bösartige Fieber erlag und sich einer Operation unterziehen mußte. Es war, um sie zu unternehmen, Niemand als eine weibliche Aerztin zur Hand. Die Operation vermochte sie nicht zu retten. Als Miß Kingsley sich verloren wußte, erbat sie sich die Gunst, allein zu sterben, und verfügte, man solle ihre Leiche ins Meer versenken. Beides geschah. Ihr allein ist die Auszeichnung widerfahren, zuerst mit militärischen Ehren auf ihrem letzten Weg begleitet und hierauf unter dem Seemannsgruß englischer Matrosen den Wogen des Ozeans übergeben zu werden. Eine andere Frau, die noch unter uns lebende Mrs. Bishop, lange unter ihrem Mädchennamen, Isabella Bird, in der Reiseliteratur bekannt, begann als Zweiundzwanzigjährige ihre Forschungen in Nordamerika. Sie bereiste die Sandwichinseln, dann noch wenig bekannte Gebiete Japans und hat, acht Jahre hindurch, Central-Asien durchforscht. Sie war von 1881 bis 1886 mit einem englischen Arzt verheirathet, kehrte nach dessen Tod nach Asien zurück, durchwanderte Persien, Kurdistan, Sibirien, die Mandschurei, Tibet, China und Korea, gründete im Orient fünf Spitäler und ein Waisenhaus und ist sowohl mit der Feder als durch mündliche Vorträge für das Wohl der asiatischen Bevölkerungen, besonders in Bezug auf Einrichtungen für ärztliche Hilfe und Beistand bei Krankheiten, unermüdlich thätig. Mrs. Bishop ist die erste Frau, die von der Royal Geographical Society zum Mitglied ernannt wurde und die Ehre hatte, vor dieser Körperschaft einen Vortrag über ihre Beobachtungen in Sze Chuan zu halten. Sie war bereits fünfundsechzig Jahre alt, als sie „zur Erholung“, wie sie sagt, und nach den in Korea bestandenen Strapazen, 1897 die Fahrt den Yang-tse auswärts, von Schanghai bis zu den Bergstämmen der Man-tse, unternahm. Mit geringen Ausnahmen erwiesen sich die Bevölkerungen der von ihr besuchten chinesischen Provinzen durchaus feindsälig. Sie verweigerten der oft zu Tode ermüdeten Reisenden elende Herbergen und Beschaffung von Lebensmitteln, die sich, in den besten Fällen, auf etwas Thee, Reis und zuweilen Geflügel beschränkten, belagerten einmal unter entsetzlichen Drohungen zu mehreren Tausenden das finstere Loch, das man ihr zur Unterkunft für die Nacht angewiesen hatte, und zwangen sie, mit dem Revolver in der Hand sich hinter der letzten schützenden Planke zu vertheidigen, die sie noch von ihren wüthenden Angreifern trennte; die späte Dazwischenkunft des Mandarinen, der ihren Paß in Händen hatte und Repressalien fürchtete, rettete ihr damals das Leben. Doch die chinesischen Autoritäten konnten und wollten auch gar nicht verhindern, daß sie zu wiederholten Malen angefallen, einmal einen Schlag auf die Brust, ein anderes Mal einen Steinwurf gegen

den Kopf erhielt, der ihr die Besinnung raubte und langes Leiden auferlegte. Dennoch hat Mrs. Bishop sich niemals beklagt oder den Schutz der Konsulate in eigener Sache angerufen. Sie nahm es als selbstverständlich hin, wenn Gefahren, die ihr bloßes Erscheinen als Fremde herausforderte, sie bedrohten oder arme, unwissende Menschen sie, wenn sie zum Beispiel photographische Aufnahmen machte, der Magie beschuldigten, weil sie Dämonen in der Kamera verborgen glaubten und ihnen die Macht zuschrieben, schlechtes Metall in Gold zu verwandeln. Die Urtheile in den Reisewerken der Mrs. Bishop über die Chinesen wie über so viele andere von ihr beobachtete Völkerschaften sind durchweg mild, verständnißvoll für ganz fernliegende, schwer zu durchdringende, oft so abstoßende Zustände und niemals durch persönlich Gelittenes beeinflußt. Das Selbe gilt von anderen Berichten aus weiblicher Feder, die sich anführen ließen. Die größere Unabhängigkeit und den Unternehmungsgeist des Mannes ersetzt bei der Frau die passive Widerstandskraft, die es ihr ermöglicht, sich den äußeren Verhältnissen anzupassen, alle Entbehrungen zu ertragen und streng nach den vom Klima vorgeschriebenen, hygienischen Bedingungen zu leben. Ich erinnere nur an die Prinzessin Therese von Bayern, die den nord- und südamerikanischen Kontinent zu wiederholten Malen durchquert, Wochen und Monate hindurch auf schlechten Dampfern große brasilianische Ströme befahren, in Zelten und zuweilen selbst ohne solche im Freien, nur mit dem Sattel als Kopfkissen, genächtigt, mit gebrochener Rippe einen langen Ritt durch den Urwald fortgesetzt, schwierige Bergbesteigungen und Fußtouren bei sengender Tropenhitze oder im Schnee ausgeführt, mit eiserner Willenskraft sich alle der Gesundheit schädlichen Erleichterungen dabei versagt und dazu noch allabendlich ihre Notizen zu Papier gebracht und ihre Sammlungen geordnet hat. Sie that all Das allein; ihre Begleiterinnen besaßen nicht ihre naturwissenschaftlichen Interessen, theilten aber die Beschwerden der Reise. Zwei von ihnen sind später Gattinnen und Mütter gesunder Kinder geworden, ohne daß ihr eigenes Wohlbefinden durch die überstandenen Anstrengungen gelitten hätte.

Wie hier die Unverheirathete, so ist bei der nichtkatholischen Missionthätigkeit die Frau als Gefährtin des Gatten vorzugsweise betheiligt. Missionberichte aus jüngster Zeit geben ihr das Zeugniß, daß sie mit dem selben Heldenmuth wie der Mann, leider oft unter entsetzlichen seelischen und körperlichen Qualen, in den Tod gegangen ist, ohne daß bei den Ueberlebenden der heroische Entschluß ins Wanken gekommen wäre, die gelichteten Reihen unverdrossen wieder zu füllen.

Eben so wenig wie hier, bei einer Vereinigung von körperlichen Anstrengungen mit intellektueller Thätigkeit, versagt bei der Frau in der Ehe die Fähigkeit zu ausschließlich geistiger Produktion. Es verdient gewiß Be-

achtung, daß die größten Leistungen auf den Gebieten der Dichtung, der Kunst, zum Theil auch der Wissenschaft auf Verheirathete zurückführen. Es genügt, in nicht zu ferner Vergangenheit und Gegenwart an die allbekannten Namen von Madame de La Fayette, Madame de Sévigné, Madame d'Epinay, Madame Dacier, Madame Roland, Madame Vigée-Le Brun, Angelika Kaufmann, Frau von Staël, Mrs. Barret-Browning, Mrs. Beecher-Stowe, George Eliot, Sophie La Roche, Bettina von Arnim, Frau von Ebner-Eschenbach, Mrs. Humphrey Ward, Mathilde Serao, Emilia Pardo-Bazan zu erinnern. Mit der Einschränkung freilich, daß, mit wenigen Ausnahmen, diese Frauen sämmtlich — wenn nicht reich, so doch — vermögend genug waren, um die Aussicht auf materiellen Gewinn nicht zu berücksichtigen. Diejenigen unter ihnen, die in der Memoiren- und Briefliteratur Unvergleichliches leisteten, thaten es aus innerem Antrieb, ohne Rücksicht auf das allgemeine Publikum, und wurden erst nach ihrem Tode berühmt. Weibliche Celebritäten unserer Tage, wie die Mathematikerin und Astronomin Mrs. Sommerville, die klassisch geschulte, römische Archäologin Gräfin Lovatelli, Tochter des Herzogs von Sermoneta, selbst George Sand und die Gelehrsamkeit mit Genius vereinigende George Eliot, haben, obwohl die beiden zuletzt Genannten längere Zeit in beschränkten Verhältnissen gelebt haben, den eigentlichen Druck der Noth nicht gekannt, während Madame Desbordes-Valmore oder Charlotte Brontë, die ihr ganzes Leben hindurch damit zu kämpfen hatten und mit ihrem Herzblut schrieben, wie so viele Andere unter der ihnen auferlegten doppelten Last der Produktion um des Broterwerbes willen zusammenbrachen. Die unter dem Gebot der Nothwendigkeit geforderte Produktion wird, bei der Frau wie bei dem Mann, nur um den Preis außerordentlicher Willensstärke und Befähigung durchführbar sein.

Daß diese Eigenschaften gegeben sind, beweist die zeitlich verhältnißmäßig so kurze, an Resultaten geradezu verblüffende Geschichte der Frauenbewegung seit den fünfzig Jahren ihres praktischen Auftretens unter den civilisirten Nationen. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika, etwa ein Jahrzehnt später in Europa, begann für das weibliche Geschlecht der Eintritt in den Wettbewerb auf allen Gebieten, mit Ausnahme des Heeresdienstes, den, nach Auffassung der Vertheidiger ihrer Sache, das Kindergebären wettmacht. In den Vereinigten Staaten, wo keine nennenswerthen Hemmungen oder Vorurtheile die Bewegung aufhielten, giebt es weibliche Fabrikinspektoren, Bibliothekare, Lehrer aller Abstufungen, von der Volksschullehrerin für beide Geschlechter bis zu den Rektoren der vier Frauen-Universitäten, wozu noch die fünfte katholische, kürzlich in Washington eröffnete, zu rechnen ist. Frauen sind Aerzte, Professoren, Geistliche, Missionare, Advokaten, Rechtskundige, Reporter, Journalisten, Studenten auf allen Hoch-

schulen, die dort beiden Geschlechtern ohne Unterschied zugänglich sind. Vier Staaten haben ihnen das gleiche Wahlrecht wie den Männern, fünfundzwanzig eine berathende Stimme in Schulsachen, ein Staat das Wahlrecht bei den Gemeindewahlen, mehrere Staaten ein Gleiches in Steuerfragen ertheilt. Auf dieser Höhe der Entwickelung angelangt, ist die Frauenfrage nach allgemeinen, rein menschlichen Gesichtspunkten zu beurtheilen; für beide Geschlechter ist hier mens sana in corpore sano, Begabung und Widerstandskraft der einzelnen Persönlichkeit das Entscheidende.

Ueber den Umstand, daß die Frau, physisch doppelt belastet, den Kampf ums Dasein aufnimmt, über eine prinzipielle Unterscheidung also zwischen Unverheiratheten und Verheiratheten, wird, mit Ausnahme einiger Rechtsfragen, kein Wort mehr gesagt. Es ist Sache der Einzelnen, mit den Verhältnissen sich abzufinden und gegebenen Falles den Preis zu zahlen, der von allen Kämpfenden ohne Unterschied gefordert wird. Wie hoch er ist, geht daraus hervor, daß in mehreren Staaten der Union die Gesetzgebung schützend eintreten und Maßregeln gegen den Gatten ergreifen muß, der nicht nur den Unterhalt der Familie auf die Schultern der Mutter seiner Kinder abwälzt, sondern auch sich selbst von ihr unterhalten läßt. In solchen Fällen ist die Scheidung und die Verpflichtung zu bestimmten pekuniären Leistungen des Vaters vorgesehen. Bedenklicher, weil nicht nur Ehe und Familie, sondern das Wohl des Staates gefährdend, ist ein anderer, von Mrs. Fenwick-Miller auf dem internationalen Frauenkongreß zu London (International Council of Women) im Juli 1899 zur Sprache gebrachter Punkt. Der Unmöglichkeit der Ausübung eines speziellen Berufes für die Mutter einer großen Familie soll durch Beschränkung der Kinderzahl und Herbeiführung von Zuständen gesteuert werden, denen Frankreich aus ökonomischen Motiven den Rückgang seiner kaum mehr stationären Bevölkerung und den drohenden Verlust seiner Machtstellung in der Welt verdankt.

Im Zusammenhang damit und der Vollständigkeit wegen gedenken die Verfasserinnen von „Mutterschaft und geistige Arbeit" auch des von einer Minderheit niemals ganz aufgegebenen Versuches, das Dilemma dadurch zu umgehen, daß sie die Ehe überhaupt ablehnt und mit dem Besitz des Kindes sich zufrieden giebt. „Der verhängnißvolle Trugschluß", wie sie ihn mit Recht bezeichnen, dürfte zu seinen Gunsten kein anderes Argument als die Leichtigkeit anzuführen haben, mit der er sich ins Praktische übertragen läßt. Aber eben dadurch ist er gerichtet. Darkness visible ist das unvermeidliche Ende. Ich kenne einen englischen Roman, worin dieses Problem der freien Liebe mit großer Feinheit behandelt und die unglückliche Mutter durch das eigene Kind, die Tochter, verurtheilt wird, die Rechenschaft von ihr fordert und sie dadurch in den Tod treibt.

In Bezug auf den Bruch der Frau mit Sitte und Gesetz, auch in solchen Fällen, wo der religiöse Konflikt für sie ausgeschlossen bleibt, spricht, beredter als jede Fiktion, das Verhalten einer der überlegensten Frauen, die das Unglück hatte, durch eine solche Erfahrung zu gehen. George Eliot — so erzählte mir selbst eine Freundin, Mrs. G., die sie genau kannte — litt so schwer unter dem Druck ihres durch die Umstände in den Augen Vieler zwar entschuldbaren, aber immerhin ganz illegalen Verhältnisses zu Mr. Lewes, das sie, auf der Höhe ihres Ruhmes, sich nicht entschließen konnte, in London allein über die Straße zu gehen.

Die Einsicht, daß nach dem fast überwiegenden Zeugniß sowohl der von Adele Gerhard und Helene Simon angeführten Experten als nach den Lehren der Erfahrung gewisse Berufsarten, vor Allem die Schauspielkunst, den Mutterpflichten fast unerträglich erscheinen, hat die geniale und wahrhaft menschenfreundliche Königin von Rumänien, Carmen Sylva, zu dem Ausspruch veranlaßt: „Unter dem Nebenberuf der Frau dürfen vor Allem die Kinder nicht leiden, weder körperlich noch geistig. Wenn es sich nicht vereinigen läßt, ist es einfach, unverheirathet zu bleiben.“ Darauf muß leider erwidert werden: Das ist eben nicht einfach. Es giebt Imponderabilien, die sich jeder Berechnung entziehen, und dazu gehört das menschliche Herz, besonders das weibliche. Keine Begeisterung für intellektuelle Güter beeinträchtigt die Rechte der Natur und die Ansprüche des Gefühls; keine uns bekannte Frauenexistenz hat, auch wo die Wahl zwischen Hunger und Liebe, diesen zwei großen beherrschenden Mächten der Welt, lag, aus Rücksichten der Klugheit auf ihr weibliches Glück verzichtet; kein Mädchen kann bei der Berufswahl voraussehen, ob, wann und wie ihre weiblichen Geschicke sich erfüllen werden. Gerade die Begabtesten haben unbedenklich lieber den Lorber sich von der Stirn genommen als ihnen entsagt: ich erinnere nur an das noch unvergessene Beispiel von Sofie Kowalewskij.

Glücklicher Weise sind so tragische Lösungen nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Nicht nur, weil es doch zufällig auch gute Ehen giebt, in denen die Arbeit des Lebens entweder getheilt oder die Frau in die begünstigte Lage versetzt wird, ihren Antheil am Erwerb nicht nothgedrungen fortsetzen zu müssen, sondern vor Allem, weil die Durchschnittsziffer von einem bis zu vier Kindern, die für die überwiegende Zahl der Ehen als Norm angenommen wird, sehr oft auch späte Eheschließungen oder die von Experten mehrfach erwähnte Entlastung durch hilfreiche Verwandte und andere häusliche Einrichtungen bei dem Wegfall gesellschaftlicher Verpflichtungen der Frau die zum geistigen Schaffen nothwendige Zeit sichern.

Die verheiratheten Frauen sprechen sich denn auch einstimmig günstig aus. Die umbrische Dichterin Alinda Brunamonti, die schon als vierzehn-

jähriges Mädchen außergewöhnliche Erfolge hatte und nach einer glücklichen Jugend in glücklicher Ehe als Mutter zweier Kinder lebte, sagt: „Durch eine angemessene Eintheilung, die mich an Zeit verlieren läßt, durch eine meinem Geist eigene Geschwindigkeit und durch meine robuste Organisation gelingt es mir, allen Pflichten zu genügen, sowohl denen in der Familie als jenen der Weiterbildung und Produktion". Alinda Brunamonti lebt abwechselnd in der kleinen Stadt Perugia und auf dem Lande. Optimistisch wie das ihre lautet das Urtheil aller Frauen, die frei mit ihrem Talent schalten konnten. Eine von ihnen, eine angelsächsische Schriftstellerin von Ruf, erwähnt, sie habe ihren Kindern zu Liebe ihre intellektuelle Arbeit zwanzig Jahre hindurch unterbrochen und sie dann, ohne merkliche Abnahme der Kraft, bis zu ihrem achtundsiebenzigsten Jahr weitergeführt. Dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß auch ausschließlich literarisch beschäftigte Frauen, wie zum Beispiel die ganz hervorragende Schriftstellerin Arvède Barine, die in Paris lebt, den Gegensatz zwischen mütterlichen Pflichten und den Ansprüchen einer literarischen Laufbahn als einen unversöhnlichen bezeichnen. In Bezug auf den ärztlichen Beruf, worin die Frauen so Großes leisteten, besonders während der Kalamitäten, die, vor Allem in Indien und Rußland, durch Hungersnoth und epidemische Krankheiten ungeheure Anforderungen an ihre Leistungfähigkeit gestellt haben, lauten die Ansichten widersprechend, wenn auch die Erfahrung vorwiegend zu Gunsten der Möglichkeit einer Fortführung des Berufes in solchen Verhältnissen spricht, wo die Hetzpeitsche materieller Noth die Frau nicht erbarmunglos zur Gewinnung des Lebensunterhaltes zwingt. Eine solche ist aber bei allen übrigen wissenschaftlichen Disziplinen nur in den Ausnahmefällen zu erwerben, wo Sitten, Anschauungen und die sozialen Verhältnisse der Frau durch die mit dem gelehrten Beruf verbundene Lebensstellung ein festes Einkommen gewähren. In den Vereinigten Staaten, die schon auf der Stufe angelangt sind, wohin die Frauenfrage in anderen Ländern noch strebt, sind fast alle Universitäten — mit Ausnahme der katholischen, die, wie bereits gesagt, das Trinity College in Washington ausschließlich für weibliche Studenten bestimmt haben — den Frauen offen. Der Bericht der Unterrichts-Kommission für 1896 und 1897 zählt jedoch nur 15000 Studentinnen auf, die sich für einen ausschließlich gelehrten Beruf vorbereiteten. Hier hat augenscheinlich schon die Erkenntniß gesiegt, wie Angebot und Nachfrage, vornehmlich nach Lehrkräften, entscheiden müssen. Das Selbe gilt für Kanada, wo seit siebenzehn Jahren die akademischen Grade Frauen ertheilt werden und nur sieben Prozent der Schulpflichtigen bis zum Universitätstudium gelangen. In Frankreich, wo die Lage eine sehr günstige ist, kommen 817 weibliche auf 28264 männliche Studenten. Von den 245 Frauen der Universität Paris haben 87 Medizin, 53 Arzneikunde,

37 die schönen, 18 die exakten Wissenschaften, 2 das Rechtsstudium gewählt. In dieser Zahl, wie unter den 362 Frauen, die von 1875 bis 1888 den Doktortitel erhielten, sind neben den Französinnen auch Fremde einbegriffen. Daß in Oxford und Cambridge, wo die akademischen Grade im Gegensatz zu den Hochschulen Schottlands und den englischen Gründungen jüngeren Datums den Frauen verweigert, diese aber zu den Prüfungen zugelassen werden, junge Mädchen ihre männlichen Nebenbuhler in der Mathematik, in den naturwissenschaftlichen und philologischen Fächern geschlagen und die größten Auszeichnungen davongetragen haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es genügt, an die Namen von Miß Fawcett und Miß Le Page-Renouf zu erinnern. Keine von ihnen hat, meines Wissens, ihre Kenntnisse praktisch verwerthet. Miß Le Page-Renouf hat sogar, durch philantropische Beweggründe bestimmt, die klassische Philologie aufgegeben, um nachträglich Medizin zu studiren. Aber auch in England wird der gelehrte Beruf von verhältnißmäßig wenigen Frauen ergriffen, obwohl dort, wie in Amerika, ihre Thätigkeit in der Journalistik, in der schönen Literatur, der Novellistik vor Allem, in der Kunst auf allen ihren Gebieten eine täglich zunehmende ist. Die Quantität ist überwältigend: über die Qualität freilich wird mehr und mehr geklagt und die Gegenwart, nicht zu ihrem Vortheil, mit der Vergangenheit verglichen. Das Niveau der Dichtung in Poesie und Prosa, das in den früheren Tagen des viktorianischen Zeitalters — und zwar nicht zum Wenigsten durch den Antheil des weiblichen Genius — so hoch war, ist gesunken und es wird von den kompetentesten Richtern hinzugefügt, daß der gelehrte Ballast und die Absichtlichkeit der Thesen, zu deren Gunsten er aufgeboten wird, die späteren Werke von George Eliot und die ganze Produktion von Mrs. Humphrey-Ward zum Nachtheil der künstlerischen Wirkung beeinflußt. Den Beweis, inwieweit erworbenes Wissen die Naturanlage fördert oder ihr hinderlich werden kann, hat der weibliche Genius noch nicht erbracht. Jedenfalls darf auch ihm die sichere Grundlage der Schulung nicht fehlen.

Wir müßten die Eigenart unseres Volkes, sein Bestreben nach Erkenntniß, den idealen Zug der Liebe zu geistigen Gütern verkennen, wollten wir daran zweifeln, daß gerade in Deutschland, wo die Anforderungen geistiger Bildung so hoch gestellt sind, die Frau auch künftig ihre ganze Kraft, selbst mit Gefahr für Gesundheit und Leben, einsetzen wird, um in dem einmal aufgenommenen Kampf ebenbürtig neben dem Mann zu bestehen. Und aus innerer Ueberzeugung füge ich hinzu: es bleibt ihr keine andere Wahl. Aber zugleich hat mich das Gefühl der Verantwortung, in einer so folgenschweren Sache eine persönliche Meinungäußerung abzugeben, noch im Jahr 1890 dazu veranlaßt, mit Berufung auf die deutsche Dichtung und Rechtsauffassung daran zu erinnern, wie die Betheiligung der Frau am politischen Leben und

der politischen Agitation, ja, selbst ihr Eintritt in den Wettbewerb der geistigen Berufsarten, mit Ausnahme des Lehrberufes für ihr Geschlecht, des ärztlichen und damit der Krankenpflege in weitestem Sinn, dem Empfinden unserer Rasse und ihrer Auffassung von der Stellung des Weibes, wie Literatur, Geschichte und Entwickelung des nationalen Lebens sie erfaßt und ausgebildet haben, nicht entspreche. Das glaube ich auch heute noch. Die Schlußfolgerungen, zu dem die Verfasserinnen des Buches über Mutterschaft und geistige Arbeit gelangen, sind kaum dazu angethan, diese Bedenken zu mildern. Sie sagen: „Da die Hinausschiebung geistiger Arbeit in ein späteres Lebensalter zuweilen Schädigung, oft direktes Verkümmern des Könnens bedeutet, so ist in der Mehrzahl der Berufe zwischen geistigem und künstlerischem Schaffen und dem erfüllten Frauenleben ein Konflikt unvermeidlich. Eine Lösung des Konfliktes scheint uns ausgeschlossen, weil sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesens als auch die des Schaffenstriebes Gefahr für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit in sich birgt." Diese Anschauung ist sogar pessimistischer als die meine. Eine prinzipielle Unterscheidung zwischen der unverheiratheten und der verheiratheten Frau erscheint, ich muß es wiederholen, deshalb unzulässig, weil in der Zukunft noch mehr als bis jetzt die Mädchenjahre auch die Studienjahre sein und die äußeren Umstände darüber entscheiden werden, ob Ehe und Mutterschaft die begonnene Arbeit zu unterbrechen haben oder nicht. Unüberwindliche physische Schwierigkeiten sind bei der normal gesunden und leistungfähigen Frau nicht zu fürchten. Die Ueberbürdung tritt erst mit der Nothwendigkeit des Erwerbes ein; und mit allem Nachdruck möchte ich noch einmal davor warnen, ihn nicht in geistigen Berufsarten zu suchen, wo er, in absehbarer Zeit und nicht nur bei uns in Deutschland, nicht zu finden sein wird. Es giebt in Amerika weibliche Reporter und Journalisten, die in Chicago oder New-York zwischen 15000 und 30000 Mark jährlich verdienen. Aber von den tausend weiblichen Reportern, die bei der letzten Zählung in den Vereinigten Staaten thätig waren, verdienen die meisten, noch dazu in großen Städten, nur tausend bis zweitausend Dollars im Jahr und ihr Handwerk ist so peinlich, oft so abstoßend und der guten Literatur wie dem gutem Geschmack so wenig förderlich, daß eine der Vorsitzenden des International Congress of Women 1899, ohne Widerspruch zu finden, erklären konnte, das Scheuern von Dielen wäre dieser Beschäftigung vorzuziehen. Das Schicksal der 36000 italienischen Volksschullehrerinnen, deren Einkommen zwischen 250 und 600 Lire jährlich schwankt, hat Ada Negri, die es an sich erfuhr, mit zorniger Empörung in ihrer Dichtung verewigt. In Deutschland ersparen Staat, Gemeinde und Private ihren Angestellten so bittere Erfahrungen. Allein wie Viele, die schon jetzt, bei verhältnißmäßig beschränkter Konkurrenz, vergebens auf eine Anstellung

hoffen und darauf angewiesen sind, vor den ihnen verschlossenen Pforten der staatlichen und wissenschaftlichen Anstalten ihre gelehrten Kenntnisse schriftstellerisch in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zu verwerthen! Glücklich, wenn sie dafür einen Verleger finden, noch glücklicher, wenn er zahlt! Einzelne bevorzugte Ausnahmen kommen hier nicht in Betracht. Nur die erzählende Literatur, vor Allem der Roman, vermag den Lebensunterhalt, nicht selten den Reichthum zu geben. Der Minderheit geistig überarbeiteter Frauen steht leider ein ganzes Heer von solchen weiblichen Wesen — und auch Männern — gegenüber, die die Literatur überhaupt nur in der Form der Unterhaltunglecture kennen und aus dieser ihren geistigen Bedarf schöpfen. Es ist in dieser Beziehung als ein Glück zu betrachten, daß die wachsenden Bedürfnisse der Gesellschaft, besonders die soziale Frage in allen ihren Formen, die unbeschäftigte, in sträflicher Gleichgiltigkeit dahin lebende Frau eben so sicher ausschließen werden, wie sie es heute schon mit dem unbeschäftigten Manne thun. Die Arbeit drängt von allen Seiten, aber es sind der Arbeiter noch lange nicht genug. Erwacht nur einmal die Einsicht, ein Jeder und eine Jede von uns besitze die Fähigkeit, nicht Großes, aber Gutes zu thun, eine Lücke auszufüllen, einer leiblichen oder geistigen Noth hilfreich entgegenzukommen, dann werden Romanzeitungen und Feuilletons zwar an Abonnenten und deren Verfasser an Einnahmen verlieren, die Menschheit aber wird unendlich gewinnen. Ich kann hier nicht der Schöpfungen gedenken, die ganz besonders durch weibliches Organisationtalent ins Leben gerufen worden sind. Dem Kind, der Wöchnerin, der verlassenen und rathlosen Jugend der Großstadt, den Arbeiterfamilien, den Gefangenen und den aus Strafanstalten Entlassenen, den Schwachen, den Genesenden, den Alkoholisten und deren Opfern, all den Schiffbrüchigen auf dem uferlosen Meer des Elendes wird auf diese Weise weibliche Hilfe zu Theil.

In den großen Metropolen bewältigen die Vorsteherinnen solcher Organisationen, Klubs, Vereine oder Bureaux die Arbeitlast von Verwaltungen, die sich über ganze Länder und selbst auf überseeische Verbindungen erstrecken. Eine uns bekannte, schlichte, jetzt alt gewordene Frau hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1890 bereits sechzigmal die Ueberfahrt nach Kanada gemacht, um auf dortigen Farmen theils verwaiste, theils in den Straßen Londons von ihren Eltern verlassene kleine Mädchen und Jungen als Landarbeiter unterzubringen. Die Kapitäne der Schiffe, selbst viele Passagiere kannten sie und halfen, wo sie konnten. Die Dampferlinien gewährten Preisermäßigungen. In Kanada übernahmen andere Frauen die Obhut über ihre Schutzbefohlenen. Wohlthätige Menschen ermöglichten ihr das Werk, dem der Aufenthalt der Kinder in einem Asyl voranging, bis sie gesundheitlich und geistig befähigt waren, die Reise anzutreten.

Diese Wohlthäterin verlangte keinen anderen Dank als Uebersendung ihrer Photographien, wenn es ihnen geglückt war, eine Lebensstellung zu finden. Die meisten dieser Bilder zeigen uns gut gekleidete, zufriedene, augenscheinlich in guten Verhältnissen lebende junge Leute. Die Kinder, fünfzig an der Zahl, die sie jedesmal einschiffte, sahen nicht mehr herabgekommen aus, sondern auffallend stark, oft schön, mit rosigen Gesichtern. Das leistete Jahrzehnte hindurch eine unbemittelte Matrone. Es bedarf nur des Beispiels praktisch organisirter Thätigkeit, um den guten Willen, dem die Verwendung fehlt, in richtige Bahnen zu lenken.

Seit Beginn unserer Civilisation hat das weibliche Geschlecht als solches in der christlichen Laienwelt das nicht zu unterschätzende Gewicht seiner Entsagung in die Wagschale der menschlichen Geschicke geworfen. Seit kaum fünfzig Jahren ist es vom Zuschauerraum auf die Bühne, vom passiven zu thätigem Eingreifen in die Oeffentlichkeit gerufen: mit dem Kopf, mit dem Herzen, mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Die Frau am Wenigsten darf ihr Recht auf Entwickelung der ihr gegebenen Fähigkeiten mit den Ansprüchen der Selbstsucht auf individuelles Glück verwechseln, wenn es nur auf Kosten anderer Persönlichkeiten zu erreichen ist. Eben so ist für die unverstandene Frau, von Carmen Silva als Diejenige definirt, die die Anderen nicht versteht, kein Platz mehr auf dieser beschäftigten Welt. Doppelt belastet, aber auch doppelt verpflichtet, von selbstloser Hingebung, Einfachheit des Lebens, Reinheit des Wandels und der Gesinnung getragen und von jenem unvertilgbaren Idealismus beseelt, der das Vorrecht ihrer Natur ist, tritt die Frau im Wettkampf des Lebens auf die Seite des Guten.

Nicht nur Pflege und Vermehrung des Wissens, sondern Veredelung der Sitten, Festigung des Charakters, eine Botschaft der Liebe erwartet die Welt von ihr. Der Hüterin des häuslichen Herdes, der Mutter kommender Geschlechter vertraut sie nicht nur den Mann und das eigene Kind, sondern alle geistig und materiell Enterbten an. Auf dem Lehrstuhl, in der Klinik, in praktischer Werkthätigkeit oder die Feder in der Hand: überall ergeht an sie der Ruf, dem die erste Schriftstellerin Italiens, Mathilde Serao, die Romandichterin, so beredten Ausdruck verleiht: „In der Reife der Jahre ist mir die Wahrheit klarer und lichter, der Weg erkennbarer, die Pflicht deutlicher geworden. Die Eitelkeit von Schönheit und Jugend, die Trugbilder glänzenden Wahnes sind mir in ihrer vollendeten Wirklichkeit erschienen, die Täuschungen vom Baum meines Lebens abgefallen wie welke Blätter im Herbst. Doch wenn man aufgehört hat, an eine Sache zu glauben, so glaubt man an eine andere. Es giebt schmerzvolle, mächtige, heroische und unselige Existenzen, die Niemand kennt, bleiche Gestalten von Männern und Frauen, die nicht von Liebe im gewöhnlichen Sinn bewegt sind, über deren Schicksalen

nicht die großen Ausbrüche der Leidenschaft, sondern andere Motive des Handelns, dauerndere, reinere, leidvollere Empfindungen walten. Diese Tragoedien sind unheilbarer, dunkler, würdiger des Verzeihens und des Mitleides. Meine sterblichen Augen haben diese Menge gesehen und einsame Helden unter ihr erkannt. Mein Geist hat sich mit dem Band innigster Theilnahme diesen ungenannten Märtyrern verbunden. Und Thränen des Erbarmens drangen mir für sie aus dem Herzen. Wenn jetzt meine arbeitende Künstlerhand über einen anderen Gegenstand schriebe, so verdiente sie, verflucht zu werden."

München. Lady Blennerhassett.



Hände.

Wenn ich in den Ferien als Mediziner bei meinem Onkel, dem Landarzt, zu Besuch weilte, liebte er es, mich auf seinen langen und beschwerlichen Wegen zu den Kranken mitzunehmen.

„Etwas besonders Wissenschaftliches kannst Du da freilich nicht lernen", pflegte er zu sagen, „obgleich wir alten Landbader immerhin Erfahrungen haben, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Aber Du sollst sehen, wie sauer sich Unsereiner sein Brot verdienen muß, auf daß es Dir besser ergehe auf Erden! Und" — wie alle alten Aerzte aus der früheren Zeit machte er gern seine witzelnden Bemerkungen — „Du sollst hinter das philologische Geheimniß kommen, daß das Adjektiv aurea in dem Merkwort aurea praxis sich nicht von aurum, das Gold, sondern von aura, die Brechneigung, ableitet."

Nach einer solchen Bemerkung senkte er den Kopf und schaute mich mit blinzelnden Augen von der Seite an; und so oft ich auch den „aurea-Witz" schon gehört hatte: dieses schlaue Blinzeln seiner Augen über den oberen Brillenrand verhalf mir immer von Neuem zur Möglichkeit, ihm meinen Beifall durch ein herzliches Lachen auszudrücken, das er, angenehm berührt durch die Wirkung seines Witzes, mit einem liebevollen Rippenstoß quittirte.

„Was?", sagte er dann, „ganz dumm wird man doch durch die Bauern nicht! Man darf nur nicht schon ein latenter Bauer sein, wenn man in die Praxis kommt; dann wird man auch in Paris kein Kirchenlicht!" Und ein solcher Ausdruck, wie „latenter Bauer", freute ihn Tage lang.

Auf diesen Wanderungen durch die Dörfer und diesen anstrengenden Märschen im Gebirge habe ich viel Elend gesehen und große Noth; und wenn ich nichts Anderes heimgebracht hätte als eine Vertiefung meines Mitleids und eine leidenschaftliche Liebe zu den armen Kranken, so wären diese Wege doch köstlich und schön gewesen. So aber erfreute ich mich noch außerdem an der herrlichen Landschaft, für die der Onkel sich ein warmes Gefühl bewahrt hatte und die mir zu weisen, ihn immer von Neuem entzückte; lernte ich die Wunder

der märchenhaften Nachtgänge durch die schweigenden Felder kennen und die Geheimnisse der dunklen Waldmorgen, that einen erstaunten Blick in die Seelen der Bauern und Arbeiter, mit denen ihr geliebter Arzt in ihrer seltsamen Sprache verkehrte, und ergötzte mich immer von Neuem an den krausen Einfällen des Onkels, der bei all seiner Müh und Plage und bei dem Ernst seines Berufes das Herz eines Kindes besaß, — mit allen Launen und Wünschen eines solchen, aber auch mit seiner Freude und seinen Begehrlichkeiten. Und ich denke gern an jene Abende zurück.

Unvergeßlich aber wird mir eine Augustnacht bleiben, wo der Onkel an mein Bett trat und mich fragte, ob ich Lust habe, ihn sofort zu einem Schwerkranken ins Gebirge zu begleiten; der Wagen warte und ich müsse mich sputen, wenn ich mitwolle; viel Zeit sei nach dem Bericht des Boten nicht zu verlieren. Ich machte mich rasch fertig und wir fuhren in dem offenen Wäglein davon.

Es war die ruhigste, feierlichste Sommernacht, die ich erlebt habe. Wie in einem entzückenden Märchen lag Dorf und Feld im Mondschein träumend da; und das Klappern der Pferdehufe, das Wiehern und Schnauben der Thiere war der einzige Ton, der die unendliche Stille unterbrach. Der Bote saß neben dem Kutscher auf dem Bock, der Oheim hatte sich in seinen Radmantel gehüllt und schien ein Wenig weiter zu schlafen. Ich aber schaute träumend in die flimmernde, schimmernde Mondlandschaft. Mein Herz war durch die merkwürdige, geruhige Schönheit der schlafenden Felder, durch die geheimnißvolle Klarheit der zitternden Luft, durch das Leuchten des sternübersäten Himmels in eine glückliche Erregung versetzt und ich schaute mit staunenden Augen in das Wunder, das mich umgab. Ich athmete tief auf; mir war, als ob ich noch niemals die Größe der Welt und ihre Schönheit so klar gefühlt hätte wie in dieser schweigenden, verträumten Nacht; und ein Glücksgefühl, daß ich zu dieser Welt gehöre, erfüllte mich und ließ meine Augen überquellen. Ich fühlte, wie meine Blicke klarer wurden, wie diese beglückende Philosophie des Einsseins meiner Seele mit der Seele der Landschaft mich gefangen nahm und ruhig und selig machte, selig, wie die religiöse Vorstellung von der Seligkeit, und ich wußte, daß die flimmernde, schwingende Luft rings um mich aus dem selben Stoff sei wie meine Seele.

So mag wohl eine Stunde dahingeflossen sein, ohne daß ich ein Bewußtsein der verströmenden Zeit hatte. Der Weg war steiler geworden, die Pferde gingen langsamer und blieben endlich stehen. Ich nahm dem Onkel seine Instrumententasche ab und wir stiegen hinter dem Boten den steilen Fußpfad hinan, der zu dem Hause des Erkrankten emporführte.

Als wir auf der Höhe des Bergkammes angelangt waren und plötzlich, wie eine Schneelandschaft, nur viel duftiger und zauberischer, die Ebene im Mondlicht vor uns lag, mußten wir Beide einen Augenblick tiefathmend stehen bleiben. Ein feiner, bläulich weißer Schimmer lag über der ganzen Landschaft, die Felder und Bäume waren ganz in die durchsichtigen Schleier des Mondlichtes gehüllt und die Sterne schienen in dieser Höhe näher zu leuchten und inniger zu blinken; eine Sternschnuppe fiel ruhig in schönem Bogen über den Himmel und der Mond lächelte auf die Erde hernieder. Mein Oheim aber wies im Weiterschreiten auf zwei Gestalten hin, die auf dem schmalen Fußwege, scheinbar ganz nah, einem einsamen Gehöfte zuschritten.

„Das ist der Pfarrer und der Sakristan", sagte er. „Wir müssen rasch gehen; die Beiden haben das selbe Ziel wie wir."

So beschleunigten wir unsere Schritte und traten nur wenige Minuten nach dem Geistlichen in die Stube des Schwerkranken. Es war eine geräumige Bauernstube, der Mondschein fiel in einem breiten Streifen ins Gemach, während der übrige Theil des Zimmers nur schwach von zwei Kerzen erleuchtet war, zwischen denen ich ein Kruzifix stehen sah. Nah dem Fenster und im Mondschein war das Lager des Kranken. Der Priester stand schon bei ihm, leise betend; ein stilles Kopfnicken begrüßte uns und wir traten an das Bett des Sterbenden. Er lag mit bleichem, angstvollem Gesicht auf seinem Kissen; das Gesicht war weißer als das Bettlaken und mühsam hob sich, wie zu einem schweren Seufzer, seine entblößte Brust. Er schaute mit unsäglich traurigen Augen den Onkel an; es war, als müßte er sich erst lange, lange besinnen, wer die fremden Menschen seien, die an sein Bett getreten waren; keine Regung in seinem Angesicht verrieth, daß er seinen Arzt erkannte. Dann schaute er lange zu dem Geistlichen hinüber und schloß schwer seufzend die Lider.

Der Onkel hatte sich über die Brust des Kranken gebeugt und horchte auf den Herzschlag des still Gewordenen. Er horchte länger, als ich es sonst bei ihm gewohnt war, dann hob er den Kopf und winkte mich herbei; und auch ich horchte auf den matter werdenden Puls des müden Herzens. „Eine innere Blutung", sagte der Arzt leise und nickte dem Pfarrer verständnißvoll zu; „wir werden noch eine Einspritzung machen", sagte er dann zu mir. Ich reichte ihm die kleine Spritze und das Fläschchen mit dem scharfriechenden Kampheröl und trat vom Bett zurück. Auch der Sakristan war zum Pfarrer getreten, hatte ihm die kleine Büchse mit dem Salböl gegeben und stand nun mit gefalteten Händen wieder neben mir im Dunkel des Gemaches. Es war ganz still im Zimmer, die Athemzüge des Sterbenden waren seltener geworden und mir schien, als ob ich die Bewegungen der Lippen des Pfarrers hören müßte, der lautlos sein Gebet sprach. Und er nahm die Watte und gab dem Sterbenden die letzte Salbung auf den Weg, während der Arzt seine Spritzennadel unter die Haut des Verscheidenden einführte.

Und nun schien mir plötzlich alles Licht auf die Hände der beiden Männer gesammelt, die um den Kranken bemüht waren; der Streifen des Mondscheins, der durch das Fenster in die Stube fiel, schien auf einmal die Leuchtkraft des Sonnenlichtes zu bekommen und hob sich scharf von dem Dunkel der Umgebung ab. Und in diesem hellen, weißen Licht sah ich nichts als den bleichen, blutleeren, entblößten Körper des Menschen, der seinen letzten Seufzer aushauchen mußte, sah seine ergebenen, müden, auf Alles vorbereiteten Hände, die auf der Brust gekreuzt waren; sah auf jeder Seite des Körpers emsig beschäftigte Hände, links die feierlichen, ihr pathetisches Amt versehenden Hände des Priesters, der die Hände des Sterbenden salbte, und rechts die nervösen, eilenden Hände des Arztes, der an der Spritze hantirte, die dem letzten, flackernden Flämmchen des Lebens noch neues Oel zuführen wollten. Und wie ich so auf diese bewegten Hände sah, die allein in Licht getaucht waren, während schon die Arme der Beiden im Dunkel verschwammen, da wuchsen sie vor meinen erregten Blicken ins Riesige: wie ein grandioses Monument des Lebens schien mir diese Gruppe von Fingern,

diese Hände des Menschen, um den sich irdische und himmlische Mächte bemühten, diese bleichen, abgearbeiteten Finger, die für das Diesseits und Jenseits gerettet werden sollten. Und jetzt, da der Pfarrer mit seinen ernsten Fingern die linke Hand des Sterbenden salben wollte, an der die Finger des Arztes beschäftigt waren, und von ihrer Seite herübergriffen zu der Seite des Arztes, da war es eine Sekunde lang, als ob ein Kampf um den Besitz die vier Hände errege, als ob sie sich den Raum streitig machen wollten. Aber die Brust des Kranken hob sich in diesem Augenblick, ein langgezogenes Gurgeln, angstvoll und schauerlich, erschütterte seinen Körper, — dann war es still im Gemach. Und die Hände des Arztes, die schon so oft über Tod und Leben entschieden hatten, hoben sich von der Brust des Verstorbenen und machten zum Pfarrer hinüber eine ruhige Bewegung, als wollten sie ihm sagen, daß er gesiegt habe. Da antwortete die Rechte des Priesters mit einer verzichtenden Neigung und machte ein Kreuz über den Toten. Und die Hände der Beiden verschwanden aus dem Licht . . .

Die Strahlen des Mondes aber lagen breit und ruhig auf den gefalteten Händen des Verstorbenen; und lagen so ruhig auf den Händen des Toten, wie sie früher auf denen des Lebenden geruht hatten. Die Beiden, Pfarrer und Arzt, schüttelten einander freundschaftlich die Hände; und wir traten wieder in die Landschaft hinaus.

Und in jener Sommernacht, als wir wieder in unserem Wagen saßen und durch den Mondschein nach Hause fuhren, der Onkel fest in seinen Radmantel gehüllt und in seiner Wagenecke scheinbar ruhig und befriedigt nach der anstrengenden Arbeit schlummernd, während ich in meiner Jugend das ganze Pathos der miterlebten Todesstunde eines Menschen nachfühlte, in jener Sommernacht, durch die ich im glücklichen Gefühl des Einsseins mit der Natur zu dem Kranken gefahren war und die auch jetzt noch schön und herrlich und überwältigend in ihrer Ruhe und träumerischen Klarheit vor meinen Blicken sich ausbreitete, in jener Nacht, als ich von dem Sterbelager eines mir fremden Bauern dahinfuhr, wurde mir klar, daß die Philosophie der Zusammengehörigkeit der Menschen zu der Natur doch nicht den letzten Rest der menschlichen Sehnsucht befriedige, daß sie eine Lücke habe; daß die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit doch nur bis zur Haut des Menschen reiche, nicht tiefer, und daß im Menschen Etwas zittere und bebe, sich sehne und dränge, das im Gegensatze zu der ewig gleichgiltigen Ruhe der Natur stehen muß; daß unsere Seele denn doch nicht das selbe Fluidum sei wie die zitternde, flimmernde Luft, die da rings um uns ausgegossen ist . . . Und in jener Stimmung beugte ich mich auf die Hand des Arztes herab, um sie zu küssen; und ich hätte, wenn der Pfarrer an meiner Seite gesessen wäre, eben so innig seine Hände geküßt . . .

Es war gut, daß der Onkel schlief und scheinbar von meiner Erregung nichts merkte; denn er hätte sonst wohl allen Respekt vor seinem Neffen, dem Mediziner, in jener Sommernacht verloren.

Und so fuhren wir durch die bläulich schimmernde Mondnacht, zwischen schlafenden Wiesen und Feldern, zwischen verträumten Bäumen, durch die stille Landschaft dem Hause des Oheims zu.

Prag. Hugo Salus.

Das Aktiengesetz.

Das Volk verlangt nun einmal nach Gesetzen. Es hat den Glauben, daß alles Böse durch den Gesetzesbuchstaben zu beschwören sei. Wie aber das Gesetz wirken soll, wie weit es gehen muß, um das zu bekämpfende Uebel wirklich an der Wurzel zu fassen: Das wissen die Massen nicht, die nie Charlatanerie von legislativer Einsicht unterscheiden gelernt haben. Und es gelingt um so leichter, ihre Gunst zu erwerben, je weniger das Gebiet bekannt ist, das von der Gesetzgebung befruchtet werden soll. Zu diesen Gebieten gehört Alles, was mit der Börse in Zusammenhang steht. Man sollte Das eigentlich nicht annehmen dürfen. Denn die Börse ist ein Institut, über das Jeder spricht. Wenige vertheidigen es rückhaltlos, die Meisten verdammen es in zornigem Uebereifer. Es giebt nicht viele Menschen, die es auf ihren Eid nehmen könnten, noch niemals von den Früchten des Giftbaumes genascht zu haben, und trotzdem haben alle diese Leute vom Wesen der Börse eine eben so unzutreffende Vorstellung wie von der Natur der Aktiengesellschaft. Diese allgemeine Unkenntniß spiegelt sich nun auch in unserer Gesetzgebung wider. Von unseren sonst ja sehr wackeren Reichstagsabgeordneten haben die Wenigsten hinter die Coulissen des Aktienhandels geschaut; und Die es thaten und daher mit dem innersten Wesen der Materie recht vertraut sind, sitzen unter jenen Parteien des Parlamentes, die den kapitalistischen Schwindel für eine der größten Offenbarungen des Zeitgeistes halten, und verwerthen ihre Beredsamkeit, um jede solide Bestimmung aus dem Gesetz hinwegzudiskutiren. Unter den Oppositionparteien aber, die geneigt sind, die Auswüchse der kapitalistischen Produktionweise zu bekämpfen, fehlt wieder jede intime Kenntniß der Dinge. Man hat da wohl die unbestimmte Vorstellung, daß auf der anderen Seite Unrecht als Recht verfochten wird, und der Unwille darüber bricht sich in ethischen Tiraden Bahn. Aber es fehlt die Fähigkeit, dem Gegner auf dem Boden der Thatsachen entgegenzutreten. Aus dieser eigenartigen Lage der Dinge heraus ist die Genesis des Börsengesetzes zu begreifen. Das Volk forderte nun einmal ein Gesetz. Es war zum Theil auch nothwendig geworden. Aber es mußte schließlich doch etwas Mangelhaftes herauskommen. Das Börsengesetz brauchte viel weniger umfangreich zu sein, wenn man rechtzeitig erkannt hätte, daß der sogenannte Börsenschwindel nur durch eine Aenderung des Aktienrechtes ins Herz getroffen werden kann. Das Börsengesetz kann ja das Publikum immer nur vor der Uebervortheilung beim Börsenhandel schützen. Auf den Werth und den Charakter der Aktie selbst hat es natürlich keinen Einfluß. Was nützt es aber, wenn eine an sich unsolide Aktie in der solidesten Form gehandelt wird? Nun kann man zwar einwenden, das seit dem ersten Januar 1900 geltende Handelsgesetzbuch habe mannichfache Verbesserungen auch in den Bestimmungen des Aktiengesetzes gebracht. Das soll nicht geleugnet werden. Aber diese Aenderungen lassen eben doch jene intime Kenntniß der Dinge vermissen, ohne die man dem Schwindel nie auf den Pelz rücken kann; daher bleibt eine Verschärfung und nochmalige Umgestaltung des Aktiengesetzes dringend nothwendig. Man kann auch mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß nach den unvermeidlichen Katastrophen, die der Niedergang der Konjunktur mit sich bringen muß, die Stimme des Volkes sich regen und nach neuen Gesetzgebungmaßregeln verlangen wird. Sollte

man im Lande des allgemeinen Stimmrechts ihr Gehör schenken, so müßten die aus den letzten Vorgängen geschöpften Erfahrungen in geeigneter Weise verwerthet werden.

Alles, was sich bisher vor unseren Augen abgespielt hat, ließ jedenfalls eine Bestimmung des Aktiengesetzes mindestens sehr problematisch erscheinen: nämlich die Verantwortlichkeit der Aufsichtrathsmitglieder. In den Fällen, wo es gelang, ihnen Untreue oder absichtliche Täuschung der Aktionäre nachzuweisen, fühlte sich das Rechtsbewußtsein befriedigt. Aber wie schwer ist solcher Nachweis! In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, in denen die Herren Aufsichträthe Betrügereien der Direktoren Jahre lang geschehen ließen, mußte man, wohl oder übel, ihren guten Glauben annehmen. Was man ihnen vorwerfen konnte, war also höchstens eine grob fahrlässige Handlungweise. Das Aktiengesetz macht in solchen Fällen die Aufsichtrathsmitglieder mit ihrem Vermögen haftbar. Das wäre zunächst ja ganz schön, da die Herren meist Vermögen besitzen. Aber fast alle Vorgänge der letzten Zeit, besonders die bei den Spielhagenbanken, zeigen, wie lasch solche Regreßansprüche behandelt werden. Der selig entschlafene Baron von Cohn hat durch seine Fahrlässigkeit das Publikum mindestens um zehn Millionen geschädigt. Von den Millionen, die er in Form von Dividenden und Tantiemen zu Unrecht erhalten hatte, erklären die Erben sich jetzt bereit, drei Millionen gütigst herauszuzahlen. Bei den Aufsichträthen der dresdener Kreditanstalt werden wir voraussichtlich etwas ganz Aehnliches erleben. Das ist ja auch insofern kein Wunder, als ohne Zweifel solche civilrechtlichen Schadenersatzansprüche immer sehr schwer festzustellen sind. Ferner aber liegt die Beschlußfassung über diese Ansprüche in den Händen der Generalversammlung; und wer da weiß, welche alberne Komoedie eine solche Generalversammlung ist, Der wird sich selbst sagen können, in wie wenigen Fällen es den Aktionären gelingt, mit ihren Regreßansprüchen durchzudringen. Natürlich müssen die Regreßansprüche weiter bestehen bleiben, denn die Aufsichträthe sind berufen, den Vorstand im Interesse der Aktionäre zu überwachen, und, wenn sie dieser Obliegenheit nicht nachkommen, zum Schadenersatz verpflichtet. Aber neben der civilrechtlichen Verantwortlichkeit müßte dem Strafrecht, müßte dem Staatsanwalt eine weitgehende Befugniß zugewiesen werden. Solche gewinnbringende Fahrlässigkeit sollte mit Gefängniß bis zu einem Jahr und Geldstrafe bis zu 20000 Mark bedroht sein. Allerdings wäre es dann nöthig, den Paragraphen 314 des Handelsgesetzbuches zu ändern, der heute Mitglieder des Aufsichtrathes und des Vorstandes, die wissentlich falsche Darstellungen geben, nur mit Gefängniß bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 20000 Mark bedroht. In diesem Falle wäre Gefängniß nicht unter einem Monat, im Höchstmaß bis zu fünf Jahren, und Geldstrafe bis zu 40000 Mark am Platz. Vielleicht thäte man auch hier gut, die geringste Geldstrafe auf 5000 Mark festzusetzen und darüber hinaus dem Richter freien Spielraum zu lassen. Ich bin sonst kein Freund von Strafbestimmungen; aber da die civilrechtliche Verantwortlichkeit den Herren Aufsichträthen zu geringe Sorgen macht, so würde die Furcht vor dem Staatsanwalt die Bequemen auf die Aufsichtrathsposten verzichten lassen und die Gierigen bestimmen, für ihre hohen Bezüge doch wenigstens Etwas zu leisten. Bei so strengen Strafen würden auch die meisten Finanzleute sich hüten, nach wie vor eine Anzahl von Aufsichtrathsstellen zu übernehmen; dadurch wird es ihnen heute ja geradezu unmöglich gemacht, selbst wenn sie es wollten, ihre Pflicht zu thun.

Die Höhe der von mir vorgeschlagenen Strafen rechtfertigt sich auch durch die sehr große Gemeinfährlichkeit solcher Fahrlässigkeit. Denn durch die lüderliche Geschäftsführung von Direktion und Aufsichtrath werden in vielen Fällen mehr Menschenleben geopfert als durch die That manches gemeinen Verbrechers.

Ein wichtiger Punkt, der außerdem noch der Aenderung bedarf, betrifft die Aufstellung und Veröffentlichung der Bilanz. Freilich: für die Aufstellung bestehen recht präzise und klare Vorschriften. Aber nicht in dem selben Maße für die Veröffentlichung. Besonders fehlt im Gesetz jede Vorschrift über den Inhalt des Geschäftsberichtes. Es ist ganz interessant, daß im Hypothekenbankgesetz genaue Einzelangaben für den Geschäftsbericht obligatorisch gemacht worden sind. Bei allen übrigen Aktiengesellschaften aber bleibt der Direktion überlassen, was sie hineinsetzen will. Nun ist ja freilich auch die genaueste Angabe des Geschäftsberichtes oft von recht zweifelhaftem Werth. Wenn zum Beispiel die Aktiengesellschaften in der Waarenfabrikation ihre Waarenbestände selbst ganz genau aufzählen, so kann sich der Laie doch nur schwer ein Bild von deren Werth machen. Bei den Waarengeschäften kommt noch hinzu, daß durch eine Veröffentlichung der Bestände Interna des Geschäftes der Konkurrenz verrathen werden können. All diese Gründe sind aber nicht stichhaltig für die Banken und die sogenannten Trustinstitute. Die geben in den allermeisten Fällen aus ihren Effekten- und Konsortialbeständen nur eine Auswahl, während es für die Aktionäre geradezu eine Lebensfrage ist, zu wissen, bei welchen Unternehmungen ihre Gesellschaft betheiligt ist. Wesentlicher noch sind andere Punkte. Während die Bilanz das Risiko der Gesellschaft aus dem Effekten- und Konsortialbestand wenigstens ziffernmäßig feststellt, giebt es andere bedenkliche Posten, die ihrer Natur nach in der Bilanz überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen können, deren Anführung im Geschäftsbericht also eine gebieterische Nothwendigkeit ist. Nehmen wir den folgenden Fall an: Eine Gesellschaft besitzt etwa für 50 Millionen Mark Wechsel. Von diesen 50 Millionen diskontirt sie am dreiundzwanzigsten Dezember 5 Millionen Mark an die Reichsbank. In der Bilanz vom einunddreißigsten Dezember figurirt in Folge dieser Transaktion ein Wechselbestand von nur 45 Millionen, während 5 Millionen einen recht ansehnlichen Kassenbestand bilden. Das ist bilanzmäßig korrekt, gewährt aber trotzdem ein ganz falsches Bild vom Status der Gesellschaft; denn bei der Diskontirung mußte die Bank ihre Girounterschrift auf den Wechsel setzen Sie haftet daher für den Eingang des Wechsels; aber diese Haftbarkeit für die diskontirten 5 Millionen Mark wird überhaupt nicht sichtbar. Es ist also durchaus nöthig, daß im Geschäftsbericht der Aktiengesellschaften auch ihre Giroverbindlichkeiten angegeben werden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den sogenannten reportirten Effekten. Auch da läßt sich der Status nie genau feststellen. Es ist zum Beispiel einer Bank leicht, über den Bilanztag hinaus ihr nicht ganz bequeme Effekten an ein befreundetes Institut abzuschieben. Aehnlicher Möglichkeiten ließe sich eine ganze Menge anführen. Und solche Dinge können von unsoliden Verwaltungen natürlich zum Nachtheil der Aktionäre ausgenutzt werden. Aber selbst wenn Das nicht geschieht, ist jede Unklarheit schädlich. Deshalb sollte man bei den aktienrechtlichen Bestimmungen einsetzen, wenn die Gesetzgeber wirklich das Publikum schützen wollen. Dafür könnte man viele, viele Bestimmungen des Börsengesetzes streichen.

Plutus.

Notizbuch.

Drei preußische Minister sind in die Ostprovinzen gereist. Lange haben sie sich dort nicht aufgehalten; und der Wunsch, die Excellenzen möchten auch die östlichen Winkel kennen lernen und selbst einmal sehen, unter welchen Lebensbedingungen das Gewimmel der infiniment petits da keuchend vorwärtszukriechen sucht, ist unerfüllt geblieben. Doch muß man gerecht sein und sagen: Die Minister haben sich als verständige Männer gezeigt. Sie waren gekommen, um schneller, als es auf dem staubigen Instanzenweg durch die Ressortstuben möglich wäre, in Westpreußen und Posen den Landwirthen Hilfe zu bringen, die durch den Ernteausfall der letzten Winterung schweren Schaden gelitten haben. Und dieser Zweck ihrer Reise wurde erreicht. Besonders soll der Freiherr von Rheinbaben, der neue Finanzminister, sich als einen Mann von Sachkenntniß, gesundem Menschenverstand und über das Miquelmaß hinausreichender Entschlußfähigkeit bewährt haben; und ihm in erster Reihe ist wohl das Ergebniß zu danken: rasche und wirksame Hilfe ohne allzu drückende finanzielle Belastung der östlichen Provinzialverbände. Freilich hatten die Oberpräsidenten geschickt vorgearbeitet. Schade, daß sie kaum Zeit hatten, die Minister bis an die Quellen des Uebels zu führen. Auch im Westen kommen Ernteausfälle und Mißwachsschäden vor; dort aber haben die Provinzen die Kraft, ohne gesammtstaatlichen Eingriff sich selbst zu helfen. Warum? Weil der Westen von edleren Menschen bewohnt, sein Boden besser mit dem Glauben an die Allheilsamkeit der Selbsthilfe gedüngt ist, für die, wenn es sich nicht gerade um Börsengesetze und Antisemitismus handelt, jede liberale Mannesseele erglüht? Nein: weil der Westen eine starke, das Land bereichernde Industrie hat. Werden nicht wenigstens die Anfänge solcher Entwickelung auch dem Osten endlich gesichert, dann wird jeder neue lokale Nothstand die Staatsregirung vor Aufgaben stellen, die nach und nach kaum noch zu bewältigen sein werden. Natürlich sollen die Minister nicht etwa Fabriken gründen. Aber sie sollen dafür sorgen, daß jeder im Osten ausführbare Auftrag in den Osten vergeben wird, und bei Submissionen nicht nur nach dem billigsten Angebot, sondern auch danach fragen, ob das Staatsinteresse nicht dafür spricht, den unter ungünstigen Verhältnissen auf industriellem Neuland Arbeitenden, trotz seiner etwas höheren Preisforderung, mit der Lieferung zu betrauen. Auf dem weiten Gebiete der Staatsbahnen soll künftig, so wird in Westpreußen erzählt, nach diesem Grundsatz gehandelt werden. Das würde — da ein solcher Gedanke gewiß nicht dem Hirn des Herrn Thielen entstammt, auch von einem einzelnen Ressortminister nicht durchgesetzt werden könnte — beweisen, daß Graf Bülow einzusehen begonnen hat, auch in Preußen gebe es ein Problem des Ostens. Vielleicht merkt er, wenn die Sache ihm richtig dargestellt wird, bald auch, daß ein beträchtliches Staatsinteresse gebietet, die junge ostdeutsche Industrie aus einer Klemme zu ziehen, in die sie ohne eigenes Verschulden gerathen ist. Die Sache ist furchtbar einfach. Nur durch eine vernünftige, nicht allzu hitzige, doch erst recht nicht zaghafte Industrialisirung kann der Wohlstand der Ostprovinzen gehoben werden. Nur solche Steigerung des Wohlstandes kann die verheerende Wirkung lokaler Nothstände mindern und vor der slavischen Fluth schützen, die schon alle deutschen Deiche wegzuschwemmen droht. Eine junge Industrie aber braucht, besonders auf schwierigem Boden, Geld und sichere Aufträge. Die Aufträge kann die Regirung in Fülle vergeben;

sie sollte auch die großen Banken zu der Erkenntniß bekehren, daß in den preußischen Ostmarken investirtes Geld nicht unter allen Umständen schlechter angelegt sein muß als das am Stillen Meer, am Vaal und am Yang-tse abenteuernde Kapital.

* * *

Herr Professor Lederer schreibt mir aus Wien:

„,Von der Zukunft wissen wir ja nichts, aber trotzdem läßt sich Dieses und Jenes darüber sagen', meint mit Ibsens Eylert Lövborg der Verfasser eines hier über die ,aristokratische Entwickelung der Bourgeoisie' veröffentlichten Artikels. Prophezeiungen sind immer subjektiv; und wer sich auf eine Widerlegung der dort ausgesprochenen Ansichten einlassen wollte, könnte die Zukunft auch nur durch den Spiegel seines Temperamentes sehen. Wohl aber lassen sich Einwendungen erheben gegen die Darstellung der ökonomi chen Entwickelung, ,in der die kulturellen Wandlungen wurzeln'. Der Verfasser hält sie für so weit vorgeschritten, ihre Resultate für gefestigt genug, um darauf weiter zu bauen. Und er setzt Prämissen, die nach heutiger Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse nur Hypothesen sind.

Die Kartelle bedeuten zweifellos die ökonomische Festigung der kapitalistischen Produktion, damit auch den Fortbestand des bürgerlichen Unternehmerthums; denn die verherenden, den Weltmarkt erschütternden Krisen sind nur bei anarchischer Produktion möglich. Aber nicht unmittelbar von diesen Krisen droht der kapitalisti chen Wirthschaft Gefahr. Die Welthandelskrisen, lehrt uns die Katastrophen-Theorie, fördern die Konzentration der Betriebe; und indem deren Zahl, die Zahl der Unternehmer, gegenüber den stetig anwachsenden Proletariermassen eben so stetig zusammenschrumpft, werde die Expropriation der Expropriateure vorbereitet. Die Konzentration der Kapitalsmacht in wenigen Händen ist al o die drohende Gefahr für die kapitalisti che Wirthschaft; und wenn auch die Kartelle, wie der Verfasser annimmt, in dieser Richtung wirken würden, könnten sie nicht konservirend, sie müßten revolvirend wirken. Thatsächlich aber halten die Kartelle die Konzentration der Betriebe in die Hand der größten Kapitalisten auf und geben in ihrem Rahmen auch kleineren und kleinen Unternehmen Raum zu gesichertem Fortbestande. Daß Diese ihre ökonomische Funktion an die Kartell-Leitung abgeben, macht sie zwar entbehrlich, kann sie aber nicht aus der Welt schaffen. Auch bei der Trustbildung, wo der Unternehmer den thatsächlichen Besitz seines Etablissements, also den letzten Rest der Verfügungsgewalt, aufgiebt und durch Uebergabe von Trust-Aktien entschädigt wird, bleibt er dennoch an der Entwickelung der Industrie mitbetheiligt. Ein Verschwinden des von den Großunternehmern unabhängigen Mittelstandes ist demnach nicht abzusehen. Der Bildung einer industriellen Aristokratie als Klasse steht aber auch der Mangel eines fideikomißartigen Institutes entgegen; und so wird der geschlossene Kreis durch eine während mehrerer Generationen fortgesetzte Erbtheilung erweitert werden, — nicht zu vergessen der Thatkraft junger Millionärssöhne, die durch Menschenalter aufgespeicherte Kapitalien in weit kürzerer Zeit in Cirkulation zu bringen verstehen. Die Erbtheilung führt ferner zur Bildung von Aktien- und ähnlichen Gesellschaften, die bekanntlich auch zur Demokratisirung des Besitzes beitragen.

Die kartellisti che Weltordnung ist nach der heutigen Gestaltung der Dinge des Sozialpropheten letztes Wort. Aber ihr Bestand ist nur gesichert, wenn sie wirklich als Ordnung erscheint, innerhalb ihrer Organisation allen Klassen auskömm-

liche Existenz gestattet, wenn sie das ‚größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl‘ fördert; denn das Bewußtsein darf nicht zurücktreten, daß die Aufgabe der Produktion in der Befriedigung der Konsumenten, nicht in der Erzielung des Unternehmergewinnes besteht. Wenn die Kartellpolitik nicht von sozialpolitischen Erwägungen bestimmt würde, wäre die Kartellorganisation nur ein Fortschritt auf dem Wege zur Sozialisirung, denn Monopolindustrien können gewiß am Leichtesten vom Staat verwaltet werden. Das ist aber kaum zu befürchten, denn der demokratische Gedanke ist schon zu fest eingewurzelt, um die Wiederkehr eines absoluten Regimentes, wenn auch einer neuen Klasse, zu gestatten. Daß auch unter demokratischen Formen aristokratisch — Das heißt: oligarchisch — regirt werden könne, lehrt freilich das Beispiel Amerikas. Aber die Vereinigten Staaten, wirthschaftlich in so mancher Hinsicht ein Spiegel unserer Zukunft, sind in der politischen Entwickelung der Arbeiterschaft wegen deren annoch günstiger Lage zurück; sollten sich drüben erst die Erwerbsverhältnisse der besitzlosen Klassen analog den unseren verschlechtern, dann wird auch die sozialdemokratische als Klassenpolitik Wurzel fassen, die ein allzu tiefes Sinken der Arbeitlöhne, eine unverhältnißmäßige Steigerung des Unternehmergewinnes verhütet. Gerade in den Kartellen finden die Arbeiter am Besten ihre Rechnung; und wenn moderne Einrichtungen, wenn die verschiedenen Formen der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn heute noch auf Widerstand stoßen: soziales Fühlen bildet schon einen so starken Bestandtheil unserer Kultur, daß es ohne sie kaum noch verschwinden könnte.

Ist also das Ende des unabhängigen Mittelstandes und des kulturfähigen Arbeiterstandes nicht zu befürchten, dann sind eo ipso die daran für die menschliche Kultur geknüpften Folgerungen widerlegt. Daß während des Bestehens der kapitalistischen Ordnung immer neue Gruppirungen der Klassen eintreten, sei zugegeben. Ein beherrschender Einfluß der materiell Mächtigsten auf das geistige Leben der Nationen ist aber nicht zu befürchten, denn sozialer und kultureller Fortschritt ist immer von den politisch, materiell und geistig Unterdrückten ausgegangen, ob es sich nun um Völkerkämpfe, um nationale oder Klassengegensätze handeln mochte.“

* * *

„Ein Mann, der als Christ und als Franzose geboren ist, sieht sich auf die Satire beschränkt; die großen Gegenstände sind ihm verwehrt. Manchmal versucht er es mit ihnen. Aber bald wendet er sich wieder den kleinen Gegenständen zu, die er durch die Schönheit seines Genies und seines Stils erhebt.“ An diese schwermüthigen Worte Labruyères wurde ich jüngst durch eine Notiz erinnert, die in einem selbst unter gebildeten Deutschen als lesbar geltenden Blatte Anatole France gewidmet war. Es war die Rede von Monsieur Bergeret à Paris, dem vierten Bande der Romanfolge, die unter dem anspruchsvollen Titel einer „Zeitgeschichte“ das Bild der so zerfahrenen politischen und gesellschaftlichen Zustände des heutigen Frankreichs entwerfen will. Das Buch wurde als Kunstwerk abgelehnt, sein Verfasser pöbelhaft geschmäht, seine humanen Tendenzen mit Worten von kraftmeierischer Ueberhebung verlacht, sein Stil als blaß und marklos verkleinert, seine Lehre endlich mit so haßerfüllter Bosheit verdächtigt, daß man sich verdutzt fragen mußte, welche Interessen dieser ohnmächtige Pasquillant zu schützen bestimmt oder bezahlt sei. Ich begreife die Gegnerschaft vollkommen, die Frances Schriftstellerei

in seinem Vaterlande gefunden hat. Seine Kunst, von schöpferischer Phantasie nie sehr stark befruchtet, tritt, seit die „Affaire" sein soziales Gewissen aufgerüttelt hat, immer mehr hinter die Tendenz zurück, die dieser stolz bewußte Intellektuelle bekennt. Dort bilden sein gelehrtes Wissen, die Ueberlegenheit seiner Denkweise, sein Geschmack, sein Stil, sein Witz eine Macht, die um so unbequemer wird, da die herrschenden Gewalten der Republik sich ihr verbündet haben. Aber was zwingt uns, die Zuschauer dieser tragischen Volkszerrüttung, dem Begriff der Intellektualität all die aus blinder Parteiwuth geborenen Merkmale anzuhängen, durch die man in Frankreich die Erbitterung gegen Alles, was mit dem Leben in der Idee zusammenhängt, zu wild ausbrechender Leidenschaft zu steigern sucht? Wie dürfen wir dulden, daß ein Namenloser Tausende gegen einen Mann einzunehmen sucht, dessen Worten selbst Lemaître und Brunetière subjektive Wahrheit nicht abzusprechen wagen, weil sie fühlen, daß stärker als dieser politische Gegner kein Patriot von der Noth seines Vaterlandes getroffen und aus der ästhetisirenden Beschaulichkeit des Schöngeistes gescheucht worden ist? Darum gerade möchte ich auf France und seine jüngste Schöpfung nachdrücklich hinweisen. Sie ist künstlerisch vielleicht schwächer als die früheren Bände dieser Romanfolge; die erfundenen Personen erinnern immer mehr an Photographie. Die Erhöhung des Persönlichen ins Typische läßt mehr als früher zu wünschen übrig. Man fühlt, daß die ästhetische Beurtheilung eines späteren Kunstrichters einer Verurtheilung sich nähern kann. Aber als zeitgeschichtliches Dokument gewinnen diese Bücher vielleicht an Werth. Ihre Satire ist aus Galle, philosophischer Skepsis und utopischem Zukunftglauben fein gemischt. Ihr Gegenstand kein großer, menschliche Thorheit nur in aller Kleinheit ihrer Niedertracht und Gemeinheit; aber wahr und warm behandelt. Man hat France verächtlich zu den Aufklärern gestellt, an die, neben dem positivistischen Bekenntniß, ja wohl sein glatter, durchsichtiger, etwas farbenarmer Stil gemahnt; aber ‚man' vergaß, hinzuzufügen, daß der Adel seiner persönlich unintereßirten Gesinnung und seine nach Gerechtigkeit lechzende Natur aus den selben fernen Quellen echter Menschlichkeit sich nährt, die der trübe Schlamm ekler Leidenschaft für immer zu stopfen droht. Vielleicht wird man von Anatole France später sagen, er habe als Christ und Franzose geschrieben. Davon scheint der armsälige Pasquillant in seiner zeternden Wuth keine Ahnung zu haben.

S.

* *
*

Herr M. Steuer schrieb mir aus Charlottenburg:

„Nachdem der Sturm Derer, die, gleichviel aus welchen Gründen, die Schutzfrist der Musikalien in Druck und Aufführung von dreißig auf fünfzig Jahre erhöht sehen wollten, abgeschlagen ist, scheint es angebracht, einen orientirenden Blick auf den Musikalienmarkt zu werfen und zu fragen, ob die dreißigjährige Schutzfrist ihm wie der deutschen Musik zum Segen gereicht hat.

Es dürfte bekannt sein, daß die Preise für Musikalien in Deutschland sich im Allgemeinen danach richten, ob die betreffende Komposition noch ‚geschützt' ist oder ob sie nachgedruckt werden darf. Für diesen Sachverhalt ist folgende Formel in Umlauf: Ungeschütztes ist billig, Geschütztes theuer. Jeder musikalische Mensch weiß, was der Käufer frei gewordener Musik den Firmen C. F. Peters und Breitkopf & Härtel in Leipzig, Litolff in Braunschweig, Steingräber u. s. w.

zu danken hat. C. F. Peters in Leipzig hat noch ein Uebriges gethan, da er nicht nur Freigewordenes in mustergiltiger Form auf den Markt bringt, sondern auch gute Kompositionen anderer Verleger in seine ‚Edition' aufnimmt und zu verhältnißmäßig billigen Preisen verkauft. Aber von diesen Konkurrenzausgaben abgesehen, ist der deutsche Musikalienhandel seit Jahr und Tag auf dem von ihm vertretenen Standpunkt stehen geblieben: er berechnet den Musikbogen von vier Seiten Druck mit 50 Pfennigen, wenn er nicht etwa vorzieht, den Preis auf 60 Pfennige zu erhöhen. Besonders talentirte Verleger haben sogar das Kunststück fertig gebracht, einen ungewöhnlich gangbaren Artikel durch Verbreiterung der Notensysteme, durch Vorsatzblätter und ähnliche Praktiken so in die Länge zu ziehen, daß, was 50 Pfennige kosten sollte, thatsächlich 90 Pfennige kostet, was 1 Mark kosten sollte, zu 1,80 Mark verkauft wird. Daß dieses Verfahren eigentlich auf eine Plünderung des kaufenden Publikums hinausläuft: dafür fehlte den betreffenden Herren zweifellos das volle Verständniß. Natürlich standen diese hohen Ladenpreise vielfach nur auf dem Papier; an gute Kunden, Musiklehrer und Institute, wurden Rabatte gewährt, die bis zu vierzig Prozent gingen und den Begriff des ‚Ladenpreises' illusorisch machten. Trotzdem blieb der Umsatz an neuerer Literatur, gewisse Modeartikel abgerechnet, in recht engen Grenzen; und von einem Gedeihen dieses Betriebes konnte füglich nicht gut die Rede sein.

In den Frieden dieser Stagnation griffen plötzlich mit rauher Hand die großen berliner und auswärtigen Waarenhäuser ein; und sie dürfen sich die Neubelebung des Musikalienhandels immerhin zum ‚Verdienst' anrechnen. Der Grundsatz, mit dem sie auch hier siegten, war der schon auf anderem Gebiet bewährte: die Masse muß es bringen. Gewisse Artikel wurden zu einem Preise verkauft, der einem ehrbaren Sortimenter die Haare zu Berge treiben mußte. Und so sah er sich vor die Alternative gestellt: entweder erhöhte Umsätze zu billigen Preisen oder — Untergang. Alles spitzte sich für ihn zu einem Konkurrenzkampf auf Tod und Leben zu. Selbstverständlich ist er in diesem Kampf auf die werkthätige Unterstützung der Verleger angewiesen. Und nun kommen wir zu dem springenden Punkt der ganzen Angelegenheit: Haben deutsche Musikverleger, das deutsche Publikum und, in letzter Instanz, die deutsche Kunst ein Interesse an der Verbilligung der Musikalien? Ich bedenke mich nicht einen Augenblick, alle drei Fragen entschieden zu bejahen. Je demokratischer die Tonkunst geworden ist, je größer und breiter das Publikum wurde, an das sie sich wenden mußte, desto nothwendiger wurde es auch, daß dem Geldbeutel dieser Massen nichts Ungebührliches, im eigentlichsten Sinne des Wortes ‚Unbilliges' zugemuthet wurde. Und Das läßt sich um so eher und leichter bewerkstelligen, als die gesteigerte Technik die Herstellung der Musikalien heute viel mehr erleichtert. Wenn also die ganze jetzige Verlagsberechnung — kleine Auflage, hoher Preis — von falschen Voraussetzungen ausgeht, wenn heute, so weit es sich eben überhaupt lohnt, nur ein Appell an die Massen Gewinn verspricht, so steht, wie ja der Erfolg der Volksausgaben zur Genüge zeigt, doch daneben auch fest, daß das Publikum nur auf Den wartet, der ihm unter der Devise ‚billig und gut' zeitgenössische Kompositionen zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden Preise liefern würde. Mehr aber als Publikum und Sortimenter haben unter den jetzigen

unverhältnißmäßig hohen Preisen deutsche Kunst und deutsche Künstler gelitten. Und dieser Umstand ist für die Beurtheilung der ganzen Frage entscheidend.

Ein paar Beispiele. Zu den Trägern unseres Musiklebens gehört ohne Zweifel das vierhändige Klavierspiel. Nun: wenn unsere Vierhänder das Gebiet der ‚frei gewordenen' Literatur verlassen, wenn sie zum Beispiel Brahms spielen wollen, so sind sie gezwungen, sich der Leihbibliothek zuzuwenden. Denn nur eine verschwindende Minderheit wird im Stande sein, für ein Klavierarrangement zu vier Händen gleich 6 bis 10 Mark zu zahlen. Vielleicht würde der Verleger, wenn der Preis die Hälfte oder den dritten Theil betrüge, nicht zehn-, sondern hundertmal mehr Exemplare absetzen als heute; aber einstweilen hat die Kunst den Schaden. Und es giebt noch schlimmere Fälle. Jedermann kennt und schätzt die trefflichen Arrangementes von Hugo Ulrich, doch nur Wenige wissen noch, daß dieser 1872 verstorbene Komponist zwei Symphonien geschrieben hat, von denen die sogenannte Sinfonie Triomphale sich dem Besten anreiht, was nach Schumann überhaupt auf diesem Gebiet geschaffen worden ist. Diese Symphonien sind aus dem Konzertleben verschwunden, eben so die geistreichen Orchester-Suiten Franz Lachners, die interessanten Konzert-Ouverturen Wilhelm Tauberts, Woldemar Bargiels und andere werthvolle Werke. Existirten von ihnen wenigstens billige Klavierbearbeitungen, so würde sich in das Haus retten können, was im Konzertsaal Neuerem, aber oft nicht Besseren Platz machen mußte. So jedoch zahlt der Komponist, in letzter Instanz die Kunst, die Zeche. Einer der wichtigsten Faktoren ihres Fortbestandes, die Tradition, die den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermittelt, wird ausgeschaltet, die so wesentlichen Mittel- und Bindeglieder, die oft so nöthig sind, um die Gegenwart richtig zu verstehen, werden beseitigt. Es wäre ein Leichtes, diese Beispiele ins Ungemessene zu vermehren und an ihnen den Beweis zu liefern, wie der ungebührlich und unverständig theure Preis der Musikalien überall schädigend und hemmend wirkt und die dreißigjährige Schutzfrist, statt der Kunst zu nützen, oft dieser schadet, ohne, wie es sein sollte, dem Künstler zu helfen.

Dem deutschen Musikalienhandel aber müssen wir leider noch schlechtere, aussichtlosere Zeiten prophezeien, wenn er sich nicht sehr bald entschließt, kaufmännisch zu kalkuliren und der immer energischer andrängenden Konkurrenz der Waarenhäuser durch verständige Modernisirung die Spitze zu bieten. Anfänge sind ja schon da; so sind, neben Anderen, Breitkopf & Härtel in Leipzig bestrebt gewesen, durch Preisreduktionen einen Theil ihres älteren Verlages abzustoßen, wodurch zweifellos Verkäufern wie Käufern gedient wurde. Aber Das genügt nicht, selbst wenn ihr Verfahren hier und da Nachahmung findet. Das Bedürfniß nach guter musikalischer Literatur ist ins Ungeheure gestiegen und erstreckt sich nicht nur auf die Klassiker, sondern auch auf die ‚Geschützten', zu denen neben den großen Umwälzern des vorigen Jahrhunderts ja auch die talentvollen Epigonen und Nachempfinder unserer Tage gehören. Dieses Massenbedürfniß besteht schon lange, es hat sogar schon die Kreise der Kleinbürger und Handwerker erfaßt und vermag allein den Riesenbetrieb des Instrumentenhandels wie die Konservatoriumseuche zu erklären. Selbst das Konzert- und Opernwesen ist demokratisirt worden; die Preise ihrer Veranstaltungen lassen deutlich erkennen, daß von der Massenbetheiligung der Gewinn erhofft wird. Der Musikalienhandel allein

hat bis heute diesem demokratischen Zug der Zeit widerstanden. Dabei ist er siech geworden und bedarf dringend der Erneuerung an Haupt und Gliedern."

* * *

Ich erhalte den folgenden Brief:

„Herr Professor Otto Eckmann veröffentlicht unter dem Titel ‚Unsere Wohnungen' in der ‚Umschau' vom fünfzehnten Juni einen Artikel, der meine theoretischen Ueberzeugungen auf die für mich verletzendste Weise kritisirt: er behauptet nämlich, ich selbst glaubte kaum oder überhaupt nicht an sie. Ich denke nicht daran, auf solche Kritik zu erwidern, da ja Herr Eckmann selbst diese Art Literatur als ‚Expektorationen' bezeichnet. ‚Ich benutze', schreibt er, ‚die Gelegenheit, um zur kritischen Prüfung solcher Expektorationen, die meinigen einbegriffen, anzuregen.' Wenn ein Chemiker die Neugier hätte, sie zu analysiren, so würde er ganz gewiß mehr Neid und Galle darin entdecken, als schicklich ist. Ferner auch Staub vom Wege nach Damaskus. Aber neben solchen Ergüssen bringt der Artikel auch eine Zeichnung, — falsch nach van de Velde. Herr Eckmann wählte die dümmste Konstruktionform, die ihm unter die Finger gerieth und die von gröblichstem Mißverstand der Elemente meiner Art und Kunst zeugt; dann kommentirt er sie, die nur eine entfernte Analogie mit den von mir gefundenen Formen zeigt, also: ‚... Beispiel eines beliebten Motivs eines bekannten Künstlers, der den konstruktiven Gedanken in seinen Werken so laut preist, daß Manche daran glauben.' Allen Denen, die meine Arbeiten kennen, wird wohl ohne Weiteres einleuchten, daß jene Zeichnung nicht etwa eine Nachahmung ist, sondern alle Merkmale eines absichtlich fälschenden Verfahrens trägt. Mir scheint, Herrn Eckmanns Kritik ist weniger auf Leute berechnet, die meine Arbeiten schätzen, als darauf, die Leute abzuschrecken, die sie nicht kennen. Ich gebe ihm aber zu bedenken, ob es vorsichtig war, dem Reiz einer übelwollenden Stimmung folgend, seine ‚Expektorationen' aufs Gerathewohl in die Luft zu schleudern. Hält er den Fall für unmöglich, daß ihm sein Auswurf auf die Nase falle? Ich fordere Herrn Eckmann hiermit öffentlich auf, ein einziges meiner Möbel zu produziren oder zu reproduziren, das die von ihm kommentirte Konstruktion aufweist.

Ich habe mich bisher aus Prinzip enthalten, auf die direkten Angriffe zu erwidern, die Herr Eckmann in der Neuen Deutschen Rundschau, in seiner Brochure über die pariser Weltausstellung und im Archiv für Buchgewerbe gegen mich gerichtet hat; auch die Werthurtheile in seiner jüngsten ‚Umschau' halte ich ihm zu Gute. Das sind, annähernd wenigstens, grade Hiebe von der Front. Diesmal aber sucht er mich vom Rücken her zu treffen, und wenn ich, bei der plötzlichen Kehrtwendung, nicht alle wünschenswerthe Rücksicht zu üben vermag, so hat er sich Das selbst zuzuschreiben. Das Publikum aber wird entscheiden, ob es einem Künstler wohl ansteht, gegen einen anderen eine solche Haltung einzunehmen. Auch wird es mich zu entschuldigen wissen, wenn ich gezwungen war, einem ‚Kollegen' auf die Finger zu klopfen, der unehrliche Mittel anwendet, um meine Kunst und meine Theorien zu verdächtigen, in die ich — was immer ihr absoluter Werth sei — mein Reinstes und Bestes lege.

Henry van de Velde."

* * *

Neuste Nachricht: Der Konsistorialrath Reicke wird in den berliner Magistrat, der Generaldirektor Ballin an die Spitze des preußischen Oberkirchenrathes berufen.

* * *

Was seit zwei Jahren hier als nahend beschrieben wurde, ist, ruchlosen Optimisten zum Leid, nun Ereigniß geworden: der Krach ist da. Kein lauter, wie 1873 der in starkem Stoß die hastig von Spekulantengier gethürmten Bauten niederreißt und die festen Grundmauern solider Bürgerhäuser verschont, — nein: ein latenter Krach, von dem man nicht redet, der aber selbst scheinbar unerschütterliche Fundamente lockert und dessen Wirkungweite noch nicht zu ermessen ist. Schneebleich stehen die Auguren vor den faulenden Eingeweiden der als erste Opfer gefallenen Leichen. Lange hatte die Losung gelautet: Halten, was irgend zu halten ist! Und der Schutztrust großer berliner Banken hatte ganz im Stillen manche Katastrophe verhindert. Da kam der Zusammenbruch der Hypothekenbanken, den eine minder fahrlässige Regirung als die der Herren Hammerstein-Loxten und Brefeld vorausgesehen hätte; und seitdem hat jede Woche neue Hiobsposten gebracht. Die Allgemeine Deutsche Kleinbahngesellschaft ächzt so laut, wirft von der einen sich so ungestüm auf die andere Seite, daß Entsetzen die Börse packt. Die Dresdener Kreditanstalt sucht der Blick und findet nur noch eine Ruine. Die Leipziger Bank stellt ihre Zahlungen ein. Des Helios Strahlen fangen sacht zu erbleichen an, Kummer ist im Konkurs und im Innersten recht vieler Elektrizitätgesellschaften sieht es kümmerlich aus. Fast alle Industriepapiere sind in steilem Fall schon gesunken, werden noch tiefer sinken — sogar in Westfalen und der Rheinprovinz furcht die Sorge Kommerzienrathstirnen — und von Respektlosen, die der Geschäfte schwer ergründliche Physiologie noch nicht durchaus studirt haben, wird bereits gefragt, ob es denn anständig sei, ohne die Möglichkeit sachkundiger Kontrole als reichlich bezahlter Pfründner in Aufsichträthen zu sitzen. Dahin also ist es gekommen! Eine Aufsichtrathsstelle soll nicht mehr die ehrenwerthe, weich gepolsterte Ruhstatt hoher Würdenträger und entamteter Excellenzen sein. Das Alles, sagen die Hoffenden, kann aber nicht lange dauern; noch wird gehalten, was irgend zu halten ist; und wenn das Publikum, das in seiner Angst jetzt Renten kauft, der knappen Verzinsung erst wieder überdrüssig wird und neuen Wagemuth gewinnt, dann wird es mit gedoppelter Lust sich auf Industriepapiere stürzen. Sehr möglich. Nur wird, bis es so weit ist, noch manches stolze Haupt in den Staub sinken müssen. Der Krach von 1873 brachte grellere Sensationen; der von 1901 sollte Betroffene und Betrachter ernster stimmen. Nicht faule Gründungen brechen heute zusammen. Welches Unternehmen ist jetzt noch gesund, welches krank zu nennen, — mit solcher Sicherheit, daß der nächste Tag die Diagnose nicht dem Gelächter preisgiebt? Auch die Kurzsicht muß mählich erkennen, daß Deutschlands Gewerbe sich übernommen, mit unzureichender Kapitalkraft englischem Muster nachgestrebt hat. Ganz so leicht, wie Mancher am hellen Tag träumte, ist es nicht, England zu spielen. Wenn ein Reservoir überfüllt ist, kann keine Macht der Erde das Wasser im Becken „halten“. Und der beste Dampfkessel platzt, wenn der Manometer über eine bestimmte Temperaturhöhe hinaussteigt.

* * *

Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß Herr und Frau Toutlemonde für geschäftliche Fragen sich hitziger als für politische oder gar künstlerische interessiren. Das Hemd ist auch dem Modernsten noch näher als der Rock. Von Geschäften wird deshalb mehr als sonst hier heute geredet. Das Bismarck-Denkmal kann warten; die sächsischen Finanzunfälle haben den Blick der Neudeutschen schnell

von der Gestalt des Sachsenwaldhelden weggelenkt. Nur ein paar Einzelheiten also für jetzt, die ich, beim Sichten des Materials, in einem nationalliberalen Blatt Bayerns fand. Ein flinker Beobachter erzählt da: „Endlich naht der Kaiser mit seiner Gattin, in offenem, mit zwei Schimmeln bespanntem Wagen. Man wußte im Publikum, daß er erst vor ein paar Stunden die Eisenbahn verlassen hatte. Sein Gesicht ist furchig, seine Haltung starr, zwischen einzelnen raschen Bewegungen. Auf seiner Backe ist keine Spur mehr von der bremer Lasche sichtbar. Der Marschallstab in seiner Rechten ist ein kleines Stöckchen mit Kettentroddel, das er fuchtelnd und zierliche Lufthiebe führend bewegt. Der Festakt begann. Die Schulkinder stimmten den Kantus ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre' an. Dann ging Herr von Levetzow als erster Redner auf die Kanzel. Die Excellenz, der früher im Reichstag bei etwas lauterem Reden das Gebiß herausschnappte, weshalb sie sehr undeutlich war, sprach die ersten paar Sätze laut und deutlich, war aber dann ziemlich unverständlich. Von Bülows Rede war vorher bekannt, daß sie ‚interessante Wendungen' enthalte. Man war sehr gespannt und beobachtete den Reichsnzler, als er sich anschickte, zur Rednertribüne zu gehen. Er schritt in das Kaiserzelt, hinter den Majestäten herum, dann seitlich in weitem Bogen nach vorn zu und blieb dort in gebückter Haltung stehen, bis ihm der Kaiser mit seinem Stöckchen zuwinkte. Dann eilte er an seinen Platz und begann seine Rede. Nachher quittirte der Kaiser die oratorische Leistung durch Händedruck und deutete mit dem Stöckchen auf Herrn von Levetzow, der um Erlaubniß zur Enthüllung bat. Diese erfolgte. Als Erster legte der Kaiser seinen Kranz ab. Nachher winkte er den Fürsten Herbert Bismarck mit seinem Stöckchen heran. Dieser kam rasch und stand gleich darauf gebückt, zwei Finger am Helm, einige Zeit, der Kaiser stramm hochgereckt, fast hintenüber. Bismarck ist um mehr als einen Kopf länger als der Kaiser; aber seine Haltung war leider so, daß der Kaiser von oben herabsah. Die Situation dauerte ungefähr fünf bis sieben Minuten und niemals kam Bismarck höher herauf. Unsereinem ein peinlicher Anblick. Zuerst sprach der Kaiser und Bismarck blieb in seiner Stellung mit zwei Fingern am Helm. Dann sprach Bismarck längere Zeit, sehr lebhaft mit der rechten Hand gestikulirend ... Dann sprach der Kaiser wieder, vielleicht halb so lange wie Bismarck, ebenfalls sehr lebhaft und mit seinem Stöckchen, theils mit dem Kopf, theils mit der Zwinge, markirend. Die Verabschiedung war kurz, ohne Händedruck. Der Kaiser drehte sich und ging rasch weg. Er sah jedoch nicht ungnädig aus, sondern etwa so, als ob man ja gleich nochmals zusammenkomme. Bismarck stand aber noch eine Weile, seine zwei Finger am Helm, in gebückter Haltung."

* *
*

Il y a des juges à Kiel. In der vorigen Woche führte der Deutsche Kaiser beim kieler Wettfahren das Ruder der „Iduna". Er kam als Dritter durchs Ziel und protestirte dann gegen des Siegers legitimen Erfolg. Die Regattarichter aber erklärten, der Protest sei ungerechtfertigt. Und es giebt Leute, die nach Bülows ohne Ermatten von Levysohn gepriesener Rede und nach solcher Richter unerbittlichem Spruch noch immer winseln, Niemand habe den Muth, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen!

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.